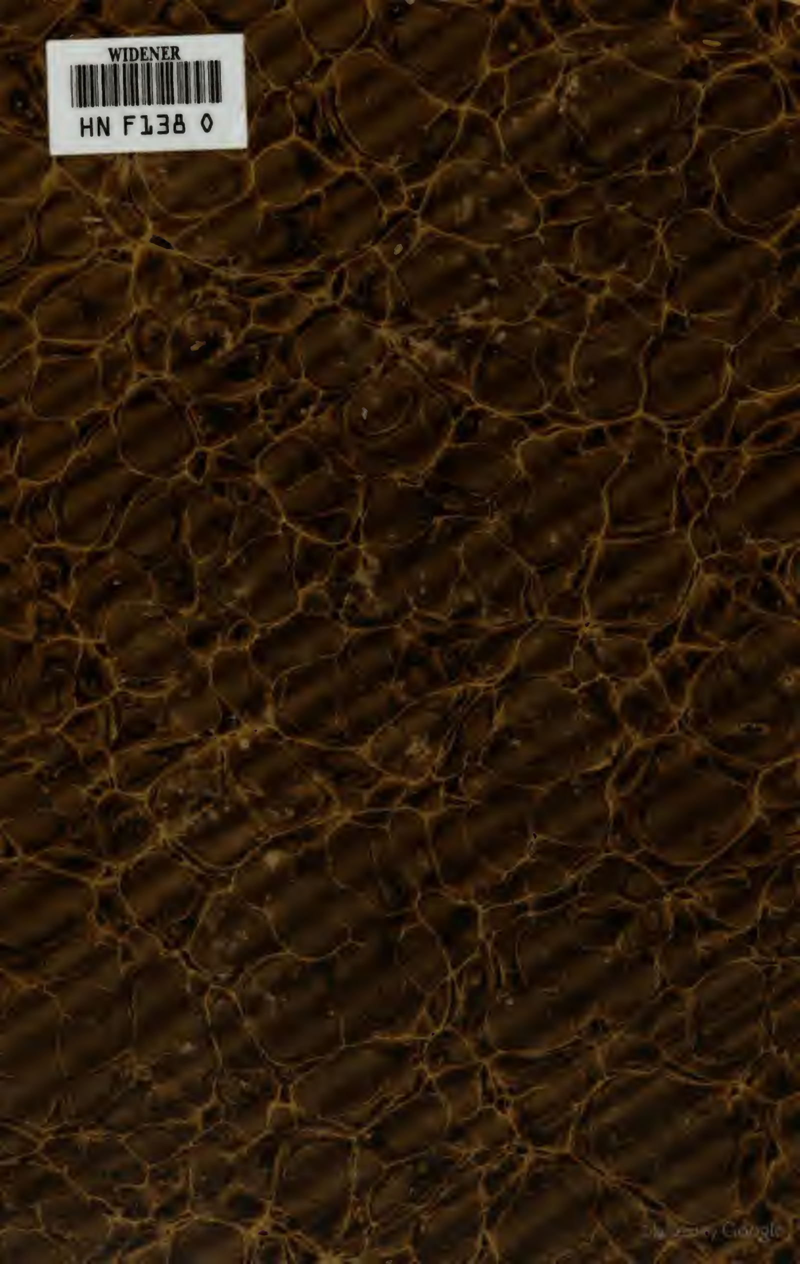


Grundzüge

der

Ethnographie.

Von

Dr. Maximilian Perty,
Professor an der Universität zu Bern.



Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1859.

Vorwort.

Die Ethnographie, zu welcher die Charakteristik der Rassen und Stämme nach ihren physischen Merkmalen als wesentlicher Bestandtheil gehört, hat im Vergleich mit andern Zweigen der Naturwissenschaft seit Blumenbach's bahnbrechender Schrift „de varietate generis humani nativa" sich einer nur mäßigen Theilnahme zu erfreuen gehabt, theils der Schwierigkeit wegen, sich das Material für die hiezu nöthigen Untersuchungen zu verschaffen, theils in Folge der Complicirtheit des Gegenstandes. Der Zoolog, welcher sich mit der Beobachtung des einen oder andern Kreises der Thierwelt beschäftigt, hat bei seinen Forschungen die Körperbildung, die anatomischen und physiologischen Verhältnisse, die Systematik, Sitten, Lebensweise, Kunstprodukte und geographische Verbreitung zu berücksichtigen, um seinen Gegenstand in erschöpfender Weise aufzufassen. Der Ethnograph hat so ziemlich die gleichen Momente zu behandeln, — aber wie viel weitläufiger und schwieriger gestaltet sich in Folge des Reichthums der menschlichen Natur seine Aufgabe! Die Stimme entwickelt sich hier zur Sprache, zu einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit von Sprachen, statt der dürftigen Leistungen der thierischen Kunsttriebe erscheint ein unendliches Reich der Künste und Gewerbe, statt der thierischen Vereine ein über den ganzen Erdball verbreiteter Völker- und Staatencomplex. Was im Thierreich nur schwach angedeutet ist, entfaltet sich aus der unergründlichen Tiefe des menschlichen Geistes zu einer eben so reichen als veränderlichen Welt; es entstehen Gewerbe und Künste, Sprachen und Wissenschaften, Staaten und Religionen ꝛc. und der ganze große Lebensproceß mit seinen immer neuen Erscheinungen kommt zum Bewußtsein mit Freiheit begabter Wesen, während das Leben der Thiere traumartig, geschichtslos, in immer gleicher Weise dahin fließt. Und doch ist das Leben der Menschheit ganz wie das viel ärmere einer Thier-

gattung nur ein Theil des unermeßlichen geistigen und leiblichen Lebens des Weltalls.

Um es zu erkennen, zu begreifen und darzustellen, werden jedoch die verschiedensten Kenntnisse erfordert, welche theils den Natur-, theils den Geisteswissenschaften angehören: geologische und geographische, anthropologische, linguistische, historische Kenntnisse rc., welche sich in gleichem Maaße anzueignen nur wenigen Auserwählten gestattet sein mag.

Bloße Schilderung der Völker nach ihren physischen Merkmalen wäre nur der Torso einer Ethnographie. Der Mensch ist überall Totalität, das Erscheinende, Aeußerliche auch bei ihm die Offenbarung des Verborgenen, Innern; zur Charakteristik eines Volkes gehört auch sein Sprechen und Thun, sein ganzes Leben und Treiben. Ich habe nach dem, einleitenden allgemeinen Betrachtungen gewidmeten ersten Hauptstück des Buches im zweiten und dritten den Versuch gemacht, von diesem — im höhern Sinn biologischen — Standpunkte aus ein Gesammtbild der Menschheit nach ihrer ethnographischen Gliederung und nach ihrem Lebensproceß in wenigen Zügen zu geben. Dem Kenner wird nicht entgehen, daß für das zweite Capitel außer den Hauptwerken, unter welchen noch immer Prichard hervorragt, dem ja auch der verdiente Berghaus, was Eintheilung und Charakteristik der Völker betrifft, vorzugsweise gefolgt ist, — eine ziemliche Zahl anderer aus älterer und neuerer Zeit, welche mir zugänglich waren, so weit die Kraft ausreichte, benützt wurde. Es waren auch bestimmte Grenzen des Umfangs einzuhalten und es fiel manchmal schwer, mit der gebotenen Kürze die volle Klarheit und Deutlichkeit bei Besprechung wichtiger Materien, — namentlich des dritten Hauptstückes — zu vereinen. Billige Beurtheiler werden diesen Umständen Rechnung tragen; der Verf. aber, wenn er schon die Freiheit und Selbstständigkeit seiner Anschauung und Denkweise wahren muß, wird mit Dank die Berichtigung wirklicher Irrthümer und Mängel seines Werkes anerkennen, von deren Vorhandensein Niemand inniger überzeugt ist, als er selbst.

Bern, den 9. April 1859.

Inhalt.

I. Hauptstück. Allgemeine Verhältnisse.

II. Hauptstück. Uebersicht der Rassen, Stämme, und Völker des Menschengeschlechtes.

Verzeichniß der Holzschnitte.

Grundzüge

der

Ethnographie.

I. Hauptstück.

Allgemeine Verhältnisse.

Entstehung des Menschengeschlechts.

Es ist eine allgemeine Wahrnehmung in dieser sichtbaren Welt, daß der **Ursprung** der Dinge sich den Blicken des nach Erkenntniß dürstenden Geistes am meisten entzieht. Die rastlos forschende, immer tiefer eindringende Wissenschaft hat zwar vermocht, die Entwicklungsvorgänge bei den organisirten Wesen, also auch beim Menschen, einigermaßen aufzuhellen: nichts destoweniger ist das geheimnißvolle Etwas, wodurch die ganze Reihe dieser Vorgänge angeregt wird, durch welche ein neues Leben sich bildet, in tiefes Dunkel gehüllt und wird es wohl für immer bleiben. Um wie viel schwerer noch wird sich der **erste** Ursprung einer Gattung organischer Wesen, also auch des Menschengeschlechtes ergründen lassen! Haben wir ja kaum einen Begriff davon, wie das schöpferische Princip, welches auf unserer Erde seit ungezählten Jahrtausenden gewaltet und sie im Laufe der Zeiten mit einer wunderbaren Reihenfolge belebter Wesen erfüllt hat, überhaupt von der unorganischen zur organischen Stufe gelangt ist, vom Mineral zur Pflanze und zum Thiere. Wohin aber auch das Auge der Wissenschaft gerichtet ward: überall hat sie erkannt, daß in der Natur ein eben so gesetz- wie zweckmäßiges Walten herrscht, daß für die höheren Stufen der Wesen die niedrigeren als Vorbereitung und Grundlage dienen, daß Alles, von den Elementen und den Bodenverhältnissen an bis hinauf zur Menschheit und ihren Schicksalen in einer ununterbrochenen Verbindung steht, wodurch schon auf der Erde ein unendliches Reich des Lebens, ein unermeßliches System von Bewegungen entsteht. Es scheint, daß die kosmischen Körper, wenigstens ein großer Theil derselben, bestimmt seien, auf sich Reiche mikrokosmi-

scher Wesen zu entwickeln und wenn es sicher ist, daß selbstbewußte vernünftige Geschöpfe über solchen stehen, die unbewußt nur nach Naturgesetzen leben, so darf als eben so sicher angenommen werden, daß die Erde mit der Erscheinung des Menschengeschlechts die höchste uns bekannte Entwicklungsstufe, wenigstens bis jetzt erreicht habe. Die Geognosie lehrt, daß der Mensch erst nach einer unabsehbaren Reihe vorausgegangener Organisationen erschienen ist; nimmt man auch wahrhaft fossile Menschenknochen an, so gehören sie doch in die neuesten Erdperioden, finden sich nur mit Resten solcher Thiere und Pflanzen zusammen, die entweder jetzt noch existiren, oder in der nächst vorhergegangenen Periode noch existirt haben. Lange Zeiten hindurch war die Erde wohl für Thiere, aber nicht für den Menschen bewohnbar.

Wenn die Bibel den Menschen unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgehen läßt, wenn sie das, was gemäß seinem ewigen Willen nach Naturgesetzen in gemessener Zeit geschah, als einen momentanen gleichsam künstlerischen Akt auffaßt, so hat hingegen die Wissenschaft die Aufgabe, die natürlichen Vermittlungen der Schöpfungsprocesse so weit möglich zu erforschen. Auch die wahre Wissenschaft wird annehmen, daß die wunderbaren Bildungen der Natur, das Ineinandergreifen von Zwecken und Mitteln, das große Schauspiel einer geordneten Welt nicht Produkt blinder unbewußter Kräfte sein können, sondern daß die blinde Nothwendigkeit nur Schein sei, gewollt von einer unendlichen Intelligenz, welche die Natur mit Gesetzen und Kräften so ausgestattet hat, daß sie sich wie durch sich selbst bewegt und von jeher so bewegt zu haben scheint. Weil aber der Schöpfer nirgends unmittelbar hervortritt, sondern wir überall materielle Grundlagen, Bedingungen und Vermittlungen wahrnehmen, wo etwas entstehen soll, weßhalb es in gewissem Sinne richtig ist, wenn gesagt wird, „daß Alles natürlich zugehe," — so dürfen wir annehmen, daß wie beim Werden eines jeden Geschöpfes, so auch beim Werden der ersten Menschen eine Reihe natürlicher Vorbereitungen, Vorgänge und Erscheinungen stattgefunden habe. Wir sehen jetzt organische Wesen nur aus organischen entstehen, als abgelöste Theile ihrer Substanz, welche sich zum Theil aus außerordentlich kleinen Keimen nach bestimmten Gesetzen in bemessener Zeit zur Gestalt und Größe ihrer Eltern entwickeln. Es ist erlaubt zu vermuthen, daß auch die ersten organischen Wesen, welche auf der Erde erschienen, aus solchen mikroskopischen Keimen hervorgegangen seien, zuerst Urzellen darstellten, die vermöge der in sie gelegten Kräfte mit der Außenwelt in Wech-

selwirkung treten, aus ihr Stoff anziehen und wachsen konnten. Es gibt jetzt noch zahlreiche Pflanzen- und Thiergattungen, die es kaum oder nur wenig über die Größe und Gestalt solcher Urbläschen bringen, auf dieser Stufe stehen bleiben, während vollkommnere Organismen aus einer größern Anzahl solcher lebenerfüllten Bläschen, die größeren und vollkommensten aus Milliarden solcher zusammengesetzt sind, welche in ihnen selbst wieder die verschiedensten Verrichtungen und Zwecke vermitteln. Die Belebung aber der kleinsten wie der größten Organismen ist nur durch ein unsichtbares, seelisches Wesen begreiflich, welches — an und für sich ein gleichsam Jenseitiges — aus dem unsichtbaren Reich göttlicher Ideen in die Sichtbarkeit hinübertritt und sich in derselben einen Leib anbildet. Die kleinsten, wie die größten Geschöpfe und der Mensch selbst sind daher, nachdem ihre Zeit gekommen war, aus dem unsichtbaren göttlichen Ideenreiche in der Sichtbarkeit erschienen, haben sich gleichsam in derselben incarnirt, sind Fleisch geworden. Manche Schriftsteller, gestützt auf die Stufenfolge der organischen Wesen in der Gegenwart von den einfachsten Pflänzchen und Thieren bis hinauf zu den höchsten, ferner auf die Annahme, daß die frühesten Organismen auf der Erde sehr einfach waren und erst nach und nach vollkommnere erschienen, endlich auf die Wahrnehmung, daß die niedersten Menschenrassen einige Annäherung an die obersten Quadrumanen zeigen, wollen annehmen, daß der Mensch durch allmälige Vervollkommnung aus einem thierartigen Geschöpfe entstanden sei. Glaubte ja schon der alte Philosoph Anaximander, die Menschen wären anfangs von Thieren erzeugt worden, weil die Thiere ihre Nahrung von selbst finden, der Mensch aber nach der Geburt nur durch Säugung erhalten wird. Und nach Michelet (Psychologie und Anthropologie, Berl. 1846 S. 103) hätte sich der Mensch „aus dem gebildetsten Affen,“ als Buschmann, Hottentott, Kaffer ꝛc. losgerissen. Dieß thut meint er, dem Adel des Menschengeistes durchaus keinen Abbruch, „denn der Geist, der in einer höhern Entwicklungsstufe zum Bewußtsein gekommen, bildet immer auf einer niedern das ursprüngliche Ansich dieser Stufe; und das, was die Schrift empirisch als den vollendetsten Zustand an die Spitze der Entwicklung stellt, ist allerdings der ursprüngliche Zustand des Menschengeschlechts, aber nicht der Erscheinung, sondern nur dem Begriffe nach.“ Und ein Herr H. P. D. Reichenbach, der den Menschen durch unmerkliche Umwandlung aus einem Affen entstehen läßt, führt „thierähnliche“ Stämme an, solche im Innern von Borneo und Sumatra, „die Hygchlans am weißen Nil

mit 3 Zoll langen Schwänzen, die nur 4 Fuß hohen Doko-Neger im Sudan, die in ihrer Nachbarschaft lebenden Ghilanineger." Wir sehen von dem Umstand ab, daß die Nachrichten über geschwänzte Menschen noch keineswegs so sicher beglaubigt sind, und daß der sehr niedrige Standpunkt mancher Menschenstämme sich häufig daraus erklärt, daß sie von ihrem Volke losgerissen, durch Kriege, Umwälzungen, Krankheiten und Naturereignisse aus ihrem Lande in ferne unwirthbare Gegenden vertrieben wurden, die ihnen nur eine kümmerliche Existenz gewährten, wobei sie allmälig alle Traditionen über ihre Herkunft und die letzten Reste der Kultur und erworbenen Fertigkeiten einbüßten — und machen nur darauf aufmerksam, daß die Naturforschung keine Umwandlungen wahrer Spezies in andere kennt, sondern daß jede für sich ihren ideellen Ursprung und zeitlichen Anfang hat und daß die Umwandlungen, die sie etwa im Laufe der Jahrtausende erfahren mag, in einem bestimmten Kreise eingeschlossen sind. Mag der Mensch aller Rassen, was noch nicht so ausgemacht ist, aus einem rohen ursprünglichen Zustande, dem der heutigen Wilden vergleichbar, sich zu einem vollkommneren entwickelt haben, so trug er doch von Anbeginn an den Stempel des Menschenthums an sich, der ihn wesentlich von den Thieren unterscheidet: Man kennt keinen Menschenstamm ohne Vernunft und Sprache.

Die altorientalischen Kosmogonien nennen den ersten Menschen *Πρωτόγονος*, *Μονογενής*, Phanes. Nach Hesiod in der Theogonie hätte Zeus nur Männer geschaffen und erst viel später wären durch die Pandora die Weiber entstanden. I, 1, 27 der Genesis lehrt Moses die gleichzeitige Erschaffung von Mann und Weib; I, 2, 21 hingegen folgt die Erzählung, wie Eva aus einer Rippe Adams geschaffen worden sei. — Es finden sich bei fast allen Völkern die wunderlichsten und abweichendsten Vorstellungen über die Entstehung oder Schöpfung der ersten Menschen, in deren Anführung hier nicht eingetreten werden soll, da sie sämmtlich einer kindlichen und phantastischen Weltanschauung angehören. Die wahre Einsicht in diese Vorgänge ist dem Menschen verschlossen, darum hat er sie zu allen Zeiten durch Erzeugnisse seines Verstandes und seiner Phantasie zu ersetzen gesucht, die nach der geistigen Beschaffenheit der Völker und ihrer Culturstufe mehr oder weniger allen Naturgesetzen widersprechen und häufig einen sehr grotesken Charakter annehmen. — Es wäre immerhin möglich, daß ein anderer, vor dem Menschen vorhandener Organismus zum Träger des menschlichen bestimmt war, denn Menschenembryonen, wie mancher

Naturforscher z. B. Oken that, im Meere sich selbstständig entwickeln zu lassen, ist unstatthaft. Wie dem sein mag, so müssen die ersten Menschen Anlagen gehabt haben, die jetzt mehr oder weniger verloren gegangen oder richtiger latent geworden sind, Anlagen, wie wir sie noch in gewissem Grade bei den wilden Völkern antreffen. Es mußten in den ersten Menschen, wenn sie sich in der Natur behaupten sollten, die Instinkte, welche ja auch die Thiere so richtig leiten, eine Energie und Klarheit haben, die uns größtentheils verloren gegangen ist. Dadurch wurde es ihnen möglich, die Nahrung zu finden, das Heilsame und das Giftige zu unterscheiden, die kommende Gefahr zu ahnen so wie die Mittel zu deren Vermeidung zu ergreifen. Der Pentateuch, die Vedas, der Zendavesta verwandeln nach ihrem Standpunkte die Ausstattung der ersten Menschen mit den für ihre Umstände unumgänglich nothwendigen Anlagen in eine unmittelbare „göttliche Belehrung." Aber gehört nicht auch der Instinkt zu den göttlichen Einrichtungen in der Natur? Während jedoch das Thier dessen Eingebungen blindlings folgt, mußten sie dem reflectirenden Verstande des Urmenschen als göttliche Stimmen, ihm von außen zukommend erscheinen; trug er ja doch im eigenen Geiste die Substanz des Ewigen und Unendlichen, das er eben darum auch in den Erscheinungen der Natur, im Sturmwind, im Rauschen des Urwalds, im Rollen des Donners, in den Feuerflammen, die aus dem Boden stiegen, — vernehmen mußte. Und wer wollte es außerdem für unmöglich erklären, daß ihm aus dem unendlichen Geiste auch Eingebungen zukommen konnten, die für seine und seines Geschlechts Erhaltung nothwendig waren, und die sich in den spätern Geschlechtern nicht wiederholten, weil sie nur für den Zustand der Urmenschen nothwendig waren.

Fossile Menschenknochen.

Die Geognosie lehrt, daß die Klasse der Säugethiere, sehr wenige Arten ausgenommen, erst nach der Kreideperiode auf der Erde erschienen ist; der Mensch gehört so zu sagen, der neuesten Periode der Erde an. Man wollte früher ganz läugnen, daß wahrhaft versteinerte Knochen vom Menschen existirten, jedoch die Untersuchungen der letzten Decennien scheinen deren Dasein zu erweisen. Cuvier hatte noch behauptet, es gebe keine fossilen Menschenknochen, aber die von Lund in einer Kalksteinhöhle Brasiliens mit Knochen urweltlicher Thiere aufgefundenen haben zum Theil alle Merkmale

fossiler Knochen, waren theilweise in Stein verwandelt, theilweise mit Eisenoxydtheilchen imprägnirt. Dabei wagt Lund aber doch nicht zu entscheiden, ob die Knochen genau derselben Zeit angehören, wie die Thierknochen, unter die sie gemegt sind, da das in die Höhle alljährlich zur Regenzeit eindringende Wasser des Sees, an welchem die Höhle liegt, sie einschwemmen konnte. Unter den Knochen ausgestorbener Thiere finden sich auch solche noch lebender, welche aber ganz frisch sind; mit den frischen und halbmineralisirten auch zwischen beiden die Mitte haltende. Auch die Menschenknochen zeigen verschiedenes Alter, doch müssen alle ihrer Beschaffenheit nach sehr alt sein, vorgeschichtlichen Ursprungs, über 3000 Jahre. Der schmale Kopf, die vorragenden Backenknochen, Gesichtswinkel, Kiefer- und Augenhöhlenbildung zeugen für die amerikanische Rasse. Manche Schädel sind so sehr abgeflacht, daß sie fast keine Stirne zeigen. Die Skelete gehören beiden Geschlechtern an und sind von verschiedener Größe. Mit ihnen fand sich ein halbkugliger Hornstein, von 10″ Umfang, auf der ebenen Seite geglättet, offenbar zur Zerquetschung von Samen ꝛc. dienend. Silliman Americ. Journ. 44. Es konnten Menschenknochen auch dadurch in Höhlen unter Knochen urweltlicher Thiere gelangen, daß die Höhlen in späterer Zeit zum Verbergen, zum Begräbniß, zum Opfern ꝛc. gebraucht wurden. Spring, der seit einer Reihe von Jahren die Knochen einer Höhle bei Namur untersucht (ohne alle Ordnung liegen hier Knochen von Menschen, Hausthieren, Hirschen, Elenn, Auerochsen, Hasen, Mardern, Vögeln ꝛc. durcheinander), behauptet, daß die ersten Bewohner Europas zur Zeit der Höhlenbären, Höhlenhyänen und Mammuthe lebten, daß aber jene Knochen aus der Zeit nach der allgemeinen oder Sindfluth herrühren und vor der Einwanderung der Kelten abgelagert worden sind. Sie stammen demnach nach des Verf. Ueberzeugung von den Ureinwohnern Europas her, die den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten, nur knöcherne und steinerne Instrumente hatten, die Höhlen bewohnten, von der Jagd lebten, mit Thierfellen sich kleideten und von den Kelten verdrängt wurden. Die Schädel erinnern an Neger- und Amerikanerschädel und Spring nimmt von ihnen an, daß sie nicht über 4000 Jahre alt seien. — Koch will ein Skelet von Mastodon giganteum in aufrechter Stellung und Steine und Wurfspieße dabei gefunden haben, welches Thier demnach im Sumpfe steckend von Menschen getödtet wurde. — Boué nimmt an, daß der Mensch bereits in der älteren Alluvialzeit zusammen mit manchen ausgestorbenen Säugthieren gelebt habe. Man findet

Menschenknochen in Kalktuff und Torfmooren, außerdem aber in ziemlich altem Flußalluvium, in Alluvial-Süßwasserkalk, in Löß, vulkanischem Tuff, Kalkbreccien, vielen Höhlen der alten und neuen Welt, meist mit Säugthierresten, lebenden und ausgestorbenen Erd- und Süßwasserconchylien vermengt, bisweilen waren auch Artefakte dabei. In jedem Festlande fand man nur Knochen der daselbst lebenden Rassen, in Amerika also keine Negerschädel. Nach Quenstedt (Sonst und Jetzt 240 ff.) läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen, ob die mit urweltlichen Thierresten vorkommenden Menschenknochen so alt seien wie jene. Die von Guadeloupe sind offenbar ziemlich jung; die von Schlotheim beschriebenen, in Schachten des Zechsteingypses von Köstritz bei Gera, bis 15 Ellen tief unter der Oberfläche mit Mammuth, Hyäne und Granitblöcken vorkommend, sind so frisch wie aus Gräbern, haben noch ihre Gallerte, und sind gewiß nur zufällig mit den Mammuthsresten vermischt worden. Menschen versteckten sich oft in Höhlen, worin fossile Bärenknochen, und starben dort; so in der 1834 entdeckten Höhle von Erpfingen bei Reutlingen. „Wenn Schmerling in den Lütticher Höhlen und Vesdre die fossilen Menschen in der Diluvialformation mit Sicherheit nachgewiesen zu haben meint, so zeigen schon die Kunstprodukte geschnittener Knochen und die nicht fossilen Reste von Fledermäusen, Igel, Maulwurf ꝛc., so wie die zerstreute Art des Vorkommens deutlich, daß die Sache keiner Beachtung werth ist. Spring scheint dieß auch wieder einzusehen, obgleich er bei Chauvaux zu Staub zerfallene Schädelfragmente gesehen haben will mit zurücktretender Stirn, abgeplatteten Schlafbeinen, breiten Nasenlöchern, schief gerichteten Zähnen und einem Gesichtswinkel kaum über 70°, wahrscheinlich Kannibalenköpfe. Aehnliche Sachen sind schon zu oft behauptet und widerlegt worden. Vogt könnte es daher einmal bereuen, auf solch flüchtige Beobachtung hin sogleich zu folgern, daß Adam ein Schiefzähner, d. h. ein den Affen näher stehender Mensch war. Auch in den von Robert im Tertiärsüßwasserkalk von Alais 1844 gefundenen Menschenresten ist nichts besonderes. Wahrscheinlich fossile Knochen enthalten viel zu wenig Gallerte, als daß sie beim Verbrennen noch stinken könnten. Wären auch einige urweltliche Thiere, z. B. der Höhlenbär noch zur Zeit des Menschen da gewesen, so wäre dieser doch das letzte Geschöpf. Möglich, daß doch noch einst fossile Menschenknochen gefunden werden. Es finden sich auf unserm schwäbischen Jurakalke in den Bohnerzen der zweiten Säugthierformation mit Mastodon angustidens zusammen, also vor der Mammuthszeit, zuweilen vereinzelte

Zähne, die menschlichen außerordentlich gleichen, auch von Owen, Arnold, Luschka so gedeutet wurden. Sie sind sicher fossil, so alt als Mastodon angustidens, allein leider variiren die Backenzähne der Menschen dergestalt, daß über die Untrüglichkeit der Bestimmung noch Zweifel bleiben. Wir müssen auch hier wieder warten." Die bei St. Louis am Mississippi im Staate Missouri bereits 1822 aufgefundenen Spuren menschlicher Fußstapfen wurden 1843 von Owen untersucht. Er erklärt sie für ein Werk indianischer Kunst, vermuthlich unternommen, um dadurch den tiefsten Stand des Stromspiegels zu bezeichnen. Der Kalkstein, in welchem sie sich befinden, ist älter als das Steinkohlengebirge. (Biblioth. univ. de Genève, Juin 1843). Besondere Beachtung scheint ein Schädel mit dem Charakter der amerikanischen Rasse zu verdienen, welchen man 16 Fuß tief im Boden unter einer Schicht fossiler Taxodien gefunden hat, die nach Dowlers Berechnung schon vor 57000 Jahren gebildet worden wären.

Sindfluthen.

Bei sehr vielen Völkern findet sich die Tradition von einer großen Fluth, in der der größte Theil des menschlichen Geschlechts zu Grunde ging, aus der sich nur wenige retteten. Bei den Indiern, nach deren heiligen Schriften die Fluth 3000 Jahre vor Christus stattgefunden hätte, wird aus ihr Manu gerettet, der Urmensch und Urvater, bei den Juden Noah. (Manche deuten dieses auf eine Vereinigung der Arier und Semiten in sehr früher Zeit; die Semiten hätten sich von den Ariern getrennt, ehe noch die beiden gemeinsame Sprache grammatische Bestimmtheit erlangt hatte.) Bei den Mexikanern, den Chinesen, den Japanesen rc. heißen die Geretteten wieder anders; bei der Negerrasse fehlen solche Fluthtraditionen*). Diejenigen, welche die Allgemeinheit der Fluth noch immer festhalten wollen, behaupten nun, die Erinnerung an dieselbe sei bei den schwarzen Völkern verloren gegangen, weil sie sehr früh aus aller Berührung mit den andern Rassen heraustraten „und mit dem gänzlichen Versinken in die Sinnlichkeit alle

*) Der Berg Tendong in Sikkim ist (nach Hooker) in Dordschiling unter dem Namen „der Berg Ararat" bekannt. Die Leptscha haben eine Sage, daß ein Menschenpaar während einer Fluth, die Sikkim überschwemmte, sich auf diesen Berg gerettet habe. Man hat Hooker versichert, daß diese Sage bereits unter den Leptscha vorhanden war, ehe die Engländer jenem Berge (wegen seiner Gestaltähnlichkeit mit dem wirklichen Ararat) den Namen Ararat beilegten.

höheren Anknüpfungspunkte verloren." Der Grund kann aber eben so gut darin liegen, daß die afrikanischen Länder nach dem Auftreten des Menschengeschlechts eben nicht in dem Grade, wie die anderer Erdtheile von großen Fluthen betroffen wurden. Die Wissenschaft gibt heutzutage die physische Möglichkeit einer die ganze Erde gleichzeitig bedeckenden Fluth von mehr als einer geographischen Meile Höhe nicht mehr zu. — Cuvier läßt in der Fluth alle von den Menschen vorher bewohnten Länder verschwinden, — aber da bei den verschiedensten Völkern die Sage von einer großen Fluth vorkömmt, so beweist dieses, daß sie die Länder betroffen hat, in welchen die Völker lebten und zum Theil noch leben: Indien, China, Babylonien, Griechenland &c., welche Länder vor und nach der Fluth bestanden. Verschiedene Völker bezeichnen Berge in ihrem Lande, auf welche sich die Ueberlebenden gerettet. Nicht ein „auf den Meeresgrund versunkenes Festland," wie Cuvier meint, hat die Fluth oder haben vielmehr die Fluthen, welche sich in der Tradition der Völker erhalten haben, betroffen, sondern die noch vorhandenen Länder, welche durch dieselben allerdings Veränderungen erlitten. Die Fluthen hingegen, von welchen die gegenwärtige Gestalt der Landmassen hauptsächlich mit bedingt waren und die nicht in meteorischen Vorgängen, sondern durch Hebungen und Senkungen, vielleicht auch durch die kosmischen und Rotationsverhältnisse der Erde veranlaßt wurden, gehören der vormenschlichen Zeit an. Andere Völker, so alt oder älter als die Juden geben ebenfalls die Namen der Geretteten an; warum will man Alles auf die Noachiden zurückführen? Auch könnte die Bibel nicht schon in der dritten Generation nach Noah Babel und Ninive erwähnen (Genes. X, 8—11. XI, 1—7), wären außer den Noachiden nicht noch andere Menschen gerettet worden. Jedes Urvolk glaubte sich als das einzig auf Erden vorhandene und sah deßhalb die Fluth als eine allgemeine an, weil ihm andere Länder unbekannt waren.

Daß den Fluthsagen wirklich stattgefundene Ueberschwemmungen ganzer Länder zu Grunde liegen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, eben so daß meteorische Niederschläge allein wohl nicht hinreichen konnten, um Sindfluthen (d. h. sehr große ausgedehnte Fluthen) zu veranlassen, daß vielmehr Erhebungen und Senkungen der Erdoberfläche, und Abfluß großer Binnenmeere gleichzeitig mitgewirkt haben müssen. Reste letzterer sehen wir heutzutage noch in den unzählbaren Seen des nordöstlichen Europas und nordwestlichen Asiens; der Kaspi- und Aralsee haben gesalzenes Wasser und

nähren Seehunde. Bory (S. 99) läßt ganz Norddeutschland und den größten Theil des europäischen Rußlands vor noch gar nicht langer Zeit mit Meer bedeckt sein, aus dem (nicht sehr zahlreiche) Inseln hervorragten; Nord- und Ostsee bildeten mit dem weißen Meere ein Ganzes und dieses hing wieder mit dem schwarzen und kaspischen Meere zusammen. Scandinavien war eine Insel. — Mächtige Naturereignisse ließen die Völker zu allen Zeiten unmittelbar durch göttliche Macht hervorgebracht werden, und das menschliche Schuldbewußtsein erkannte in ihnen Strafgerichte. Es gingen ihnen sicher auch Vorboten voraus, die für begabtere Individuen, in denen der ahnende Sinn stärker und lebendiger war, nach ihrer Bedeutung wohl verständlich sein mußten. Wie bei allem visionären Wahrnehmen, welches durch den innern Sinn zu Stande kommt, waren solche Individuen in Folge der Einrichtung der menschlichen Natur veranlaßt, dieses Vorgesicht der Fluth, so wie etwa den Trieb, auch die Thierwelt zu retten und das Auffinden der Mittel, dem drohenden Verderben, zu entgehen, für unmittelbare göttliche Eingebung zu halten.

Urheimath des Menschen.

Die Antwort auf die Frage nach derselben wird sich verschieden gestalten müssen, je nachdem man annimmt, daß bloß eine Urform des Menschengeschlechts geschaffen worden sei, als deren Modificationen die Rassen erschienen, oder daß mehrere autochthonische Urformen zu behaupten seien. Nimmt man an, daß die Urform der höchsten gegenwärtig auf der Erde vorhandenen Rasse entsprochen habe, und die übrigen gleichsam Entartungen derselben seien, so dürfte die Urheimath des Menschengeschlechts wohl in einer Gegend Mittelasiens zu suchen sein. Cashmir z. B. ist das Stammland mehrerer unserer Hausthiere, Getreidearten und Küchengewächse. Im Vendidad findet sich eine uralte Ueberlieferung über das Stammland des Zendvolkes, dessen erste Bildung und seine Auswanderung nach Baktrien, Medien, Persien. Dieses Urland, Eeriene-Veedjo, war anfänglich warm, es herrschte in ihm ein beständiger Sommer, aber wurde (etwa in Folge seiner Erhebung) allmälig kalt und kälter, so daß der Sommer nur noch zwei, der Winter zehn Monate währte, und die Bewohner, die Arier, sich zur Auswanderung entschließen mußten. Eeriene-Veedjo, nach anderer Lesart Arjanem-Vaego setzten die früheren Ausleger nach Georgien, Rhode nach Hochasien, an die Quellen des Oxus und Jaxar-

tes. Auch Zimmermann, Pallas, Bailly, Kant, Girtanner setzen den Ursprung der Menschheit in das asiatische Hochland, an den Fuß der Gebirge von Cashmir. Bochart setzte ihn in die Nähe des Euphrat und Tigris, Rudbeck, Delille, Meiners in den Kaukasus, Eichhorn nach Vorderindien, Linne und Herder wenigstens nach Asien. Prichard kommt zum Schluß, daß jede Pflanzen- und Thierspecies, so wie der Mensch nur an einem bestimmten, ihr passenden Orte geschaffen worden sei und zwar nur in einem einzigen Paare, und daß sie sich von ihrem Entstehungsort aus verbreitet habe*). — Bedenkt man, daß ein allgemeiner Charakter aller Menschenformen, ein wie ich glaube sehr wichtiger Charakter, die Nacktheit sei, so muß man, da alle Geschöpfe ursprünglich in solche Verhältnisse gesetzt wurden, bei welchen sie bestehen konnten, annehmen, daß die Menschen in einem warmen Klima entstanden seien. Wenn die Menschen der verschiedenen Klimate Autochthonen wären, warum sind auch die der kalten nackt? Sie scheinen also von den warmen Klimaten in die kalten gewandert zu sein und haben dort erst das Bedürfniß der Bekleidung gefühlt, welche die Natur am Entstehungsorte versagt hat, weil sie daselbst nicht nothwendig war. Nach Björnstierna (Philosophie und Theogonie der Hindus rc. Stockholm 1846) hätten die ersten Menschen in den Polarländern (namentlich Sibirien) gelebt, welche damals fruchtbar und zuerst soweit erkaltet waren, daß Menschen dort leben konnten. Aber um die Zeit, wo die Polarländer (nach den Vulkanisten) noch tropisches oder subtropisches Klima hatten, war der

*) Bertheau's Unters. („Die der Beschreibung der Lage des Paradieses Genes. 2, 10—14 zu Grunde liegenden geograph. Anschauungen" in d. Göttinger Studien v. 1847) machen es klar, daß die Verfasser der Genesis, welche sich die Erde als Scheibe dachten, Eden, den ersten Schauplatz des Lebens des ersten Menschenpaares in den äußersten Norden (nach ihrer Vorstellung von der Erde) verlegten. Der große Strom, aus welchem die Flüsse entsprangen, war ein Theil des Oceans, etwa das Kaspische Meer, welches sich ja auch Strabo mit den andern nordischen Meeren in Zusammenhang dachte. Der Pichon ist der Ganges (Chavila Indien), der Gichon der Nil (den man aus Asien kommen und durch ein ödes verbindendes Südland nach Afrika fließen ließ, wie auch Alexander d. G. eine Zeitlang glaubte, der Indus sei der Oberlauf des Nils), das Land Kusch begriff Länder des südwestl. Asiens (und nordöstl. Afrikas), Chiddegel ist der Tigris, Phrat der Euphrat. Manche Erscheinungen im 2.—3. Cap. der Genesis machen es wahrscheinlich, daß ihr Hauptinhalt den Israeliten von östl. Ländern her zugekommen sei. — Trotz der Seereisen der Phönizier blieb der westl. Theil der Erde den Juden fast ganz unbekannt.

Die „Inseln der Seligen" der Alten sind die canarischen Inseln.

Mensch nicht vorhanden. Björnstierna läßt sich durch das Dasein von Mammuths und Rhinocerossen in Sibirien verleiten, diesen Ländern zur Zeit der Urmenschen ein Palmenklima zuzuschreiben, aber man weiß nun, daß diese Thiere von Nadelhölzern lebten und zum Theil einen dicken Pelz hatten.

Nimmt man mehrere autochthonische Urformen an, so kann man die Menschheit an unbestimmt vielen Punkten entstehen lassen. Whewell (Spuren der Gottheit ꝛc. 226 ff.) will allen Rassen nur einen gemeinschaftlichen Localursprung zuschreiben, mit Ausnahme der Neger, die als gar zu abweichend wahrscheinlich einen unabhängigen Ursprung hätten. Der Ursprung der Menschen sei wohl da, wo die Affen reiften, diese seien am zahlreichsten im indischen Archipel.... Die erste Generation hier, wie in Afrika möge aus mehreren Paaren menschlicher Wesen bestanden haben, die wieder unter sich bedeutend verschieden waren. Bory läßt seine Menschenarten an verschiedenen Punkten der Erde und zwar den höchsten von verschiedenen Stammeltern entstehen; die Völker wanderten dann von hier aus mit ihren gezähmten Thieren an die Seeküsten. (Dasselbe glauben auch Vierey und Buffon.) Später modifizirte er die Ansicht dahin, daß die verschiedenen Menschenarten nicht auf den Höhen, sondern am Fuß der Gebirgszüge und zwar zu ungleichen Zeiten entstanden seien. Auf den benachbarten Bergen fanden die an ihrem Fuße entstandenen Menschen sicher oft Zuflucht bei den in der Urzeit viel häufiger eintretenden Ueberschwemmungen; dort rief man auch die Götter an, und hielt die Berge oft für deren Sitz, — daher die große Verehrung für bedeutende Höhen. — Leibnitz nahm eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Thieren und Menschen eines Landes an, z. B. zwischen Kamtschadalen und Bären, Negern und Affen. Ich glaube nicht, daß er damit auf autochthonischen Ursprung deuten wollte, sondern eher, daß seine Ansicht dahin ging, daß die Völker sich der Natur der Länder mit der Thier- und Pflanzenwelt angeartet haben.

Zeit der Entstehung des Menschengeschlechts.

Die Resultate der historischen Forschungen in den letzten Dezennien dürften wohl für sicher genug gehalten werden, daß der Menschheit ein höheres Alter zukomme, als ihr früher zugeschrieben wurde. Aber auch in den verschiedenen Bibeltexten finden sich bedeutende Differenzen hinsichtlich der Zeit, „in welcher die Welt

erschaffen wurde." Der Alexandrinische Text der Mosaischen Schriften nimmt 1376 Jahre mehr an für die zwischen der Schöpfung und Sindfluth vergangene Zeit als der Hebräisch-Masorethische, welcher jünger ist. Nach dem Alexandrinischen Text verflossen von der Schöpfung bis zur Sindfluth 2262 Jahre, von der Sindfluth bis zur Eroberung Aegyptens durch Alexander (350 v. Chr.) 3138 Jahre, also von Adam bis Christus 5750 Jahre. — Für das älteste Culturvolk muß man die Aegypter halten. Nach ihrer Meinung regierten zuerst die obern Götter, dann die himmlischen Mächte der zwei Ordnungen, zuletzt die Halbgötter, — alle fast endlose Zeiträume hindurch, — dieses sind natürlich Vorstellungen aus der mythischen Periode dieses Volkes. Der erste Anfang ägyptischer Staaten war wahrscheinlich patriarchalisch; am Nil bildeten sich einige Landschaften mit Stammeshäuptern, unter welchen Menes aus der uralten Stadt This in Oberägypten sich befinden mochte, der den Nil nach Osten abdämmte und auf den hiemit zwischen Nil und lybischer Wüste gewonnenen Raum die Königsstadt Memphis gründete, womit die Geschichte Aegyptens beginnt. In des ägyptischen Priesters Manetho Verzeichniß der 30 Herrschergeschlechter wird Menes als erster König genannt. Ueber die Zeit dieser Thronerrichtung sind die Ansichten verschieden; die Einen betrachten jene Dynastien als sich folgende, Andere als zum Theil gleichzeitig in getrennten Reihen regierende; die Ersten setzen demnach den ersten König Menes 5773 Jahre, (wie Lesueur) oder 5702 Jahre vor Christus, die Andern nahmen das Jahr 3892 oder (wie Bunsen) 3643 v. Chr, als Anfangsjahr des ägyptischen Reiches, so daß auch bei der geringsten Annahme Aegyptens Geschichte in viel weitere Fernen zurückreicht als die jedes andern Volkes und die Bibel vielleicht nur darauf Anspruch machen kann, die älteste geschriebene Geschichtsquelle zu sein.*) Wenn aber 3643 v. Chr. schon eine Königsstadt mit Tempeln und Palästen gebaut, große Flußbauten und Canäle ausgeführt werden konnten, so muß man annehmen, daß schon Jahrhunderte zuvor eine wenn auch einfachere Cultur und ein geordnetes Staatsleben bestanden haben müsse. In der That gab es vor Memphis wenigstens zwei bedeutendere Städte: Theben und This. Die ältesten in Aegypten noch vorhandenen Denkmale würden nach Lepsius bis auf 4000 Jahre v. Chr. reichen; die Pyramide bei Gizeh wurde nach Manetho

*) Brugsch hat indeß aus Aegypten eine etwa 4000 Jahre alte Handschrift auf Leder gebracht, die aus dem Anfang der 12. Dynastie stammt.

von Soufi gebaut, welcher 700 Jahre nach Menes I. regierte. Tyrus wurde 2700 Jahre v. Chr. gegründet. In den Euphratländern hingegen reichen die Anfänge der Geschichte höchstens bis 2500 Jahre vor Christus hinauf. Fallmerayer glaubt mit Dunker als sicher annehmen zu dürfen, daß die ostarischen Meder eine das Stammland Iran in sich schließende Centralgewalt etwa 2231 v. Chr. mit der Hauptstadt Babylon gegründet haben, welche durch den semitischen Heros und Ninivebegründer Ninus und seine vier nächsten Nachfolger 2123—1961 v. Chr. wieder gesprengt wurde. Nach Krüger (Urgesch. d. indogerman. Völkerstammes 1. H. Bonn, 1858 und Gesch. d. Assyrier u. Iranier, Frankf. 1856) fällt die Sindfluth auf 2326 v. Chr., der Exodus der Kinder Israel auf 1314 v. Chr., Zoroasters kirchliche Reformen und als deren Folge der Zusammensturz des großasiatischen Feudalstaats auf 605—528 v. Chr. Nach Gumpach wäre 2500 Jahre vor Christus Babylon schon die Hauptstadt eines großen Reiches gewesen und in dieser vor die Sindfluth fallenden Zeit erschienen bereits Schiffe an der Mündung des Euphrats und Tigris. Fast gleichzeitig mit der mesopotamischen oder Noah's Fluth, zwischen 2301 bis 2296 v. Chr. hatten ähnliche Ereignisse in China stattgefunden. Bei den Chinesen fällt der Anfang beglaubigter Geschichte in das Jahr 2698 v. Chr. Geb. wo Kaiser Hoang-ti regierte; lange vor demselben, nämlich 3218 v. Chr. wird ein Herrscher Schin-nung, der Erfinder des Pfluges, genannt, und diesem gingen wieder fünf mythische Kaiser voran, unter ihnen der Gründer des chinesischen Reiches Fohi. China war demnach bereits ein mächtiger und geordneter Staat, als die Hebräer unter den Erzvätern noch ein Nomadenleben führten. In Indien würden die genealogischen Stammtafeln der Könige bis zu Kaliguga nach Bohlen's Berechnung bis zum Jahre 3101 v. Chr. reichen.

Will man, wofür eine zwingende Nothwendigkeit nicht vorhanden ist, von Anfang an mehrere Rassen annehmen, so kann man sie in verschiedenen Zeiten entstanden denken. So hielten Pallas und Link die Negerrasse für die älteste und ursprüngliche, weil das Niedere dem Höheren vorausgehe, so daß der Consequenz nach die weiße Rasse die jüngste, am spätesten entstanden wäre; nach Boué waren die schwarzen Australier und die Neger die ältesten Menschen; auf sie seien zuerst die rothe, dann die andern Rassen gefolgt. Maury (la terre et l'homme; Paris 1856, S. 350) meint, wir hätten nicht das Recht anzunehmen, daß die Prototypen der Menschenrassen durch den göttlichen Willen alle gleich-

zeitig erschienen seien; es sei wahrscheinlich, daß die Rassen auseinander hervorgegangen und durch gradweise und sehr lang anhaltende klimatische und moralische Einflüsse entstanden seien. Unter andern Einflüssen, in anderer Gegend verändert sich eine Rasse sehr langsam, nur nach einigen Generationen; Individuem derselben, in die ursprüngliche Heimath gebracht, kehren, wie Thiere oder Pflanzen, wieder zum Urtypus zurück.

Ursprung der Menschheit von einem oder mehreren Paaren.

Auch hierüber haben sich die Meinungen stets nach der einen oder andern Ansicht getheilt. Was die Philosophen und Historiker betrifft, so vertheidigen Herder, Kant, Steffens, Michelet (Psychologie und Anthropologie, „wegen des allen Menschen gemeinsamen Besitzes der Vernunft") Gfrörer die Abstammung von einem Paare, Rosenkranz nimmt mehrere an. Unter den Naturforschern nehmen die meisten mehrere Urpaare an; so Cuvier, Lacépède, Burdach, Burmeister, welcher Letztere die Menschheit zwar eine Spezies bilden läßt, die aber vielen autochthonischen Urpaaren entsprossen ist. Bock (Handb. d. Anatomie d. Menschen, 4. Aufl. II. 101) meint, die Abstammung von einem einzigen Paare sei nicht ganz wahrscheinlich, aber durchaus nicht unmöglich. Andr. Wagner stimmt mit Rud. Wagner überein, daß man weder die Abstammung von einem Paare noch das Gegentheil wissenschaftlich erweisen könne; die Möglichkeit der Abstammung von einem Paare sei nicht zu bestreiten. Ersterer bemerkt in seiner Streitschrift gegen Burmeister S. 45: „Wenn derselbe mit der ihm eigenthümlichen Behauptung auftritt, daß, falls die Abstammung von einem Paar richtig wäre, sämmtliche Farbennuancen der Rassen aus einem Grundtone sich müßten herleiten lassen, dies aber nicht für die kupferrothe Farbe der Amerikaner möglich sei, die noch überdieß von der Baffinsbai bis zum Feuerlande ein und dieselbe Färbung darböten, so hatte ich ein leichtes Spiel, ihn zu widerlegen .... indem ich aus dem Apparate der Literatur ihm nachweisen konnte, daß 1) die kupferrothe Farbe bei den Amerikanern nur wenigen Stämmen ursprünglich zukomme, daß die meisten sie nur durch Anstreichen mit rothfärbenden Erden erlangen; 2) daß ihre Hauptfarbe die braune sei, die bald ins Rothe, bald ins Gelbe, bald selbst ins Weiße und Schwarze übergeht, so daß innerhalb der amerikanischen Rasse die ganze Farbenskala der Rassen aufzeigbar ist, das Argument des Herrn Burmeister demnach in Nichts sich auflöst." Quenstedt (Sonst

und Jetzt, S. 254) meint, die Zoologie sei noch lange nicht so weit, um über die Frage entscheiden zu können, ob die Menschen von einem Paare abstammen oder nicht. Man verfahre in Bestimmung und Beschreibung sogenannter Spezies inconsequent. Bei den niedern Klassen mache man aus jeder unbedeutenden Abweichung eine Spezies; doch variire z. B. die fossile Paludina multiformis vom jüngsten Tertiärsüßwasserkalk bei Steinheim in Würtemberg von teller- bis thurmförmiger Schale erstaunlich in allen Abstufungen, mit und ohne Nabel. Wären Neger und Caucasier Schnecken, so würde man sie unbedingt für verschiedene Spezies erklären.*) „Mag durch die fruchtbare Begattung aller Menschenformen der Beweis für die Abstammung von einem Paare noch nicht geführt sein, so bleibt es doch immer eine wichtige Thatsache, durch welche das vernünftige Wesen gegenüber dem unvernünftigen sich Eins weiß, wenn auch diese Einheit nicht Unterschiedlosigkeit bedeutet. Daß die Verschiedenheiten der Menschen gleich jenen der Thiere an den Boden geknüpft sind, bleibt immer eine Sache, die sich schwer mit der Ansicht Mosis vereinigen läßt, wenn auch unsere kurze und unvollkommene Erfahrung nicht wagen darf, die Unmöglichkeit zu behaupten. Wenn unsere Elephanten Abkömmlinge der Mammuths, unsere Faulthiere Ueberbleibsel der Megatherioiden sind, die Urahnen der Dasyuren und Känguruhs in den Kalkschlotten des Wellingtonthales, die unserer Bären in den Knochenhöhlen begraben liegen, so konnten solche Abartungen auch beim Menschen geschehen. Auffallend ist, daß die Neuholländer kein marsupium haben, wie doch alle Säugthiere Neuhollands, fossile und lebende. Vielleicht wollte die Natur doch damit zum Menschen sagen: „Jene Thiere sind nicht deines Gleichen."

Betrachten wir die Verfahrungsweise des schöpferischen Willens in der Natur, so sehen wir überall die den zu erreichenden Zwecken angemessensten Mittel angewendet. Zu den höchsten auf der Erde zu erreichenden Zwecken gehört aber das Dasein einer Welt vernünftiger Wesen. Sehen wir, daß bei zahllosen Organismen die zur Erhaltung der Spezies bestimmten Keime in verschwendrischer Fülle erzeugt werden, damit ja das Fortbestehen der erstern auf die verschiedensten Fälle gesichert sei, so dünkt es uns schwer glaublich, daß das Dasein der Menschheit auf die schmale und gebrechliche

*) Ich glaube ja, wären nicht der Neger und Caucasier durch eben so viele Zwischenglieder verbunden, als die Teller- und Thurmform der Paludina multiformis.

Grundlage eines einzigen Urpaares gestellt worden sei. Mögen übrigens Grimm's Worte diese kurze Erwägung eines wissenschaftlich vielleicht unlöslichen Problems beschließen. Derselbe (Gesch. d. deutsch. Sprache, S. 22) sagt: „Gegen den Ausgang der gesammten Thiermenge aus einem Paar jeder Gattung hat man nicht ohne Schein den Gesellschaftstrieb der Ameisen und Bienen eingewandt, der ihnen muß angeboren gewesen, nicht allmälig entwickelt sein, folglich nicht erst auf die entwickelte Menge gewartet haben kann. Auf die Menschen und die Sprache angewandt ist es sogar wahrscheinlich, daß mehr als ein Paar erschaffen wurde, schon aus dem natürlichen Grunde, weil die erste Mutter möglicherweise lauter Söhne oder lauter Töchter hätte gebären können, wodurch alle Fortzeugung gehindert worden wäre, noch mehr aus dem sittlichen, eine Vermischung von Geschwistern, wovor die Natur ein Grauen hat, zu verhüten. Die Bibel geht darüber still hinweg, daß Adams und Evas, wenn sie allein standen, Kinder unter einander sich begatten mußten."

Hinsichtlich einer andern Frage,

Ob die Menschenformen als verschiedene Spezies oder als Rassen einer Spezies zu fassen seien

ergiebt sich wohl eine Mehrheit der kompetenten Richter für letztere Ansicht. Die meisten und bedeutendsten Naturforscher und Philosophen (auch Kant wegen der fruchtbaren Nachkommenschaft, die durch Vermischung aller Rassen entsteht) haben sich für die Arteinheit des Menschengeschlechts erklärt; so alle Aeltern, von Neuern auch Joh. Müller in Berlin, Carpenter, Bock, Andr. und Rud. Wagner, während Rudolphi, Bory, Virey mehrere Menschenarten annehmen. Bereits Girtanner (Ueb. d. Kant'sche Princip in der Naturgesch. S. 57) sagt: „Alle Menschen auf der Erde gehören zu einer Gattung (Spezies) weil sie alle mit einander fruchtbare Kinder zeugen.*) Da eine Einheit der für sie gemeinschaftlich gültigen Zeugungskraft vorhanden ist, so gehören sie auch alle zu einem gemeinschaftlichen Stamme. Der Mensch war für alle Himmelsstriche und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt: es mußten daher in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um entweder gelegentlich entwickelt oder zurückgehalten

*) Bastarde verschiedener Spezies sind wenigstens für mehrere Generationen hinaus nicht fruchtbar und auch nicht immer für die nächste, daher man nach A. Wagner's Angabe bei der Maulthierzucht immer wieder auf die Stammeltern zurückkommen muß.

zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde, damit er im Fortgange der Zeugungen, demselben gleichsam angeboren, hiefür gemacht zu sein scheine. Die Menschen sind jetzt überall dem Boden angeartet, d. h. es sind in jedem Himmelsstriche gewisse, in der ursprünglichen Stammgattung enthaltene und vorgebildete Keime entwickelt, andere aber so unterdrückt worden, daß sie ganz vernichtet scheinen. Daher ist die Menschengestalt jetzt überall mit Lokal-Modifikationen behaftet und die eigentliche ursprüngliche Stammbildung der Menschen ist vermuthlich erloschen, so erloschen, daß sie nicht wieder hergestellt werden kann." Und Kant (Berlin. Monatsschrift 1785, S. 417): „Die Keime, welche ursprünglich in den Stamm der Menschengattung zur Erzeugung der Rassen gelegt waren, müssen sich schon vor langer Zeit, nach dem Bedürfniß des Klimas, wenn der Aufenthalt lange dauerte, entwickelt haben. Und nachdem eine dieser Anlagen bei einem Volke entwickelt war, löschte sie alle übrigen gänzlich aus. Daher kann man auch nicht annehmen, daß eine, in gewisser Proportion vorgehende Mischung verschiedener Rassen auch noch jetzt die Gestalt des Urmenschenstammes aufs neue herstellen könnte: denn sonst würden die Blendlinge, die aus dieser ungleichartigen Begattung erzeugt wurden, sich auch noch jetzt, wie ehemals der erste Stamm, von selbst in ihren Zeugungen, bei ihrer Verpflanzung in verschiedene Klimate, wieder in ihre ursprünglichen Farben zersetzen, was zu vermuthen man durch keine bisherige Erfahrung berechtigt wird, weil alle diese Bastarderzeugungen sich eben so beharrlich erhalten als die Rassen, aus deren Vermischung sie entsprungen sind." Girtanner bemerkt auch noch, indem in den verschiedenen Rassen einzelne der Urkeime mit Unterdrückung der andern sich besonders entwickelt hätten, so sei der Charakter der Rasse „eine besondere Modifikation des Bildungstriebes, in der Zeugungskraft überwiegend geworden, daher die Unauslöschlichkeit der Rasse."

Die weitere Frage;

Ob nur eine oder mehrere Rassen?

gleich von vorneherein anzunehmen seien, wurde nach dem Standpunkt und der Anschauung der Einzelnen ebenfalls verschieden beantwortet. Während Blumenbach, Cuvier, Prichard, Retzius, Morton etc. mehrere Urrassen annehmen, behaupten Andere nur eine solche, z. B. Link die Negerrasse, Lund die Incarasse, Klöden die Turanische, Weerth und viele Andere nach der Bibel die Iranische. Es kommt hierbei nämlich wieder in Betracht, ob man

analog der Entwicklung vom Niedern zum Höhern in der Natur die vollkommneren Rassen aus mehreren oder einer niedrigen sich hervorgegangen denkt oder in Betracht der besondern Weltstellung des Menschen und im Anschluß an kirchliche Ueberlieferungen die niedern Rassen als Degenerationen und Verschlechterungen der vollkommensten ansieht, oder ob man nach dem Gesetz der Differenzirung die Rassen aus einer intermediären Urrasse hervorgegangen annimmt, aus welcher nach einer Seite die vollkommneren, nach der andern die unvollkommneren Rassen sich abgeschieden haben. Der letzteren Ansicht sind z. B. Girtanner, nach welchem der weiße brünette Mensch dem (verschwundenen) Urstamm am nächsten käme, und Burdach, welcher die Urmenschen für braun erklärt, so die Mitte zwischen den größten Differenzen haltend. — Maury (la terre et l'homme p. 409) spricht sich nicht direct darüber aus, ob eine oder mehrere Menschenrassen schon ursprünglich gegeben waren, verweilt aber doch mit mehr Vorliebe bei ersterer Meinung und weist nach, wie vom caucasischen Entstehungscentrum aus die Entartung mit der Entfernung immer zunahm. — Ich sehe keinen Grund, weßhalb nicht angenommen werden dürfte, daß die Beschaffenheit der Urmenschen eine gewisse Biegsamkeit und Veränderlichkeit hatte, vermöge welcher nach den verschiedenen Umständen, unter welche die Nachkommen geriethen, eine Differenzirung in Rassen stattfinden konnte und mußte, welche, weil sie naturnothwendige Differenzirungsmomente sind, einmal geworden, so große Bestimmtheit und Festigkeit zeigen. Daß jetzt aus der Mischung der Rassen lauter Produkte entstehen, die halbschlächtig sind, ist naturgemäß; ebenso daß jetzt in Afrika aus dieser Mischung keine Neger, in Amerika keine Indianer mehr entstehen, weil die erzeugenden Eltern sowohl als die äußern Umstände sehr viel anders beschaffen sind, als sie in der Zeit der Rassenentstehung waren.

Uebereinstimmung und Verschiedenheit des Baues der Menschenformen.

Die verschiedensten Rassen und Stämme des Menschengeschlechts zeigen in den wesentlichen Charakteren große Uebereinstimmung, so daß die Verschiedenheiten nur in den untergeordneten Merkmalen beruhen. Mit wenigen noch nicht einmal vollkommen constatirten Ausnahmen besitzen die verschiedensten Völker eine glatte, wenig behaarte Haut, bei allen zeigt sich ein sehr großes Uebergewicht

des Schädels über das Gesicht, der Gesichtswinkel sinkt nie unter 70 Grad und der Kopf steht in vollkommenem Gleichgewicht auf dem Halse. Die Augen sind frei nach allen Seiten beweglich, die Nase tritt stärker hervor als bei den Thieren, die Zähne stehen ohne bedeutendere Lücken in gleichmäßigen Reihen. Die Wirbelsäule ist kürzer als bei den dem Menschen am nächsten stehenden Thieren, der Brustkasten ist breiter, das Becken weit und groß, der Bauch — bei den Thieren nach einwärts gezogen, — nach unten und außen gerundet, die Hüften sind — allein beim Menschen — mit breiten gerundeten Hinterbacken versehen. Die Schultern sind breit und treten rundlich hervor, die Arme zeigen die freieste Beweglichkeit; die sämmtlichen Finger und Zehen tragen weich-elastische Nägel und erstere können ganz gerade gestreckt, der sehr bewegliche Daumen ihnen entgegengesetzt werden. Ober- und Unterschenkel, namentlich erstere haben kräftige Muskeln, die Ferse ist breit, der Mittelfuß kurz, die Zehen sind kurz und gerundet. Alle Menschen gehen vermöge der ganzen Einrichtung des Körpers aufrecht, ohne Stütze auf den Füßen, während auch die menschenähnlichsten Affen nie lange ohne Stütze auf den Hintergliedern allein sich bewegen können. Bei allen Menschen ist die Dauer der Schwangerschaft und so ziemlich auch des Lebens, wenigstens beim männlichen Geschlecht die gleiche, während in letzterer Beziehung beim weiblichen Geschlecht verschiedener Völker größere Differenzen vorkommen. Gehirn und Sprachorgane zeigen bei allen Menschen im Wesen die gleiche Ausbildung; alle besitzen Vernunft und Sprache. — Plinius (hist. nat. VII, 2, 2) zählt zwar eine ganze Reihe fabelhafter Völker auf, die in Körperbildung 2c. ganz von andern Menschen abgewichen wären, die aber sicher nie existirt haben.

Bei der vergleichenden Betrachtung der physischen Beschaffenheit der Rassen und Völker hat man früher nur die Farbe der Haut und der Haare nebst dem Schädelbau berücksichtigt. In den letzten Dezennien ist man in eine genauere Bestimmung des Schädelbaues, besonders auch der Capazität der Gehirnkapsel eingetreten und hat auch das Becken zur Vergleichung beigezogen. (Vrolik, Weber.) Beim Schädel berücksichtigt man nicht bloß wie früher die allgemeine Form, das Verhältniß der Kiefer zu den übrigen Theilen des Gesichts, die Größe der Backenknochen 2c., sondern auch die verschiedenen Durchmesser (Morton u. A.), die Größe des Gehirns und Ausbildung der einzelnen Hirnpartheien (Tiedemann, Morton, Huschke u. A.), die Verhältnisse der Schädelgegenden unter sich (Carus). Uebrigens ist die vergleichende Anatomie und

Physiologie der Menschenrassen noch höchst lückenhaft. Die Haut zeigt die verschiedenen Nuancen von Weiß durch Gelb, Roth, Braun bis zum tiefen Schwarz; Kaukasier und Neger stehen sich als Extreme gegenüber; die Haut der tiefern Rassen ist mehr zur Verkohlung geneigt, die der höchsten zur Verklärung. Die weißesten Menschen sind nach Martin die Bewohner der Insel St. Kilda, der entferntesten der Hebriden. Lassen Fremde sich dort nieder, so werden die Nachkommen mit jeder Generation weißer und blonder. Von der Hautfarbe ist die Schminke, welche das Klima, namentlich warmer Länder auflegt, wohl zu unterscheiden; erstere ist Rassencharakter, erblich, letztere nach den Umständen wechselnd und vergänglich. Klimatisch gefärbt sind die auf der Küste von Mozambik seit bald 400 Jahren lebenden, dort dunkelbraun gewordenen Portugiesen, dann Juden und Araber, welche in manchen Gegenden Afrikas und Asiens schwarzbraun oder schwarz geworden sind; so auch die dunkelgefärbten Mauren Nordafrikas; der im Zimmer geborene Maure bleibt weiß, wie er geboren ward; in den Städten sind die Frauen oft blendend weiß. Die maurischen Mädchen, die der Insel Mendoza, auch die eigentlichen Madegassen sollen weiß sein. Rassenfarbe ist hingegen z. B. das sehr dunkle Braun mancher Indianerstämme in den Anden in mehr als 10,000 Fuß Höhe (nach d'Orbigny und Linden) oder das Roth der Fulahs im heißen Afrika rc. Die schwärzesten Menschen wohnen nicht unter dem Aequator und nicht immer in niedrigeren Gegenden. Zu ihnen gehören die unter 10° nördlicher Breite wohnenden Dhiolof, die Hassanieh- und Scheiggia-Araber, in der Südhälfte die Delagoaner und Zuluhkaffern (letztere bis zum 30° südl. Breite reichend), dann die bis 10,000′ Höhe auf dem Hochland von Semen wohnenden Abyssinier. Umgekehrt giebt es noch im 6° südl. Breite braune Völker, die Ashanti unter 6° nördl. Breite sind gleichfalls hellfarbig, die Gallas von 6° nördl. Breite bis zum Aequator kastanienbraun.

Nach Henle ist der dunkle Farbstof des Negers in den Zellen des Schleimnetzes der Haut eingeschlossen. Flourens gibt an, daß beim Menschen überhaupt die Haut aus 3 Schichten bestehe: dem derma und einer doppelten epidermis; die Schwarzen hätten außerdem zwischen der Lederhaut (derma) und innern Epidermis einen aus 2 Schichten bestehenden Apparat, deren äußere den schwarzen Farbstoff enthält, welcher Apparat auch beim Mulatten immer da ist. Auch bei der rothen Rasse finde sich unter der 2. Epidermis ein Apparat, der das rothe Pigment enthält. Die Negerkinder sind bei der Geburt von den europäischen wenig verschieden, röth-

lich, werden aber in den ersten 8 Tagen so schwarz wie ihre Eltern; Camper sah in Amsterdam eine Negerin ein ganz weißes Kind gebären, nur mit einem schwärzlichen Ring am Nabel, von welchem aus es nach wenig Tagen schwarz wurde. Neger verfärben sich in unserem Klima besonders nach anderweitigen tief eingreifenden Einwirkungen zuweilen bis auf einen gewissen Grad; Cardanus sah einen als Kind nach Venedig gekommenen allmälig heller, zuletzt gelblich werden. Eine Negerin in London verlor allmälig ihre Schwärze; ein Neger, den J. Brown beobachtete, wurde nach einer chirurgischen Operation zuerst am Handrücken, dann an den Armen, Beinen, zuletzt am ganzen Leibe weiß. Blasenpflaster machen die Haut unter ihnen beim Neger fast farblos; allmälig stellt sich die Farbe wieder her, zuerst um die Haarzwiebeln, von welchen sie sich dann strahlenförmig ausbreitet. Ungeachtet seiner dunkeln Farbe erträgt der Neger doch die Sonne leichter, als der Weiße. Wenn er sich nicht den Sonnenstrahlen selbst aussetzt, so ist die ihn umgebende Wärme immer noch geringer, als seine Blutwärme, er daher immer noch mehr abgebend als aufnehmend; seine schwarze Haut strahlt auch mehr Wärme aus, als eine weiße Haut und bleibt daher kühler. Geht er an die Sonne, so reibt er sich die Haut mit Fett ein, wodurch die Haut glänzend, daher die Wärme zurückstrahlend wird. Polarvölker, z. B. die Eskimos, beschmieren gegen die Kälte auch die Haut mit Fett; hier wirkt das Fett aber nicht als zurückstrahlende Substanz, sondern als schlechter Wärmeleiter.*) — Whewell (Spuren der Gottheit S. 217) berichtet nach Buckinghams Reisen unter den Arabern: „Wir haben auch wenigstens ein authentisches Beispiel von einer Reihe ganz schwarzer Kinder, die einem arabischen Paare geboren wurden, dessen Vorfahren sich nie mit solchem Blute vermischt hatten. Dieß geschah im Jordanthale, wo übrigens die arabische Bevölkerung im Allgemeinen flachere Züge, eine dunklere Haut und ein gröberes Haar hat, als irgend ein Stamm derselben Nation.“ Weber erwähnt einen Fall, wo eine Frau vor Schrecken in einer Nacht schwarz, wie eine Negerin wurde. Bomare (Diction. d'hist. nat. Art. négre) erwähnt eine andere, die in jeder Schwangerschaft schwarz, nach der Niederkunft wieder weiß wurde.

Nach A. v. Humboldt sind auch die amerikanischen Häuptlinge und die Neugeborenen der Amerikaner bereits roth. Die Einge-

*) Bei den Negern soll Blut, Galle und Sperma schwärzlich sein, was Andere jedoch läugnen.

borenen der feuchten und schattigen Niederungen Gujanas sind nach Hartsink bleich; die Zurückstrahlung der Gebirge verdunkelt nach Bouguer die Hautfarbe. Von den Neugeborenen der Grönländer sagt Saabye, sie seien fast so weiß als die der Europäer, aber auf oder über dem Kreuz hätten sie einen etwa $^3/_4$ Zoll langen bläulichen Fleck, der sich allmälig über den ganzen Leib ausbreite. Die Tzulim-Tataren bei Meletzky-Ostrog in Sibirien fanden Strahlenberg und Bell zwar bräunlich wie die meisten Bewohner Sibiriens, aber von Kopf bis zu den Füßen mit weißen Flecken von verschiedener Gestalt und Größe, wahrscheinlich Folge einer durch ihre beständige Fleisch- und Fischnahrung und Unreinlichkeit entstandenen Krankheit, bedeckt. Unter den Negern gibt es nicht sehr selten solche mit hellen, oft schneeweißen Flecken. Nach Moseley kommen gefleckte Kinder gleich schwarz und weiß zur Welt. — Vom Albinismus oder Kakerlakismus will ich nur bemerken, daß diese Krankheit unter allen Menschenrassen beobachtet worden ist. Unter den Hindus gibt es eine blonde Varietät, eine Art Kakerlaken.

Bei manchen Rassen entwickelt sich durch die Thätigkeit der Haut ein spezifischer G e r u ch; sehr widerlich namentlich bei den Negern und bei den Juden. Von dem widrigen ganz eigenthümlichen Geruch des ächten nordamerikanischen Indiers behauptet Mistriß Jameson (Winter Studies and Sommer Rambles in Canada), sie könne, wenn sie über eine Stelle gehe, wo eine Indianerhütte gestanden, obgleich schon mehrere Stunden abgebrochen und auf dem harten Kiesgrund des Ufers doch den Indianer in der Luft riechen. Erman (Reise um die Erde, II, 145) bemerkt von den Chinesen in Kjachta, daß jeder von ihnen stets einen Lauchgeruch um sich verbreite, der sich auch allen von ihnen berührten Gegenständen mittheilt. In Rußland soll ein Aufenthalt von wenig Tagen den Kleidern einen eigenen Geruch ertheilen. (Froriep's neue Not. Nr. 142.) Was die H a a r e betrifft, so bringt B l u m e n b a ch die Nationalverschiedenheiten des Kopfhaares auf vier Hauptabänderungen zurück: 1) braunes oder nußfarbenes, theils in das Gelbe, theils in das Schwarze übergehendes, weiches, reichliches, wellenförmiges Haar; so bei den meisten Nationen des mittlern Europa, auch in Nordamerika und manchen gemäßigten Gegenden Asiens; 2) schwarzes, starres, schlichtes und dünnestehendes Haar der mongolischen und amerikanischen Völker; 3) schwarzes, weiches, lockiges, dicht und reichlich stehendes Haar der meisten Bewohner der Südseeinseln; 4) schwarzes, krauses Wollhaar der schwarzen Rasse. Im Allgemeinen sind den heißen Klimaten dunk-

lere, mehr gekräuselte Haare, den kältern lichtere und schlichte eigen, doch fehlt es nicht an Ausnahmen; die große Mehrzahl der Menschen hat schwarze Haare. In Hochschottland giebt es nicht selten Männer mit schwarzem Haar und rothem Bart; Eltern mit schwarzem Haar erzeugen Kinder mit rothem und umgekehrt. Eben so in den Schweizeralpen. Schwarze Haare sind gewöhnlicher mit schwarzen oder braunen Augen, blonde mit blauen oder grauen verbunden. Auf den Maldiven, im Innern von Sumatra, auf manchen Kurilen soll es Stämme geben, welche über den ganzen Körper behaart sind; die Einwohner der großen Japanischen Insel Jesso sollen sich eben so verhalten. Einzelne behaarte Menschen findet man auch auf den Südseeinseln, selbst in Europa. Der Bart ist bei den arischen Völkern am stärksten, bei den Amerikanern am schwächsten entwickelt.

Von vorragender Wichtigkeit für die Charakteristik der Rassen ist die Form des knöchernen Schädels. Prichard nimmt drei Schädelformen an: 1) die ovale, sie kommt den Europäern mit Ausnahme der Lappen, mehrern asiatischen und afrikanischen Völkern zu; 2) die viereckige, mit mehr eckigen Umrissen; so bei den Mongolen, Chinesen, den meisten Ureinwohnern Amerikas; 3) die schmale; hier ist der Schädel länglich, schmal, von den Seiten zusammengedrückt, wodurch der Oberkiefer hervortritt; so bei den Negern und meisten andern Afrikanern, den Madegassen, Neuholländern, Papuas, Mallikolesen, mehrern Polynesiern. Weber fügt als 4. bei: die runde, besonders den amerikanischen Stämmen eigen, vielleicht nur Uebergang von eins zu zwei, also von der caucasischen zur mongolischen Form. Retzius (Müller's Arch. 1845) nimmt zwei Schädel= und zwei Gesichtsformen an, wodurch vier Formen überhaupt entstehen, indem sich jede Schädelform mit einer oder der andern Gesichtsform und umgekehrt combiniren kann. 1) Brachycephalische Form; Schädel kurz, rund oder viereckig, Länge und Breite nicht wesentlich ungleich, Hinterhaupt kurz, etwas platt, Gruben für das kleine Hirn aufsteigend, Scheitelhöcker stark, Hinterhauptshöcker oft fehlend; hintere Hirnlappen kurz breit. 2) Dolichocephalische Form; Schädel lang, (besonders durch Entwicklung des Hinterhaupts) oval; Gruben für das kleine Gehirn mehr horizontal, Scheitelhöcker oft fehlend, Hinterhauptshöcker sehr stark; hintere Hirnlappen besonders nach hinten entwickelt. Die zwei Gesichtsformen sind 1) die orthognathische; Profillinie des Gesichts wegen der geraden Stellung der Kiefer und Zähne gerade, lothrecht. 2) prognathische; nach thierischer Art vor=

springende Zahnhöhlenfortsätze und Zähne. Alle vier Formen finden sich in Asien fast in gleicher Menge; die dolichocephalisch-orthognathische bei den Hindus und Georgiern, die brachycephalisch-orthognathische bei rohern Mongolischen Stämmen, aber auch bei Türken und Persern; die dolichocephalisch-prognathische bei Chinesen und Japanesen, die brachycephalisch-prognathische bei den Malayen und Kalmücken. In Europa kommen keine Schiefzähner vor, sondern bloß Geradzähner; dolichocephalisch-orthognathisch sind die germanischen Völker, Kelten und romanischen Völker; brachycephalisch-orthognathisch die Türken, die (ausgestorbenen) Avaren, Lappländer, Slaven und Basken. Auf den Südseeinseln sind brachycephalisch-orthognathisch vielleicht bloß die Tagaler; dolichocephalisch-prognathisch die Australier und Bewohner Amboinas, brachycephalisch-prognathisch die Malayen, Tahitier, Papuas. Die Ureinwohner Amerikas sind meist prognathisch und zwar dolichocephalisch-prognathisch Grönländer, Eskimos, Kaluschen, Cherokesen, Tschippewäys, Irokesen, Huronen, Lennilenaper, Blakfoots, Botocuden, Caraiben, Guaramis, Aymaras, Huankas, Südpatagonier; brachycephalisch-prognathisch die Natchez, Creeks, Seminolen, Puelchen, Charruas, Araucaner, Peruaner; brachycephalisch-orthognathisch sind vielleicht nur die Chinchas und die ausgestorbenen Azteken. In Afrika herrscht die dolichocephalisch-prognathische Form, welche allen Negern (mit Einschluß der Kaffern und Hottentotten) dann den Kopten zukommt; dolichocephalisch-orthognathisch sind nur Nubier, Abyssinier, Berbern. Zeune (üb. Schädelbildung zur festern Begründ. d. Menschenrassen, Berl. 1846) wollte drei Hauptschädelformen: Hoch-, Breit- und Langschädel unterscheiden. Diesen drei Hauptformen, deren jeder die beiden andern entgegenstehen, sollen in der geographischen Breite immer zwei Hochländer und zugleich zwei Rassen entsprechen, so daß deren sechs entstehen nach folgendem Schema:

Nord.

Westliche Halbkugel.		Oestliche Halbkugel.
	I. Hochschädel.	
4. Apalachische oder Natches-Rasse.		1. Kaukasische oder Iran-Rasse.
	II. Breitschädel.	
5. Guianische oder Caraiben-Rasse.		2. Mongolische oder Turan-Rasse.
	III. Langschädel.	
6. Peruanische oder Inka-Rasse.		3. Aethiopische oder Sudan-Rasse.

Süd.

Ich glaube im Allgemeinen, daß alle regelmäßigen Schemata der Natur unangemessen sind, daß die Natur die Formenmannigfaltigkeit nie nach solchen logischen Construktionen ordne. Man kann in der Klassifikation sich nur der Wirklichkeit möglichst anschmiegen, sie nicht nach festgesetzten Kategorieen regeln. Auch hat Retzius nachgewiesen, daß Zeune's Annahmen unrichtig seien

Im Allgemeinen überwiegt am Schädel der Kaukasier das Vorderhaupt, bei den Negern das Hinterhaupt, bei den Mongolen, Malayen, Amerikanern das Mittelhaupt. Bei der embryonischen Entwicklung durchläuft gleichsam der Schädel und das Gehirn der höchsten Rasse die entsprechenden Formen der niedern; der Neger behält zeitlebens das vorstehende Unterkiefer und auch die schwachen, gebogenen Beine des noch ungeborenen Ariers. Serres und Pucheran behaupten, daß im Verhältniß zu den Höhlen der Sinnorgane die Hirnhöhle um so weniger entwickelt ist, je mehr sich ein menschliches Individuum von der kaukasischen Rasse entfernt. Die mongolische Rasse gleicht nach ihnen in der Schädelform dem europäischen Foetus oder Kind, Malayen und Neger nähern sich den Säugthieren; beim Hottentotten erreicht die Verlängerung des Schädels den höchsten Grad. Die Gruben für die Kaumuskeln vergrößern sich bei den niedern Rassen, die Superciliarbogen erheben sich. — Das Zwickelbein, os interparietale, am Hinterhaupte zwischen der Lambdanath bei vielen Säugthieren vorhanden, kommt bei den Menschen der alten Welt nur sehr selten vor, viel häufiger in der neuen, sehr allgemein namentlich bei einigen peruanischen Stämmen. Camper zieht eine gerade Linie von der höchsten Vorragung des Stirnbeins bis auf den vorragendsten Theil des Oberkiefers und eine zweite gerade Linie durch die Höhle des äußern Gehörgangs bis zum Boden der Nase. Der Winkel, den diese beiden Linien mit einander bilden, heißt der Camper'sche Gesichtswinkel, der bei den höhern Rassen größer ist, als bei den niederen, bei menschenähnlicheren Thieren größer als bei entfernter stehenden. Camper glaubte in ihm den Unterschied der Menschenrassen und die Größe des Abstandes der verschiedenen Thiere vom Menschen gefunden zu haben. „Lasse ich, sagt er, die Gesichtslinie mehr nach vorne fallen, so habe ich einen antiken Kopf, mehr nach hinten einen Negerschädel, noch mehr nach hinten einen Affenschädel, und so fortgesetzt den Schädel des Hundes, endlich den der Schnepfe." Die griechischen Künstler machten den Gesichtswinkel bis über 100° groß, die besten römischen Graveurs begnügten sich mit 95°. Die

Differenz von der griechischen Statue bis zum Neger beträgt 30° (100 : 70°). *)

Was die Größe des Kopfes und die Capazität der Gehirnkapsel betrifft, (welche durch die Größe des Gehirns bedingt ist) so trifft man in jeder Rasse große und kleine Schädel, doch nimmt bei den bessern Rassen im Durchschnitt die Schädelgröße zu, und die bedeutendsten Größen kommen nur bei ihnen vor. Morton hat viele hundert Schädel der verschiedensten Völker auf die Capazität der Gehirnkapsel untersucht; die Schädelhöhle wurde nach Verschließung aller Oeffnungen mittelst Baumwolle durch das große Hinterhauptsloch mit Schrot oder trockenen Pfefferkörnern angefüllt und diese dann ausgeschüttet und genau nach ihrem kubischen Inhalt gemessen. Es ergab sich hieraus, daß der germanische Zweig die größte Schädelhöhle und folglich das größte Gehirn habe, die kleinste findet sich bei den alten Peruanern und bei den Australiern; die wilden Stämme Amerikas haben ein viel größeres Gehirn als die halbcivilisirten Mexikaner und Peruaner; die alten Aegypter hatten das kleinste Gehirn unter allen kaukasischen Völkern, die Hindus ausgenommen; das Negerhirn ist um 9 Kubikzoll kleiner als das germanische, um 3 Kubikzoll größer als das altägyptische. Das größte Gehirn von 114 Kubikzoll fand Morton bei einem alten Holländer, das kleinste von 58 Kubikzoll bei einem alten Peruaner. Das Gehirn der Australier und Hottentotten stehe hinsichtlich der Größe

*) Ich wundre mich, daß Camper, ein Künstler, behaupten kann, weil die Nationen sehr verschieden gebildet seien, so existire ein reales oder positives Schöne in der Menschenform nicht; „wir nennen vielmehr das schön, was wir von Jugend auf so anzusehen gewöhnt sind; ferner, was die Autoritäten, deren Kenntniße in dieser Beziehung für bedeutend gehalten werden, für schön erklären; endlich richtet sich das Urtheil über das Schöne nach der eigenthümlichen Weise jedes Landes.“ (Discours sur le moyen de représenter d'une manière sûre les divers passions etc. S. 94.) Meines Erachtens existirt die Schönheit so positiv als die Wahrheit und wenn Niemand daran zweifelt, daß die edelsten Völker diese letztere in viel höherem Grade erkannt haben, so wird auch ihr Urtheil über das Schöne das richtige sein. Daß die mit dem Gefühl für dasselbe vorzugsweise Ausgestatteten zum Urtheil hierüber vorzugsweise geeignet seien, berechtigt ebensowenig zur Annahme eines willkürlichen Dafürhaltens, als wir auf dem Gebiet der Wahrheit z. B. rücksichtlich der Erkenntniß des Gravitationsgesetzes, bei Newton ein solches annehmen dürfen und wie hier der Verstand, so entscheidet dort das Gefühl der vorzugsweise Begabten, was schön sei. — Die Menschenstämme nähern sich dem Ideal der Schönheit in verschiedenem Grade; am meisten die arischen Völker. „Ohne einen gewissen Mißton ist jedoch keine, auch nicht die schönste Kreatur der Schöpfung“ sagte G. Forster. — Camper hielt die Kalmücken für die häßlichsten aller Menschen.

viel tiefer als das des Negers und messe genau so viel als das altperuanische. Die verschiedenen künstlichen Formänderungen des Schädels bewirken nach Morton keine Verringerung des Umfangs, daher auch keine Verkleinerung des Hirns.

Huschke in seinem schönen Werke: Schädel, Gehirn und Seele des Menschen, Jena 1854, hat neue Methoden für eine Flächenmessung (wobei er die Oberfläche des Schädels triangulirt, wie der Geometer ein Landstück) und kubische Messung in Anwendung gebracht. Der Flächeninhalt der sämmtlichen Schädelknochen steigt nach Huschke von der Geburt bis zum 50.—60. Jahre von 31486 Quadratmillimeter und darunter bis zu 68000 Q.M. Der weibliche Schädel ist im Durchschnitt kleiner als der männliche; das Mittel bei letzterem beträgt 59000 Q.M., beim weiblichen 53000. Die größten Schädel, welche Huschke untersuchte (sämmtlich über 60000 Q.M. groß) gehörten Juden, Deutschen, Griechen an, dann aber auch Hindus, Avaren, Baschkiren, Huankas, Chinesen, Negern; die Hindu- und Negerschädel verdankten aber wahrscheinlich ihren bedeutenden Umfang der Dicke der Wände. Die amerikanischen Indier haben keine sehr großen Schädel. Aus der Größe derselben kann man weder stets auf ein größeres Gehirn, noch auf einen vollkommneren Verstand schließen. Nach Tiedemann haben die männlichen Europäer im Mittel eine Schädelhöhle von 40 Unzen Inhalt, die Malayen von 36—33, die Hindus von 23. Den mittlern kubischen Inhalt des männlichen Schädels überhaupt giebt Huschke auf 1446 Cubikcentimeter an, des weiblichen auf 1226, ein Verhältniß also wie 7:6. Die germanischen Völker haben etwa um 100 Cubikcentimeter mehr Hirn als die romanischen; bei erstern sind vorzüglich die Stirnwirbel, bei den andern die Scheitelwirbel geräumig. Bei den Europäern hat man Gehirne gefunden über 2000 Grammen schwer (Byrons Hirn wog 2238 Gr. Cromwells 2233, Cuviers 1829). Bei den germanischen Völkern erreicht im Mittel das Hirn, während der dreißiger Jahre, wo es am schwersten ist, nach Huschke beim Manne 1424, beim Weibe 1272 Grammen, bei den Hindus nur 1006—1176 Gr., bei Negern kommen neben ansehnlich großen Gehirnen solche von nicht 800 Gr. vor. Von Mongolen, Amerikanern, Neuholländern sind noch keine Wägungen bekannt. Durch die Windungen des Hirns wird dessen Oberfläche etwa 12mal größer; Huschke, welcher den Windungssystemen besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, glaubt, daß sie nach den Rassen, selbst nach den Völkerfamilien nicht unerheblich verschieden seien. — Das Negerhirn, nach Sömmering

durchaus nicht, dunkler gefärbt als das des Europäers, ist nach dem Typus des kindlichen und weiblichen Europäerhirns gebildet und nähert sich sonst dem Affenhirn. Es unterscheidet sich aber darin wesentlich vom weiblichen europäischen Hirn, daß es sich durch Länge, wie dieses durch Breite auszeichnet. Nach Tiedemann hätte das Hottentottenhirn wenigere und minder regelmäßig angeordnete Windungen als das Europäerhirn und sei überhaupt dem des Orangs ähnlich. Der Phrenolog Combe bestritt manche Angaben und Folgerungen Tiedemanns. Cuvier fand am Hottentottenhirn nur das Besondere, daß es wegen der Depression des Schädels vorne kleiner wurde. — Ueber das Verhältniß der Stärke von Rückenmark und Nerven in Beziehung auf das Hirn bei den außereuropäischen Rassen ist fast nichts bekannt; nach Tiedemann sollen die Nerven des Negers nicht dicker sein als die des Europäers.

Die Formen des Beckens wurden mit Rücksicht auf die Rassen von Weber genauer unterschieden; sie sollen den Schädelformen entsprechen, so daß die ovale namentlich den Kaukasiern, die vierseitige den Mongolen, die runde den Amerikanern, die keilförmige den Negern zukäme. Was aber schon für den Schädel, das gilt in noch höherem Grade beim Becken, nämlich daß erstens die Formen nicht immer scharf bestimmt sind, zweitens nur im Allgemeinen die angegebenen Formen bei den bestimmten Rassen vorherrschen, indem in jeder Rasse auch die andern Formen mehr oder minder zahlreich sich finden. Durch mehr längliche Form, mehr verticale und höhere Darmbeine, ein schmäleres und höheres Kreuzbein nähert sich das Becken der Hottentottinen und Botocudinen mehr dem thierischen Becken. — Es folgen noch einige minder wichtige Verschiedenheiten. Die Neger haben meist auch 7 wahre Rippenpaare, bisweilen aber und zwar viel öfter als die Europäer 8, wie die meisten Affen. Beim Buschmann und den (ausgestorbenen) Guanchen hängen vordere und hintere Ellenbogengrube durch eine Oeffnung zusammen wie beim Pongo und manchen Carnivoren, z. B. dem Hundegeschlecht. Bei den niedrigeren Rassen zeigen die Unterglieder Neigung sich mehr zu krümmen als bei der Arisch-oceanischen. — Von Zeit zu Zeit taucht eine Nachricht über geschwänzte Menschen auf, bei welchen also die Steißbeinwirbel statt nach einwärts gekrümmt und unter den Muskeln verborgen zu sein, nach auswärts gerichtet wären. Benvenuto Cellini sagt: „Dieses Schwänzchen wendet sich in unsern wärmern Gegenden nach innen, aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden wird es durch die Kälte nach außen gezogen und ich habe es 4 Finger breit bei einer

Menschenart gesehen, die sich Iberner nennen und als **monstra** erscheinen." Lebensbeschreibung B. C.'s, übers. v. Göthe, II, 379. Ein Korrespondent der Leipz. allgem. Zeitg. 7. Oktbr. 1838 behauptet, daß es auf dem Javanischen Hochland solche Menschen gebe; binnen 5 Jahren seien ihm 3 Individuen vorgekommen. Auf der Insel Mindora bei Manilla findet sich nach Gemelli Carreri ein Volk, welches sich Manghier nenne, mit 4—5 Zoll langen Schwänzen; auch auf Ceram, das Papuas bewohnen, existiren nach Barchewitz geschwänzte Menschen, nach Helwig, Haße, Strauß auf Formosa und andern indischen Inseln, auf Sumatra nach Tappe, auf Borneo nach Harvey, auf den Nicobaren nach Köping, Bontius, in Turkestan nach Rytschkov, Falk (dort Kuirukli's genannt). Die Niam-Niams sollen ein schwarzes geschwänztes Cannibalenvolk sein und im äußersten Süden von Sudan, zwischen Adamah und dem Lande der Tapalesen leben. Hadschi Abdel Hamid Bey theilte 1848 der orientalischen Gesellschaft zu Paris mit, daß sich im Sudan gegen Abyssinen hin ein zwischen Affen und Menschen stehender Stamm, die Hyghlans finde, mit einem 2—3 Zoll langen Schwänzchen. Die Muskeln des Hintertheils ständen wenig vor, die Ohren seien lang und hoch, Stirne gedrückt, Beine schmächtig, Arme lang, hängend, die Haare schlicht. Viele von ihnen lernten arabisch; ein Hyghlansklave, den er zu Mekka gesehen, mußte alle Morgen rohes Hammelfleisch erhalten (auch die Hochabyssinier lieben rohes Fleisch sehr) und leistete gute Dienste. Aubert-Roche hatte in Abyssinien nie von solchen Menschen gehört, wohl aber Lavallé zu Manilla. Man vergl. auch noch die Zeitschr. „Ausland", 1841, Nr. 124. Es scheint sonach, obschon nicht alle diese Angaben zuverlässig sind, daß diese Bildung als Monstrosität bei einzelnen Individuen einiger tief stehenden Stämme, vielleicht sogar bei einigen ganzen sehr niedrigen Stämmen vorkomme. Sonst sind Verkrüppelungen und Mißgestalten bei den farbigen Menschen selten.

Nach Serres giebt es unter den Falten der Hand eine, die kaukasische Falte, welche nur bei allen Varietäten der kaukasischen Rasse vorkömmt. Es ist die, welche vom untern Theile des Handballens nach dem Gipfel der Falte hin verläuft, welche in der Hohlhand durch die Einlenkung der ersten Glieder der 3 letzten Finger gebildet wird. Sie mangelt ganz der schwarzen Rasse und ist in der mongolischen, auch bei den Nordamerikanern nur wenig ausgesprochen. — Die Javanischen und Dyaks-Matrosen (Dyaks sind Eingeborne von Borneo) klettern im Tauwerk unglaublich

behend, indem sie die Stricke nicht nur mit den Händen, sondern auch mit den ersten 2 Zehen jedes Fußes fassen. Matrosen und Zimmerleute halten Gegenstände, welche sie zurichten, mit den Zehen und behalten so die Hände frei. Frorieps N.N. Nr. 65. Die Schärfe der Sinne ist besonders bei den Jäger- und Hirtenvölkern größer als bei den civilisirten Nationen. Bei den Indianern Amerikas soll der Puls langsamer sein als bei den Europäern. Die Zeugungskraft scheint bei der Negerrasse am stärksten, bei der amerikanischen am schwächsten entwickelt zu sein. Die Pubertät tritt zu verschiedenen Zeiten ein, im allgemeinen bei den niedern Rassen früher als bei den höhern, früher in warmen als kalten Ländern. (Doch machen die Eskimos, bei welchen sie früh eintritt, eine Ausnahme). Die Niederkunft erfolgt leichter bei den niedern als bei der höchsten Rasse; besonders leicht bei den Amerikanerinnen. Von Rasseneigenthümlichkeiten möge auch noch der verlängerten Nymphen, so wie der Fettpolster am Hintertheil bei den Hottentottinen und Buschmänninen Erwähnung geschehen. — Viele Krankheiten sind klimatisch, von der Natur eines Landes abhängig, so daß Menschen verschiedener Rassen im gleichen Lande davon befallen werden; so die Cholera im Gangesdelta, die Pest in der Levante, das gelbe Fieber in Ostindien, — es gibt aber auch wahrhafte Rassenkrankheiten, wie z. B. der Aussatz, die Pians rc. Die Höhe des Wuchses (nach Quetelet vorzüglich von den äußern Lebensbedingungen abhängig) schwankt beim männlichen Geschlechte der verschiedensten Völker zwischen $4^1/_2$ — 6 Fuß und beträgt einige Zoll weniger beim weiblichen. Die Größe der Patagonier wurde sehr übertrieben; es finden sich bei ihnen große Menschen nur viel allgemeiner als anderwärts; besonders hoch soll der Wuchs auf der kleinen Insel Karadino oder Amsterdam bei Ceylon sein und auch die Nachkommen von andern Gegenden hier Niedergelassener sollen größer werden. Polarvölker sind ziemlich klein, Gebirgsvölker im Ganzen groß. Die Quimos auf Madagaskar wären nach Comerson u. A. langhändige Zwerge; doch ist diese Nachricht nicht sicher. Resultat eines Aufsatzes über diesen Gegenstand im neuen Göttinger histor. Magazin I, 697 ist: „Daß sich unter den verschiedenen Rassen von weißen Menschen viel mehr große Völker fanden und noch finden, als unter den dunkelfärbigen; daß wieder unter den Weißen im Durchschnitt die nicht slavischen Nationen Europas größer sind als die slavischen und morgenländischen Völker; daß die alten Germanen und deren Brüder größer waren als ihre Nachkommen, und daß die germanischen Völker desto größer

waren, je weiter sie gegen Norden wohnten; daß also ein Zustand der Barbarei der körperlichen Entwicklung der weißen Nationen vortheilhafter ist als ein Zustand von Cultur, und Kälte vortheilhafter als Wärme oder Hitze." Die größte Körperkraft scheinen die arischen Völker, namentlich der germanische Zweig, unter diesen vielleicht wieder die Engländer zu besitzen. Nirey sagt zwar, es seien nur schlecht genährte Wilde schwächer als die Europäer; Frauen am Mississippi trügen jeden Tag Lasten von 2—300 Pfund, die Campecheholzfäller nach Dampier sogar von 400 Pfund, — aber neuere Beobachtungen, auch Wettkämpfe zwischen Engländern und Indianern sprachen doch für obige Behauptung. — Die lebensmagnetische Kraft des Europäers soll auf die farbigen Rassen stärker wirken als auf Europäer. — Die Lebensdauer bietet, wie es scheint, keine wesentliche Verschiedenheit. Man kennt von allen Rassen sehr alte Individuen *).

Psychische Verhältnisse.

Es ist bereits angeführt worden, daß allen Menschenrassen und Stämmen Vernunft und Sprache zukomme; alle begreifen die Gesetze der Logik und Mathematik. Neben dieser Gleichheit im Ganzen finden aber im Einzelnen bedeutende Abweichungen statt in Bezug auf die Klarheit und Energie der geistigen Kräfte so wie ihres Verhältnisses unter sich. Es gibt zwar Philantropen, welche die Größe der Unterschiede läugnend den Mangel geistiger Schöpfungen bei niederen Rassen nur auf deren Unentwickelheit zurückführen wollen, — und obschon der Graf Alexander de la Borde in der französischen Deputirtenkammer sagte, „von allen ihm bekannten Aristokratieen sei die der Haut die lächerlichste," so darf man doch keinen Augenblick anstehen, eine bedeutende geistige Superiorität der arisch-oceanischen über die anderen Rassen zu behaupten, deren Resultat eben die höhere Cultur ersterer ist. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen"; dieser Weisheitsspruch muß uns bei der Beurtheilung auch dieser Verhältnisse leiten; die Geschichte und Culturentwicklung sind die Formen, in welchen sich der geistige Charakter der Völker ausprägt. Es ist daher nicht logisch richtig, wenn Michelet (Anthropologie und Psychologie, S. 99)

*) 1858 starb in Santa Cruz in Californien ein Indianer im Alter von 130 Jahren. In East-Hampton (Connecticut) lebt jetzt noch (1858) eine Indianerin von 130 Jahren kerngesund und geistesmunter.

zwar das Menschengeschlecht als ursprünglich gleich und zur Freiheit bestimmt ansieht, diese Gleichheit aber nur als Möglichkeit nimmt, während die wirkliche Verschiedenheit auch eine Unterordnung hervorgebracht habe und dann fortfährt: „das Recht zu der eventuellen Herrschaft einer Menschenrasse über die andere darf also nicht daraus hergenommen werden, daß die eine geringerer Natur als die andere sei, sondern lediglich daraus, daß der eine und selbe Menschengeist auf verschiedenen Bildungsstufen sich befindet." Die „wirkliche Verschiedenheit" erschien nämlich zu allen Zeiten der „Möglichkeit" gegenüber als unwiderstehliche Macht. Ohne Zweifel befinden sich auch viele Völker nicht deßhalb in einem moralisch und physisch verkommenen Zustande, weil sie noch unentwickelt sind, sondern weil sie, auf eine gewisse Stufe gelangt, mit begabteren Nationen nicht concurriren konnten und so von diesen bedrängt wieder in die Barbarei zurücksanken. — Rosenkranz (Psychologie S. 34) sagt von der weißen Rasse, daß in ihr die Einseitigkeiten der andern überwunden seien und bei ihr eine unaufhörliche Progression aus der Vergangenheit in die Zukunft statt finde, während die geistige Thätigkeit niederer Rassen im sinnlichen Genuß der Gegenwart oder im starren Hängen an der Vergangenheit oder im Brüten über die Zukunft aufgeht.

Der größte psychische Gegensatz findet sich wieder zwischen der weißen und schwarzen Rasse, obwohl es freilich auch in dieser nicht, wie überhaupt in keiner an einzelnen Individuen fehlt, die Beweise von größerer Geisteskraft gegeben haben. Die Negerrasse ist jedoch die einzige, welche es nie zur Gründung längere Zeit dauernder Culturstaaten gebracht hat. Schon durch die große Mannigfaltigkeit der Gesichtsbildung — als Ausdruck geistiger Individualität — weicht die weiße Rasse von den übrigen ab, bei welchen hierin große Monotonie stattfindet. Bei den farbigen Rassen finden wir ferner statt Heiterkeit, Freudigkeit, Thaten- und Schaffenslust: Trägheit, Stumpfsinn (auch gegen die größten Schönheiten der Natur und Kunst), Mißmuth, Trübsinn (namentlich bei den Amerikanern) oder ausgelassene Sinnlichkeit (bei den Negern). Sie zeigen im Ganzen keinen besondern Trieb nach wahrer Bildung, sondern öfter eine innerliche Abneigung gegen sie. Man hat jedoch die Mängel auch übertrieben. So sucht v. P. (Pauw) in seiner philos. Unters. über die Amerikaner II, 121 mit allen Gründen und Thatsachen die Unempfindlichkeit, Dummheit, Apathie, Niederträchtigkeit der Rothen zu erweisen; sie seien unter den geringsten Europäern, Gedächtniß, Ueberlegung, Denkkraft fehlten ihnen. Bis

zu 16—17 Jahren ließen sie einigen Schein von Verstand blicken, lernten ein wenig lesen und schreiben, aber gegen das 20. Jahr entwickle sich ihre Dummheit auf einmal; sie gingen dann zurück und man müsse den weiteren Unterricht aufgeben. Dieses sage schon Marcgraf, S. 14 von den Brasilianern und alle Reisenden gestehen, daß es auf alle Amerikaner passe. Sie begriffen nicht den Mechanismus einer Maschine und könnten kaum in vielen Jahren eine elende Copie z. B. eines Bildes hervorbringen. — Daß sie mit der Zeit dummer werden, setzt v. P. in die eintretende Verlangsamung des Laufes ihres trägen, wäßrigen Blutes. Auch bei den Kreolen zeige sich diese Erscheinung; von den Universitäten in Lima und Santa Fé de Bogota sei nicht ein einziges Genie ausgegangen. Die ganze Naturgeschichte jener Länder sei durch Europäer bekannt geworden. Die Spanier hätten aus Eitelkeit die Größe und Herrlichkeit der Reiche Peru und Mexico weit übertrieben. Das Buch des Mestizen Garcilasso de la Vega sei ein unsinniger Roman. v. P. sucht auch die Bauwerke der Amerikaner herunter zu würdigen, geht aber auch hier zu weit. Man weiß, daß indianische Häuptlinge große Klugheit in Unterhandlungen, Gewandtheit und Würde in ihren Reden bei öffentlichen Versammlungen bewiesen haben. „Die vielen klugen Fragen des Kaziken Nicaragua, sagt Scherzer (Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador, Braunschw. 1857, S. 39, nach Herrera's Bericht) setzten die spanischen Entdecker in nicht geringe Verlegenheit. Denn nicht nur die Ursachen von Tag und Nacht, von der Existenz der Sonne, des Mondes und der Erde und von der Entstehung der ersten Menschen wollte der Häuptling kennen, sondern es gelüstete ihn auch, recht genau, umständlich und überzeugend sich schildern zu lassen: daß die Seelen wirklich ohne Leib bestehen könnten, wie die fremden Weißen ihm versicherten, und mit was die Seelen sich zumeist beschäftigten, wenn sie einmal aus dem Leibe gefahren? Auch fragte er, ob der h. Vater von Rom, so wie der Kaiser und der König von Castilien auch einmal sterben müßten, wie andere Menschenkinder?" Pater Le Jeune schreibt, man habe allseitig zugegeben, daß die Indianer Amerikas den Bauern in Frankreich an Intelligenz überlegen seien. Der Cherokee Sequoyah erfand eine Methode, die Wörter seiner Sprache in Buchstaben darzustellen, welche diesen Zweck viel besser erfüllt, als die bekannten Alphabete. Der Missionär Williams erklärte, daß die Südseeinsulaner den Europäern in geistigen Anlagen keineswegs nachstehen und Fähig-

keiten genug besitzen, um zu der gleichen Höhe wissenschaftlicher Ausbildung erhoben zu werden. — Mögen solche Urtheile auch manchmal zu günstig lauten, so kann man doch zugeben, daß ein bedeutender Theil der zwischen den Rassen stattfindenden Culturunterschiede sicher in der Entwicklungsstufe zu suchen ist, obwohl dadurch die Ungleichheit in der Anlage nicht aufgehoben wird. Auch einzelne Neger, — welche Rasse sonst am meisten auf der Stufe der Kinder stehen bleibt, haben sich, allerdings unter dem Einfluß der Weißen zu höherer Bildung erhoben, und in verschiedenen Berufen Einiges geleistet; eines der neuesten Beispiele ist der Schauspieler Ira Aldridge. Franklin hatte übertreibend gesagt, „der Neger ist ein Thier, welches möglichst viel ißt und möglichst wenig arbeitet." — Der Hottentotte Andreas Stoffles aus dem Gonaquastamm wurde ein eifriger Christ und reiste nach England, wo er für seine mißhandelten Landsleute vor einer Parlamentskommission einen Vortrag hielt, der großen Eindruck machte. Er sprach und schrieb englisch und holländisch, wie seine Muttersprache und redete außerdem die Dialekte Südafrikas; nach Kenntnissen und Benehmen glich er einem gebildeten Europäer. Schon Kolb kannte viele Hottentotten, die mehrere europäische Sprachen ganz vollkommen redeten und Burchell entdeckte auch bei den Buschmännern sanfte, gesellige Gefühle und alle wesentlichen menschlichen Eigenschaften. Sie zeigten lebhaftes Verlangen nach christlichen Lehrern. Der begabte Grönländer Kajarnak begriff und behielt sogleich die Mittheilungen der Missionäre und unterstützte sie in ihren Bemühungen auf vielfache Weise, auch indem er ihre Reden verbesserte und ihnen zu grönländischen Worten verhalf, die ihnen fehlten. (Prichard, I., 236.) Auch den christlichen Eskimo Hans, schildert Kane als einen Menschen von ziemlichen Fähigkeiten.

Gewisse Erscheinungen und Thätigkeiten kommen allen Rassen gleichmäßig zu. Fast alle Völker haben die Vorstellung einer Fortdauer nach dem Tode, so verschieden sie sich auch die Art derselben denken mögen; fast alle glauben an unsichtbare Wesen, die die Natur und den Menschen geschaffen haben und auf sie wirken, an geheime Kräfte und Magie. Die rohesten Stämme sind der Belehrung bis auf einen solchen Grad fähig, daß sie fremde Sprachen zu lernen vermögen*). Alle Völker haben einen Trieb, den Ursachen der Dinge nachzudenken, alle haben sittliche und rechtliche

*) Viele Australier sprechen sehr gut englisch, andere sind sehr gewandte Reiter.

Begriffe, wenn schon in verschiedener Fassung und Begrenzung, alle wissen um den Unterschied von Gut und Böse, um Schuld und Vergeltung, alle sind der Liebe, des Erbarmens, der Dankbarkeit und des Hasses fähig. Alle Völker kennen den Gebrauch des Feuers und haben Werkzeuge und Geräthschaften erfunden, wie sie gerade der Natur ihres Landes, ihrer Lebensweise, ihren Stammbedürfnissen angemessen sind. Vermögen doch die Eskimos die großen Walthiere zu harpuniren, und höchst zweckmäßige und künstliche Boote zu bauen; andere Völker haben merkwürdige Waffen erfunden, wie die Neuholländer, wissen Gifte zu gebrauchen und zu bereiten, die großen Jagd= und Raubthiere, die Vögel und Fische auf die sinnreichste Art zu fangen und zu erlegen. Alle instinktiven Fähigkeiten sind bei den roheren Völkern in höherem Grade vorhanden, als bei civilisirten Nationen. So große Verschiedenheiten in geistiger Beziehung übrigens, abgesehen von der Entwicklung, zwischen den Rassen und Völkern ursprünglich bestehen mögen, — denen vergleichbar, welche ja auch zwischen den Individuen desselben Volkes vorkommen — so finden sie doch innerhalb desselben größten Kreises statt, und vermögen die Uebereinstimmung aller Menschen im Großen und Ganzen und deren wesentliche Geschiedenheit auch von den höchsten Thieren nicht aufzuheben.

Alle Rassen sind durch Zwischenformen verbunden.

Hätte man bloß die äußersten Differenzen der Menschenformen vor Augen, welche durch die edelste Iranische Form und die gesunkenste Negerform ausgesprochen sind, so könnte man sich schwer von dem gleichen Localursprung oder der Artidentität überzeugen. Die Betrachtung der Wirklichkeit aber lehrt, daß — wenigstens jetzt — alle Menschenformen durch unmerkliche Uebergänge mit einander verbunden sind, so daß die Charaktere, die auf Schädelbau, Farbe, Haare ꝛc. gegründet sind, nur zur Unterscheidung gewisser Massen menschlicher Individuen dienen, bei andern hingegen uns im Stiche lassen. Tiedemann fand z. B. Deutsche, deren Schädel die Charaktere der Negerrasse trugen; ein Bewohner von Nukahiwa, Namens Mauka=u stimmte nach Tilesius und Blumenbach in seinen Körperverhältnissen mit dem Apoll von Belvedere überein. Unter Coreanern, Chinesen, Japanern, Siamesen sieht man europäische Profile mit rosigem Teint, europäischen Augen und Haaren, so daß Siebold auf Corea zwei verschiedene Rassen annehmen wollte. Camper (l. c. p. 19) fand den Schädelumriß

der Tahitier und Chinesen so gleichförmig, daß er die Tahitier und Bewohner der Freundschaftsinseln für eine chinesische Kolonie halten zu dürfen glaubte. Nach A. Wagner zeigen die Malayen- besonders die Javanerschädel zwar noch kaukasische Grundlage, aber im nächsten Anschluß an den chinesischen Typus. Das Gesicht und die Grundfläche des Schädels ist erweitert oval; das Hinterhaupt stark gerundet und erweitert, die Seitentheile leicht gewölbt, die Jochbeine groß und sehr vorspringend, aber flach, die Kiefer etwas hervortretend, die Wangengrube meist tief. Die Becken-Abbildungen Vroliks und Webers zeigen die runde und vierseitige Form. Gesch. d. Urwelt S. 290. Morton verfiel in späterer Zeit in den Irrthum, zu behaupten, daß die Ureinwohner Amerikas weder mit Malayen noch mit Mongolen eine Verwandtschaft hätten, während doch ihr ganzer Bau zeigt, daß sie, mit Ausnahme einiger wenigen Stämme, wie z. B. der Californier, welche vielleicht polynesischen Ursprungs sind — in naher Beziehung zur mongolischen Rasse stehen; besonders die Eskimos bilden die Vermittlung zwischen den mongolischen Völkern und den amerikanischen Indiern. Man weiß auch, daß die Fulahs im Sudan sich durch zum Theil helle Farbe, seidenartiges Haar und vorstehende Nase den Berbern und Ababdes nähern. Diese letzteren sind Arier, aber ganz schwarz, und sehen die weißen Europäer, die doch gleicher Rasse mit ihnen sind, mit Ekel und Entsetzen an. Stehen manche Stämme scheinbar ganz isolirt, so daß sie schwer unterzubringen sind, so kann dieses auch davon herrühren, daß die sie mit andern verbindenden Glieder bereits ausgestorben, vielleicht auch in einigen Fällen noch nicht aufgefunden sind.

Beständigkeit der Rassen.

Der Rassencharakter ist so tief eingeprägt, daß keine Veränderung des Aufenthalts und Klimas, dauerte sie auch viele Generationen fort, ihn zu vernichten vermag; bloß der geheimnißvollste Prozeß des organischen Lebens, die Zeugung durch Individuen verschiedener Rassen vermag hier Aenderung zu bewirken, einen Mittelschlag hervorzubringen. Die Juden haben seit ältester Zeit ihre Züge conservirt; auf dem Abendmahl von Leonardo da Vinci in Mailand gleichen sie Zug für Zug den heutigen. Des Grafen v. Bastard Peintures des manuscrits enthalten Compositionen vom 12., 10., 8. Jahrh. mit Abbildungen von Juden, ganz den heutigen gleich. Auf dem über 3000 Jahr alten Grabmahl eines ägyptischen Königs in Paris sind ebenfalls Juden, wie man sie noch

alle Tage sieht, mit größter Wahrheit dargestellt. Belzoni hob schon hervor, daß man auf diesem Denkmal Juden, Aethiopier und Perser aufs genaueste unterscheide. Er erkannte die Juden an Gesichtsbildung und Teint, die Aethiopier an Hautfarbe und Schmuck, die Perser am gewohnten Costüm. Johann II. von Portugal ließ die Insel St. Thomas an der afrikanischen Küste im 15. Jahrh. durch getaufte Judenkinder bevölkern; deren Nachkommen sind bis auf den heutigen Tag nicht zu Negern geworden. Die Negerrasse hat sich seit der historischen Zeit nicht verändert; die bald 3000 Jahre alten Basreliefs von Persepolis stellen die Neger so dar, wie sie heut zu tage sind. Die Zigeuner haben seit Jahrhunderten in Europa die Umberfarbe und den fremden Gesichtsschnitt behalten; eben so die langen Schenkel und die dünnen zugespitzten Finger der Hindus.

Aber auch Typen von minderer Bedeutung als die der Rassen: Nationaltypen, Stamm- selbst Familientypen können sich unter günstigen Umständen lange Zeit erhalten. Joh. Müller zu Berlin sagt (Physiol. d. Menschen II, 773): „Es gibt Beispiele, daß die durch klimatische Einflüsse erzeugten typischen Varietäten sich nach der Verpflanzung erhalten, wenn sie durch eine bloß gleichartige Vermischung begünstigt werden.“ Merkwürdig groß ist die Dauer der Typen schon in manchen historischen Familien, z. B. der Bourbons, Habsburger. Edwards (Des caractères physiol. d. races humain.) ist überzeugt, daß man in der Gegenwart noch die großen Völkerfamilien eines bestimmten Areals an ihrer physischen Beschaffenheit unterscheiden könne. Zeit, Klima, Fortschritt oder Rückgang in der Civilisation, Kreuzungen, Kriege, politische Umwälzungen vermochten nicht, alle ursprünglichen Bestimmungen zu verwischen. Kann man in den gegenwärtigen Sprachen noch die Spuren der vergangenen auffinden, so muß dieß auch in der körperlichen Bildung der Fall sein. Am beständigsten scheinen bei den Völkern Form und Verhältnisse des Kopfes und die Gesichtszüge zu sein. Hienach erkannte Edwards den römischen Typus, wie ihn die antiken Büsten ausdrücken, in Italien mit Leichtigkeit, in Norditalien mischte sich immer mehr der kimrische ein, und in Frankreich will er überall zwei Typen unterscheiden, welche nach seiner Meinung den beiden Hauptfamilien entsprechen, welche Thierry Gallier und Kimren (Kimris) nennt. Bei den Ungarn glaubt Edwards die Züge der Hunnen zu erkennen, — was nach meiner Meinung schwer glaublich ist, indem die Hunnen für das häßlichste aller Völker galten.

Einwirkung der Rassen auf einander.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß eine ungewöhnliche Zusammenhäufung aus verschiedenen Gegenden kommender Menschen, z. B. bei Zusammenziehung von Armeen, bei großen Festen und Schaustellungen, wenn sie auch sogar der gleichen Rasse angehören, epidemische Krankheiten erzeugt. Viel verderblicher wirkt aber oft die gegenseitige Berührung verschiedener Rassen; namentlich übt die weiße Rasse einen zersetzenden Einfluß auf die Farbigen aus. Bei den wilden brasilischen Stämmen erzeugt der Contakt mit der weißen Rasse unbegreifliche nie dagewesene Krankheiten, welche viele Stämme hingerafft haben. Auf der vor ein paar Jahrzehnten entdeckten Insel Rarotonga ließen sich vier europäische Missionäre mit ihren Frauen nieder, bekehrten die Einwohner und führten Schulen ein. Alles war scheinbar in blühendem Zustande, nur schmolz die Bevölkerung immer mehr zusammen, indem die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen um mehr als das Dreifache übertraf. Manchmal scheint sogar die Ausdünstung der Europäer wie Gift auf andere Rassen zu wirken. (Allgem. Zeitg. 30. Juni 1841.) Die Volksmenge der Südseeinseln überhaupt ist aber in steter Abnahme begriffen, wozu außer dem Einfluß der Europäer, dem Branntwein und den Blattern, die sie gebracht, auch Trägheit, Unsittlichkeit der Eingeborenen und der Umstand wirken mögen, daß auf vielen Inseln das Land im Besitz nur Weniger ist. Dieffenbach (in d. Anm. zu Darwins Reise II.) bemerkt übrigens, daß die Europäer nicht überall verderblich auf die Urbewohner wirken, so nicht in Indien und Java ꝛc., wo dieselben eben größere Widerstandsfähigkeit haben. Auch habe man die Zahl mancher Stämme früher zu hoch angeschlagen, weßhalb die Abnahme auch zu groß erscheine. Jägervölker, wie z. B. die Nordamerikaner könnten leicht vor einem energischen Handels- und Ackerbauvolk verschwinden, weil sie ihre Lebensweise nicht ändern wollen und doch immer mehr in ihrem Gebiet beschränkt werden. Hinwiederum führe ganz veränderte Lebensweise und Kleidung in Folge der Berührung mit Europäern Krankheiten und Verminderung herbei. Wo die Eingeborenen sehr rasch verschwinden, trage meist die rohe Gewalt der Einwanderer die Schuld. Dieß zugegeben, so werden dadurch doch nicht die Fälle plötzlichen Ausbruchs zerstörender Krankheiten erklärt, welche Dieffenbach zu ignoriren scheint. Daß übrigens die Europäer nicht auf alle Rassen gleich verderblich wirken, ist nur naturgemäß. (Zu anderem Elend haben sie den farbigen Rassen auch Syphilis und Blattern gebracht).

Graf von Strzelecki wollte beobachtet haben, daß in Amerika, Polynesien und Neuholland, Frauen der dort heimischen Rassen, einmal von einem Europäer guter Hoffnung geworden, die Fähigkeit späterer Empfängniß von einem Manne ihrer Rasse jedesmal verlören, woraus sich die rasche Abnahme dieser Rassen erkläre. Nach Thomson gibt es aber allerdings Fälle, daß solche Frauen noch von einem Manne ihrer Rasse empfingen und wenn sie überhaupt unfruchtbarer werden, soll dieses von häufigem Tabakrauchen und Rum trinken kommen, wozu sie die Europäer anleiten. — Es wird auch behauptet, daß das Auftreten des fluor albus bei Frauen uncivilisirter Rassen mit der Ankunft europäischer Frauen in ihrem Lande zusammentreffe.

Resultate der Kreuzung.

Die Vermischung verschiedener Rassen wie sie seit der grauesten Vorzeit in den verschiedensten Gegenden der Erde stattgefunden, hat vorzüglich die große Mannigfaltigkeit der Menschenformen hervorgebracht, welche im Fortgang der Zeiten erschienen und von welchen manche bereits ausgestorben sind, andere ihrem Ende entgegen gehen. Das Produkt der Vermischung ist „halbschlächtig," d. h. es hält etwa die Mitte zwischen den beiden Eltern, bisweilen mit einem schwachen Uebergewichte des männlichen Geschlechtes über das weibliche oder der höhern Rasse über eine niedrigere. Dem Ausspruch Kriegk's, daß wo zwei Völkerarten mit einander verschmelzen (nicht sich bloß berühren), überall ein körperlich kräftigeres Dasein, vermehrte Population, erhöhte Kultur oder doch Fähigkeit dazu die Folge gewesen, könnte ich nicht beistimmen. Bloß aus der Vermischung mancher arischer Völker sind tüchtigere Nachkommen entstanden, wenn z. B. ein naturfrisches Volk auf ein ablebendes gepfropft wurde, noch mehr, wenn zwei naturkräftige Völker zusammenschmolzen. Aus der Vermischung weißer Völker mit farbigen sind tüchtigere Nachkommen entstanden, als die Farbigen. Vermischen sich hingegen Farbige unter einander, z. B. Neger mit Indianern, Malayen mit Australiern, so ist die Nachkommenschaft in der Regel schlechter als die Erzeuger waren. — Kriegk nimmt an, daß durch die Vermischung verschiedener Stämme oder Völker wirklich neue entstehen mit besondern erblich werdenden Eigenschaften des Geistes und Körpers (während ältere untergehen), und führt als solche neu entstandene Völker die Bewohner der vereinigten Staaten und die Fulahs an.

Die sogenannten Farbigen (ein Mittelschlag zwischen den weißen Kreolen und den Negern) vermehren sich auf vielen Inseln Westindiens reißend schnell, namentlich durch Familienverbindungen unter ihnen selbst, wie Prichard (l. c. I, 188) bemerkt. Eben so die Griquas oder Bastardhottentotten, eine Zwischenrasse zwischen den holländischen Kolonisten und den Ureinwohnern Südafrikas. Die mächtigen Fellatahs sind aus der Vermischung der Red Poules, der Urbewohner von Futa Dhiallo und Futa Torro mit den Joloffen und andern schwarzen Negervölkern entstanden. In Südamerika haben sich die Europäer und Neger sehr allgemein mit den Indianern vermischt, namentlich in Mexiko und Paraguay; in letzterem Lande bilden die Mischlinge von Europäern und Indianern die Hauptmasse der Bevölkerung und sollen beide Stammvölker an physischen Eigenschaften übertreffen, namentlich viel fruchtbarer sein als die Indianer. In Asien haben sich Arische und Turanische Völker häufig vermischt und die Nachkommen sollen nach Prichard sehr gewonnen haben. Dieß kann nur in so ferne richtig sein, daß die Nachkommen edler sind als die niedere Rasse, der das eine der Eltern angehörte, wie z. B. die Türken durch Vermischung mit kaukasischen Völkern ihre Gestalt verbessert haben. — Aus Aegypten haben wir von Pruner die auffallende Notiz, daß das Produkt aus der Vermischung eines Europäers mit einer Negerin äthiopisch sei, nur die Hautfarbe heller. Viel schneller noch nähere sich der Typus dem europäischen, wenn der Vater Neger und die Mutter eine Weiße ist. Das letztere läßt sich durch die Superiorität der Rasse begreifen, schwer aber ist einzusehen, wie der Sprößling eines Europäers mit einer Negerin äthiopisch sein soll, weil hiemit die Superiorität der Rasse und des Geschlechts dementirt wird.

Es folgen einige Nomenklaturen der Erzeugnisse verschiedener Rassen. Nach Girtanner (l. c. S. 60) zeugt

der weiße Mensch mit dem schwarzen den Mulatten,
„ „ „ „ „ olivengelben den gelben Mestizen,
„ „ „ „ „ braunen den braunen Mestizen,
„ „ „ „ „ zimmtfarbenen den rothen Mestizen,
der schwarze Mensch mit dem olivengelben (noch nicht beobachtet),
„ „ „ „ „ braunen (noch nicht beobachtet),
„ „ „ „ „ zimmtfarbenen den Kabugl od. schwarzen Karaiben, Lobo,
der weiße Mensch mit dem Mulatten den Terzeron oder Morisfio,
„ „ „ „ „ gelben Mestizen den Castizen,
„ „ „ „ „ rothen „ „ Quatravalven oder rothen Castizen,
„ „ „ „ „ Kabugl den röthlichen Mulatten,

die Mulatten unter sich zeugen Mulatten, welche Casken genannt werden,
„ Kabugl unter sich zeugen Chalos,
der schwarze Mensch zeugt mit dem Mulatten die Cabros od. Griffos,
„ zimmtfarbene Mensch zeugt mit dem rothen Mestizen den Tresalvo,
„ „ „ „ „ „ „ Mulatt. den braunen Mestizen,
„ „ „ „ „ „ „ Kabugl den Zambaigen,
„ weiße Mensch zeugt mit dem Terzeron od. Morissio einen Quarteron od. Albino, der wenig mehr Negerhaftes hat,
„ weiße Mensch zeugt mit dem gelben Castizen den Postizen,
„ „ „ „ „ „ rothen „ „ Octavon oder Espannolo,
„ Mulatte zeugt mit dem Terzeron den Saltatras,
„ „ „ „ „ Zambaigen den Cambujo,
„ „ „ „ „ Cambujo den Albarassado,
„ „ „ „ „ Albarassado den Borzino,
„ zimmtfarbene Mensch zeugt mit dem rothen Castizen oder Espannolo einen Mestindio,
„ Cabro oder Griffo zeugt mit dem Kabugl einen Givero,
„ Mestindio zeugt mit dem rothen Castizen einen Coyoto,
„ Coyoto zeugt mit dem zimmtfarbenen Menschen den Harnizo,
„ weiße Mensch zeugt mit dem Quarteron oder Albino den Quinteron, welcher weiß ist,
„ Quarteron u. Terzeron zeugen mit einander den Tente-enel-ayre,
„ Cabro oder Griffo zeugt mit dem schwarzen Menschen einen schwarzen.

Sogar Quinteronen sind noch nicht ganz frei von dem übeln Geruche der Hautausdünstung des Negers. Am strengsten wird wohl in den südlichen vereinigten Staaten, den Sklaven haltenden, auf die Abstammung gesehen, so daß die entfernteste Beimischung von Negerblut Geringschätzung oder Verachtung veranlaßt. — Die Kabugls, welche durch Vermischung der Neger und Indianer auf den westindischen Inseln St. Vincent und Dominika entstanden, sollen ein sehr thätiger und muthiger Menschenschlag sein, der nicht nur seine indianischen Halbeltern, die rothen Caraiben fast ausrottete, sondern sich auch lange im Kampfe gegen die Europäer hielt, bis er sich zuletzt den Engländern unterwerfen mußte.

Demangeon (Theorie der Zeugung der Pflanzen, der nied. und höh. Thiere und besond. des Menschen, A. D. Fr. Weim. 1836 S. 78) hat folgende

Klassifikation der südamerikan. Menschenvarietäten.

Vater.	Mutter.	Kind.	Farbe des Kindes.
Europäer.	Europäerin.	Kreole.	Weiß.
Kreole.	Kreolin.	Kreole.	Weiß.
Weißer.	Indierin.	Mestize.	$\frac{3}{4}$ Weiß, $\frac{1}{4}$ Indisch. (Schön).
Indier.	Weiße.	Mestize.	$\frac{1}{2}$ Weiß, $\frac{1}{2}$ Indisch.
Weißer.	Mestize.	Kreole.	Weiß, oft sehr schön.

Vater.	Mutter.	Kind.	Farbe des Kindes.
Mestize.	Weiße.	Kreole.	Weiß, aber mehr blaß.
Mestize.	Mestize.	Kreole.	Blaß, oft hellhaarig.
Weißer.	Negerin.	Mulatte.	$\frac{7}{8}$ Weiß, $\frac{1}{8}$ Schwarz. (Oft schön).
Neger.	Weiße.	Zambo.	$\frac{1}{2}$ Weiß, $\frac{1}{2}$ Schwarz. (Dunkelkupferfarbig).
Weißer.	Mulattin.	Quarteron.	$\frac{3}{4}$ Weiß, $\frac{1}{4}$ Schwarz. (Schön).
Mulatte.	Weiße.	Mulatte.	$\frac{5}{8}$ Weiß, $\frac{3}{8}$ Schwarz. (Schwarzgelb od. Lohfarben).
Weißer.	Quarterone.	Quinteron.	$\frac{7}{8}$ Weiß, $\frac{1}{8}$ Schwarz. (Sehr schön).
Quarteron.	Weiße.	Quarteron.	$\frac{3}{4}$ Weiß, $\frac{1}{4}$ Schwarz. (Schwarzgelb).
Weißer.	Quinterone.	Kreole.	Weiß. (Lichte Augen und schönes Haar).
Neger.	Indierin.	Chino.	$\frac{1}{4}$ Schwarz, $\frac{3}{4}$ Indisch.
Indier.	Negerin.	Chino.	$\frac{1}{4}$ Schwarz, $\frac{3}{4}$ Indisch.
Neger.	Mulattin.	Zambo.	$\frac{5}{8}$ Schwarz, $\frac{3}{8}$ Weiß.
Mulatte.	Negerin.	Zambo.	$\frac{1}{2}$ Schwarz, $\frac{1}{2}$ Weiß.
Neger.	Zambo.	Zambo.	$\frac{15}{16}$ Schwarz, $\frac{1}{16}$ Weiß.
Zambo.	Negerin.	Zambo.	$\frac{7}{8}$ Schwarz, $\frac{1}{8}$ Weiß.
Neger.	Chino.	Zambo-Chino.	$\frac{15}{16}$ Schwarz, $\frac{1}{16}$ Indisch.
Chino.	Negerin.	Zambo-Chino.	$\frac{7}{8}$ Schwarz, $\frac{1}{8}$ Indisch.

Das Kind soll immer mehr von der Farbe des Vaters, als von der der Mutter erhalten. — Nach Fröbel (Peru S. 104) ist bei Mulatten von weißem Vater und schwarzer Mutter $\frac{7}{8}$ weiß, $\frac{1}{8}$ schwarz, von einem Schwarzen und einer Weißen $\frac{1}{2}$ weiß, $\frac{1}{2}$ schwarz. Bei Mestizen von einem Weißen und einer Rothen ist $\frac{3}{4}$ weiß, $\frac{1}{4}$ roth und von einem Rothen und einer Weißen $\frac{1}{2}$ weiß, $\frac{1}{2}$ roth. Bei Chinos (Zambos) von einem Rothen und einer Schwarzen ist $\frac{3}{4}$ roth, $\frac{1}{4}$ schwarz, und von einem Schwarzen und einer Rothen $\frac{1}{2}$ roth, $\frac{1}{2}$ schwarz. — An bestimmender Kraft ist hiernach die weiße Rasse beiden andern überlegen, die rothe der schwarzen; ferner ist das männl. dem weibl. Geschlecht überlegen. — Die Abkömmlinge von Chinesen und Javanesen heißen Mernaken.

Abhängigkeit des Menschen von der äußern Natur.

Es mag diese Betrachtung mit Herders Worten (Propyläen der Geschichte der Menschheit S. 26) eröffnet werden. „Abgemessene Mannigfaltigkeit ist auch hier das Gesetz der bildenden Kunst des Weltschöpfers. Es war ihm nicht genug, daß die Erde in Licht und Schatten, daß das menschliche Leben in Tag und Nacht vertheilt würde; auch das Jahr unseres Geschlechts sollte abwechseln.... Hiernach wurde auch die Länge und Kürze des menschlichen Lebens,

mithin das Maß unserer Kräfte, die Revolutionen des menschlichen Alters, die Abwechslung unserer Geschäfte, Phänomene und Gedanken, die Richtigkeit oder Dauer unserer Entschlüsse und Thaten bestimmt.... Lebte der Mensch länger, wäre die Kraft, der Zweck und Genuß seines Lebens weniger wechselnd und zerstreut, eilte nicht die Natur so periodisch mit ihm, wie sie mit allen Erscheinungen der Jahreszeiten um ihn eilet; so fände freilich weder die Extension des großen Menschenreiches auf der Erde und noch weniger das Gewirre von Scenen statt, das uns jetzt die Geschichte darbeut; auf einem schmalern Kreise der Bewohnung aber wirkte wahrscheinlich unsere Lebenskraft inniger, stärker, fester." — Der Mensch ist der tellurische Organismus im eminenten Sinn, daher in manchen Beziehungen an das Leben unseres Planeten, an die spezifischen Bestimmtheiten der Erdgegenden gebunden, in andern hingegen wieder freier von ihnen und so organisirt, daß er, mehr als alle andern Organismen in den verschiedensten Klimaten und Ländern zu leben vermag. Man hat den Einfluß der äußern Natur auf den Menschen vielfach übertrieben, man wollte häufig die Schicksale und den Entwicklungsgang der Nationen fast allein von ihm abhängig machen, welche doch eben so sehr, ja noch mehr von der eigenthümlichen Natur der Rassen und Stämme bedingt werden. Nichtsdestoweniger wirken Klima, Wasser, Wärme, Licht und Elektrizität, Nahrung und noch unbegriffene Potenzen sehr auf die Beschaffenheit, auf das Thun und Treiben des Menschen ein, wofür einige Beispiele angeführt werden mögen.

Foissac, (Ueber d. Einfluß des Klima auf d. Menschen. A. d. Franz. Götting. 1840) der dem Wetter und Winde großen Einfluß auf die Seelenstimmungen, besonders in Krankheiten zuschreibt, meint, daß in unserem Klima der Ostwind zur Traurigkeit und Muthlosigkeit stimme; „ja man behauptet, daß er Verbrechen in Cadix hereinwehe." Die ermattende, erschlaffende Wirkung des Sirocco ist bekannt, ebenso die melancholische Wirkung der Herbstnebel, namentlich in England, wo der November sich durch zahlreichere Selbstmorde auszeichnet. Feuchtes Klima, wie z. B. in Holland macht die Menschen dick und mastig, trockenes, z. B. in Italien, Südspanien, Arabien schlank und fein. Das heiße Klima wirkt vorzüglich auf die Galle; Haut und Schweiß nehmen gelbe Farbe an; es entstehen gallige Durchfälle :c.; das kalte Klima der Polarländer begünstigt Entzündungskrankheiten, Augenleiden, Skorbut und läßt die Menschen klein bleiben. Kant sucht die Gesichtsbildung und Gestalt der Mongolen durch die austrocknende Kälte

zu erklären, wodurch der Haarwuchs beeinträchtigt, die hervorragenden Theile des Gesichts flach, die Nase gepletscht, Lippen dünn, Augen blinzelnd, die Farbe röthlichbraun werde, während Volney das Gesicht der Neger mit dem zusammengezogenen Gesicht vergleicht, welches wir annehmen, wenn wir von Luft und Wärme stark getroffen werden. In der Umgegend von Angora bekommen die Thiere lange seidenartige Haare, auf Corsika ausgezeichnete Flecken; auf der Küste von Guinea werden Menschen, Hunde und Hühner schwarz. Aegypten und Indien erzeugen nach Mac Gregor weder Typhus, noch verbreitet er sich dort, wenn er ans Land gebracht wird. Alle Europäer müssen sich in Aegypten erst acclimatisiren. „Während der Neger, sagt Pruner (Naturgesch. u. Anthropologie Aegyptens) hier, unter einem für ihn kälteren Himmel und einer folglich an Sauerstoff reicheren Luft seine Lungen zu erweitern und die Funktion seiner Hautgefäße, sowie den Leberkreislauf zu beschränken hat, geschieht bei den Nordländern das Entgegengesetzte. Das frische Colorit, die Muskelkräfte, die geistigen Thätigkeiten fangen längstens schon im zweiten Sommer an zu sinken. Die überthätige Leber und der Einfluß der Sonnenstrahlen ändern die Gesichtsfarbe in das schmutzig Bräunliche; die Haut erschlafft durch übermäßige Ausscheidung, die Abmagerung schreitet fort und eine gewaltige g e i s t i g e Aufregung besonders in den Sommermonaten macht im Laufe der Zeit einer gewissen Trägheit und Apathie Platz. Während dieser Umbildung erscheinen oft die gefährlichen endemischen Krankheiten als Probestein für eine weitere Lebensfähigkeit.... Drei Jahre sind gewöhnlich erforderlich, um diesen Prozeß durchzumachen.“ — Dieses große Gesetz ist ein allgemeines und gilt für alle Zonen und Menschenfamilien. Semiten und Südeuropäer gewöhnen sich in Aegypten natürlich leichter an, als Germanen. Unter der Tropensonne in den oberen Nilländern (die Hochlande ausgenommen) wird die Angewöhnungskrise gewöhnlich tödlich; Uebersiedlung einer Bevölkerung in jene Gegenden, wenn überhaupt möglich, kann daher nur gradweise und durch lange Mischung geschehen. Die arabischen Küstenländer und Indien bieten ähnliche Verhältnisse. Syrien verdankt seine mörderischen Eigenschaften der ungünstigen Lage vieler Städte und den raschen klimatischen Wechseln. — Die Hauttheile, welche dem Sonnenlichte beständig ausgesetzt sind, nehmen bei den Einwanderern in alle diese Länder eine der den Eingeborenen ähnliche Farbe an. „Auffallend, sagt Pruner l. c. 85, ist die eigenthümliche Broncefärbung, womit der Europäer in Abyssinien wie angehaucht erscheint, das Fahle

an den Küsten von Arabien und das Kachectischweiße in Syrien, was in Aegypten zum Röthlichbraunen, in den Wüsten Arabiens zum Hellbraunen und auf den syrischen Gebirgen zum lebhaften Roth sich gestaltet. Die Haare ändern sich nicht bloß im wachsenden Dunkel der Farbe: nein, auch in der Textur ist die größere Weichheit, die Verdünnung und Kräuselung nicht zu verkennen. Was aber den Bau des Skelets und die daraus hervorgehenden Rassenunterschiede betrifft, so haben wir bis jetzt keine Thatsache gefunden, welche ein Beleg dafür wäre, daß die Völkerfamilien ohne Vermischung sich umbilden; ja selbst die Farbe der Haut bleibt in Indien weiß bei dem Parsen, dessen Leben im Schatten der Häuser abläuft und die röthliche Farbe der Fullahstämme erhält sich unter dem Einflusse der afrikanischen Tropensonne." Man hat die Verdunkelung der Hautfarbe durch die Sonne wohl auch als Schminke bezeichnet, welche das Klima auflegt. — Den physischen Veränderungen laufen psychische parallel; man behauptet, daß Europäer in Afrika nach einigen Jahren in ihrer geistigen Welt negerhaft werden. Diese ist nämlich hinsichtlich ihres Vorstellungsinhalts zum Theil durch die äußere bedingt, weßhalb wir mit tausend Banden an die Heimath geknüpft sind und uns das Fremde so oft unangenehm berührt, bloß weil es anders ist.

Ein englischer Prediger in Australien sagt von seinen dortigen Landsleuten: Sie sind alle lange, dünnbeinige hochgewachsene Kerle, aber ohne Kraft, fast immer unbehülflich und haben das Ansehen von Blödigkeit. Dieß gilt auch von den Kindern der Sträflinge und zum Theil von diesen selbst. Ueberhaupt scheint die Thatkraft, der Nachdruck und überhaupt der Muth zu leiden: dagegen sind sie fast durchgehends fügsam und fromm. (Allgem. Ztg. 8. Jan. 1842). Ein blödes schafmäßiges Ansehen zeigen übrigens auch Engländer in Europa nicht selten. Die australischen Wilden haben bekanntlich äußerst magere Gliedmaßen. — Das Klima von Vandiemensland wirkt, sei es wegen seiner Trockenheit oder höhern Temperatur, oder wegen der von England her beibehaltenen starken Fleischnahrung, oder aus einem unbekannten Grunde, weit aufregender, Körper und Geist früher entwickelnder als das Klima Großbrittaniens; es macht sowohl die Kinder der Eingeborenen als der Europäer frühreif ohne daß man ihnen irgend Schwäche anmerkte. Diese tritt aber schon bei den Jünglingen ein, die häufig einen fast phthisischen Habitus zeigen. Die Krankheiten daselbst sollen schneller verlaufen als in Europa. (Tasmanian Journ. Lond. 1842, nro 1).

Die Behauptung, daß vorzugsweise **Fleisch essende** Völker muthiger und grausamer seien, als pflanzenessende wird durch eben so viele Fälle bestätigt als widerlegt. Die Insulaner des großen Oceans sind zum Theil sehr grausam, eben so viele Negerstämme und doch leben sie vorzugsweise von Vegetabilien. Lappländer, Kamtschadalen, Eskimos, die meist von thierischer Nahrung leben, sind weder muthig noch grausam. Auch hier kommt es vielmehr auf die natürliche Anlage eines Volkes, seine Schicksale und Culturstufe an, ob es sich feige oder muthig, wild oder grausam verhalten wird, als auf die Nahrung. — Man weiß, daß im Ganzen den kalten Klimaten mehr thierische, den warmen mehr vegetabilische Nahrung angemessen ist; es gibt dieses dem Menschen die Stimme der Natur kund. Doch finden sich Ausnahmen, wie z. B. sonderbarerweise in den Ländern am obern Nil ein lebhaftes Bedürfniß nach Fleisch und zwar rohem Fleisch erwacht. — Nach Volney werden Alle, welche in Aegypten aus Feigen gebrannten Branntwein trinken, von Anschwellung des Scrotums und Hydrocele befallen.

Auf den Antillen werden die Europäer nach längerem Aufenthalt unkenntlich und nehmen manche amerikanische Züge an; in Nordamerika ist die angelsächsische Rasse schwächer und magerer geworden, zeigt eine gewisse Bleiche und Schlaffheit des Gesichts, das Haar ist härter und straffer. Die Abkömmlinge der im vorigen Jahrhundert nach Pensylvanien und an den Mohawk ausgewanderten Deutschen sind in Charakter, Gestalt und Gesichtszügen den Deutschen Europas nicht mehr sehr ähnlich; niemand wird, wie Dr. Schütz sagt, einen ächten Yankee mit einem Altengländer verwechseln. Die nordamerikanischen Frauen sollen den europäischen an Gesundheit, blühendem Aussehen und Körperkraft bedeutend nachstehen, Arbeit und Mühsal viel weniger ertragen. Wenig Bewegung im Freien, zu starke Fleischdiät, übermäßige Anstrengung zur Erlangung einer ganz äußerlichen Gedächnißbildung, Verkümmerung des gemüthlichen Elementes gibt **Combe** (Notice on the united States, Lond. 1841, Vol. I) als Ursachen an. Die **Kreolen**, die Nachkömmlinge der Europäer in fremden Erdtheilen, unterscheiden sich von den Europäern durch eine klimatische Schminke und veränderte Gesichtszüge. Die Kreolen Westindiens sind bleichgelb, zum Fettwerden geneigt, haben erhabene Backenknochen, tief liegende Augen, und erstaunliche Gelenkigkeit der Glieder; die Portugisen werden in Brasilien bleich und gelblich; ihre Kreolen auf den kanarischen Inseln sind seit drei Jahrhunderten röthlicher oder bräunlicher geworden, die holländischen Kreolen auf den Molukken gelb. In

manchen heißen Ländern (Südamerikas, Afrikas, auf der Insel Bourbon, Sumatra) sind die von Südeuropäern abstammenden Kreolen sogar hellfarbiger geworden, als ihre europäischen Stammeltern, so daß die Hitze allein die Dunkelheit der Haut nicht bestimmt. Auch die Kreolenneger Amerikas unterscheidet man nach Dr. Schütz auf den ersten Blick von den in Afrika geborenen.

J. W. v. Müller (des causes de la coloration de la peau et des différences dans les formes du crane au point de vue de l'unité du genre humain, Stuttgart 1853) geht zu weit, wenn er behauptet, daß die Hautfarbe wesentlich durch klimatische Einflüsse bewirkt wird und daher kein Rassencharakter sei. Nach ihm wäre ferner die Schädelform das Produkt der Intelligenz und Bildung. Die Türken Europas, sagt er, haben rein elliptische Schädelform, wie die meisten Europäer, während die minder civilisirten asiatischen Türken so weit abweichen, daß manche Schriftsteller sie zu den Mongolen rechnen, und doch gehören beide der nordasiatischen Gruppe an. Die europäischen Türken haben nach und nach den pyramidalen Schädel ihrer Ahnen gegen die schönste elliptische Form ausgetauscht. Man hat dieß aus den Circassierinnen der Harems erklären wollen, aber diese hätten höchstens auf die höheren Klassen einwirken können, nicht auf die Masse des Volks. Bei den Magyaren, den Blutsverwandten der faulen Samojeden, dummen und schwächlichen Ostiaken und unzähmbaren Lappländern, hat die gleiche Umwandlung stattgefunden; nach 1000 Jahren wurde ihr pyramidaler Schädel elliptisch. Auch die besseren und gebildetern Negerstämme haben schönere Schädelform angenommen und wenn die Sklaven der alten Aegyptier von den heutigen auf Cuba nicht abweichen, so ist es nur, weil sie auf keiner höhern socialen Stufe stehen; die in Westindien zeigen nach Hancok schon eine Aenderung der Physiognomie; auch in den vereinigten Staaten beginnen sie sich in Kopf- und Körperform den Europäern zu nähern. Sinken Nationen auf tiefere Stufen zurück, so wird der elliptische Schädel wieder prognathisch. Die malayisch-polynesischen Völker haben gemeinschaftlichen Ursprung und Sprachverwandtschaft; diese große Völkerfamilie war zu bedeutender Civilisation gekommen, ihr Schädeltypus war der pyramidale; die meisten Stämme fielen aber in Verwilderung zurück und der Schädel wurde prognathisch; welche Form bei den elenden Australiern vorherrscht. Die Irländer hatten vor zwei Jahrhunderten hohe Statur und edle Züge, jetzt sind viele durch Elend verwildert und beinahe zum prognathischen Typus des Negers herabgesunken. Man sieht aber diese aufgetrie-

benen Bäuche, rhachitischen Glieder, vorgestreckten Kiefer, hängenden Lippen, platten Nasen, niedergedrückten Stirnen, diesen Idiotismus in den Zügen mancher Australier, Afrikaner, Irländer, selbst unter uns in den Kellerwohnungen der Industriestädte, den Hütten in Gegenden, wo endemische Fieber herrschen, den Krankensälen. Die sogenannte Rassen-Verschiedenheit existirt nach Müller nicht und alle Abänderungen lassen sich auf Klima und Civilisationsstufe zurückführen. — Eine verwandte Ansicht ist die des Abbé Frère in Paris, der behauptet, je älter oder primitiver ein Menschentypus, desto entwickelter sei der Schädel in der Hinterhauptsgegend und desto flacher in der Stirngegend; die fortschreitende Civilisation wölbe die Vordergegend und flache die hintere ab. Er will dieses durch eine reiche paläontologische Schädelsammlung der europäischen Völker erweisen, welche er dem Pariser Museum geschenkt hat. Die Flachköpfe in Amerika zeigten das Extrem dieser Gestaltung, wären also die Ureinwohner der neuen Welt. — Diese Behauptungen gehen zweifelsohne zu weit, und man muß Huschke zustimmen, wenn er bemerkt, daß bei allen Verwandlungen die Kreuzung die Hauptsache sei, daß Klima und Civilisation weit langsamer wirken und zwar edlere Formen hervorbringen, aber den Rassentypus nicht vernichten. — Prichard (l. c. I. 359) führt allerdings an, daß die jetzigen Britten viel geräumigere Hirnschädel haben, als ihre Voreltern.

Die Größe der Menschengestalt scheint sich seit den ältesten Zeiten nicht wesentlich geändert zu haben; die „Riesengeschlechter", welche vor und nach der Sindfluth existirt haben sollen, sind wenigstens bis jetzt weder durch historische Dokumente noch durch Knochenreste erwiesen worden. Im Allgemeinen läßt sich nicht läugnen, daß sie bei den am meisten verfeinerten Nationen etwas abgenommen hat, wie z. B. in Frankreich das Soldatenmaß, welches 1789 für das Fußvolk 5′ 1″, für die Reiterei 5′ 3″ war, 1818 auf 4′ 9″ für die Infanterie, und 1830 und 1848 abermal heruntergesetzt wurde. Noch vor kurzem konnte man die bestimmte Zahl von normalmäßigen Rekruten im Königreich Sachsen nicht zusammenbringen. — Ein noch ungelöstes Problem wie mir scheint ist, ob die Lebensdauer seit den ältesten Zeiten eine wesentliche Verkürzung erlitten habe? Die Nachrichten der Bibel über dieses so einfache Verhältniß sind so bestimmt, daß durch Erklärungen wie z. B. die von dem Dänen Rask, der einfach statt Jahren Monate setzen wollte, aber damit in lächerliche Widersprüche geräth, keine Einsicht in die Sache gewonnen wird. Nach der Genesis

lebte bekanntlich Adam 930 Jahre, Seth 912, Enos 905, Kenan 910, Mahalaleel 895, Jared 962, Henoch 365, Methusalah 969, Lamech 777, Noah 950; Sem wurde nur 600 Jahr alt, Arphachsad, Salah, Eber erreichten nicht 500, Peleg, Regu, Serug nicht 300 und von Abraham an keiner der Patriarchen mehr 200 Jahre. Wäre Rask's Auslegung richtig, so müßten manche Erzväter mit 5—7 Jahren ihre Erstgeborenen gezeugt haben und Jakobs bekannte Klage vor Pharao hätte keinen Sinn. Andere glaubten, die Alten hätten bis Abraham das Jahr nur zu drei Monaten, später zu acht Monaten, erst nach Joseph zu zwölf Monaten gerechnet; noch Andere verstehen unter den Erzvätern nicht Individuen, sondern Stammesbezeichnungen.*) — Der wahrscheinlich älteste Mensch in der neuern Zeit, der Portugise Taveira starb 1738 im 198. Lebensjahre; Petracz Czartan geboren 1539 bei Temeswar, starb 1724, also 185 Jahr alt; der Fall von dem Bischof Auden Evindsen zu Stavanger, der 1440 im Alter von 210 Jahren gestorben sei, welchen Fall Pantoppidan in der Naturgeschichte Norwegens II. 473 nach P. Ramus mittheilt, ist kaum sicher. Lebensdauern von 120—180 Jahren sind aus den letzten drei Jahrhunderten und zwar von der weißen und rothen Rasse in ziemlicher Zahl bekannt. Nach Strabo wurden die Menschen an der Grenze Nordindiens (im Pendjab) nicht selten 130—200 Jahr alt und nach dem Portugisen Foria lebten manche in Guzurate

*) Friedreich (Zur Bibel rc. I, 163 ff.) kommt (S. 171) zum Schluß, „daß man mit den Namen und Zahlen der Erzväter nur große geschichtliche Perioden auszufüllen suchte, so daß in dieser Urgeschichte die Personennamen ganze Perioden bezeichnet haben; man versuchte nämlich mit den durch die Sage aus der frühesten Zeit übrig gebliebenen Namen ein zusammenhängendes Geschlechtsregister zu bilden, wobei die Lebensdauer der einzelnen Individuen verlängert werden mußte; man legte ferner bei diesem Verfahren die Ansicht zu Grunde, daß die Menschen vor der Fluth bei ihrer einfachern und naturgemäßern Lebensweise viel älter geworden seien als bei dem spätern Culturzustande, knüpfte an die durch die Sage erhaltenen (wenigen) Namen die ganze Chronologie an und füllte dann die durch verloren gegangene Namen entstandenen Zwischenräume durch die Annahme der langen Lebensdauer der bekannt gebliebenen aus, woraus hervorgeht, daß jene Annahme der langen Lebensdauer rein mythisch ist.“ Je näher an der historischen Zeit, desto kürzer wird die Lebensdauer angegeben, bis sie endlich in eine gewöhnliche übergeht, „denn man hatte nicht mehr das Bedürfniß, die durch verloren gegangene Namen entstandene Lücke in der Chronologie durch die Fiction einer übermäßig langen Lebensdauer auszufüllen.“ — Daß die Menschen einer früheren Zeit bei ihrer noch primitiveren Naturkraft und einfachern Lebensweise ansehnlich länger leben konnten, als die späten Epigonen, dürfte übrigens doch wahrscheinlich sein.

bis 200 Jahr, in Diu wäre nach ihm ein Einwohner sogar 300 Jahr alt geworden, was um glaublich zu sein, authentischer Zeugnisse bedürfte.

Wanderungen der Völker

haben wohl in den allerältesten vorhistorischen Zeiten stattgefunden, in ihrem Gefolge Kreuzungen der Rassen, wodurch die ursprünglichen Verhältnisse immer mehr verwischt und für die Erkenntniß der spätern Geschlechter zum Theil unauflöslich verwickelt wurden. Manchmal haben sich zwei oder mehr Völker so zu sagen ganz durchdrungen, sich zu einer Einheit vermischt, in welcher die ursprünglichen Bestandtheile kaum mehr zu erkennen sind; in andern Fällen sehen wir in Mitte einer Nation ganz fremdartige Bestandtheile oasenartig eingelagert, so daß, indem die Menschen wie die Gesteine der Erdrinde übereinander gelagert und durcheinander geworfen wurden, ethnographische und geognostische Karten eine überraschende Aehnlichkeit zeigen. Ursachen der Wanderungen waren bald Uebervölkerung und Mangel an Lebensmitteln, Eroberung und Aufdrängung fremder Sitten, Zwiespalt in Religion und Politik, Kolonieenbildung, Lust an Abentheuern, Golddurst. Manche Stämme sind auch durch ihren unstäten Charakter zu immerwährendem Wandern geneigt, wie z. B. die Zigeuner, ein Stamm der Parias, welche Anfangs des 5. Jahrhunderts aus Langahore und Mysore über Kleinasien nach Europa und Afrika kamen, die Hottentotten und andere. Verschlagung Seefahrender durch Stürme wie z. B. von Chinesen, Japanesen und Südseeinsulanern auf weit entfernte Inselgruppen des großen Oceans, von Grönländern nach Irland und Norwegen ꝛc., dann Verpflanzung Kriegsgefangener können als gezwungene Wanderungen betrachtet werden. Manchmal kehrten ausgewanderte Stämme wieder nach der alten Heimath zurück, wie die Juden aus dem babylonischen Exil. In der Urzeit stiegen Völker von den Gebirgen ihrer Heimath, die sie nicht mehr nähren konnten, in die Ebene herab, andere folgten dem Lauf der Flüsse, der Richtung der Bergketten, der Küsten. Die Wanderungen jeder Thiergattung erfolgen in bestimmter Richtung, die der Menschengattung nach sehr verschiedenen, obschon einige Hauptlinien nicht zu verkennen sind, die schwarze Rasse wanderte wahrscheinlich von Afrika, ihrer Heimath ostwärts bis über Neuguinea hinaus,*) die

*) Bory, der alle Schwarzen Australiens dort entstanden sein läßt, sagt zwar: „Keine äthiopische Rasse hat sich je mit Schifffahrt befaßt; nur nach

weiße Rasse hat die Hauptrichtung nach Westen, die gelbe scheint mehr in sich selbst zu kreisen. Carus (Denkschr. z. Jubiläum v. Göthe's S. 53 ff.) meint, daß die Menschheit von Osten nach Westen wandere, während doch die kosmischen Bewegungen von Westen nach Osten stattfinden, könne nur darin seinen Grund haben, „daß dem Menschen, als dem höchsten, dem einzig geistigen Geschöpfe der Erde auch größere Unabhängigkeit und Freiheit gewahrt sein müsse.“ ... „So dürfen wir in jener der Bewegung der Erde entgegengesetzten Verbreitungsrichtung unseres Geschlechts wohl ein Symbol erkennen davon, daß wenn auch der Einzelne den vom Planeten abhängigen Gesetzen der Schwere unterworfen bleibt, doch die Menschheit im Ganzen davon frei sein und gerade entgegen dem Rollen des Planeten, nur dem alltäglichen wiederkehrenden Gange der Sonnenerleuchtung zu folgen im Stande sein soll rc.“ Derlei Behauptungen sind ganz unhaltbar; Carus bringt Dinge zusammen, die keine Beziehung auf einander haben: so die kosmische Bewegung und die Wanderungen der Völker. Es ist falsch, daß die Menschheit nur von Westen nach Osten wandere, wie die schwarzen Stämme und die Bevölkerung der Südseeinseln beweisen; in den Kreuzzügen fanden auch Wanderungen vieler Hunderttausende von Westen nach Osten statt. Wenn aber nur Wanderung von Westen nach Osten stattfände, wäre damit nicht eher Nothwendigkeit als Freiheit erwiesen? Die Wanderungen der Völker beruhen auf bestimmten, vorher angeführten Ursachen und geschehen in der Richtung, in welcher am wenigsten Widerstand stattfindet und am ehesten das ersehnte Ziel erreicht werden dürfte. Stämme z. B. Südostasiens, welche den Ocean vor sich hatten, den sie bei den mangelhaften Zustand ihrer Fahrzeuge nicht zu überschiffen vermochten, während tiefer im Lande kein Raum für sie war, mußten der Küste nach nach Nordwesten wandern, wenn sie überhaupt wandern wollten. Es ist ferner ein Trieb da, sich eher nach unbekannten Gegenden zu wenden; der Mensch hat für die alten Zustände mehr das Gedächtniß der erfahrenen Uebel, für die neuen tausend Reize der Phantasie. Dann läuft der Strom gewöhnlich in einer seinem Ursprung entgegengesetzten Richtung. Die europäische Menschheit

---

Madagaskar sind einige Kaffernstämme gekommen. Viele Inseln ganz nahe an Afrika sind ohne Menschen gefunden worden. Wären Afrikaner nach Neuholland gewandert, so müßte man sie auf den Mascarenen, Sechellen, Ile de France finden.“ Es ist aber keineswegs nothwendig, daß ein zur See wanderndes Volk alle Zwischenpunkte besetze und kleine Fahrzeuge kommen auch bei Küstenbewohnern der schwarzen Rasse vor.

kam aus Asien und verbreitet sich daher vorzugsweise in einer von Asien abgekehrten Richtung. Endlich wandert man sehr oft nach schwach oder von niederen Rassen bewohnten Gegenden, welche deßhalb leichter in Besitz genommen werden können. Dieses sind, glaube ich, bestimmendere Momente als die von H. Carus bei den Wanderungen erwähnten.*)

Bei allen Wanderungen der Völker blieben von der großen Masse einzelne Stämme oder Haufen zurück, während das Land von neuen Einwanderern besetzt wurde, unter welchen sich die Zurückgebliebenen manchmal wie unverstandene Ruinen der Vergangenheit ausnehmen: so manche Stämme im Völkergewirre Indiens, deren Herkunft und ethnographische Stellung dunkel ist. Auch die ältesten Völker, von deren Wanderungen die Geschichte berichtet, treffen hierbei immer schon auf andere Bewohner, die sie bald ausrotten, bald unterwerfen, zum Theil mit ihnen verschmelzen, so die Arier in Indien, die Azteken und Tolteken in Mexiko. —

Die Stammväter der Chinesen kamen nach den im Schuking aufgezeichneten Traditionen 2900 Jahre v. Chr. aus dem westlich gelegenen Hochlande nach China. Die Malayen verbreiteten sich von Südasien und Neuseeland aus über die Inselwelt des stillen Oceans; manche Südseeinsulaner haben deßhalb die Lebensverfassung der Malayen, und auch ihre Culturpflanzen, ferner das Huhn, den Hund, und das Schwein aus Asien erhalten. Man wollte auch schon die Südseeinseln von Amerika aus bevölkern lassen, aber die physische Beschaffenheit der Bewohner und die Sprachen sind ganz verschieden. Eher sind noch Malayen nach Amerika, z. B. Californien

*) Wurm (Darstell. d. Mesmer'schen Heilmethode, Münch. 1857, S. 89) sagt: „Die nach Californien übergeschifften Chinesen gehen, wie die von Amerika nach Liberia übergesetzten Neger, wie die Europäer in Indien entweder ganz zu Grunde oder werden von furchtbaren Krankheiten decimirt, während alle Wanderungen von Ost nach West, mag sie der Mensch oder Thier und Pflanze unternehmen, augenscheinlich von der Natur begünstigt werden: Bienen, Obstarten, Pferde, Kameele in Amerika.“ Daß Kameele in Amerika gut gedeihen, ist mir unbekannt. Wenn Neger von Amerika nach Liberia transportirt, zu Grunde gehen, so wird wohl der Grund in den Verhältnissen dieser Kolonie zu suchen sein, ebenso bei den nach Californien übergesetzten Chinesen. Und wenn nun letztere über Europa und den atlantischen Ocean nach Californien gewandert wären? Sie würden wohl eben so gut in Californien zu Grunde gehen so lange die Verhältnisse daselbst für sie so drückend sind. Hat man jemals gehört, daß den Russen ihre Ausbreitung bis an den Rand des nördlichen Ostasiens schlecht bekommen sei? Daß die Engländer in Indien zahlreich sterben, ist in der Differenz der Breite und des Klimas begründet.

gekommen. Die nächsten Inseln des großen Oceans sind noch sehr weit von Amerikas Küsten entfernt, z. B. die Osterinsel fast 400 geographische Meilen von der Küste Chili's; näher liegen allerdings Sala y Gomez, St. Felix ꝛc. Nach Gaussin wäre der Ausgangspunkt der Polynesier, die sich von Westen nach Osten verbreiteten, die Insel Sawai in der Sanwagruppe gewesen. Die Verbreitung über die Inselwelt geschah theils absichtlich, man suchte eine neue Heimath, theils gezwungen, wie auch jetzt unterlegene Stämme ihre Inseln verlassen und in Booten flüchtend sich anderwärts hinwenden, theils durch Verschlagung auf Seereisen. Eine bedeutende Anzahl Tahitier wurde mit ihrer großen doppelten Pirogue 120 geographische Meilen weit östlich bis an die Byam-Martinsinsel verschlagen, wo Beechey die 40 überlebenden antraf. (Voyage, I, 162.) Durch solche Zufälle konnten die Osterinseln und andere weit abliegende bewohnt werden. Besondere Schwierigkeiten hat für Jene, welche nicht mehrere Schöpfungscentren der Menschheit annehmen, immer die Bevölkerung von Amerika gemacht. Nach Morton sind die amerikanischen Polarvölker von Asien aus über die Behringsstraße eingewandert. A. Wagner (Gesch. d. Urwelt, S. 392) meint, Amerika könne von der alten Welt auf vier Wegen bevölkert worden sein: 1) über die Behringsstraße, 2) von der japanisch-aleutischen Inselkette nach Alaschka, 3) von Südasien über Polynesien nach den Sandwichsinseln und der Osterinsel und von da nach Amerika. (Araukaner und Patagonen erinnern in vielen Stücken an die Südseeinsulaner, obschon ein mit diesen wahrhaft identisches Volk noch nicht in Amerika gefunden wurde). 4) von Westeuropa durch die Normannen. — Die Osterinsel ist ein besonders merkwürdiger Punkt im großen Ocean und dürfte früher von einem andern und zahlreichern Volke bewohnt gewesen sein, als jetzt; die riesenhaften Götzenbilder setzen für dieses ältere Volk einen höhern Kulturgrad voraus. Nach den chinesischen Dolmetscher Hanley in St. Francisco haben Chinesen Amerika, speziell Mexiko schon vor 1400 Jahren entdeckt und beschrieben; es liege 20,000 chinesische Meilen weit östlich. 492 nach Chr. seien buddhistische Priester von dort nach China zurückgekommen, meldend, daß schon 459 buddhistische Traktätlein und Götzenbilder dort vertheilt worden seien. Sie nennen das Land Fusang und ihre Schilderung weicht sehr wenig von der fast 1100 Jahre spätern spanischen ab. Fusang nennen sie das Land von einem Baume, in dem man sogleich den Maguey erkennt, der ganz wie heute schon damal gebraucht wurde, auch zur Bereitung der Pulque. Die Eingeborenen hätten kein

Eisen; ihre Werkzeuge seien aus einer Mischung von Zinn und Kupfer gemacht, Gold und Silber wenig geachtet. Sitten, Religion, Culturstufe waren schon damals die gleichen wie bei der Entdeckung durch die Spanier. Huschke weist auf die Aehnlichkeit der Religion der Azteken mit dem Buddhismus, die Uebereinstimmung in Sitten, Einrichtungen, Künsten mit den chinesischen, Aehnlichkeit der Gesichtszüge und einiger Wörter der Indianersprache hin. — In Dr. Warrens Schädelsammlung zu Boston sollen sich drei Schädel einer ausgestorbenen Nation aus dem Mississippithal befinden, welche auffallend chinesischen Schädeln gleichen. Chinesische Schiffe wurden notorisch schon bis zu den Sandwichinseln verschlagen; 1648 kamen schiffbrüchige Japaner zur Insel Guam; Schiffe dieser Völker konnten auch bis Amerika gelangen. Nach v. Siebold liegen vielfältige Beweise vor, daß die cultivirten Bewohner Mexikos aus Asien gekommen seien; in aztekischen Bildwerken erkannten die Japaner Costüme und Symbole ihrer alten Zeit. Agaßiz zwar glaubt nicht, daß die Amerikaner aus Asien stammen, weil die hervorspringenden Backenknochen bei ihnen nicht in gleicher Höhe mit den Augen, wie bei den Mongolen, sondern tiefer liegen, — aber dieß wäre doch ein zu schwacher Gegengrund.

Von der schwarzen Rasse nimmt man an, daß sie sich von Afrika aus ostwärts verbreitet habe; bereits Kant läßt die schwarzen Menschen der Südseeinseln in Folge einer großen Naturrevolution „etwa von Madagaskar" dahin gekommen sein, was aber unrichtig ist, da die Bevölkerung letzterer wunderbaren Insel der malayischen Familie angehört. Von der Küste von Mozambique aus wanderte die schwarze Rasse nach Südasien (Schwarze bildeten die Urbevölkerung Indiens), nach Neuguinea und Australien. (Maury hingegen möchte die Australier fast als eigene Rasse ansehen, die ihr Schöpfungscentrum in Australien hatte. La terre et l'homme. S. 362. M. nimmt überhaupt für jede Rasse ein eigenes Schöpfungscentrum an.) Außerdem findet seit langer Zeit eine kreisende Bewegung eingeborener Stämme auf dem afrikanischen Kontinent statt. Der Engländer Beke vermuthet, daß vom Lande der Meremongáo aus, einem Gebirgslande weit im Süden von Abyssinien und in der Nachbarschaft des Nils die Gallastämme Ostafrikas ostwärts nach dem indischen Meer, nordwärts gegen Abyssinien zu, zuletzt in diesem selbst sich ausbreiteten. (Berghaus' geogr. Jahrbuch 1850, S. 7 ff.) Die Hottentotten scheinen von Nordost- nach Südwestafrika gewandert zu sein.

Die Arische Rasse hatte ihre Urheimath im innerasiatischen Hochland, an den Oxus-Quellen. Man glaubt, daß zuerst sich die Kelten, deren Sprache noch etwas Unfertiges hat, ablösten; ihnen wären die (später in Griechen und Lateiner sich trennenden Pelasger gefolgt, diesen die Germanen und Slaven; am längsten blieben in der Urheimath die Arja beisammen, die spätern Perser und Inder, deren Trennung Glaubensverschiedenheiten herbeigeführt hatten. In den ältesten Liedern der Vedas findet man die Arja noch außer Indien, zwischen dem Kabul und Indus, dann im Pendjab; vom J. 1500 v. Chr. an beginnt die Einwanderung in Indien und die Ausrottung oder Unterwerfung der schwarzen Urbewohner daselbst. Als Ursache der Auswanderung unter Dschemjid wird in den Zendbüchern Erkaltung des Klimas angegeben, — vielleicht in Folge der Erhebung des Landes, wobei ein großes Binnenmeer abfloß. Chinesische Sagen sprechen von einem solchen Ereignisse und von den furchtbaren, hiebei China betreffenden Verheerungen, setzen es aber viel früher, nämlich 3100 v. Chr. Zend-Avesta und die Chinesische Urkunde Schuking erwähnen Dschemjid-Fohr als einen nomadisirenden Hirten und die indischen Schustras lassen die Brahminen- und Kriegerkaste aus einem nördlich gelegenen Hochlande nach Indien kommen. Gfrörer (Urgesch. des Menschengeschlechts, S. 144) bemerkt, daß die Halbinsel diesseits des Ganges in das südliche Gebirgsland, Dahina, Darinapada, das heutige Dekan und in die vom Indus und Ganges durchströmte nördliche Tiefebene, Hindostan, zerfällt, welches im Norden von den höchsten Gebirgen der Erde begrenzt wird. Im südlichen Theil wohnten früher schwarze, rohe Menschen, zum Theil Cannibalen, im Norden auch hellfarbige, Sanskritredende, sich selbst das Volk der Arja, die Ehrwürdigen nennend; die Kuschiten oder Aethiopen vorzugsweise, im weiteren Sinn alle anderen Völker, hießen bei ihnen Barbara, woher das griechische *βαρβαροι*. Die indischen Kasten unterschieden sich ursprünglich durch die Farbe: die dienenden, die Sutra, waren schwarz, die herrschenden hellfarbig, einzelne Individuen fast weiß; die weißen Arjas ohne Zweifel aus einem nördlicheren Klima stammend, wurden in Indien dunkler. Zuerst wohnten sie im Pendschab und verdrängten von da die Kuschiten. Sie waren gleich Alexander d. G. über die Pässe des Hindukusch gekommen, aus dem Lande Ariana zwischen den indischen Alpen und Medien. Die Zendbücher nennen ihre Urheimath Arjanem-Vaego: „Hier saßen die ältesten Geschlechter der Menschen mit

ihren Hausthieren. Der gotterleuchtete Mann Jima führte sie, ein Hirtenvolk, da das Land rauher wurde, in mildere Gegenden und cultivirte diese. Der Vater Jima's hieß Wiwangwat, wohl der Vivaswat der indischen Arja's, dessen 2 Söhne Manu und Jama sind." (Nach Herodot hießen die Meder früher Arier). — Rhode erwähnt, daß der Bun-Dehesch als Auszug aus den Zendbüchern eine uralte Sage enthalte, nach welcher Arabien von dem Paar Taz und Taze bevölkert wurde, während 9 vorhandene Stämme nach Afrika weiter gehen mußten. Lichtenstein (Reise in Südafrika I, 396) glaubt, daß auch die nach Süden sich erstreckenden Küsten Afrikas von Asien aus bevölkert worden seien und zwar sowohl über die See, als von Aegypten und Nubien aus zu Land. Gfrörer (Urgesch. d. menschl. Geschlechts, Schaffhausen 1855) läßt die Menschheit von einem Paare abstammen, das in der Hochebene zwischen dem Kaukasus und den medischen Hochgebirgen, dem kaspischen See und persischen Golf liegt. Diese Erdgegend wird von ihm zugleich als das Paradies gedeutet, dessen 4 Flüsse er auf den Euphrat, Oxus, Indus und Araxes bezieht; um sie gruppiren sich die ältesten Culturvölker. Indier, Chinesen, Arier, Aegypter sind ihm von jener Erdgegend ausgegangen, in welcher also nach Gfrörers Anschauung auch die Noachiden gewohnt haben, und von welcher aus sich ihre Nachkommen verbreitet haben. G. schließt sich hiebei streng an die Völkertafel der Genesis an *) und es kann von Interesse sein, wenn man auch mit seiner Grundidee nicht einverstanden ist, die vorzüglichsten seiner Angaben über die Wanderungen der Völker von ihren Ursitzen aus hier anzuführen.

---

*) Gfrörer sagt S. 65: „Wie mögen aber Moses oder die ältesten Abfasser der Nachrichten, welche er benutzte, zu einer so überraschend genauen Völkerkunde gelangt sein? Die Juden standen seit der Urzeit in enger Verbindung mit den Phöniziern, den ältesten Seefahrern und Großhändlern der Welt, welche schon 2000 Jahre v. Chr. die Küsten des mittelländischen Meeres durchschifften. Als Herodot im 5. Jahrh. v. Chr. Tyrus besuchte, erfuhr er dort, daß die Stadt mit ihrem Heraklestempel schon 2300 Jahre stehe. (Hist. II, 44). Ich möchte die Wahrheit dieser Angaben nicht verwerfen. Sicherlich kannte Niemand im grauen Alterthum Zusammenhang und Abstammung der Völker so gut, als die Phönizier, und wenn Israels älteste Geschichtschreiber phönizische Erfahrungen benützten, haben sie aus der besten Quelle geschöpft." Hieraus erklärt sich auch, meine ich, warum Moses von den Amerikanern, Neuholländern rc., mit welchen die Phönizier keine Verbindung hatten, nichts wußte.

Die weiße und gelbe Menschenrasse hat zum Stammvater Noah's Sohn Japhet *) die röthliche Sem, die schwarze Cham. Die Sprache bürge dafür, meint G., daß nicht blos die 2 Stämme der Arja (Arier), welche südlich und nördlich vom Hindukusch sich niederließen, sondern, daß sämmtliche Völker, deren Urväter die Völkertafel von Japhet ableitet, in grauer Urzeit Brüder waren und dieselbe Heimath bewohnten. Die Eintracht endete jedoch mit einem großen Bruch, der Spaltung in „Iran und Turan" der die Zerstreuung der Arja über 2 Erdtheile herbeiführte, wie der Zendavesta berichtet. Urheber der Zwietracht seien die Stämme gewesen, welche unmittelbar im Norden der arjanischen Heimath sich niederließen; alle Reiche, die in den geschichtlichen Zeiten auf altarjanischem Boden gegründet wurden, das medische, persische, das Weltreich Alexanders und seiner Nachfolger hatten an jenen „Turaniern", von den alten Persern Saken genannt, ihre gefährlichsten Feinde. Aber auch die nach Turans Trennung übrigen Arjaner spalteten sich, zum Theil wegen tiefer zwischen ihnen auftretender religiöser Gegensätze in mehrere große Gruppen: indem sich die einen südwärts, nach Indien wandten, die andern nach Medien, das Zendvolk nach Persien, noch andere nach Vorderasien und Europa zogen. (Die Meder, bei den Semiten Madai genannt, das Zendvolk und die Sanskritinder sind die Arier [welches Wort so viel als Ehrwürdige bedeutet] im engern Sinn). Je früher die Trennung vom Urstamm geschah, desto mehr änderte sich die Sprache. Unter allen Japhetiten haben sich die Finnen am frühesten losgerissen; G. erklärt die Turaner des Zendavesta und die Finnen der Vorzeit für Verwandte. Unter den Turaniern, Hirtenvölkern, mußten auch bald Gegensätze und Trennungen entstehen; ein Theil ging nach Osten und gründete China. (Die Völkertafel der Genesis weiß zwar nichts von Indiern und Chinesen; die Lücke werde aber in etwas durch andere alte Quellen ausgefüllt. Seit dem 12. Jahrh. v. Chr. war Indien den Semiten, Chamiten und südöstlichen Japhetiten bekannt; einzelne Stämme standen mit ihm im Handelsverkehr, namentlich durch Vermittlung der Phönizier; Ophir ist die Westküste Indiens; die Schiffe brachten von da Sandelholz, Pracht-

*) Japhet bedeutet Schönheit; die Weißen galten als die schönen, die Schwarzen als die häßlichen Menschen. Die Titanen der Griechen wären das Geschlecht, das zur Zeit der großen Erdumwälzungen lebte, „welche mit einer allgemeinen Fluth schlossen." Den Javetus der Griechen will man auf Japhet deuten.

vögel nämlich Pfauen, Elfenbein, Affen. Homer kennt das Elfenbein und Zinn.) Die Ablösung der nach Vorderasien und Europa ziehenden Stämme war hauptsächlich durch den Einbruch der über die iranischen civilisirten Reiche hereinstürzenden turanischen Horden veranlaßt. Die südwärts gezogenen Arjas stießen am Ganges mit schwarzen Menschen zusammen, dem Geschlechte des Cham, das G. vor den Arja's in Indien eingewandert sein läßt. Diese wilden von den Arja's als Affen bezeichneten Stämme wurden von ihnen zuletzt besiegt, womit die geistige Cultur Nordindiens beginnt, die lange nicht so alt ist, als man früher glaubte. „Kein beglaubigtes Ereigniß (meint G. und gewiß mit Unrecht) reicht über das 14. Jahrh. hinauf. Ungefähr um die Zeit, da in Griechenland die Gesänge Homers gesammelt wurden, geschah Aehnliches in Indien bezüglich der Veda's."

Gfrörer handelt die europäischen Völker hinsichtlich ihrer Abstammung und Wanderungen ab, und beginnt mit den Iberern. Die Sprache der alten spanischen Iberer hat sich bei den Basken erhalten; sie gehört nicht der indoeuropäischen Familie, sondern dem gleich alten finnischen Sprachstamm an. Basken, Magyaren, Türken, Lappen, Finnen sind für Gfrörer „die Kinder Mesech und Tubal." Dieses alte Hauptvolk Spaniens stamme aus Armenien; die Ligurer oder Ligyer, gleichfalls Urbewohner Spaniens und anderer Mittelmeerländer kamen gleichfalls aus Voderasien. Die Kelten kamen von der Grenze Rußlands und Asiens, an welche sie schon früher gelangt waren, nach Europa; die in Norddeutschland wohnenden Cimmerier, ein Volk zwischen Kelten und Germanen lebten früher am Don. Die Cimbern sind wahrscheinlich Cimmerier; von diesem Namen stammt auch der Name „Krimm." Die Germanen*), welchen Namen die Gallier oder Römer aufgebracht haben — sind aus den Ländern am Kaukasus und von noch weiter östlich liegenden nach Europa gekommen (ein Theil wahrschein-

*) J. Grimm leitet den Namen vom keltischen gairm oder garm, Lärm, Geschrei ab, während uns doch nach Gfrörers Bem. die Slaven Niemetz, d. h. die Stummen, Nichtredenden nannten, weßhalb der Letztere an das altdeutsche Ger, Spieß, verwandt mit guerre, guerra Krieg erinnert; Germanen wären also Kriegsleute. Kriegk entgegnet aber (die Völkerstämme und ihre Zweige, S. 26), daß gegen diese Herleitungen die etymologischen Gesetze der germanischen Sprachen zu sehr streiten; das Wort Germanen sei höchst wahrscheinlich römischen Ursprungs, seine Herkunft und der Sinn, den die Römer damit verbanden, hingegen unbekannt. Der Name Deutsche stamme von dem gothischen Worte Thiuda, Volk, und bedeute Leute desselben Volkes, Landsleute.

lich auf einem südlicheren Wege) und nannten sich selbst Asen oder Asken. Die auf dem südlicherem Wege gekommenen waren die Geten oder Gothen, nach G. nur ein Theil des großen germanischen Volkes der Thracier. Thraker und Geten saßen wohl schon im 12. Jahrh. vor Christus da, wo sie Herodot im 5. fand. Die Nordasen zogen vom Kaukasus her durch das heutige Rußland, die Südasen durch Kleinasien nach Europa, etwa vom 13. Jahrh. v. Chr. an; die ihnen nah verwandten aber doch verschiedenen Thracier kamen zugleich mit den Südasen nach Europa. — Der Gog und Magog der Bibel sind die Skythen, welche Gfrörer für Slaven hält; was Kohl von den Sitten im heutigen Südrußland sagt, stimmt ganz mit dem von Herodot vor 2300 Jahren berichteten. Um den Anfang des ersten christlichen Jahrh. ging der Name Skythen in Sarmaten über. Das Hauptvolk Skythiens und Sarmatiens waren die Wenden. Die Russen sind die Urenkel der Skythen; der Name Ros kommt zuerst im 7. Jahrh. vor, von einem slavischen Volke, welches um diese Zeit den Skythen oder den Fürsten von Magog gehorchte.

Die ältesten Bewohner Italiens waren ebenfalls Iberer, dann kamen Pelasger, dann das mächtige kunstbegabte Volk der Etrusker (Tusker, Tyrrhener, Rasenä), deren Blüthe schon 1200 J. v. Chr. begann und die von den Lydiern stammend auch nach Spanien vordrangen. Die Illyrien bewohnenden Dardanier sollen das trojanische Reich gegründet haben, sie waren nebst den Illyriern den Griechen verwandt. — Die Dorier und Achäer stammen von den Aeoliern ab, welche mit den Pelasgern die ältesten griechischen Stämme waren; letztere sind älter als die Ionier, indem diese und die Aeolier nach Herodot von den Pelasgern stammen. Das andere Urvolk Griechenlands waren die Leleger; später verschwand der Name Pelasger und Leleger; ihre Erben sind die Karer, die später durch die Hellenen von den griechischen Inseln vertrieben wurden. (Im Sanskrit heißen die Griechen Jawana, im Persischen Juna; unter den Söhnen Japhets kommt ein Javan vor.) — Zu den ältesten asiatischen Völkern der Japhetitenfamilie gehören die Armenier, welche mit den Phrygern zusammenhängen.

Sem ist nach der Völkertafel der Stammvater der braunen (rothen) Menschen; das Wort Sem bedeutet die Berühmten, Edeln. (So nannten sich auch die Slaven von slawa, Ruhm, die Perser Artäer, so viel als Heldengeschlecht). Mit den Hamiten verglichen sind die Semiten licht, mit den Japhetiten verglichen dunkel, d. h. bräunlich oder röthlich. Der arabische Meerbusen hieß von den an

ihm wohnenden Menschen der erythräische, rothe. Von den fünf Söhnen Sems führt die Bibel nur bei Assur und Arpachsad Nachkommen an. Die semitischen Völker — Juden, Syrer, Chaldäer, Araber — bilden eine scharf begrenzte Familie, deren Sprachen zeigen eine eigene Zusammensetzung von Vorsetz- und Anhangsylben, praefixa und suffixa, so wie eine ganz besondere Deklinations- und Conjugationsweise. — Das Land Elam, Elymais ist nach G. Susiana über dem Tigris, das heutige Khusistan; die Elymäer hätten ursprünglich semitisch geredet; auf ihrem Boden entstand später das sogenannte Pehlwi, welches aus altpersischen und semitischen Worten zusammengesetzt ist. Manche kuschitische (chamitische) Völker, namentlich die Phönizier nahmen statt ihrer angeborenen Sprache eine semitische an. Nördlich von Elam liegt die älteste Heimath des Stammes Assur oder der Assyrier, mit seiner alten Hauptstadt Ninive; die assyrische und chaldaeische Sprache sind semitische, mit manchen Japhetitischen Elementen. Der dritte Sohn Sems ist Arpachsad; die Griechen nennen Arrhapachitis das im Nordwesten von Assur liegende rauhe Gebirgsland, von welchem Abraham ausging, der Stammvater der Hebräer. Es ist das Stammland der streitbaren Chaldäer, welche nach mehreren Seiten Kolonien gründeten. Mosis Joktan ist der Stammvater der Südaraber; die Joktaniden vermischten sich in Südarabien mit Hamiten. Die Amalekiter will G. von Sems viertem Sohne Lud ableiten; die in Aegypten einbrechenden Hyksos waren nach ihm Amalekiter. Wahrscheinlich gehören auch die Philister zu den Semiten; mit ihnen waren Karische Einwanderer zu einem Volke verwachsen. Die Syrer endlich, sich selbst Arimäer oder Aramäer nennend, stammen von Sems fünftem Sohne Aram.

Das Wort Cham bedeutet: von der Sonne verbrannt, schwarz sein. Der älteste Sitz schwarzer Menschen (Kuschiten, Chuschiten, Aethiopen, ersteres abgeleitet von Kus, Sohn des Cham) war Südindien; von dort seien sie nach Afrika gewandert, wie Gfrörer glaubt. Memnon zog von Osten her mit 10,000 Aethiopen den Trojanern zu Hilfe; Kuschiten gründeten von Babylon oder dem persischen Golf aus die phönizischen Staaten. In Arabien finden sich Kuschiten in Masse, mit Semiten vermischt; auch die Sprachen mischen sich, was auch bei den aus Asien nach Nubien und Abyssinien eingewanderten Kuschiten bemerkbar wird. Nach Gfrörer wanderten die ältesten Chamiten längs der Seeküste durch Caramanien, Babylonien und Arabien nach Afrika; wahrscheinlich auf gleichem Wege auch der ägyptische Urstamm, da Niederägypten noch

ein Sumpf war, über den man von Suez aus nicht aufwärts gelangen konnte. Oberägypten nennen die Hebräer Pathros, das übrige Mizraim (arabisch Said und Riff, römisch Thebais und Aegyptus; Ham's zweiter Sohn ist Mizraim). Cultur und Bebauung ging vom südlichen obern Theil aus; die Aethiopen hatten nach Diodor von Sicilien die Ueberlieferung, daß das ägyptische Reich von Aethiopien aus gegründet wurde. Zuerst wanderten Kuschiten, später ihre Brüder, die Aegypter durch Arabien und das rothe Meer nach Aegypten. Die Masse der alten Aegypter war schwarz und kraushaarig; doch haben die Aegypter nicht wie die Kuschiten semitische Sprachen angenommen. Das ägyptische Volk wuchs überhaupt in den ältesten Zeiten aus Stämmen verschiedenen Ursprungs zusammen: mehr kaukasischen, mit Semiten gemischten, helleren und mehr negerartigen; erstere bildeten die obern, die andern die untern Kasten. Schon sehr früh führten die Aegypter Kolonien nach fernen Ländern, zuerst Kaphtor nach Kreta, dann Andere nach Kolchis am schwarzen Meere, nach Attika und Böotien; Kecrops war mit einer Kolonie aus Aegypten eingewandert, Danaus kam von daher nach dem Peloponnes.

Das große Volk der Libyer, welches Nordafrika von Aegyptens Grenze bis an den atlantischen Ocean bewohnte, läßt G. von Put oder Phut, Chams dritten Sohne abstammen; Nachkommen der Libyer haben sich in den heutigen Berbern erhalten. Die Sprache ist wie die der alten Aegypter eigenthümlich, weder semitisch noch japhetisch, hat ihren besondern Wortschatz, aber durch starke Einwanderungen semitische Formen angenommen; die semitischen Lud beherrschten als Hyksos Aegypten und überschwemmten zugleich Nordafrika, woselbst auch japhetische Stämme (Armenier, Ligurer, Iberer) eindrangen und sich mit den Libyern vermischten, so das Volk der Mauren erzeugend. — Die Canaaniter stammen von Chams viertem Sohne Canaan; sie kamen aus den ältesten Sitzen der Chamiten, vom Indus und dem persischen Küstenlande nach Canaan, und änderten von semitischen Völkern umringt ihre Sprache (etwa wie die germanischen Stämme der Longobarden in Italien, der Gothen in Spanien, der Franken in Gallien, der Slaven in Griechenland); deßhalb ist die Sprache der Phönizier und ihrer Abkömmlinge, der Carthager eine semitische mit chamitischen Beimengungen; φοίνιξ bezeichnet ursprünglich eine dunkle Farbe; wegen dieser, nicht wegen der Dattelpalmen (Phoenix) in ihrem Lande wurden die Phönizier von den Griechen so benannt. Sidon war die älteste Niederlassung dieses obschon kleinen, doch durch seinen Handel und seine Kolo-

nieen weltgeschichtlichen Volkes. Kadmus, mit Phöniziern nach Böotien gekommen, brachte außer manchen Andern zu den dortigen rohen Völkern die Buchstabenschrift. Manche Cultusformen, z. B. der Dienst der Kabiren sind phönizischen Ursprungs.

So weit Gfrörer. Die Grundidee, daß die ganze frühere Menschheit bis auf die Noachidenfamilie in der Sindfluth untergegangen sei und die ganze jetzige von dieser Familie abstamme, ist aus früher erwähnten Gründen unhaltbar. Schwerlich werden sich Viele mit dem Gedanken befreunden, die weiße und gelbe Rasse zugleich von Japhet abstammen zu lassen, während die doch zur weißen Rasse gehörenden Semiten einen andern Stammvater haben sollen. Wer die physische und geistige Beschaffenheit der schwarzen Rasse kennt, wird niemals glauben, daß Phönizier, Carthager und Aethiopen Negervölker gewesen seien, daß die rohen schwarzen Stämme, welche in Indien von den Ariern vertilgt oder unterjocht wurden, die phönizischen Staaten gegründet und sich zu kühnen Seefahrern, zu unternehmenden Industrie- und Handelsvölkern aufgeschwungen haben. Das Bestreben endlich, die Geschichte der ältesten Kulturvölker, der Aegypter und Chinesen mit der Chronologie der Bibel in Einklang zu setzen, muß zu unrichtigen Anschauungen führen. Es ist eitle Mühe, die beschränkte und egoistische Ansicht des hebräischen Volks zum Ausgangspunkt für die Urgeschichte der Menschheit machen zu wollen, — wohl aber werden die in den Schriften des alten Testaments niedergelegten Angaben für die späteren Zeiten und für einen engern Geschichtskreis hohen Werth behalten und immer mehr bestätigt werden. Nicht leicht hat Jemand dieselben mit mehr Kunst und Gelehrsamkeit benützt und harmonisirt als Gfrörer.

Gobineau (Essai sur l'inégalité d. rac. hum. Paris 1853—5, 3 vol.), welcher nur drei Urrassen: schwarze, gelbe und weiße annimmt und erstere (sicher mit Unrecht) als die zahlreichste ansieht, weist der gelben Rasse als Heimath Amerika an, von wo sie auf dem kürzesten Wege nach Asien herübergekommen und sich in zwei Strömungen getheilt habe, deren eine dem Rande des Eismeers nachgehend westwärts bis nach Europa gelangte, dessen Urbevölkerung sie bildete, während die andere südwärts gegen China vordrang. Diese Strömungen spalteten und brachen sich an der auf dem Centrallande Hochasiens heimischen weißen Rasse. Von der gelben Urbevölkerung Europas rühren die groben Monumente von Erde (die sogenannten tumuli) und die unbehauenen Steine her. Dieß war das steinerne Zeitalter; auf dasselbe folgte das bronzene,

welches den Kelten, dann das eiserne, welches den Slaven angehört. Die steinernen Denkmale sind alle älter als 2000 J. v. Chr.; die gelbe Urbevölkerung war im Norden zahlreicher als im Süden und hatte den Gipfel ihrer Macht 3000 Jahre vor Christus erreicht, wie der Däne Wormsaae erschlossen hat. In Amerika, Dänemark, Norwegen hat man nach Wormsaae ungeheure Haufen von Muschelschaalen, darunter sehr grobe Knochen- und Steinwaffen, auch Hirsch- und Eberskelete gefunden; sie kommen von jener gelben Urbevölkerung *).

Von den gewöhnlichen zum Theil sehr abweichende, jedoch nicht näher bewiesene Ansichten spricht Arneth (Gesch. d. reinen Mathematik, S. 21 ff.) aus, die in Kürze erwähnt sein mögen. Derselbe läßt in Afrika, als dem ältern Erdtheil, nicht fern vom Aequator zuerst Menschen in's Dasein treten, dann in Asien um den 40° n. Br., in beiden Erdtheilen gleich in vielen Individuen. In Asien entstand die weiße und gelbe Rasse, in Afrika eine höhere, rothe Kulturrasse, von welcher später die semitische, ägyptische und baskische Sprache ausgingen und die Neger- oder schwarze Rasse. Die Amerikaner sollen nun von der rothen afrikanischen Kulturrasse stammen, von der ein Theil nach heftigen Kämpfen über den indischen und stillen Ocean nach Amerika gelangte, während die semitischen Stämme nach Asien zogen, die Aegypter ins Nilthal. Die rothe afrikanische Rasse, von der unter andern auch die Araber stammen, mochte etwa um die Zeit ausgewandert sein, in welche das alte Testament die Erschaffung der Welt setzte, oder noch früher. Die afrikanischen Rassen (in Aegypten waren rothe und schwarze vereint, erstere die herrschende) haben die früheste materielle und geistige Kultur geschaffen. In Indien sollen sich außer Negern auch noch jetzt Reste der alten ägypto-semitischen Rasse finden (A. denkt hier wahrscheinlich an die Tuda's und verwandte Stämme), die mit den Negern zuerst das Land bevölkerten und ägyptische Cultur, auch das Kastenwesen nach Indien verpflanzten. Später eroberten die Arier Indien. Die Arier zerfallen in Indier, Iranier und Turanier, welche beide letztern in Zwiespalt geriethen. Das erste von den Ariern gegründete assyrische Reich, 2300 v. Chr. sei durch Araber, also Semiten gestürzt worden. Das auf dessen Ruinen sich erhebende arabische Reich dauerte etwa 1000 Jahre; hier-

*) Eschricht erwies (in d. Naturf. Versamml. zu Bremen 1844), daß die Schädel aus nordischen Hünengräbern weder Grönländischer noch Lappländischer Rasse sind, wie der Schwede Nilson meinte; der Ursprung der vorhistorischen Skandinaven ist ihm daher noch unbekannt.

auf gründeten die Arier nach langen und harten Kämpfen ein zweites assyrisches Reich, welches 500 Jahre später wieder zerfiel.

Eintheilung der Menschenformen.

Es wurde schon früher auf die Schwierigkeiten einer befriedigenden Systematik der Rassen und Stämme hingewiesen, welche, mögen sie nun ursprünglich gegeben oder erst später aus einer Urrasse differenzirt sein, durch mehrtausendjährige Kreuzung eine Menge von Zwischenformen erzeugt und durch unaufhörliche Wanderungen die Grenzen ihrer ursprünglichen Verbreitungsbezirke verwischt oder dieselben gänzlich verändert haben. Mochten schon ursprünglich die Rassen nicht durch einzelne Merkmale z. B. Schädelbildung, Hautfarbe, Beschaffenheit der Haare ꝛc. sondern nur durch eine Verbindung solcher zu charakterisiren sein, so wird dieser Grundsatz jetzt um so mehr Geltung haben. Man findet nämlich einzelne Aegypter mit heller Hautfarbe und prognathischer Gesichtsbildung, ganz schwarze Araber (selbst in Arabien), Wollhaare bei einzelnen Nordländern, dickliche Lippen und Plattnasen bei Slaven, — man findet in jeder Rasse alle Schädel- und Beckenformen, fast alle Hautfarben, schlichtes und krauses Haar ꝛc. Dieses beweist einen allgemeinen Zusammenhang aller Menschen, so daß die ganze Menschheit sich als ein zusammengehöriges Ganzes erweist, in welchem alle Extreme durch Uebergangsformen verbunden sind. Man kann in dieser continuirlichen Masse nur größere und kleinere Gruppen ohne ganz scharfe Begrenzung unterscheiden.

Ein Ungenannter im Journal des Savants von 1684 theilte zuerst das Menschengeschlecht in Varietäten. Die erste begriff die sämmtlichen Europäer, mit Ausnahme der Lappländer, die Ostasiaten, Nordafrikaner und sämmtlichen Amerikaner; die zweite umfaßte die im übrigen Afrika lebenden Menschen; die dritte die, welche im übrigen Asien und auf dessen Inseln wohnen; die vierte nur die Lappländer. Linné theilte die Menschen in Weiße, Gelbe, Neger, Braune und Monströse, Blumenbach in fünf wie folgt charakterisirte Rassen:

1) Kaukasische Rasse; Hautfarbe mehr oder weniger weiß, Wangen roth; Haar lang, weich, nußbraun (in's Blonde und Schwarze übergehend); sie hat die nach Europäischen Begriffen von Schönheit musterhafte Schädel- und Gesichtsform. Hieher Europäer mit Ausnahme der Lappen, Westasiaten diesseits des Ob, Kaspisees und Ganges, Nordafrikaner. (Ziemlich die Bewohner der römischen und griechischen Welt.)

2) Mongolische Rasse; meist weizengelb (zum Theil wie gekochte Quitten oder getrocknete Citronenschaalen); Haar wenig, straff, schwarz; Augenlider eng geschlitzt, wie aufgedunsen; Gesicht platt, Backenknochen seitwärts vortretend. Die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malayen; dann hieher noch Lappen, Eskimos.

3) Aethiopische Rasse; mehr oder weniger schwarz; Haar schwarz, kraus; Kiefer vortretend, Lippen wulstig, Nase stumpf. Uebrige Afrikaner, namentlich Neger, die sich dann durch die Fulahs in die Mauren ꝛc. verlieren.

4) Amerikanische Rasse; lohfarb oder zimmetbraun, (theils wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer); Haar schlicht, straff, schwarz, Gesicht breit aber nicht platt mit stark ausgewirkten Zügen. Amerikaner außer Eskimos.

5) Malayische Rasse; Haut braun (einerseits bis ins helle Mahagony, andererseits bis in's dunkelste nelken- und kastanienbraun); Haar dicht, schwarz, lockig; Nase breit, Mund groß. Malayen und Südseeinsulaner.

Jede dieser Rassen fließt nach Blumenbachs Ansicht mit den benachbarten zusammen; die kaukasische sei die Stamm- oder Mittelrasse, ihre Extreme, in welche sie ausgeartet, die mongolische und äthiopische. Die amerikanische mache den Uebergang zwischen der kaukasischen und mongolischen, die malayische den zwischen der kaukasischen und äthiopischen. — Dieses System hat mit Recht die meiste Verbreitung erhalten; viele Ethnographen haben sich, zum Theil mit einigen Modifikationen, demselben angeschlossen. So Cuvier, welcher die kaukasische, mongolische und Negerrasse beibehält, während er die amerikanische und malayische als Zwischenbildungen ansieht; auch Huschke, welcher aus den gleichen drei Grundrassen alle nicht unter sie zu bringenden Typen durch Vermischung und äußere Verhältnisse entstehen läßt, Amerika von Asien aus sich bevölkern läßt, die Malayen aber als Mischlinge der Neger und Mongolen ansieht, ferner (mit meist veränderten Namen) Linnäus-Martins. A. Wagner nimmt drei Hauptrassen, nämlich die kaukasische, mongolische und äthiopische und zwei Uebergangs- oder Unterrassen, die amerikanische und australische an. (Gesch. d. Urwelt, S. 259). Arnold hat fünf Rassen: kaukasische, altaische, indisch-oceanische, äthiopische und amerikanische. Die altaische Rasse sind die Mongolen, unter der indisch-oceanischen begreift er Malayen, Polynesier, Oceanier. Carus will die Menschenstämme nach einer Tag- und Nachtseite und zwei Dämmerungsseiten vertheilen; Blumenbachs kaukasische Rasse soll die Tagseite,

dessen äthiopische die Nachtseite der Menschheit darstellen, die Mongolen und Malayen seien die östlichen, die Amerikaner die westlichen Dämmerungsvölker. Diese Eintheilung ist der Form nach zwar gefällig aber dem Gegenstand nicht adäquat und daher nicht richtig. Die vier Zustände des Erdplaneten, Mittag und Mitternacht, Morgen und Abend, so wie die von Carus angenommenen vier Reiche „epitellurischer" Wesen sollen sich nothwendig in der Menschheit wiederholen und hierin das wahre Eintheilungsprinzip begründet sein; zugleich wird ein Spiel mit der Hautfarbe getrieben, gemäß welchem die Neger der Nachtseite entsprächen. Diese Viertheilung ist nur ein Ueberbleibsel der tetradischen Naturphilosophie und das Axiom ist starr und mechanisch, daß Zustände niedrigerer Lebenssphären sich auf diese Weise in höheren wiederholen.

Hinsichtlich einer Anzahl anderer Systeme verweise ich auf beiliegende Uebersichtstabelle.

Eintheilung d

Linné.	Virey.	Maltebrun.	Bory de St. Vincent.	Desmoulins.
1. Weiße. 2. Gelbe. 3. Neger. 4. Braune. 5. Monströse. **Blumenbach.** 1. Kaukasier. 2. Mongolen. 3. Neger. 4. Amerikaner. 5. Malayen **Dumeril.** 1. Kaukasier. 2. Hyperboreer. 3. Mongolen. 4. Neger. 5. Amerikaner 6. Malayen. **Cuvier.** 1. Weiße oder Kaukasier. 2. Gelbe oder Mongolen. 3. Neger oder Aethiopier.	**1. Spezies.** Gesichtsw. 85—90°. 1. Weiße R. Arabisch-indische Familie. Celtisch-caucasische Familie. 2. Braungelbe Rasse. Chinesische Fam. Kalmuckisch-mongolische Fam. Lappisch-Ostjakische Familie. 3. Kupferfarbene Rasse. Amerikanische oder Caraibische F. **2. Spezies.** Gesichtsw. 75—85°. 4. Dunkelbr. Rasse. Malayische oder ostind. Familie. 5. Schwarze R. Kaffern, Neger. 6. Schwärzl. Rasse. Hottentotten. Papus.	1. Polarmenschen. 2. Finnen. 3. Slavonier. 4. Gotho-Germanen. 5. Westeuropäer. 6. Griechen und Pelasger. 7. Araber. 8. Hindus. 9. Mauren. 10. Tataren und Mongolen. 11. Neger. 12. Polynesier. 13. Amerikaner. 14. Malayen. 15. Australneger. 16. Ostafrikanische Neger.	1. Japeten.*) 2. Araber. 3. Hindus. 4. Skythen. 5. Sinesen. 6. Hyperboreer. 7. Neptunier. 8. Australasier. 9. Columbier. 10 Amerikaner. 11. Patagonier. 12. Neger. 13. Kaffern. 14. Melanier 15. Hottentotten. *) Nicht nach Japhet, dem Sohne Noahs, sondern weil die Gelehrten des Alterthums die Bewohner des westlichen Theils der bekannten Erdoberfläche als das audax Japeti genus bezeichneten.	1. Celto-Skyth Araber. 2. Mongolen. 3. Aethiopier. 4. Ostafrikaner 5. Südafrikane 6. Malayen od Oceanier. 7. Lappen. 8. Ocean. Nege 9. Australasier. 10. Columbier. 11. Amerikaner. **Maury.** I. Guinearass 1. Ashantees. 2. Gallas 3. Kaffern. 4. Aethiopier. II. Hottentottenrasse III. Papuas Austral.Rass IV. Gelbe R 1. Mongolen. 2. Chinesen. 3. Indo-Chine 4. Tibetaner. 5. Dravidier u Türken. V. Malayisch Polynesisch VI. Boreal VII. Rothe VIII. Weiße 1. Semitischer Zweig. 2. Indo-europä ischer Zweig.

Menschenformen.

Lesson.	Morton.	Prichard.
I. Weiße Rasse.	1. Kaukasier.	1. Iranier.
Araber. 1. Araber, 2. Hebräer.	2. Germanen.	2. Turanier.
Kaukasier. 3. Kaukasier, 4. Griechen, 5. Türken oder Tataren.	3. Kelten.	3. Amerikaner.
Celten. 6. Celten.	4. Araber.	4. Buschmänner u. Hottentotten.
Teutonen od. Germanen. 7. Skandinavier, 8. Slaven, 9. Finnen.	5. Lybier.	5. Neger.
II. Nußbraunschwarze od. schwärzl. Rasse.	6. Niloten.	6. Papuas.
Hindu's. 10. Indier, 11. Zigeuner, 12. Abyssinier, 13. Owa's oder Madegassen.	7. Indier.	7. Alfurus und Australier.
Kaffern. 14. Kaffern.	8. Mongolen.	**Pickering.**
Papuas. 15. Papuas oder Neger-Malayen, 16. Alforesen.	9. Tataren.	a. Weiße.
Endamenen. 17. Australier.	10. Chinesen.	1. Araber.
III. Orangefarbene Rasse.	11. Indo-Chinesen.	2. Abyssinier.
Malayen. 18. Malayen.	12. Polarvölker.	b. Braune.
IV. Gelbe Rasse.	13. Malayen.	3. Mongolen.
Mongolen. 19. Chinesen, 20. Tunguse, 21. Kalmücken, 22. Eskimo's.	14. Polynesier.	4. Hottentotten.
Mongolen-Pelager. 23. Tagalesen oder Karoliner.	15. Neger.	5. Malayen.
Oceanier. 24. Oceanier, 25. Dayaks (Batta's, Alfuru's 2c.)	16. Kaffern.	c. Schwarzbr.
Amerikaner. 26. Amerikaner. (Ando-Peruan. Stämme, Pampas-Stämme, Brasilisch-Guaranische Stämme.	17. Hottentotten.	6. Papuas.
V. Rothe Rasse.	18. Ocean-Neger.	7. Negrillos.
Karaiben. 27. Karaiben. (Eigentl. Karaiben, Senekas, Mohawks, Chippewäis.)	19. Australier.	8. Hindu oder Telingan.
VI. Schwarze Rasse.	20. Alfurus.	9. Aethiopier.
Asiatische Neger. 28. Mihada oder Pulinda. (Bhil's von Malwa, Kuli's von Guzerat, Kuri's jenseits des Ganges.)	21. Amerikaner.	d. Schwarze.
Nigritier. 29. Arta's. (Neger del Monte von Mindanao, Endamenen 2c.)	22. Tolteken.	10. Australier.
Tasmanier. 30. Tasmanier von Vandiemensland.		11. Neger.
Hottentotten. 31. Hottentotten.		
Buschmänner. 32. Buschmänner.		

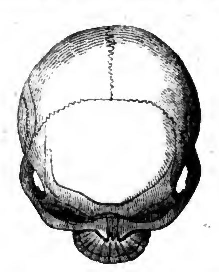
II. Hauptstück.

Uebersicht der Rassen, Stämme und Völker des Menschengeschlechts.

I. Arisch-oceanische Rasse.

Kopf oval oder rundlich, Backenknochen nicht oder nur mäßig vorspringend, Zähne senkrecht stehend, Kinn wohl gebildet, Gesichtswinkel 80—90°. Haar lang, manchmal kraus aber nie wollig.





Farbe weiß, gelblichbraun, rothbraun bis schwarz. — Ist von Asien ausgegangen und hat sich ost- und westwärts über die großen Oceane der Erde verbreitet.

Erste Abtheilung: A. **Arier** (im eigentlichen Sinn).

Kopf oval mit freier Stirne und vorspringender Nase, nicht oder wenig vortretenden Backenknochen und Jochbogen. Augen geradeliegend, oft blau. Haar blond, braun, schwarz. Bart stark entwickelt. Hautfarbe mehr oder weniger weiß, Wangen geröthet.

Arische Völker Europas und seiner Colonieen.

A. Die **Kelten** (Gallier, Galater) waren einst ein ausgebreitetes und mächtiges Volk, welches im Anfang der christlichen Aera mehrere Theile Spaniens, die brittischen Inseln, Frankreich und die Alpenkette bis Ungarn und Illyrien, Böhmen und manche Provinzen Süddeutschlands in Besitz und einen viel höhern Grad der Kultur erreicht hatte, als die Germanen jener Zeit. Diese und vorher schon die Römer brachen seine Macht, so daß nur spärliche Ueberreste von ihm blieben, die ihre Sprache erhalten haben. Diese sind die Gälen im schottischen Hochland und auf den Hebriden, die Ersen oder Iren in Irland, die Manks auf der Insel Man; dann die Kymren oder Walen in Wales und die Bretons oder Breyzads, in der Bretagne. Ein Theil der Kelten wanderte nach Kleinasien aus und erhielt dort von den Griechen den Namen Galater; in neuerer Zeit wandern ihre Reste namentlich aus Irland häufig nach dem westlichen Continent aus. (Was Bory S. 81 sagen läßt, die Kelten hätten sich vielleicht in früherer Zeit bis nach Amerika verbreitet und den nordamerikanischen Indiern die Menschenopfer und die Anthropophagie zugebracht, ist schwer einzusehen.) — Die Kelten waren mittelgroß, stark, hatten schwarze Augen und Haare. Nach Latour d'Auvergne zeichneten sie sich durch ungemein dicke Schädelknochen aus. Sie waren eine Zeit lang theokratisch regiert durch den mächtigen und gelehrten Priesterstand der Druiden; zu andern Zeiten hatten sie aristokratische Verfassung. Sie führten kupferne Schwerter und waren im Angriff ungestüm, doch nicht beharrlich.

B. Die **Germanen** wurden den Römern nicht lange vor Beginn unserer Zeitrechnung bekannt. Die Römer beschrieben sie als sehr groß, stark und muthig mit blauen Augen und blonden oder rothen Haaren. Sie waren ein halbwildes Volk mit demokratischen Einrichtungen unter selbstgewählten Führern, welches meist von Jagd und Viehzucht lebte und nur wenig Ackerbau trieb. Die Germanen galten als treu und redlich, achteten die Frauen und hatten keinen Priesterstand, wohl aber Wahrsagerinnen und Zauberinnen. An der Ostseeküste wohnten die Teutonen, welche später nach Dänemark, Schweden und Norwegen übersetzten und die altaische (?) Urbevölkerung dort unterwerfend oder vernichtend dem heutigen Scandinaviern den Ursprung gaben. Auf Jütland lebten die Jüten, bei Schleswig die Angeln, weit um die Elbemündung die Sachsen, in einem großen Theile von Mittel- und

Süddeutschland die mächtigen Sueven, von welchen die Allemannen abstammen, während die Westgothen, Vandalen, Longobarden vielleicht Colonieen von ihnen sind. Die Jüten, Angeln und Sachsen setzten nach Brittanien über, absorbirten gleichsam die keltische Bevölkerung und bildeten mit den später kommenden Normannen das heutige englische Volk. Die am Niederrhein hausenden Franken siedelten sich nach wiederholten Einfällen in Gallien zum Theil endlich bleibend dort an.

1. Die Deutschen sind die zahlreichste Abtheilung der germanischen Familie, deren Urcharakter vielleicht am reinsten sich bei den Sachsen und besonders bei den Hessen erhalten hat, wo man am häufigsten noch blonde Haare, blaue Augen und hohen Wuchs findet. Im Osten ist slavisches Blut, im Süden keltisches und romanisches beigemengt: hier überwiegen braune oder schwarze Haare, graue oder braune Augen und der Wuchs ist kleiner und gedrungener. — Die Deutschen waren im Mittelalter das herrschende Volk Europas, demnach der Erde; die harten Kämpfe mit den Päbsten, die Reformation, die Unmöglichkeit eine überwiegende Centralgewalt den selbstständig gewordenen Fürsten gegenüber herzustellen, in neuester Zeit bisweilen die gegenseitige Eifersucht der beiden deutschen Großmächte haben Deutschland bis jetzt nicht wieder zu der politischen Macht und Größe gelangen lassen, welche es vermöge seiner Geschichte, seiner Volkszahl, centralen Lage und geistigen Kraft ansprechen darf. Nichtdestoweniger ist seine Bevölkerung und sein Wohlstand im Wachsen begriffen; seine Zersplitterung hat zur Folge, daß in allen Theilen seines Körpers ein reges Leben pulsirt, daß Sitte und Bildung eine Verbreitung erlangt haben, wie bei keinem andern Volke. Zum Ersatz für die geringere Macht über die äußere Welt hat sich die innere reicher und tiefer erschlossen; für die vergänglichen Schätze der Erde bieten Wissenschaft und Kunst ihre unvergänglichen. Das Wachsthum des deutschen Stammes, der im Innern noch genug Elemente der Kraft und Gesundheit besitzt, ist ein langsames, wie das der Eiche; er wird aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, einst noch zu herrlicher Blüthe sich entfalten, wenn andere, die jetzt stolz auf ihn herabsehen, morsch und kraftlos geworden sind. — Das deutsche Volk hat zahlreiche Kolonien nach Ungarn, Siebenbürgen, Rußland, Gallizien, nach Spanien, Irland, Nord- und Südamerika gesendet, die zum Theil ihre Sprache und Sitte noch erhalten haben. Der niederländische Zweig hat Colonieen in Südafrika, Surinam, den indischen Inseln gegründet.

Die Schweizer sind ein Mischvolk aus Deutschen, Franzosen, Italienern und Romanen in einen Bundesstaat vereinigt, in welchem das germanische Element an Zahl und Bedeutung überwiegt. Sie bilden eine interessante republikanische Oase in der fast ganz monarchischen alten Welt und haben in neuester Zeit sich zu einem bedeutenden Industrievolk entwickelt. Das Gleiche ist der Fall bei den Belgiern, welche theils germanischer Herkunft, wie in den beiden Flandern und einem Theile Brabants, wo Flämisch gesprochen wird, theils französischer sind, wie in den südlichen, Wallonisch sprechenden Provinzen.

2. Die Skandinavier haben Dänemark, Schweden und Norwegen inne und zeigen im Ganzen die physischen und moralischen Charaktere der Deutschen. Der Kampf mit einer rauhen und sparsamen Natur stählt ihre Kraft und gewöhnt sie zur Genügsamkeit, so namentlich in Schweden und Norwegen, deren Bewohner sich durch ein sanftes und edles Benehmen, so wie durch Gastfreundschaft auszeichnen, während die Dänen einen arglistigen Zug haben. Alle Skandinavier haben das Dänische zur Schriftsprache, viele Dänen schreiben auch deutsch. Vor etwa 1000 Jahren haben die Skandinavier die Insel Island besetzt, ein wildes Wunderland. Den Isländern, Norwegern und Dänen gehört die Edda und Saga an, den Deutschen das Lied der Nibelungen. Die ernste oft furchtbare Natur des skandinavischen Nordens spiegelt sich auch in Odins Religion ab.

3. Die Engländer sind aus Vermischung von Kelten, Angelsachsen, Normannen mit einigem Zusatz von römischem Blut entstanden, doch überwiegt das germanische Element in ihrer Gestalt und Sprache. Mit einem meist hohen oft schlanken Wuchs verbinden sich ziemlich lange Beine, das Gesicht ist im Ganzen länglich, die rothen Haare sind viel häufiger als in Deutschland, die Haut weißer, beim weiblichen Geschlecht oft durchscheinend fein. Die Züge sind regelmäßig, kalt und ruhig wie das Auge, die Haltung zeigt Würde aber wenig Anmuth. Die Engländet sollen unter allen Europäern die kräftigste Faust haben, während Franzosen und Spanier den Strapazen, Entbehrungen, Unbilden am besten widerstehen. — Ein auf das Positive gerichteter Geist verbindet sich bei ihnen mit einem kräftigen Charakter und starken Begehrungsvermögen; ihr Streben, die Welt zu besitzen oder auszubeuten, wird durch die insulare Lage begünstigt, die nach allen Punkten hin den Ausgang gestattet und zugleich vor fremden Angriffen schützt. So hat dieses Volk in Land und Meer eine große

schaft dreier Größmächte gestellt, haben sie bis jetzt nicht zur vollen Sicherheit und Freudigkeit des nationalen Daseins gelangen können.

2. Die **Italiener** bewohnen außer Italien und den umliegenden Inseln die Küsten von Istrien und Dalmatien und sind aus der Verschmelzung von iberischen, römisch-griechischen, langobardischen und maurischen Elementen hervorgegangen, welche bloß durch das gemeinschaftliche Band der Sprache zusammengehalten werden, die in ungemein zahlreiche Dialekte zerfällt. Sie begehren heiß nach Einigung und nationaler Selbstständigkeit, aber es scheint ihnen die Ruhe, Besonnenheit und nachhaltige Kraft zu fehlen, die zu deren Erringung und Behauptung in dem Getriebe der großen Politik nothwendig wären; Italien ist zu bedeutend und zu schön, als daß es diejenigen — wie etwa die Schweiz — seiner eigenen (noch dazu so unsichere) Entwicklung überlassen sollten, die ihren mächtigen Fuß in dasselbe gesetzt haben. — Die heutige europäische Bildung hat in Italien ihren Anfang genommen; dort wurden die Reste des classischen Alterthums zu neuem Leben erweckt, erhoben sich die Künste zur üppigsten Blüthenpracht und zu unvergleichlich musterhaften Schöpfungen, wie sie früher nur Hellas hervorgebracht hatte. Hiedurch, wie durch seine klassischen Reste und als Sitz des Hauptes der katholischen Kirche, die unter den christlichen die zahlreichsten Bekenner zählt, hat namentlich das „ewige Rom" noch immer eine hervorragende Bedeutung.

3. Die **Spanier** sind aus den Keltiberern, Iberern und Kantabrern entstanden mit starker Beimischung römischen, germanischen (namentlich gothischen) und arabischen Blutes. Nach den Jahrhunderte dauernden Kämpfen und endlich vollständigem Sieg über die arabische Macht gelangten die Spanier durch die Entdeckung und Eroberung Amerikas und die von dort geflossenen Goldströme, die Ausbreitung des Handels und der Schifffahrt, dann durch politische Conjunkturen im 15. und 16. Jahrhundert auf den Gipfel der Macht. Ihre Heere durchschritten einen großen Theil Europas, ihre kühnen Seefahrer umsegelten zuerst die Erde. Sie sind seitdem in stetem Herabsteigen von diesem Höhepunkt begriffen: in Folge von Mißregierung, innerer Uneinigkeit und ihrem Zurückbleiben in geistiger Bildung und Freiheit. Hiebei gingen die schönsten Colonien verloren, die sie in der neuen Welt gegründet. Von allen Erinnerungen an das Mutterland ist die Sprache die einzige, die bei den Hispano-Amerikanern, den in beständiger Anarchie kreisenden Republiken des südlichen und mittlern Amerikas noch ge-

blieben ist. Die spanische Sprache ist auch die herrschende oder doch amtliche in den dem Mutterlande noch verbliebenen Cuba, Portorico, den Philippinen; so wie in Luisiana.

4. Portugisen. Obschon mit den Spaniern den gleichen Ursprung theilend und in der Sprache nur dialektisch verschieden, gingen diese beiden Völker fast immer ihre eigenen Wege und standen sich nicht selten feindselig und mißtrauisch gegenüber. Auch die Portugisen waren im spätern Mittelalter ein kühnes Seefahrer- und glückliches Handelsvolk, aber geriethen durch ähnliche Umstände wie die Spanier in Verfall. Ihre mächtigste Colonie, Brasilien hat sich als selbstständiges Reich constituirt, wo die portugisische Sprache zur Landessprache wurde, eben so wie auf den dem Mutterland noch gebliebenen Azoren, Capverdischen Inseln und einigen Punkten auf der indischen und afrikanischen Küste.

5. Franzosen. Das mächtigste aller romanischen Völker ist entstanden aus Vermischung von Kelten, Römern und Franken, von welchen letzteren die Benennung Franzosen abzuleiten ist, so wie wenigen Iberern in einigen Gegenden des Südens*). Obschon durch die Sprache (Langue d'Oil und Langue d'Oc beide mit zahlreichen Dialekten) in Nord- und Südfranzosen getrennt, abgesehen

*) In neuerer Zeit unterscheidet man als constitutives Element des französischen Volkes neben den Kelten noch die Cymren. Vergl. unter andern Perier fragments éthnologiques, études s. l. vestiges d. peuples gaëlique et cymrique. Paris 1857. Hiernach wichen die Cymren oder Cimbern und die Kelten oder Gälen physisch und durch Sitten oder Sprache von einander ab, wahrscheinlich auch nach dem Ursprung. Die Gälen oder wahren Gallier cultivirten die Wissenschaften namentlich durch ihre Barden, Eubagen und Druiden; diese waren die Lehrer der Jugend; ihre Schulen wurden von Römern, selbst von Griechen besucht. Plotius Gallus lehrte zuerst der Jugend zu Rom die Rhetorik und ein anderer Gallier Antonius Gniphon hatte Cicero und Cäsar zu Schülern. Viele Redner, Rhetoren und Grammatiker in Rom und den Provinzen waren Gallier; in Galliens Städten wurden Poesie und die meisten Wissenschaften gelehrt. — Hingegen die Cymren, Cimbern, Belgen, Galater oder Neu-Gallier waren raubsüchtige, umherstreifende Krieger, beutelustig, kampfmuthig und grausam. Sie waren es, die Mord und Brand bis zum Fuß des Capitols getragen haben, entfernte Nationen unterjochten und mehrmal Asien verwüsteten, den Tempel zu Delphi plünderten. — Das eine Volk war mehr braunhaarig, das andere blond oder rothhaarig; der eitle Franzose P. meint nun, die Vermischung dieser beiden Völker — deren eines in den Künsten des Friedens, das andere in denen des Krieges groß war — zur französischen Nation habe eben bewirkt, daß letztere so viel von allen Arten des Ruhmes erworben habe und heute „vielleicht an der Spitze der Menschheit einherschreite." Die Kelten hätten den gemäßigten Gegenden angehört, die Cymren seien wahrscheinlich mehr nordischen Ursprungs.

von den Deutsch- oder Baskischredenden — haben sie doch durch die eben so consequente als rücksichtslose Politik ihrer Könige von Ludwig XI. an eine Verschmelzung und Gleichartigkeit erlangt, wie kaum ein anderes größeres Volk. Die Langue d'oil, die Sprache der Gebildeten und der Regierung ist zugleich zur diplomatischen und zur allgemeinen Conversationssprache auf der Erde geworden, so wie sie auch in den französischen Colonien des alten und neuen Continents, einem Theile Canadas, Louisianas und von den Schwarzen Haytis gesprochen wird. — Die Franzosen sind meist nur mittelgroß und stehen im Ganzen den germanischen Völkern an physischer Kraft nach, übertreffen sie aber an Gewandtheit. Es walten bei ihnen die schwarzen und braunen Haare und Augen vor; die Frauen zeichnen sich durch Zierlichkeit aus. Wie alle romanischen Völker sind auch die Franzosen nüchtern und mäßig, während bei den germanischen das Laster der Trunksucht sehr verbreitet ist. — Heiterkeit, Witz, gefällige Formen vereinigen sich, um die Franzosen, welchen große Gedankentiefe abgeht, zu der vorzugsweise geselligen und liebenswürdigen Nation zu machen. Mit den Tugenden der Tapferkeit, des Edel- und Freimuths, der Selbstachtung, des Ehrgefühls sind Wankelmuth, Leichtsinn, eitle Ruhmsucht und brausende Leidenschaften verbunden, welche ihre Tugenden oft ganz zurücktreten lassen, sie zu wilden Exzessen fortreißen und in Extreme stürzen. Zum zweiten mal in nicht viel mehr als ½ Jahrhundert haben sie der Welt das Schauspiel gegeben, ihre angestammten Fürsten zu tödten oder zu verjagen, um bei großem Mangel an republikanischen Tugenden dem Schatten einer Republik nachzujagen und darüber der Anarchie und nach einer nothwendigen Consequenz zuletzt der Despotie zu verfallen. — Klar und methodisch wie ihre Sprache ist auch ihre Wissenschaft, aber sie umfaßt nur die sinnliche Welt, an welche die meisten von ihnen allein glauben und dringt wenig in die Tiefe der Dinge ein. In den Künsten, am meisten in der Musik, stehen sie den Italienern und Deutschen nach. Die Klarheit und oft nur scheinbare Neuheit ihrer Gedanken, die Bestimmtheit ihrer Sprache läßt die Welt stets aufhorchen, wenn Frankreich spricht, aber seine Triumphe gehen vorüber ohne nachhaltigen Gewinn und ohne bleibende Resultate; es weiß die Herzen und Länder zu erobern, ohne sie behaupten zu können. Aber ein Reich bleibt diesem Volke unbestritten: das Reich der Eleganz, der Mode, des guten Geschmacks, der feinen Sitte, ein Reich, viel ausgebreiteter, als es Frankreichs mächtige Heere unter dem größten Führer jemals auszudehnen vermochten.

6. Zu der gräco-romanischen Familie gehören endlich noch die rhätischen Romanen oder Churwälschen in Graubündten und einigen Thälern Piemonts, ihrem Ursprung nach romanisirte keltische Rhätier. Dann die Wlachen oder Walachen, die im 5.—6. Jahrh. aus der Vermischung von Geten, Römern und Slaven entstanden und sich selbst Rumanje, d. h. Römer nennen. Sie haben die Moldau und Walachei inne; ein Theil von ihnen lebt in Siebenbürgen, Ungarn, Bessarabien, der europäischen Türkei und Griechenland.

D. Die **Slaven** haben die Osthälfte Europas inne, vom nördlichen Eismeere bis an das adriatische, griechische und kaspische Meer und herrschen auch in ganz Nordasien und einem kleinen Theile der Nordwestküste Amerikas. Es sind Völker von ziemlich hohem Wuchs, starkem abgehärtetem Körper, etwas viereckigem Schädelumriß und geröthetem Gesicht. (Retzius behauptet auffallenderweise, daß nach der Schädelform die slavischen Völker gleich den finnischen der altaischen Rasse angehören.) — Manche von ihnen sind in der Geschichte schon mächtig aufgetreten, anderen scheint dieses noch vorbehalten zu sein, einige haben sich überlebt oder sind nur noch in schwachen Ueberresten da. Die meisten haben eine selbstständige Literatur.



1. Die Russen sind das mächtigste dieser Völker, dessen Einfluß auf die übrigen ungemein durch die große Aehnlichkeit aller slavischen Dialekte gefördert wird, so daß sich die entferntesten Völker der ganzen Familie ohne große Schwierigkeit verständigen können. Der Charakter der Russen ist fröhlich, gesellig, menschenfreundlich, ihre Gesinnung unterwürfig, weßhalb sie nicht schwer zu regieren sind. Sie lieben Spiele, namentlich auch Schach und Dame sehr, singen gern und ihre Lieder und Tänze sind elegisch und sanft. Ihre Poesie hat bis jetzt nur in der lyrischen Gattung Vorzügliches geleistet. Es scheint ihnen die Originalität des Genius zu fehlen, darum haben sie in der Wissenschaft und Kunst bis jetzt keine unsterblichen Werke geschaffen; dafür sind sie geschickte Nachahmer und haben wie die Slaven überhaupt die Gabe, fremde Sprachen mit Leichtigkeit zu lernen. Der Russe ist vaterlandsliebend, tapfer, zur Aufopferung für den Herrscher bereit, entwickelt aber im Felde nicht den selbstständigen und erfinderischen Geist

westeuropäischer Völker, namentlich der Franzosen. Sein etwas mystischer Geist beugt sich leicht unter die Gewalt der „orthodoxen" Kirche, deren Oberhaupt zugleich der Kaiser ist. (Cäsaropapismus). Der Name Russe, eigentlich Ros, kommt erst im Mittelalter vor; Gfrörer hält die Skythen der Alten für die Urahnen der Russen; auch Maury zählt Skythen und Sarmaten zu den indoeuropäischen Völkern. Mehr als drei Viertheile des russischen Volks sind sogenannte Großrussen, welche das nördliche und mittlere Rußland bewohnen, die übrigen im Stromgebiet des Dnjpr und in der Ukräne sind Kleinrussen. Erstere sind großentheils Leibeigene der Krone und des Adels, deren Ländereien sie bauen und deren Reichthum sie mitbilden; dieses Verhältniß erklärt ihre knechtische Gesinnung, mit welcher sich oft Falschheit und Habgier verbinden. Der gegenwärtige menschenfreundliche Kaiser, welcher sein Volk auf eine höhere Culturstufe zu heben sucht, hat mit Kraft die Emancipation der Bauern in Angriff genommen, welche jedoch bei ihrer tief in alle staatlichen Einrichtungen und die Eigenthumsrechte eingreifenden Bedeutung nur allmälig und mit großer Umsicht durchzuführen ist. Die Weißrussen in den Gouvernements Witepsk, Mohilew, Minsk, Wilno und Grodno sind nur durch ihren Dialekt, welcher viel Polnisches und Lettisch-Litthauisches enthält, von den übrigen Großrussen, zu welchen sie gehören, verschieden. Fast die ganze sehr ausgedehnte russische Literatur ist in der Großrussischen Sprache, namentlich dem moskowischen Dialekt geschrieben. — Die Kleinrussen sind freie Grundeigenthümer von zuversichtlicher Haltung aber arbeitsscheu und genußsüchtig. Die zum Theil in den Steppen des südlichen Rußlands nomadisirenden Kleinrussen haben den Namen Kosaken erhalten, ein Collektivname, unter welchem Stämme verschiedener Abkunft und Lebensweise (manche durch Vermischung mit Tscherkessen entstanden) zusammengefaßt werden. — Der russische Staat ist durch seine ungeheure Volkszahl, die Gleichheit der Bewohner in Sprache, Sitte und größtentheils auch in der Religion, durch die außerordentlichen natürlichen Hilfsquellen, durch die Unterordnung des unermeßlichen, in stetiger Zunahme begriffenen Reiches unter einen einzigen Willen bedrohlich namentlich für die mitteleuropäischen Staaten, aber auch für England, mit welchem er um die Herrschaft in Asien ringt. Persien, Afghanistan und bald auch China sind die Länder, in welchen sich die entgegengesetzten Interessen der größten Land- und der größten Seemacht durchkreuzen und über kurz oder lang unauflösbar verwickeln müssen. — Das russische Volk, namentlich in den Großrussen, hat

sich über den ganzen Norden Asiens bis nach Amerika verbreitet und faßt jetzt auch in den Amurländern festen Fuß.

2. Die Polen sind nach den Russen das wichtigste slavische Volk. Sie bildeten einst ein großes Reich mit Wahlkönigthum und einem in seinen Rechten und Privilegien fast unbeschränktem Adel, — zwei Momente, welche die gefährlichsten Zerwürfnisse namentlich bei Thronerledigung, die Einmischung und Herbeirufung auswärtiger Mächte, zuletzt wiederholte Theilung und den Untergang der nationalen Selbstständigkeit herbeigeführt haben, wobei der größte Theil Polens dem russischen Reiche zufiel, andere zu Preußen und Oesterreich geschlagen wurden. — In einzelnen Gegenden erhält dieses Volk, welches eine sehr reiche Literatur besitzt, noch besondere Namen, z. B. Kassuben, Goralen, Masuren, Krakusen.

3. Die Czechen (sprich Tschechen) bewohnen als eigentliche Czechen Böhmen, als Morawer und Hannaken Mähren und manche Striche Schlesiens, als Slowaken die Karpathen und manche Gegenden Ungarns. Der wichtigste in der Geschichte bedeutungsvoll auftretende Zweig, welcher eine reiche Literatur erzeugt hat, sind die Czechen im engern Sinn oder Böhmen.

4. Die Wenden sind der schwache Ueberrest der einst den ganzen Nordosten Deutschlands inne habenden slavischen Stämme in der preußischen und sächsischen Lausitz und jetzt ganz von Slaven umschlossen.

5. Die Illyrier haben ihren Namen von der römischen Landschaft Illyricum zwischen der Donau und dem adriatischen Meere, der Steiermark und Bulgarei und theilen sich heutzutage in die drei Zweige der Slowenzen, Kroaten und Serben; die Sprache der letzten weicht von der der beiden ersten, der eigentlichen illyrischen Sprache im Bau und auch in den Schriftzeichen mehr ab. Die Slowenzen (Winden) wohnen in den westlichen Theilen des Gebiets, die Kroaten (Chorwaten) im Königreich Kroatien, Westungarn, in manchen Gegenden Mährens und Oesterreichs, die weit verbreiteten Serben am Nordostrand des adriatischen Meeres (wo sie Morlaken heißen), in Istrien, Dalmatien, Ungarn (unter dem Namen Raizen), Slavonien, Kroatien, alles österreichischen Ländern, dann in dem unter türkischer Suzerainetät stehenden Fürstenthum Serbien, in Bosnien (Bosniaken), Herzegowina, Montenegro (die Montenegriner heißen auch Tschernagorzen, d. h. Leute der schwarzen Berge.) Alle diese Stämme stehen noch auf ziemlich tiefer Culturstufe.

6. Die Bulgaren haben nicht blos die Bulgarei inne, sondern reichen auch über das Balkangebirge nach Thrakien und

Makedonien, nordostwärts nach Beßarabien hinein. Ihre Sprache hat in neuerer Zeit durch Einwirkung der Wlachen, Albanesen und Griechen größere Veränderung erlitten als die andern slavischen Idiome und besitzt keine eigene Literatur. Hingegen die alte bulgarische Sprache, obschon nun ausgestorben, hat sich, vom 9. Jahrh. an mit eigenen Schriftzeichen ausgestattet, als Kirchen- und zum Theil als Schulsprache in Bulgarien, Serbien und Rußland erhalten.

E. Die **Letten** bilden durch ihre unter allen europäischen dem Sanskrit am nächsten stehende Sprache eigenthümliche, seit der historischen Zeit immer nur wenig zahlreiche Völkerschaften, welche durch den Druck, den Slaven und Germanen auf sie ausübten, fortwährend abgenommen haben. Von einer eigentlichen Literatur kann bei ihnen kaum die Rede sein. — Die eigentlichen Letten wohnen in der Südhälfte von Livland, in Curland und auf der curischen Nährung in Preußen, die Lithauer in den russischen Gouvernements Wilno und Grodno und im preußischen Bezirk Gumbinnen. Die russischen Lithauer sprechen den schamaitischen, die preußischen sprechen mehrere Dialekte; einer davon, den die schon zu Tacitus Zeit von den Gothen unterjochten Prusai sprachen, von welchen der Name Preußen stammt, ist ausgestorben.

F. Die **Albanesen** bilden den schwachen Rest mächtiger thrakischer Völker im Erdwinkel zwischen dem adriatischen und griechischen Meer. Sie sind ein barbarisches Kriegervolk, welches bei den Türken Arnauten heißt, sich selbst aber Schypetaren, d. h. Felsenbewohner nennt und für Sold jedem Herrn dient, daher sie nicht bloß in den türkischen Heeren (als Kerntruppen), sondern auch bei den Bojaren der Moldau und Walachei, den Pascha's der Levante, sogar in der Leibwache zu Rom und Neapel angetroffen werden. Ihre Sprache, die zahlreiche serbische und italienische Elemente aufgenommen hat und sehr viel Zischlaute enthält, theilt sich in die 2 Hauptdialekte der Ghegen im Norden und der Tosken im Süden von Albanien und Epirus, die wieder in viele untergeordnete Stämme, z. B. Malisoris, Mirditen, Japiden, Schamis ꝛc. zerfallen.

Arische Völker Asiens.

A. Die **Perser** oder Tadschik wie sie sich selbst nennen, sind ein in Asien weit verbreitetes Volk, welches auf dem Plateau von Iran bis zum Indus, sodann in Turan und im westlichen

Theil Hochasiens lebt und auch Colonieen in Rußland und Sibirien bildet. Manche glauben, daß die alten Parther mit den Tadschik identisch seien, während für Andere deren ethnographische Stellung ganz dunkel ist. Die Tadschik Irans bilden das heutige Perserreich und nennen sich nach der Gegend Fars Farsi, die in Turan lebenden heißen Sarti, Kaufleute, weil nur sie dort den Handel besorgen und den nomadischen Turkvölkern Turans tributpflichtig sind. Das persische Reich, welches den Westen Irans einnimmt, hat eine türkische Dynastie, die Tadschik in Ostiran werden von den Afghanen beherrscht, die in Turan von den usbekischen und turkmannischen Chans von Chiwa, Buchara und Kundus, die in Hochasien stehen unter chinesischer Herrschaft. Vermöge dieser Verhältnisse und der Mischung mit anderen Völkern, namentlich Cuschiten und Arabern weicht die Sprache der Tadschik nach den Gegenden sehr ab. Das jetzige Neupersisch ist unter allen arischen Sprachen der deutschen Sprache sowohl im Bau als Vocabular am nächsten verwandt, zerfällt wieder in eine Anzahl Dialekte, von welchen der am Hof zu Teheran gesprochene Deri heißt, ist zugleich die Sprache der Vornehmen und Gebildeten in Hindostan und hat eine sehr reiche Literatur. Es ist entstanden aus der alten Landessprache Südpersiens, dem Parsi und hat unter Beibehaltung von dessen Grammatik eine Menge arabischer und türkischer Worte aufgenommen. Untergegangene Sprachen Persiens und Mediens, ebenfalls mit vielen semitischen Worten vermengt, sind das Pehlwi und das nur aus wenigen Bruchstücken bekannte Zend. — Die Tadschik des heutigen Persiens sind mittelgroß, schön gebildet, von heller Hautfarbe, lebhaftem Geist und reizbarem Gemüth, fein im Umgang, der Charakter ist durch den Despotismus falsch, kriechend, sinnlich und hinterlistig geworden. Sie lieben die Jagd, kriegerische Spiele, Pferderennen und sind verständige Ackerbauer und Gewerbsleute, verachten aber den Handel, welcher deßhalb von Juden, Armeniern und Banianen betrieben wird. Sie bekennen sich zur mohamedanischen Sekte der Schiiten, sind jedoch in religiöser Beziehung sehr indifferent oder dem Mysticismus verfallen. Die Raubsucht und die Erpressungen ihrer Fürsten und Statthalter, die fortwährenden innern Uneinigkeiten, die Uebergriffe Rußlands und Englands haben die Kraft dieses Reiches gebrochen, so daß die Perser nicht einmal der vor kurzem stattgehabten, nur mit geringer Truppenmacht unternommenen Invasion der Engländer zu widerstehen vermochten. Das armselige Heer kann die Bewohner der Ebenen nicht einmal vor den Plünderungen der unbot-

mäßigen nomadischen Raub- und Bergvölker, z. B. der Ihlaut schützen. So liegt das Reich in Verfall, seine Städte sind voll Trümmer, die Straßen unwegsam, die Kanäle und Wasserleitungen der alten Zeit verschwinden, die Unfruchtbarkeit und Versandung des Landes von der Wüste aus nehmen fortwährend zu. Gleich den Türken suchen sie sich in neuester Zeit fränkische Cultur anzueignen, aber was sollen Telegraphen, europäische Militärdressur 2c. nützen, wenn alle Sorge für Erziehung der Jugend und die nöthigsten Anstalten für das Wohl des Landes und die Sicherheit des Lebens und Eigenthums fehlen. — Schon in sehr alter Zeit wurde Iran durch Kriege zwischen den Medern und Assyrern, durch Einfälle der turanischen Völker verwüstet. Cyrus und seiner Dynastie gelang es, für einige Zeit einen mächtigen Großstaat herzustellen, dann kamen Griechen und Makedonier unter Alexander, hierauf Parther, Araber, Seldschuken, Mongolen. Nach letzteren gelangte die einheimische schiitische Dynastie der Sophi zur Gewalt, aber bald folgten neue Verheerungen durch Afghanen und Usbeken, und das fortwährend durchwühlte Westiran konnte zu keiner Größe und Macht mehr gelangen.

Als nomadische zum Theil von Raub lebende Stämme des Plateaus von Iran, welche ein verderbtes Neupersisch sprechen, sind vorzüglich die Beludschen und die Bachthiyari anzuzuführen. Die Beludschen stammen nach Postans wahrscheinlich von den das Land früher erobernden Arabern ab, nach Andern von einem der verloren gegangenen israelitischen Stämme. Sie zerfallen in zahlreiche mehr oder minder edle Stämme mit Häuptlingen, bekriegen einander unaufhörlich, haben Blutrache. Die Berg- und Wüstenbeludschen sind wild, halb Räuber, halb Hirten, die der Ebene zum Theil Ackerbauer.

B. Die **Oßethen**, ein wenig zahlreiches ungebildetes Volk, welche sich selbst Iron und ihr Land Ironistan heißen, während die Georgier sie Oßi, ihre Wohnplätze Oßethi nennen, wohnen nördlich von Georgien, in der Mitte des Kaukasus. Sie sind medischen Ursprungs, ein Rest der Alanen des Mittelalters und kommen in den russischen Chroniken unter den Namen Jaßen vor. Ihre Sprache gleicht am meisten der medisch-persischen, enthält aber jetzt namentlich viele finnische Wörter; sie hat keine Literatur. Man findet nach v. Harthausen bei den Oßethen mancherlei Sitten und Gebräuche, die mit deutschen übereinstimmen.

C. Die **Afganen** oder wie sie sich selbst nennen Puschtaneh, (Solimani der Araber, Patan der Inder), ein zahlreiches, halb

barbarisches Kriegervolk, bewohnen Ostiran bis über den Indus hinaus. Ihre Sprache gleicht mehr dem Zend, als dem Neupersischen. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme und Horden: Berdurani, Damani, Gildschi, Durani rc., die sich zum Islam bekennen, die arabische Schrift angenommen haben, meist von der Viehzucht leben und nur wenig Ackerbau haben. — Der wilde Mahmud von Gasna, der Eroberer Indiens und Gründer der Dynastie der Gasnaviden war ein Afgane.

D. Die **Armenier**, welche sich selbst Haikan nennen, sind eines der ältesten, am frühesten kultivirten Völker, dessen eigene Geschichte bis 2701 vor Chr. Geburt hinaufreicht. Sie bewohnen das hohe Gebirgsland zwischen Kleinasien und Iran, in welchem sie bis 1080 nach Chr. mit Ausnahme mancher Perioden, wo sie an die assyrischen und babylonischen Könige Tribut zahlten, ihre Selbstständigkeit zu erhalten vermochten, nach welcher Zeit ihr Land aber unter persische, türkische und russische Herrschaft gerieth und ein Theil des Volkes, dessen Wohnsitze meist Kurden und Turkomanen einnahmen, in Asien und Osteuropa zerstreut wurde, wo sie überall, oft mit größtem Erfolg dem Handel obliegen. Der Ursprung dieses merkwürdigen Volkes ist dunkel; nach der Meinung ihrer eigenen Gelehrten sind sie Verwandte der Perser, während man sie in Europa zum alten Volke mit der Pehlwisprache in Beziehung bringt. Ihre Sprache hat zwar viele arische Wurzeln, ähnelt aber sonst den finnischen und andern nordasiatischen Sprachen. Die Armenier bekannten sich schon früh zum Christenthum und wurden deßhalb von den für Zoroasters Lehre begeisterten Sassaniden hart bedrängt. — Durch ihre Thätigkeit, ihre einfachen und reinen Sitten gelangen sie überall zu Wohlstand und da sie ihre ursprüngliche Liebe zu Künsten und Wissenschaften bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, errichten sie überall, wo sie zahlreicher sind, Schulen und manchmal auch Druckereien. Ihre Haltung zeigt viel Gravität und obschon ihr Geist wenig wissenschaftliche Originalität besitzt, haben sie es doch zu einer nicht unansehnlichen Literatur gebracht.

E. Die **Kurden**, ein räuberisches Barbarenvolk in Kurdistan und manchen Gegenden West- und Nordpersiens wohnend, in den Euphratländern, Syrien und Kleinasien nomadisch umherstreifend, sprechen eine Sprache, die der persischen am nächsten verwandt, aber mit vielen semitischen Wörtern vermischt ist. Sie befinden sich in beständigem Kriege mit der persischen und türkischen Regierung: den Persern sind sie als Sunniten feindselig, die Türken

sehen sie als ungerechte Eroberer an, welche zu plündern und zu tödten erlaubt sei. Man bemerkt bei ihnen zwei Klassen, eine untergeordnete, ackerbautreibende, Guran und eine herrschende, den Krieg führende, Assireta genannt. Letztere besteht aus bewaffneten Reitern, die unter Häuptlingen mit schwacher Gewalt auf ihren kleinen raschen Pferden fast immer herumstreifen und namentlich die Caravanen plündern und die Reisenden tödten. — Die Kurden sind nach M. Wagner wahrscheinlich ein Mischlingsvolk gleich den Kabylen des Atlas und haben so wenig wie diese einen bestimmten Körper- und Gesichtstypus; ihre Sprache zerfällt in höchst zahlreiche Dialekte *).

F. Die **Hindu's** sind das zahlreichste arische Volk Asiens. Herabgestiegen aus den Gegenden der Oxusquellen, haben sie die größere nördliche Hälfte der vorderindischen Halbinsel eingenommen, das sogenannte Hindustan, die Stromgebiete des Ganges und Hindus und den Norden des Plateaus von Dekan, während südlich vom Oberlauf der Flüsse Kistna und Godavery drawidische Völker wohnen. Nach Maury hätten zuerst Australneger Indien bewohnt, diese seien von mongolischen Völkern und diese wieder von den Ariern unterjocht worden. Zu wiederholtenmalen drangen nach Indien, woselbst die rohen Urbewohner durch die eingewanderten Arier unterworfen und zum Theil ausgerottet wurden, fremde Eroberer ein, Makedonier und Griechen unter Alexander d. G., mongolische Horden, Bekenner des Islam, welche das Reich des Großmoguls mit seiner Hauptstadt Delhi gründeten, in neuerer Zeit Portugisen, Franzosen, Engländer. Aber die fremden Eroberer vermochten die uralte Cultur des Landes nicht auszurotten; schon seit 2500 Jahren finden wir in Hindustan dieselbe Rasse, Kasteneintheilung, dieselben Sitten, Handwerke und Künste, die gleiche Art des Landbaues, die gleiche Religion. Schon zu Herodots Zeit ritten die indischen Fürsten auf Elephanten, wohnten in prächtigen Palästen, trugen Kleidung von Baumwolle, ließen sich Sonnenschirme über den Kopf halten. Alexanders d. G. Gesandter Megasthenes fand 118 unabhängige Königreiche in Indien; die Stadt Palibothra war 3 Stunden lang, $1^1/_2$ Stunden breit, umgeben von einer Ringmauer mit 570 Thürmen und 64 Thoren. Das

*) Aegypter, Chaldäer, Kurden, Meder, Perser haben nach Dureau de la Malle und Boré große Aehnlichkeit in der Schädelbildung, besonders den hochstehenden Gehörgang gemein. Auch die Sprachen deuten auf gemeinschaftlichen Ursprung; Boré's kurdische und chaldäische Führer konnten sich mit den Juden verständigen. Gazette médic. 1839, nro. 48.

Land war zu seiner Zeit hochcultivirt, voll großer Städte mit bedeutendem Handel und Straßen nach allen Richtungen, mit Meilensteinen und Herbergen für Reisende. Manche ließen Indien seine Cultur aus Aegypten erhalten, aber man kann indische Verhältnisse nicht von ägyptischen, und noch weniger ägyptische (die Aegypter sind das älteste Culturvolk) von indischen ableiten. 1500 oder 1400 vor Chr. waren die Arier noch gar nicht in Indien und es bestand somit keine Seeverbindung mit Aegypten, noch weniger ein Landverkehr. Fanden sich mit Indigo gefärbte Zeuge, Mousseline aus Indien und Porzellan aus China in Gräbern der 18. ägyptischen Dynastie, so sind sie durch den innerasiatischen Verkehr oder durch die Phönizier nach Aegypten gekommen, durch welche man zuerst erfuhr, daß arisch redende Völker auf der indischen Westküste wohnten. Salomons Ophir ist nach Lassen das Land der Abhira an der Mündung des Indus.

Das Volk der Inder ward groß in Philosophie, Mathematik, Grammatik, Poesie und seine Weisheit in allen Ländern gepriesen. Die Indier wußten sich die geistigen Erwerbnisse anderer Völker wohl anzueignen; ihre ältere Astronomie, richtiger Astrologie, haben sie von den Babyloniern erhalten, später wurden die Griechen ihre Lehrer; ihre kosmogonischen und physikalischen Vorstellungen scheinen ebenfalls chaldäischen Ursprungs, ebenso die indische Schrift. Die fremden Eroberer, — nach Alexander und den Griechen kamen tatarische Stämme, dann persische Sassaniden, hierauf Araber — hatten nur den Nordwesten in Besitz genommen, während sich nach anderen Richtungen mächtige Reiche mit glänzenden Höfen, großen blühenden Städten bildeten. Etwa um 1000 nach Chr. begann jedoch für Indien durch die grausamen mohammedanischen Eroberer, deren Reigen der fanatische Wütherich Mahmud von Gasna eröffnete, eine Periode des Unglücks und grauenvoller Verwüstung. Diesen folgten die Mongolen, welche die Dynastie der Großmoguls mit der Hauptstadt Delhi gründeten, unter welchen Akbar glänzend hervorragt. Nach der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung fingen europäische Völker an sich in Indien zu betheiligen, bis es in neuester Zeit fast ausschließlich unter brittische Herrschaft kam, deren Abschüttelung jetzt, freilich ohne Erfolg Mohamedaner und Hindus versuchten. Die Europäer haben in Indien fast nur Geldgier, Treulosigkeit, ruchlose Gewalt und religiösen Fanatismus gezeigt. Daher haben die Bekehrungsversuche der Missionäre so viel als keine Wirkung gehabt, abgesehen davon, daß den Indiern die Dreieinigkeitslehre ganz unbegreiflich erscheinen mußte.

Die Hindus sind mittelgroß oder darunter, schlank und zart; die Haut dünn, gelb, mit einem Bronceanflug; Haare schlicht, lang, schwarz, Bart schwach entwickelt; Augen groß, schwarz, mit gewölbten Brauen und langen Wimpern; Ohren mittelmäßig, wohl geformt, oft durch schwere Gehänge verunstaltet, Nase gerade, schön gebildet; Mund mäßig groß, mit dünnen Lippen; Kinn rund, gewöhnlich mit Grübchen; Hände und Füße klein, erstere an der Innenfläche fast weiß. Bei denen im Dekhan ist die Farbe braun, in's Gelbe übergehend, in den höhern Klassen fast weiß. Nach Bory wäre der Rumpf der Hindus im Verhältniß zu den Gliedern sehr kurz. Es wird ferner angegeben, daß die Hände beständig schwitzend und zugleich kalt, die Schenkel lang seien. Die Brahminen zeichnen sich über ganz Indien vor den niederen Kasten durch hellere Farbe, edlere Gesichtszüge, höhern und schönern Wuchs aus. Tavernier gab an, daß die Frauen des Großmoguls wenig Haarwuchs, die Männer daselbst schwachen Bart hätten. — Fyzabad im Königreich Audh ist berühmt durch die Schönheit seiner Frauen.

Die Verfassung des alten Indiens hing mit der Kasteneintheilung auf's engste zusammen; die noch jetzt bestehenden 4 Kasten waren schon in der Urzeit vorhanden; es sind die der Brahminen (Brahmanen) oder Priester, nach deren Lehre aus Brahmas (des höchsten Wesens) Kopfe entsprossen, mit großen Vorrechten, zugleich Aerzte und Richter darstellend; der Kschatryas oder Krieger, aus Brahmas Armen entstanden, den Adel bildend, aus dem die Könige und Fürsten gewählt wurden; die Vaisyas, die zahlreichste Kaste, aus Brahmas Leibe entsprossen, welche Viehzucht, Ackerbau, Handels- und Geldgeschäfte trieben; endlich Sudras, aus Brahmas Füßen entsprungen, die Gewerbsleute und zugleich die Diener der 3 andern Kasten. Eine ganz verachtete, auch nicht zur niedrigsten Kaste zählende Menschenklasse waren und sind noch die Parias. Nur die 3 obern Kasten haben persönliche Freiheit und tragen den Gürtel (Zenar) um den Hals oder über die Schulter, der wieder nach den Kasten verschieden ist. Sklaven, im alten Indien vorhanden, scheinen in der neuern Zeit nicht mehr vorzukommen. Der König, zur Kaste der Kschatryas gehörig, Kriegsherr und Richter, war doch durch die Priesterkaste beschränkt, so wie ihm auch durch die von ihr entworfenen Gesetze seine ganze Lebensweise bis in's kleinste Detail vorgeschrieben war. Ein Rath von 8 Gliedern umgab den König; der Thron war nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Der König regierte durch vornehmere und geringere Beamte, die über größere oder kleinere Gebiete gesetzt waren; manche

Provinzen und Orte hatten große Municipalrechte, so daß der König nur als ihr Schutzherr galt. Der oberste Gerichtshof war aus Brahminen gebildet und hatte den König zum Vorsitzer; gegen Brahminen durften nie Lebensstrafen vollzogen werden; sie und die Sudras zahlten auch keine Abgaben; das Land war meist im Besitze der Kschatryas und Vaisyas. Die Heere führten Elephanten und Streitwagen. — Die 3 obersten Kasten durften mit gewissen Beschränkungen unter einander heirathen, die Sudras nur unter sich, und zwar konnten sie nur eine Frau nehmen, während bei den obern Kasten mehrere Frauen gestattet waren. Frauen durften nie eine zweite Ehe eingehen. (Selbstverbrennung der Witwen, um ihrem gestorbenen Gatten zu folgen, kam erst später durch Ueberredung der Brahminen auf). Den Frauen war übrigens mehr Freiheit gestattet, als bei andern Orientalen. Erzielung männlicher Nachkommen war der Hauptgrund der Ehe, denn diese hatten den Manen des Verstorbenen Opfer zu bringen, wodurch demselben der Zutritt zur Seligkeit eröffnet wurde; hatte man keine Söhne, so adoptirte man deßhalb. Wie heutzutage lebte man auch im alten Indien vorzüglich von Reis, Milch und Früchten und bereitete aus Milch und Zuckerrohr geistige Getränke. Man trug bunte Kleider von Wolle und Seide, mancherlei Schmuck von Edelsteinen, Perlen, Gold, Elfenbein. Man webte die feinsten Mousseline und Wollenzeuge, Shawls und Gürtel, welche zum Theil auch vortrefflich gefärbt und gestickt wurden und nebst Gold, Edelsteinen, Elfenbein, Gewürzen ꝛc. Handelsartikel auch für das ferne Ausland bildeten. Der Verkehr wurde durch geprägtes Geld wesentlich erleichtert. Unter den Künsten war die Baukunst am meisten entwickelt und hat zum Theil erstaunlich großartige Werke hervorgebracht, Felsentempel ober und unter der Erde, manche wie die auf Elephante, Ellora von ungeheurer Ausdehnung, Pagoden, worunter besonders die von Madura, Dschagarnat berühmt sind. Die Bildhauer schmückten diese Gebäude mit oft baroken Skulpturen, Statuen, Thiergestalten, Basreliefs meist in überladener Fülle; die Thier- und Menschengestalten, die Götterbilder zeigen zwar eine größere Freiheit und Wahrheit in der Composition, als die ägyptischen, ohne jedoch entfernt an die Schönheit der griechischen zu reichen. Die Götterbilder werden zum Theil mit Thierköpfen oder viergliederig dargestellt. Manche Skulpturen sind bemalt, andere mit Inschriften versehen. Merkwürdigere Vorfälle wurden sehr allgemein durch Steinsäulen und Stein- oder Metalltafeln mit Inschriften im Andenken erhalten, und solche auch zur Bezeichnung des Grundbesitzes ange-

wendet. Von altindischer Musik und Malerei ist so gut wie nichts bekannt; sie scheinen auf einer niedrigen Stufe stehen geblieben zu sein. Was die Poesie betrifft, so zeigen sich die Indier besonders im Epos aus; die zwei erst in der christlichen Aera entstandenen Heldengedichte Râmâyana und Mahâbhârata können sich mit den größten Produktionen dieser Art bei andern Völkern messen. Mahâbhârata ist die Darstellung der in Indiens Urzeit sich bekämpfenden Rassen: der schwarzen Urbevölkerung und der von Norden eindringenden, Sanskritredenden; Pandu und Krischna, die Gegensätze in jenem Epos, heißen weiß und schwarz. Zu den heiligen Büchern (Schastras, d. h. Verordnungen) gehören die Vedas, Upavedas, Angas oder Vedangas, Upandschas; die Darsanas sind philosophische Werke. In den Philosophenschulen (Tschwarwaka, Mimansa, Vedanta, Nyaya, Sankhya) sind die Richtungen und zum Theil auch die Methoden der vorzüglichsten Systeme des Abendlandes wenigstens angedeutet. — Das älteste religiöse System der Indier war monotheistisch und verehrte Brahma als einziges, unsichtbares Urwesen; aus ihm entwickelte sich der Brahmaismus, so genannt von Brahma, dem höchsten Gott, welcher später von dem Schiwanismus gestürzt wurde, der den Gott des Feuers, Schiwan für den höchsten erklärte, während der Wischnuismus den Gott des Wassers, Wischnu als solchen nahm. Die Brahminenkaste maßte sich immer mehr Gewalt an und zwängte das Volk in immer mehr Formen und Fesseln; da trat Buddha als Reformator auf, und gründete eine zum Theil auf ganz andern Prinzipien ruhende Lehre. Seine Anhänger wurden aber durch die Vereinigung aller Sekten der alten Religion, welche in den Vedas ihr gemeinschaftliches Symbol haben und die Fürsten in ihr Interesse zu ziehen wußten, mit Waffengewalt aus dem Lande getrieben. Die Brahminenreligion nimmt außer den drei großen Göttern Brahma, Wischnu, Schiwan viele Untergötter, ein zahlloses Heer guter und böser Geister an, verehrt auch heilige verstorbene Menschen, Hausgötter, selbst Naturgegenstände. Das kosmogonische System der Indier rechnet nach Millionen von Jahren; auch sie haben einen Abfall eines Theiles der Geister von Brahm, der sie eine Zeitlang in die tiefste Finsterniß verstößt, später sich ihrer wieder erbarmt und ihnen neu geschaffene Regionen im Weltall zum Besserungsort anweist. Diese Geister gelangen dann in Körper immer vollkommenerer Thiere, zuletzt in den des Menschen, und werden, wenn sie sich bewähren, nach dem Tode des Menschen in die selige Welt aufgenommen. Zum Kultus, mit dem auch Feste, Opfer, Wallfahrten verbunden

sind, gehören auch die zwei höheren Klassen der Bajaderen, während die zwei niederen für die Weltlust bestimmt sind und ihre Tänze bei den verschiedensten festlichen Gelegenheiten aufführen *). Einige indische Stämme (auch auf Ceylon) haben nach Graul (Reise nach Ostind. 4. Theil, Leipzig 1855) einen abscheulichen Teufelsdienst. — Indien und das Abendland wirkten gegenseitig auf einander ein; indische Anschauungen übten Einfluß auf die neuplatonischen und gnostischen Lehren; der Krishoadienst ist hingegen eine Folge der Einwirkung des Christenthums auf Indien. (S. Weber's ind. Skizzen, S. 91 ff.) Die Zauber- und Feenwelt, auch das Hexenwesen hat das Abendland zum Theil aus Indien erhalten durch Uebersetzungen der Märchen, Erzählungen der Kreuzfahrer, Pilger, Reisenden. Die indische Arithmetik, Astronomie, Medizin kam uns durch die Araber zu, die Schüler der Inder; diese nannten zuerst die Griechen, dann die Araber Yavana. Unsere sogenannten arabischen Zahlen sind nur die etwas veränderten Anfangsbuchstaben der Sanskritworte, welche 1—9 bedeuten, und die Null ist der Anfangsbuchstabe des Wortes çûnya, welches so viel heißt als leer.

Die heutigen Hindus werden als sanft und harmlos, zur sinnigen Betrachtung geneigt, aber auch als abergläubisch, sinnlich und verweichlicht geschildert. Ein Theil der englischen Bedrücker möchte sie hingegen für eines der entartetsten und schlechtesten Völker erklären. Die Lebensweise hat sich seit der alten Zeit wenig verändert; Reis und Milch bilden die Hauptnahrung, Fleisch ist nur manchen Kasten erlaubt. Zur Kleidung dienen kurze weite Beinkleider, mit einem Oberkleid darüber, manchmal auch ein Mantel; um den Kopf wird ein Tuch gewunden, unter die Füße werden Sandalen gebunden. Die wohlhabenderen Frauen tragen meist Oberkleider von Mousselin, dazu Shawl und Schleier, rothe, gelbe, grüne Schuhe. Die Vornehmern beider Geschlechter salben sich mit aromatischen Oelen, färben die Innenfläche der Hände und Füße roth und malen um die Augen einen schwarzen Ring; zum Schmuck dienen wie überall Edelsteine, Gold- und Silbersachen; manche tätto-

*) Kinder, welche Bajaderen werden sollen, erfahren schon als Säuglinge eine darauf abzielende Behandlung, indem die Mutter, während das Kind auf ihrem Schooße ruht oder sich im Bade befindet, unaufhörlich alle Glieder, durch Vor- Rück- und Seitwärtsbiegen möglichst gelenkig zu machen sucht. Bajaderen vermögen in der That ohne sichtliche Anstrengung die außerordentlichsten Stellungen und Bewegungen auszuführen; in Java rauchen sie, in der Absicht sich zu erregen, vor dem Tanze etwas Opium.

wiren sich auch etwas. Die Häuser der Vornehmern sind aus Backsteinen gebaut, oft sehr hoch, mit in den Hof gehenden Fenstern; die geringeren Hindus wohnen in Hütten aus Bambus und Lehm, mit Palmblättern gedeckt und ihr Hausrath ist sehr dürftig. Die Aussetzung oder Tödtung neugeborener Mädchen ist den Armen, die sie nicht ernähren zu können glauben, noch immer erlaubt, die Selbstverbrennung der Wittwen hingegen abgeschafft, doch macht sie die Wiederverheurathung ehrlos. Künste und Wissenschaften sind in großem Verfall, der Unterricht sehr dürftig; der Brahmanismus ist noch immer die verbreitetste Religion im eigentlichen Indien, während in Hinterindien der Buddhismus herrscht. Immer sind noch Ueberreste des rohen Bilderdienstes des schwarzen Urvolkes vorhanden. Die Hindus haben keine eigene Staatsverfassung mehr; ihre meisten Fürsten sind bereits säcularisirt und beziehen von den Engländern Pensionen; in letzter Zeit ist auch der Schattenkönig von Delhi gefallen.

Einzig in ihrer Art war eine Raubmördersekte, welche erst in den letzten Jahren durch die englische Regierung unterdrückt zu sein scheint. Diese Genossenschaft der Thags (weniger richtig Thugs) mordet nur durch Erdroßlung, greift nie einen Europäer und verfährt sehr schlau. 1835 wurden 1562 dieser Thags von den Gerichten verurtheilt, davon 382 gehängt. Zu ihrer Brüderschaft gehören Mohamedaner und Hindus. Zu Hause treiben sie Feldbau oder Gewerbe, morden nie in der Nähe, sondern stets auf Zügen in der Ferne, welchen die mysteriöse Einweihung der „heiligen Axt" vorhergeht, welche sie begleitet und die Richtung angibt. Soll der Zug angetreten werden, so wird die große Göttin „Allmutter" angerufen. Auf der Reise stellen sie Pilgrime, Soldaten, Handwerker, einer oft einen vornehmen Rajah vor. Spione erkunden den Weg und die Umstände der Reisenden, an die sie sich dann machen und sie auf den Ruhestationen, auch auf Schiffen plötzlich erdrosseln, oft in großer Zahl. Die Leichen werden tief vergraben und darüber Feuer angezündet. Frauen und Genossen gewisser Gewerbe zu tödten ist verboten. Die Beute wird nach einem bestimmten System vertheilt; nach jedem Mord genießen sie eine Art Sakrament und feiern Opferfeste. Sie morden ohne Haß oder Reue, wie ein Priester Opferthiere schlachtet, zu Hause sind sie gute Bürger. Die Sekte kam schon im 12. Jahrh. vor. Ein Thag, den Hooker sah, und der Königszeuge (Angeber seiner Genossen) geworden war, sah sanft aus; er hatte viele Morde begangen, über welche er jedoch weder Scham noch Reue fühlte und

nichts Schlimmes darin sah. Die Thags, die sich wahrscheinlich bald nach der mohamedanischen Eroberung gebildet haben, sind jetzt mit Ausnahme Cuttak's, überall ausgerottet; sie gehörten zu allen Kasten und waren über ganz Indien verbreitet. Man schreibt ihnen übernatürliche Kräfte zu und hält sie für Abgesandte der Gottheit, wie den Wolf, Tiger und Bär. Es gab unter ihnen viele, höchst liebenswürdige, gebildete Leute. Ermordung von Frauen und Kindern war gegen die Regel. — Andere Landplagen Indiens sind die Dakoit's (Diebe) und die Vergifter, welche unter die Speisen der Reisenden Stechapfelkörner mischen, um sie zu betäuben und zu berauben. Der größte Theil der zahlreichen Bevölkerung Indiens spricht Idiome, welche aus dem Sanskrit entstanden sind, Hindustani, Gudscherathi, Marathi, Bengali, Urja ꝛc. Sanscrita bedeutet vollkommen, klassisch. Am reinsten sprechen diese Sprache noch die Siah-pusch, die Nachkommen der alten Himalayah-Hindus, ein Hirtenvolk, welches in den Hochthälern des Bolor und des Hindukuh lebt und sich vor den Indern des Flachlandes durch helle, lebhaft geröthete Gesichtsfarbe, blaue Augen und besondere Schönheit auszeichnet.

Zum Stamme der Hindus gehören ohne Zweifel auch die Zigeuner. Der Engländer Newbold hat jüngst Untersuchungen über dieselben veröffentlicht; in Aegypten leben drei Zigeunerstämme; die Helebis, Gagars und Nuris oder Nawers. Erstere wohnten nach ihrer Tradition früher in Yemen oder Hadramaut. In Palästina und Südsyrien heißen die Zigeuner Náwer; sie selbst nennen sich Kurbát, Rumeli, Jingáni. Auch in Persien gibt es Zigeuner, die wie überall verschiedene Gewerbe treiben und ein herumschweifendes Leben führen; manche verfertigen Sättel und heißen hievon Zingar; daher sowie von den Namen des kurdischen Stammes der Zinganeh, der auch zigeunerischen Ursprungs sein soll, stammt angeblich der Name Zingeri, Zincali, Zigeuner. Fast alle Zigeuner haben eine Geheimsprache. Nach Newbold hätten sich die Zigeuner von den Indusländern aus über Europa, Asien und Nordafrika verbreitet. Viele Volksstämme vom Indus bis zum Himalayah sprechen eine Sprache, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der der Zigeuner hat. Einige dieser Wanderstämme heißen Jat,



was auf Verwandtschaft mit den indischen Játs deutet. Die Väter der Zigeuner wären nach Rawlinson als Seeräuber den persischen Meerbusen heraufgekommen, so daß der Kalif Moctasem um 220 d. H. einen Vernichtungskrieg gegen sie unternahm. Der Rest wurde zuletzt an die ciliciſche Grenze gebracht, um als Militärkolonie gegen die Griechen zu dienen. Durch das Vorrücken der Seldschuken kamen diese Stämme Europa näher und erschienen wohl im Anfang des 14. Jahrh. in Thrakien, bald darauf in Böhmen. Nach Monteith wäre von 30 Wörtern der Zigeunersprache immer eines ganz Hindustani. Ostwärts, zwischen Indien und China sind die Zigeuner und Játs unbekannt. — Die Zigeuner wurden wahrscheinlich durch den Einfall Timurs 1408—9 zum Auswandern gezwungen. Sie erschienen schon 1417 in Deutschland in sehr großer Zahl; Stumpf gibt die, welche durch die Schweiz zogen, allein auf 14000 Köpfe an. Seit mehr als 400 Jahren haben sie in Europa ihre Körperform und olivengelbe Farbe behalten. — Die im untern Râdschasthan, im Pendschab, in Sind, auf dem Westufer des Indus lebenden Dshât sollen Nachkömmlinge der früher in Indien eingedrungenen, theilweise herrschenden Tartaren (Indoskythen) sein, welche von dem chinesischen Geschichtschreiber Yuritschi genannt werden.

Zweite Abtheilung: Drawedas.

Sowohl im Norden als im Süden Vorderindiens, doch häufiger im letzteren leben Völker, deren physische und moralische Beschaffenheit, sowie ihre geistige und religiöse Bildung mehr oder minder mit den Hindus übereinstimmt, während ihre Sprache dem Sanskrit ganz fremd ist, zur turanischen Sprachengruppe gehört und sogar australische Elemente enthält. Sie sind eines der Bindeglieder zwischen der sogenannten weißen und gelben Rasse, an erstere schließen sie sich durch die Hindus an, an letztere durch die Malayen. Diese Völker heißen im Sanskrit Drawedas, Dravidas; das mächtigste von ihnen sind die Tamil oder Tamul, welche vom Kap Comorin bis über Madras hinauf und östlich bis an den Abfall der Ghats, so wie im nördlichen Theil Ceylons wohnen. Andere Drawedas sind die Malajalam auf der Küste von Malabar, die Tulava nördlich von ihnen lebend, die Karnataka auf dem Plateau von Dekan und die Telugu oder Telinga auf der Ostseite Vorderindiens von Madras bis über Vizagapatnam. Vielleicht gehören auch die rohen Bergvölker der Biels, Tudas, Gonds und Paharias zu den Drawedas. — Auf der Insel Ceylon, deren Bewohner verschie-

denen Ursprungs sind (im östlichen Waldgebirge leben die wilden Wäddhas, auf dem innern Hochland die Kandyaner, an den Küsten und niedersten Terrassen die eigentlichen Singhalesen) sich zum Buddhismus bekennen und physisch mit den Hindus und Drawedas übereinstimmen, wird eine noch nicht genügend bekannte Sprache gesprochen, die durch die Einwirkung des Pali zu einer mehr oder minder gebildeten geworden ist.

Dritte Abtheilung: Syro-Araber (Semiten).

Ihre Wohnsitze sind Südwestasien, Nordafrika und Malta, abgesehen von den zahlreichen Colonieen der Juden in den verschiedensten Erdgegenden. Die Stammväter dieser Völkergruppe haben sich aus der mesopotamischen (Noachischen) Fluth auf den Ararat, Taurus, Elwend, vielleicht auch auf die Gebirgskette des Hedschas (Arabien) gerettet und sich von da in Vorderasien und Arabien verbreitet, von welchem letzteren Lande aus sie nach Afrika übersetzten; Einwanderung semitischer Stämme in Afrika hat wohl schon vor Abraham's Zeit statt gefunden. Auch die Juden in Aethiopien sind wohl aus Asien gekommen, nicht umgekehrt. General Reignier und Bory suchen zwar deren abyssinische Abstammung zu erweisen; das in der h. Schrift erwähnte Sennaar sei das jetzt noch sogenannte Land Bruce's, die Falascha's in Habesch seien ganz unvermischte Juden, „die Urbewohner, die damals im Vaterlande zurückblieben, als Jacobs Familie nach der Mündung des Nils hinabzog, d. h. als Cepheus sie verfolgte." (Bory, S. 138). Was Bory S. 117 über den Zug der Juden nach Canaan sagt, ist ebenso gewagt, allem Bisherigen widersprechend. Jene Juden in Abyssinien, dort Falasjans, d. h. Verbannte genannt, sind nicht seit undenklicher Zeit dort zu Hause, wie Bory meint, sondern höchst wahrscheinlich nach der Eroberung Judäas durch Nebucadnezar dahin gekommen und haben bis jetzt nicht nur ihre Sitten und h. Schriften, sondern sogar die hebräische Sprache erhalten (S. wissensch. Zeitschrift für jüdische Theologie I, 261.) — Die Araber trennt Bory in eine westliche Rasse (Mauren, Berbern, Guanchen) und eine östliche oder „Adamische", die er von der Quelle des Nils, von Abyssinien, den Gallas- und Schangallasländern ausgehen läßt, worauf ein Theil von ihnen das ägyptische Volk darstellte, die andern nach Asien übersetzten — ebenfalls eine unrichtige Ansicht.

Die semitischen Sprachen weichen nach ihrem Bau ganz von den arischen ab, obwohl sie eine Anzahl von Wurzeln mit einander

gemein haben, die auf einen gemeinschaftlichen **Ursprung** in vorgeschichtlicher Zeit hindeuten. Vermischungen semitischer mit arischen Völkern, (besonders deren iranischem Zweig) sind schon in sehr alter Zeit geschehen; die Assyrer scheinen ein solches **Mischvolk** gewesen zu sein. — Aus dem Schooß der syroarabischen Völker, bei welchen schon früh monotheistische Anschauungen erwachten, sind zuerst die mosaische und nach dieser noch zwei Weltreligionen hervorgegangen: das Christenthum und der Islam.

A. Die **Chaldäer**, Kaldani stellen heutzutage ein ganz kleines, christliches Völkchen dar, bei welchen sich nach den neuen Forschungen die syrische Sprache, die man bis dahin für eine todte hielt, noch erhalten hat. Es wohnt am obern Tigris, besonders in den Thälern von Hakkarijah in den wildesten Gegenden Kurdistans. Es sind kaum 30,000 Seelen, Nestorianer, Jakobiten und Katholiken. Ainsworth schildert sie als Menschen von schöner Gesichtsfarbe mit grauen Augen, rothem Bart, von Charakter offen, bieder, muthig; sie leben von Ackerbau, Viehzucht, der Gems- und Bärenjagd und treiben Bergbau auf Eisen. Sie halten sich selbst für den Ueberrest der alten Chaldäer, eines Volkes, welches vielleicht zuerst mit Erfolg die Sternkunde betrieben hat. In Persien und Mesopotamien gibt es noch Colonien von ihnen, die aber westaramäisch oder neusyrisch sprechen.

B. Die **Syrer** sprechen heutzutage fast sämmtlich arabisch, doch hat sich bei manchen christlichen Religionspartheien das Syrische noch als Kirchensprache erhalten. Die meisten der zahlreichen Sekten, in welche die theils christlichen, theils mohamedanischen, theils noch anderen Glaubensformen anhängenden Bewohner Syriens zerfallen, werden unter der drückenden Oberhoheit der Pforte durch Emirs und Scheikhs regiert und sind nicht selten unter einander im Kriege.

C. Die **Hebräer** oder Juden waren stets ein wenig zahlreiches Volk, das die Sprache der Canaaniter annahm, unter denen es über 2 Jahrhunderte nomadisch herumzog, und später aus Aegypten zurückgekehrt, sie vertilgte. Auf die Richter, welche sie nach der Patriarchenzeit regierten, folgten Könige, unter welchen dieses Volk zu etwas größerer Macht gelangte. Im babylonischen Exil nahmen sie die altchaldäische Sprache an, zur Zeit der Unterjochung durch die syro-makedonischen Könige die neu- oder syro-chaldäische; das Rabbinische ist die gelehrte Sprache, entstanden durch eine Reinigung des Neu-Chaldäischen und Annäherung an das Alt-Hebräische mit Anschmiegung an die neuhebräische Grammatik.

Das Galiläische, die Muttersprache Christi und der Apostel hat sich unter sehr starker Einwirkung des Syrischen gebildet. — Nachdem die Römer das neujüdische Reich nach kurzem Bestande im J. 40 n. Chr. zu einer römischen Provinz gemacht hatten, erregten die gedrückten Juden einen Aufstand, dessen Ergebniß die von Christus vorausgesagte Zerstörung Jerusalems und Zerstreuung des jüdischen Volkes in alle Welt war. Im Gegensatz zu so vielen andern Völkern, die nach ähnlichen Schicksalen untergingen oder spurlos mit andern Nationen verschmolzen, haben die Juden seit 3 Jahrtausenden in ihrer geistigen und physischen Beschaffenheit sich fast unverändert erhalten, wenn sie auch nach dem Klima die Hautfarbe änderten und meist die Sprache der Nationen, unter denen sie leben und deren Costüm angenommen haben *). Dieß ward nur möglich durch die diesem Volke eigene Zähigkeit und sein Festhalten an den Satzungen Mosis, — aber selbst die Neuerer unter ihnen haben einige unvertilgbare Züge conservirt. Trotz aller erlittenen Verfolgungen hat auch ihre Zahl zugenommen, welche zur Zeit ihrer höchsten Blüthe als selbstständige Nation wohl kaum 4 Millionen erreichend, jetzt wahrscheinlich gegen 7 Millionen beträgt.

Die guten Eigenschaften, welche dieses merkwürdige Volk besitzt, sein scharfer Verstand, seine Geschicklichkeit in Geschäften, namentlich des Handels und der Börse, seine Nüchternheit, eheliche Treue u. s. w. haben nicht immer vermocht, es vor der Verachtung anderer Völker zu schützen, der es am meisten unter den Mohamedanern ausgesetzt ist. Die Ursache liegt zum Theil in Vorurtheilen, zum Theil in ihnen selbst, hauptsächlich in dem berechnenden, den Gewinn über Alles setzenden Wesen, in einer nicht selten hervortretenden Gemüthlosigkeit, im Mangel des chevaleresken Elements in ihrem Charakter, öfters selbst dann, wenn sie durch Reichthum, Wissenschaft oder Kunst sich auszeichnen, ihrer Unreinlichkeit. Die Juden haben sich in neuerer Zeit im Allgemeinen als zersetzende negirende Potenz erwiesen, in der Literatur wie in der Politik; man kann eine gute Zahl von ihnen nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß sie unter

*) Die Juden wurden in Deutschland weiß, zum Theil sogar mit blauen Augen, in südlichen Ländern braun, in Cochinchina und Malabar schwarz wie Neger. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich namentlich in Nordafrika durch Schönheit aus. — Camper bekannte einst dem berühmten englischen Maler West seine Verlegenheit, das Charakteristische im Gesichte der Juden auszudrücken. West meinte, es bestehe in der Krümmung der Nase, was natürlich Camper nur zum Theil befriedigen konnte.

für sie ungefährlichen Formen den Bau der Staaten, die Bande und Gesetze der Gesellschaft zu lockern, den Glauben an das, was den Völkern als heilig gelten soll, zu verhöhnen und zu untergraben suchten, und zwar auch da, wo sie aller staatsbürgerlichen Rechte anderer Glaubensgenossen theilhaftig sind. Nicht die durch die Vernunft und die Anerkennung der Menschenrechte gebotene Emancipation der Israeliten allein, sondern auch die ihrerseits bewirkte Abstreifung jener Mängel und die Erhöhung und Reinigung ihres Wesens ist zu einer aufrichtigen Befreundung und wahrhaften socialen Verschmelzung mit den andern Völkern unerläßliche Bedingung. — In Europa ist die jüdische Nation besonders zahlreich in den polnischen Provinzen, dann in der Türkei, in Oesterreich. Am meisten haben sie sich in Deutschland den Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen angeschlossen; hier, in Frankreich und den vereinigten Staaten Nordamerikas haben sie alle staatsbürgerlichen Rechte. In England, Frankreich und den vereinigten Staaten sind sie durch die Verfügung über kolossale Geldmittel zu einer wahrhaften Macht erwachsen. Schweden und Norwegen gestatten ihnen bis jetzt keinen Zutritt. Ziemlich zahlreich sind sie in Nordafrika, in Palästina und manchen andern Ländern Asiens. Die Colonie schwarzer Juden in Cochinchina soll bald nach dem Exil nach Indien gekommen sein und besitzt merkwürdig genug nur die vor der babylonischen Gefangenschaft geschriebenen Bücher des alten Testaments.

D. Die **Araber** sind das am weitesten verbreitete semitische Volk, welches sich außer Arabien, in Vorderasien, Iran, Turan, ganz Nordafrika bis tief in das innere Afrika findet. Sie haben, zuerst Nomaden, durch den Islam zu einem Kriegervolk geworden, als Saracenen auf dem Gipfelpunkt ihrer Macht stehend, auf der pyrenäischen Halbinsel mächtige Reiche gestiftet und Städte voll Pracht und Glanz gebaut. Begeistert von dem unter ihnen entstandenen Islam haben sie sich als Eroberer über einen Theil Asiens, Afrikas und Europas ausgebreitet und auch das große Frankenreich ernstlich bedroht.

Die heutigen Araber sind zum kleineren Theil seßhafte Ackerbauer, gewöhnlich Mauren genannt, zum größern Theil nomadische Hirten oder Räuber, sogenannte Beduinen, zum Theil auch Handelsleute. Larrey stellt die Araber ungemein hoch und betrachtet sie als Prototypen der Menschheit. Er theilt sie in 3 Zweige 1) den östlichen, aus dem eigentlichen Arabien stammend, 2) den westlichen, von den Westküsten Afrikas hervorgegangen, 3) die am Saum der Sahara umherschweifenden Beduinen. Der erste und zweite Zweig

ist etwas über Mittelgröße, stark und gut gebaut; Hautfarbe bräunlich oder braun, Haut elastisch, Gesicht oval, kupferfarben, Stirn breit, hoch, Augenbrauen schwarz, lebhaft, Nase gerade, mittelgroß, Mund schön geschnitten, Zähne wohlgestellt, weiß wie Elfenbein, Ohr schön gestaltet, mittelgroß, etwas vorwärts gebogen. Die Frauen haben schön geformte Glieder, stolzen Gang, ausdrucksvolle Stellungen. Die Beduinen oder Hirtenaraber haben feuerigere Augen, weniger stark markirte Züge, sind kleiner, behender, sehr robust, von lebhaftem, stolzem, mißtrauischem, tapfern Charakter, scharfsinnig, äußerst gewandt, sowohl in Waffen als mancherlei Gewerben; Gastfreundschaft ist ihnen heilig. Alle Araber treiben Schaf- und Kameelzucht und besitzen ausgezeichnete Pferde; alle sprechen arabisch und sind Moslem. Milch, Eier und Pflanzenstoffe sind ihre Hauptnahrung, Fleisch genießen sie wenig, sind überhaupt sehr nüchtern und vertragen Mühsal aller Art leicht. Sie lassen sich den Bart wachsen und rasiren den Kopf. Die Frauen lassen sich das Haupthaar wachsen und färben dieses, sowie die Augenbrauen dunkel; der Umkreis der Füße und die Hände werden dunkelgelb gefärbt. Beide Geschlechter tragen einen Turban, der den Kopf im Umkreis leicht drückt und eine Erhöhung des Schädelgewölbes bewirkt. Larrey schreibt (wohl mit Unrecht) den Arabern größere Intelligenz zu als den nordischen Völkern, sie lernten unglaublich leicht fremde Sprachen und Handwerke. Die Windungen des Gehirns seien zahlreicher und tiefer als bei andern Menschenrassen, das Gewebe des Hirns dichter und fester, Muskulatur, Sinne 2c. ungemein energisch, fein, tüchtig, die ganze innere und äußere Organisation sehr vollkommen. Spanier, Basken, Corsen reihen sich in physischen und instinktiven Eigenschaften den Arabern an. (Comptes rend. de l'Acad. 4 Juin 1838.) Die Mauren des nördlichen Senegalufers wären nach dem franz. Oberst Faidherbe eine Mischung arabischer und berberischer Stämme, ein Theil spricht einen arabischen, der andere einen berberischen Dialekt. Escayrac de Lauture sagt, auf Feldzügen, Reisen, der Jagd essen und trinken die Araber nur einmal und dann nur ein paar Datteln oder etwas Mehl und einige Schluck Wasser, manchmal 2—3 Tage gar nichts. Bei passender Gelegenheit seien sie aber wieder sehr gefräßig, 2—3 verzehren einen Hammel mit Leichtigkeit. Die nomadisirenden Araber seien nur durch eiserne Gewalt, verbunden mit großer Umsicht und Geduld zu beherrschen. Ihre Geschicklichkeit, die Spuren zu verfolgen und zu deuten, ist außerordentlich, alle verstehen „im Sande zu lesen" wie sie sagen. Nach solchen

Spuren berichtete ihm einst sein Führer, daß eine türkische Familie niedern Ranges mit einem kleinen Kinde und nur einem Sklaven und zwei Kameelen hier gereist sei, was sich am nächsten Tage, wo man mit ihnen zusammentraf, bestätigte. Die Männer bei den Arabern sind meist von hohem Wuchse und behalten das Zeugungsvermögen lange, die Frauen dagegen sind die kleinsten von allen, und hören schon früh auf zu gebären, — ein ganz constantes Mißverhältniß. Brehm (nordostafrik. Reiseskizzen III, 239) fand im tropischen Nordostafrika eine Horde der Bakhahraaraber im vollkommenen Naturzustande; die treuen Schilderungen der Bibel passen ganz auf sie. B. zeigte ihnen in Kaup's Naturgeschichte die Thier- und Menschenabbildungen. Ein Beifallsgeheul erschallte, so oft er das Bild eines ihnen bekannten Thieres aufschlug; sie erkannten jeden guten Holzschnitt sogleich, obschon sie nie von Bildern gehört. Das Bildniß eines Negers erweckte bei ihnen sprudelnde Witze. — Die große Masse der Bevölkerung Aegyptens, dessen Landbauer, Handwerker, Diener sind arabischen Ursprungs und heißen Fellahs. Sie haben nach Pruner dicke Schädelknochen, Gesichtswinkel 75—80°, Kiefer und Backenknochen stark vortretend, Hände und Füße klein, Haut dick, schmutzig gelblich weiß durch Roth bis kastanienbraun, Haare leicht gekräuselt, Augen klein, gleich den Haaren schwarz oder braun, Zähne sehr schön groß, Brust sehr muskulös. Nicht selten bei ganz lichter Hautfarbe kommen Prognathos und doppelte Zahnreihen vor. Die Haut sondert viel, mit einem spezifischen, fettigen Nebengeruche ab. Vorderlappen des Hirns weniger entwickelt als bei andern Stämmen der arisch malayischen Rasse. Weib lichter von Farbe, manchmal fein gebildet. Mit dem 7. Jahre sind die Zähne gewechselt und gewöhnlich schon mit dem 4. Jahre ist das Gleichgewicht der verschiedenen Organe weit mehr als im Norden hergestellt. Vom 7. Jahre bis zur Pubertät ist ihr Geist unglaublich reif, lebhaft, schnell auffassend, mit der Pubertät, die bei Knaben zwischen dem 13. und 15., bei Mädchen vom 9. bis 13. Jahre eintritt, findet ein schnelles Sinken dieser Eigenschaften statt. Die Frauen gebären ziemlich leicht. Bei Männern beginnen die Haare mit dem 35. Jahre zu ergrauen, bei Frauen tritt mit dem 25. eine gewisse Schlaffheit ein, doch behalten sie das Fortpflanzungsvermögen gewöhnlich bis zum 35., die Männer hingegen bis zum höheren Alter. Die Fruchtbarkeit der Ehen ist groß; Beispiele hohen Alters sind namentlich in Oberägypten häufig. — Die arabische Sprache wird in zahlreichen Dialekten gesprochen, deren zwei hauptsächlichste der hamjarische und

koreischitische sind und ist zugleich die gelehrte und Religionssprache des Islam. Die afrikanischen Araber sprechen den rauhen moghrebinischen Dialekt.

E. Die **Abyssinier**, (Aethiopen der Alten), welche aus Asien stammend, das afrikanische Hochland Habesch bewohnen, haben vielfache Vermischung mit arabischen und Negerstämmen erfahren. Ludolf und Murray behaupten, daß das Königreich Abyssinien durch semitische Colonieen wahrscheinlich schon mehrere Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Aera gegründet worden sei. — Nach Roth sind ihre Kopfhaare von Natur schlicht und borstig und werden mit vieler Mühe lockig arrangirt. Die Bergbewohner haben viel hellere Hautfarbe als die der tiefern Gegenden; erstere sind schmutzig olivenbraun in's Gelbe und Fahle ohne Erhöhung der Farbe bei Gemüthsbewegung und Erhitzung, letztere braunschwarz bis sammtschwarz und mehr vermischt mit Negern. Ihre alte Sprache, das Gheez (spr. Gihs), in welcher die sogenannte äthiopische Uebersetzung der Bibel gemacht ist, ist ausgestorben; gegenwärtig zerfallen die Abyssinier nach der Sprache in Tigrani, die Nordhälfte Habeschs, die Provinz Tigre bewohnend und in die Amhara in den westlichen und südlichen Theilen. Das Gesicht der Amhara ist voll, rund, Stirne nieder, Nase wenig vorspringend, Augen oft glotzend, Mund weit gespalten, Lippen wenig wulstig, Kinn rund, Ohren lang, Hinterkopf vorspringend, Schläfe schwach eingedrückt, Züge im Ganzen roh, unintelligent. Ihre Sprache ist ein Gheez mit vielem Neuarabisch und etwas Galla vermischt, wobei die Grammatik der Grundsprache fast ganz beibehalten wurde. Die Tigrani haben in ihre Sprache fast eben so viel Fremdes aufgenommen, verstehen aber meist wegen des bei ihnen bessern Schulunterrichts die alte Schriftsprache. Die äthiopischen Bevölkerungen Aegyptens, großen Theils Beduinen, welche auf der Höhe von Kenneh mit den Bescharib und Ababdeh beginnen und zu welchen sonst noch ein Theil der Bewohner von Taka, die Allenga, Adendoa und Schoho's, die Danakil und Somali, manche abyssinische Völkerschaften gehören, sind nach Pruner aus Vermischung von Lybiern, Arabern und Kaukasiern mit den Negern entstanden. Die Bewohner der Wüste scheinen rein lybischen Ursprungs, und haben wie die Einwohner von Sauakim, Massava und selbst zum Theil von Tombuktu lybische Formen bei ganz schwarzer Haut. Die äthiopischen Stämme Aegyptens haben eine gewöhnlich dunkle, ja schwarze Haut ohne sammtartigen Charakter, ein großes, feuriges Auge, reichliches, gekräuseltes Haar, dünnen Bart, ovales Gesicht, schmäch-

tigen Leib, feine Knochen wie die Europäer. Verwandt sind ihnen die nubischen Berbern. Ihre Stirne zeigt gewöhnlich ober den Augenbrauen zwei rundliche Vorsprünge und ist niedriger und schmäler als das Hinterhaupt, die Gehirndecke ist etwas kleiner als beim Europäer, Gesicht lang, oval, Nase spitz oder platt, Lippen dicklich, Augen oft groß, Haare leicht gekräuselt, nicht wollig, Glieder klein, wohlgebildet. Ihr Geist ist rege, sie sind mäßig, keusch, beharrlich, im Ganzen sanft, bis auf einen gewissen Grad treu, religiös-abergläubisch, haben Liebe zur Musik, zum Vaterlande, zum Erwerbe, also manche Tugend der alten homerischen Aethiopen. — Bei all diesen Völkerschaften herrscht seit der ältesten Zeit die Sitte der Beschneidung in beiden Geschlechtern. Man schließt auf gemeinschaftliche Abstammung der Araber und der früh zum Christenthum bekehrten Abyssinier, weil die Sprache der sogenannten äthiopischen oder Ghezübersetzung der Bibel zum semitischen Sprachstamm gehört. — Die Bischarihn sind die Nachkommen der Bedscha, welche im Mittelalter sehr zahlreich und mächtig waren und damals den Welthandel am rothen Meere beherrschten, und selbst wieder von den Aethiopen des uralten Culturstaates von Meroe abstammten. Die Bischarihn, ein räuberisches und ziemlich sittenloses Hirtenvolk mit etwas Ackerbau, robust von Körper, ungastlich von Sitte, bewohnen das Gebirge nördlich von Habesch zwischen Nil und rothem Meer; sie haben auch eine Stadt: Suakin am rothen Meer. Ihre Sprache hat eine gewisse Verwandtschaft mit der altägyptischen. Man unterscheidet eigentliche Bischarihn, Hadharebe und Ababdeh. Alle bekennen sich dem Namen nach zum Islam; die Ababdeh treiben einigen Handel mit Alaun, Natron, Sennesblättern, Gummi. — Wahrscheinlich gehören auch die kleinen, Habesch bewohnenden Stämme der Agows, Gefats, Ganganer, Enareaner zu den Syroarabern; von den Falaschas, den dort einheimischen Juden war schon früher die Rede.

Zur gleichen Völkergruppe sind ferner noch zu rechnen die schon früh in Malabar und Coromandel angesessenen Mapuler oder Moplays, die Malteser, deren arabische Sprache zahlreiche romanische und germanische Worte aufgenommen hat und die Bewohner der Oase Fezzan in der Sahara, welche das moghrebinische (d. h. abendländische) Arabisch sprechen und deren Hautfarbe wegen vielfacher Vermischung mit andern Völkern vom Weißen bis zum Braunen und Schwarzen wechselt.

Vierte Abtheilung: **Mizraimiten** oder Kopten.

Die Kopten oder Kophten sind ein schwacher Ueberrest der alten Aegypter, (kaum 150,000 Seelen) welcher sich unter der Maße von arabischer Abstammung fast verliert und bei welchem ein noch stärkerer Zusatz namentlich von Negerblut statt gefunden hat, als bei den alten Aegyptern, wie dieses auch die dunkelgelbe Hautfarbe bezeugt. Herodot scheint die alten Aegypter zu negerartig geschildert zu haben; das Haar der Mumien zeigt nie wollige Beschaffenheit. Nach ihren Malereien in den Tempeln und Gräbern waren sie ziemlich zart gebaut, von Farbe licht, chocoladebraun oder kupferröthlich (wie manche Fuhahs oder Kofirs), die Frauen zum Theil gelb oder schwarzgelb. Die Augen sind lang, halb geschlossen, Nase klein, Lippen voll, Mund weit. Blumenbach fand die Schneidezähne der Mumien dick und rund, nicht zugeschärft, sondern abgestumpft conisch, die Eckzähne nicht zugespitzt, sondern wie die nächsten Backenzähne an der Kaufläche breit und flach, zum Theil vielleicht durch Abnützung. Ohren und Gehörgang liegen viel höher als bei andern Menschen; der Kopf ist in der Schläfengegend niedergedrückt, am Scheitel erhöht. Lepsius machte zuerst auf die Verwandtschaft der altägyptischen Sprache mit den Sprachen der kaukasischen Rasse aufmerksam und läßt die Aegypter aus Asien eingewandert sein, wie die übrigen braunen Völker an der Ostküste Afrikas. Die Menschen auf den Monumenten von Meroe, des Mutterstaats aller Aethiopier sind roth gemalt, ganz wie die Aegypter auf ihren Monumenten. Die uns zu grell erscheinende rothe Farbe sollte bei den Aegyptern die leuchtende rothbraune Farbe ihrer Haut ausdrücken, die gelbe sollte die hellbraune, oft sehr in's Gelbliche fallende Farbe nachahmen. Die Meroiten, welche die Pyramiden bauten, waren also kein schwarzes, sondern ein braunes Volk; auch jetzt noch wohnen den Nil hinauf bis nach Fasóglu braune Völker. Nach Morton war das Nilthal ursprünglich sowohl in Aegypten als Nubien mit einem Zweige der kaukasischen Rasse bevölkert: den Mizraimiten der h. Schrift, Nachkommen Ham's, der lybischen Völkerfamilie nahe verwandt. In physischen Charakteren hielten sie, nachmals Aegypter genannt, zwischen den Ariern und Semiten die Mitte. Die südägyptischen oder meroitischen Völkerschaften waren ein auf die lybische (berberische) Urbevölkerung gepfropfter indo-arabischer Zweig. Zu verschiedenen Zeiten trugen auch zuströmende Pelasger, Skythen und Phönizier zur Modifikation der Aegypter bei; alle diese Völker scheinen Aegypten

Könige gegeben zu haben. Die Kopten läßt Morton aus der Vermischung weißer Völker mit Negern entstehen; letztere waren zu allen Zeiten Diener und Sklaven. Die Nationalcharaktere all dieser Völker sind auf den alten Denkmälern deutlich abgebildet und alle mit Ausnahme der Skythen und Phönizier haben sich in den Katakomben gefunden. Wenn Morton die Fellahs als „reinste Abkömmlinge der alten Aegypter" angibt, so ist dieß offenbar ein Irrthum. — Die Kopten vereinigen nach Bruner Merkmale der verschiedensten Menschenfamilien." Wenn auch, sagt er, gegen Süden die Farbe sich am ägyptischen Volksstamm verdunkelt, so treten im Gegensatze damit die kaukasischen Züge nur um so schärfer hervor. Der erste Katarakt bildet die Scheide- und Uebergangsgrenze zur äthiopischen Familie, welche als eine gemischte in der durchaus dunkleren Färbung, den Haaren und Lippen, ja in dem ganzen Gesichte bereits dem ächten Negertypus sich anschließt. Bis wohin die Zweige des äthiopischen Stammes reichen, scheint auch der Araber lebensfähig zu sein, der Europäer wird es aber bedeutend weniger und die Sprößlinge, wenn nicht gemischten Ursprungs verfallen dem Untergange." Pugnet beschreibt die Kopten als über mittelgroß, von dunkelrother Hautfarbe mit breiter Stirne, rundem Kinn, mäßig vollen Wangen, gerader Nase mit stark winkligen Flügeln, großen braunen Augen, wenig gespaltenem Mund, dicken Lippen, weißen Zähnen, hoch gestellten, weit abstehenden Ohren, tiefschwarzen Wimpern und Bart und Denon findet sie den alten ägyptischen Figuren sehr ähnlich.

Die alten Aegypter zeigen in ihren Dogmen und Philosophemen, in ihren religiösen Gebräuchen, dem Thier- und Sterndienst, dem Kastenwesen, der Annahme, daß vor den Königen Halbgötter und Götter, zu allererst Naturgewalten die Welt beherrscht haben rc. gewisse Aehnlichkeiten mit den Indern, — man kann aber die indische Cultur nicht aus Aegypten, noch weniger die ägyptische von den Hindus ableiten, so wie auch klimatische und lokale Verhältnisse zur Erklärung nicht ausreichen. Man muß daher Prichard Recht geben, wenn er annimmt, daß die Principien dieser Uebereinstimmung aus einer gemeinschaftlichen Quelle fließen und „daß diese Principien schon zu einer beträchtlichen Ausdehnung entwickelt waren, bevor die Nationen von der Communication mit einander oder mit dem gemeinsamen Mittelpunkte gänzlich abgeschnitten wurden." Es scheint also zwischen beiden in der allerfrühesten Zeit eine Gemeinschaft stattgefunden zu haben; später bestand eine solche zwischen Aegyptern (bei den Hebräern Mizraim

genannt) und Aethiopiern (den Cush der Hebräer). Die uralte Culturentwicklung dieser wundersamen, unserer Zeit so fremdartigen Völker und die Schicksale der von ihnen gegründeten Reiche hingen zum Theil von der gegenseitigen Einwirkung ab, die sie auf einander äußerten.

Fünfte Abtheilung: Berberen.

Diese Völkergruppe, welche sich über den größten Theil des nördlichen Afrikas von Aegyptens Westgrenze bis zum atlantischen Ocean und vom Mittelmeere bis zum Südrand der Sahara (in der nach ihnen genannten Berberei, Barbarei) ausbreitet, an Körperform und Größe den Südeuropäern gleicht, und sich selbst Amazirghen, d. h. Freie, Edle nennt, wurde von den Arabern Berberen, Barebren getauft. Sie spricht verwandte Dialekte einer Sprache, die man die atlantische genannt hat und welche die Grammatik, nicht aber das Vocabular der syro-arabischen Sprachen hat. Nach Venture wäre diese Sprache sehr ungebildet, ohne Ausdrücke für abstrakte Ideen, die aus dem Arabischen geborgt werden müssen. Man begreift nicht, wie Prichard zwischen der Berberen- und Baskensprache Verwandtschaft finden kann. — Alle Berberen sind Mohammedaner und zwar Sunniten. Die eigentlichen Amazirghen oder Berberen im engern Sinn, auch Riffiner von der Provinz El Riff genannt, vielleicht von den alten Philistern abstammend, den nördlichen Theil des Atlasses bewohnend sind weiß, oft mit blonden Haaren, mittelgroß, schön und kräftig gebaut und leben vorzüglich von Viehzucht und Strandraub; es sind fanatische Mohammedaner. Die Schilluk oder Schellöchen auf den Atlasbergen südlich von der Stadt Marocco, haben eine dunklere Hautfarbe, leben mehr von Ackerbau und verschiedenen Gewerben; die Häuser ihrer Dörfer und Städte sind von Stein gebaut. Von jeher geschworene Feinde der Araber und Mauren sind sie gleich den Berebern dem Sultan von Marocco nur wenig unterthan; beide Stämme lassen sich von selbstgewählten Häuptern und Aeltesten regieren. Die Schowi sind die Berebern von Algier und Tunis,



daselbst gewöhnlich Kabylen genannt, von dem arabischen Worte Gabayl, d. h. Volksstamm, etwa wie wir sagen „die Kantone"; in Tunis heißt man sie auch Suaven (Zouaves), welcher Name auch auf Abtheilungen leichter französischer Infanterie übertragen wurde. Sie treiben Landwirthschaft, Viehzucht und Bergbau und sind ein republikanisch regierter fleißiger, kräftiger und schöner Menschenschlag. Die Kabylen des Aureßgebirges mit weißer Haut, blauen Augen und blonden Haaren, deren Vorfahren Christen waren, will man als Nachkommen der von Belisar besiegten Vandalen ansehen. Die Schuluh wohnen in den südlichen Gebirgen Maroccos. Die Bewohner von Wadreag und Wergela, dann die Mozabies und Biscaries sprechen wieder andere Dialekte der atlantischen Sprache und leben in Oasen der Sahara und an sie grenzenden Bezirken. Bei den Wadreagern und Wergelanern spricht sich die stattgefundene Vermischung mit Negern durch die dunkelbraune, selbst schwarze Hautfarbe, das wollige Haar, die dicken Lippen aus, die Mozabies, deren Hauptstadt in der Oase Mozab Gerdeiah heißt, sind hingegen weiß: die Sprachen aller 3 Völkerschaften zeigen aber nur dialektische Unterschiede *). Die Tuariks, deren Sprache Tergiah heißt, streifen als berittene räuberische Nomaden in der unermeßlichen Sahara umher und bringen die geraubten Sklaven auf die nordafrikanischen Märkte. Ihre Hautfarbe ist hell, Gesicht und Hände sind jedoch in Folge des Klimas dunkelbraun. Man kennt sie auch als unternehmende Handelsleute, deren Caravanen die nördlichen Gegenden Afrikas mit dem Sudan verbinden. In der Oase Ghraat haben sie eine große, aus steinernen Häusern gebaute ummauerte Stadt. Bei den Arabern heißen die Tuariks Molathemun, d. h. vermummtes Volk, weil sie der Ansicht gemäß, daß den Mund zu zeigen unanständig sei, das Gesicht bis unter die Augen mit einem Umschlag verhüllen. — Die Bewohner der Oasen von Audschilah und Siwah in der östlichen Sahara sprechen ebenfalls berberische Dialekte.

Zu den Berbern gehörten auch die Urbewohner der kanarischen Inseln, die im 15. Jahrhundert durch die Spanier nach tapferem Widerstand ausgerotteten unglücklichen Guanchen, die in Grotten lebten und ihre Leichen mumisirten; sie hatten die Grube des Ole-

*) Der französische Armeechirurg Guyon will in Nordafrika drei Menschenstämme unterscheiden: Araber, mit dem Islam eingewandert, Kabylen viel früher eingewandert, wahrscheinlich phönizischen Ursprungs und Mozabies, orientalischen Ursprungs, zu unbekannter Zeit eingewandert. Comptes rend. und hieraus in Frorieps N. Notiz. Nro. 650.

cranums durchbohrt. Despréaux behauptet zwar, man habe von den alten Bewohnern der Kanarischen Inseln, namentlich Groß-Kanarias mit Unrecht gesagt, daß sie nur Grotten bewohnt hätten; er habe Spuren ihrer Dörfer, Häuser und Monumente, ihren öffentlichen Versammlungsplatz gesehen. Er habe zugleich über 300 Gräber geöffnet und sogar von ihnen fabrizirte Stoffe, Geräthe und schöne Skelete gefuuden. (l'Institut 1835, p. 298.) Berthelot hatte diese Gräber schon 1820 gesehen; sie finden sich in der Lava der kleinen Halbinsel Isleta, dann auch zwischen den Häfen von Las Nieves und Juncal. Die Gräber nehmen kleine Räume von etwa 20 Quadratfuß Fläche und 12 Fuß Höhe ein; einige Fuß unter dem Niveau des Bodens liegen die Leichen, durch gewölbartig über sie gelegte Lavablöcke geschützt. Sie waren in Leichentücher (vielleicht aus den Fasern der Blätter der Dattelpalme gemacht) gehüllt; bei ihnen lagen die zum Einbalsamiren gebrauchten vertrockneten Beeren des Cneorum pulverulentum. Hinsichtlich der Bauwerke meint B., sie seien zweifelhaft und könnten auch von den ersten Eroberern herrühren. Man kennt nur noch 2 solcher Häuser, Casas de los antiquos genannt, sie sind solid, einstöckig, mit gutem Zimmerwerk. Solche Häuser dienten wohl nicht zu allgemeinem Gebrauche; die Ureinwohner von Groß-Kanaria lebten sicher als Troglodyten, wie ihre Nachbarn die Guanchen. Man zeigt noch die Grotte des Prinzen Doromas; der Berg von Urea ist ganz durchbohrt von Grotten, zu Atalaga und Artenara sind die Bewohner noch Troglodyten (l'Instit. 1835, p. 306).

Sechste Abtheilung: Georgier.

Der in Europa gebräuchliche Name Georgien, welcher das an der Südseite des Kaukasus, von der Mittelmeerküste ostwärts begreift, scheint aus dem persischen Gurdschistan verdorben; die Perser nennen die Bewohner Gurdschy, die Russen Grusier; ihre Vorfahren hießen bei den Alten Iberi. Die Sprache dieser Völkerschaften ist in den Wurzelwörtern und der Grammatik eine ganz eigenthümliche, bietet jedoch manche Aehnlichkeit mit arischen und nordasiatischen Sprachen dar und hat eine ziemlich reiche Literatur entwickelt. Von ihrer ganz eigenen Schrift behaupten die Georgier, sie sei im 4. Jahrhundert v. Chr. von ihrem ersten König Parnaos erfunden worden. — Die Georgier sind ein hochgewachsenes und sehr schön gebildetes Volk von stolzer Haltung mit sehr weißer Haut, schwarzen Augen und langer, etwas der jüdischen ähnlichen Nase; klug, aber unwissend, gastfrei und seit alter Zeit als treff-

liche Krieger bekannt, die stets gegen die Angriffe der Türken, Lesgi und Perser sich zu vertheidigen hatten. Die eigentlichen Georgier zeichnen sich in der Landwirthschaft, der Cultur der Seidenraupe und hauptsächlich im Weinbau aus; dort hat die Rebe ihre Urheimath, der Wein wird von Vornehm und Gering im Uebermaß genossen. Sie werden von eingebornen Fürsten, z. Th. unter Rußlands Oberhoheit regiert, haben einen stolzen Adel, der im Besitz alles Grundeigenthums ist und Leibeigene zur Bedienung, die sehr menschlich behandelt werden; das gemeine Volk ist ungemein gutmüthig und leicht zu beherrschen. Sie selbst geben sich den gemeinsamen Namen Targamoßianer von Targamoß, einem Urenkel Japhets, von dem sie abzustammen behaupten und sind seit dem 4. Jahrhundert griechische Christen. Während ihre Nachbarn im Norden, die kaukasischen Gebirgsvölker, Barbaren geblieben sind, gelangten die eigentlichen Georgier schon früh zu einiger Cultur. In neuerer Zeit haben russische Sitten und Gewohnheiten großen Einfluß auf die höheren, die Städte bewohnenden Klassen ausgeübt, was sich auch im Bau der Häuser und in der Erziehung kundgibt. Der cultivirteste Zweig dieser Völkergruppe sind die eigentlichen Georgier oder wie sich nennen, Kart'uhli von Kartlos, dem Sohne des Targamoß, zu welchem auch der Sprache nach die Bergvölker der Pschawi und Gudamakari gehören; die Mingrelier und Modschaweli sprechen einen rohern Dialekt; der der Soani oder Schnau, Suaneten, eines Volkes in den Hochthälern des Kaukasus ist mit vielen kaukasischen Wörtern vermischt; die Lasi, Lasen sind ein wildes, räuberisches Bergvolk. — Als sonderbare Sitten der Georgier sind zu erwähnen, daß die Mädchen am Vorabend des St. Georgstages viel gesalzene Speise und Getränk zu sich nehmen, hoffend, daß sich ein Bräutigam zeigen und ihnen zu trinken geben werde. Krebel (Volksmedizin und Volksmittel verschiedener Stämme Rußlands, Leipz. 1858) erzählt, daß man bei Regenlosigkeit ein Dutzend Weiber an den Pflug spannt und während des Ackerns betet, schreit, lacht und weint, um so von Gott Regen zu erflehen. Bei Regenüberfluß hält man ein neugebornes nacktes Kind in den Regen.*)

---

*) Nach d'Escayrac de Lauture ist der Georgier sanft und treu, der Circaßier wild, rachsüchtig und verrätherisch. Ein türkisches Sprüchwort sagt von den Weibern aus dem Kaukasus: Der Circaßierin muß man den Kopf abschneiden, sie ist keinen Para werth; aber die Georgierin ist würdig, einem Kaiser zum Geschenk dargeboten zu werden. An Intelligenz stehen die kaukasischen Völkerschaften weit unter den Griechen.

Die Pschawen und Chewsurier sind verwilderte Grusier, vor den Türken und Persern in den Kaukasus geflüchtet. Ihre Sprache ist ein altgrusischer Dialekt, ihre Religion eine Mischung von Polytheismus und Christenthum mit viel abergläubischen Ceremonien; doch nennen sie sich Christen. Die Sitten dieser Völker sind roh, die Frauen werden hart behandelt, während sie bei den Georgiern sich nie mit Hauswirthschaft, sondern nur mit feinern weiblichen Handarbeiten beschäftigen. Die Wohnungen sind in den Bergen aus Quadern ohne Kitt, in der Ebene aus Baumstämmen gebaut, höchst unreinlich. Sie lieben rohes Fleisch und trinken Bier, das z. Th. in den Tempeln gebraut wird. Die Bodencultur ist bei ihnen sehr schlecht, die Viehzucht ziemlich blühend. Sie sind ein gastfreies, tapfer brutales Volk, welches wie so viele rohe Völker noch Blutrache übt.

Siebente Abtheilung: Kaukasier.

So nennt Klaproth in Gegensatz zu den erst später eingewanderten Osseten, Georgiern und Bassianen jene Völker, welche seit der geschichtlichen Zeit (und wohl schon viel früher) den Kaukasus bewohnten. Sie sind meist weiß mit braunen Augen und Haaren, die Männer groß, hager, sehr muskelkräftig; namentlich die tscherkessischen Weiber sind durch ihre Schönheit berühmt, stehen aber hierin und in Anmuth den Georgierinnen sehr nach; letztere vorzüglich sind für die türkischen Harems gesucht. In diese zu gelangen ist übrigens ein sehnlicher Wunsch der kaukasischen Mädchen, um dem harten Druck zu entfliehen, dem ihr Geschlecht in der barbarischen Heimath ausgesetzt ist. — Obschon ähnlich, weichen die Sprachen dieser Völker doch bedeutend unter einander ab und haben übrigens alle eine Menge Wörter mit finnischen und samojedischen Sprachen gemein. Da ihnen eine eigene Schrift fehlt, so bedient man sich für sie der georgischen oder russischen Schrift, welche aber die sonderbaren pfeifenden und klingenden Kehllaute der fraglichen Sprachen nicht auszudrücken vermögen. Der Culturstand all dieser Völker, welche sich nur dem Namen nach zum Islam und zwar zur Sunnitensekte bekennen, ohne Priester zu haben, ist sehr tief; es sind Barbaren, welche meist von Viehzucht, Jagd und Raub leben, Gastfreundschaft und Blutrache üben. Ihre Raubzüge zwingen die Russen zur Errichtung von Forts und befestigten Linien und unterhalten seit langer Zeit den Krieg an der Grenze, die allmälig für sie enger gezogen wird.

Man bildet nach den Sprachen 3 Gruppen: Lesgi oder Ostkaukasier, Mizdschegi oder Mittelkaukasier, Tscherkessen und Abasen, Westkaukasier. Die Lesgi oder Lesgier bewohnen das Bergland Dagestan oder Lesgistan und sprechen wieder fünferlei Sprachen: Awarisch, Kasi-kumuschke, die Sprache von Akuscha, die Sprache des Gebiets von Kura oder Kyre, die von Tabaßeran. Die Lesgi zerfallen in eine Menge von Stämmen, unter welchen auch die Awaren sich befinden, welche nach Klaproth von den alten Avaren, dem zweiten Zweig der Hunnen abstammen könnten. Die Lesgi sind verwegene, grausame, tapfere Krieger, bereit um Sold jedem zu dienen und stehen z. Th. wie die Awaren und Kasi-Kumuk, unter Chans, die den Russen theils freundlich, theils feindlich gesinnt sind, oder bilden wie die Akuscha eine Republik ohne Fürsten und Adel, die von Aeltesten (Dorga's) verwaltet wird. Eine Abart der Akuschasprache reden die Bewohner des großen Dorfes Kubitschi und 8 anderer umliegender, deren Bewohner im Orient als vortreffliche Waffenschmiede und Tuchweber bekannt sind, während sonst im Kaukasus Gewerbe fast ganz darniederliegen.

Die Mizdschegi oder Kisten, Tschetschenzen der Russen, welche nach den Sprachen wieder in die Tuschi, Golgai oder Inguschen, Kara-bulak oder Arschte und die eigentlichen Tschetschenzen zerfallen, sind wilde Räubervölker mit Lehensverfassung, Adel und Fürsten. Manche treiben etwas Ackerbau, so die Kara-bulak und Inguschen, bei welchen letzteren sich Spuren ihres früheren Christenthums erhalten haben.

Die Westkaukasier oder Tscherkessen und Abasen sind durch ihre Sprache, welche sich durch das Suanetische an das Iberische anschließt nah verwandt, aber in physischer Bildung abweichend. Die Tscherkessen oder wie man sie in Europa heißt Cirkassier, nennen sich selbst Adige und bewohnten früher auch die Krimm; die in der großen und kleinen Kabarda nennt man auch Kabardiner, im Mittelalter hießen die Tscherkessen Sypen. Sie sind ein Volk mit weißer Haut, braunen Augen, eben so gefärbten (seltener rothen) Haaren, Kopf und Nase lang, letztere gerade, etwas aufgestülpt, Wuchs schlank, Schultern und Brust jedoch breit. Sie theilen sich in 5 Klassen: Pscheh oder Fürsten, Work oder Edle, Freigelassene, Freigelassene der Freigelassenen, Tscho-chotl oder Leibeigene, welche Ackerbauer und Diener sind. Ungeachtet dieser Abstufung und der Abgaben, welche die Edlen an die Fürsten entrichten müssen, ist die Macht letzterer nicht bedeutend, hingegen haben die Edeln das Recht über Leben und Tod der Leibeigenen.

Die Tscherkessen bilden also eine Art Adelsrepublik; seit der Einführung des Islam haben die Fürsten noch von ihrer Gewalt viel aufgegeben; seitdem hat dieses Volk auch dem Genuß des Branntweins, Weins, Tabaks und Schweinefleisches entsagt. Diebstahl, wenn nur mit Klugheit geübt, hat nichts Entehrendes und steht daher sehr im Flor. Vom Christenthum, dem sie einst angehörten, rühren noch die Menge Kreuze in ihrem Lande her, denen sie Verehrung erweisen ohne Erinnerung an ihre Bedeutung. Der Adelstolz der Tscherkessen ist ungemein groß, die Frauen sind mehr oder minder gedrückt und beschränkt, Gastfreundschaft wird pünktlich geübt. Ihre Häuser verfertigen sie aus Weidengeflecht, überziehen sie mit Lehm und decken sie mit Stroh. Sie bauen vorzüglich Hirse und Spelz, ziehen unter anderem vortreffliche Pferde und treiben auch viel Bienenzucht. — Die Abasen, Abchasier oder wie sie sich selbst nennen Absne, welche sich in sehr zahlreiche Stämme theilen, haben eine schwarzbraune Gesichtsfarbe, weniger regelmäßige Züge und schwarze Haare. Unter den byzantinischen Kaisern Christen geworden, woher noch die zahlreichen alten Kirchen in ihrem Lande rühren, wurden sie im 18. Jahrhundert von den Türken zum Islam gezwungen, sind aber jetzt wieder in heidnische Zustände zurückgefallen. Sie leben von Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, sind auch gute Schmiede, namentlich Waffenschmiede und mit den Russen, die in ihrem Lande die Festung Suchum-Kale haben, in fortwährenden Feindseligkeiten begriffen. *)

---

*) Krebel im angef. Buch zählt als Stämme des russischen Kaukasus auf: 1) Stamm Kartwel mit seinen Zweigen, Georgier (Grusiner), Imerier, Gurier, Mingrelier, Suaneten. Die Georgier seien eines der schönsten Völker, aber von kümmerlicher geistiger Entwicklung, geistesträg, gedankenlos, dabei ehrlich, tapfer, gastfrei. Die Suaneten haben meist blonde Haare und blaue Augen. Sackli heißen die rohen Steinhäuser der Georgier und Tschetschenzen, halb unter der Erde, mit plattem Dach, auf welchem man sich bei gutem Wetter aufhält, während das Haus nur bei schlechtem Wetter zum Schlafen dient. 2) Die Kistenstämme, Misdhséghi. (Inguschen, Nasraner, Galati, Karabulaken, Tschetschenzen, Kisty, Galgai, Jori, Acho, Schubusy oder Schaloi, Dschano-Butri, Scharo oder Kiabal, Katschilik oder eigentliche Misdhséghi und noch viele wenig bekannte kleinere. 3) Lesghierstämme, kräftiges, kriegerisches Bergvolk in Daghestan, wohnhaft in großen, befestigten Aulen; ihre Steinhäuser sind mehre Stock hoch, oft mit Mauern und Thürmen umgeben. 4) Tataren des Kaukasus (Türkische Stämme), fälschlich Tartaren genannt, Bekenner des Islam. 5) Armenischer Stamm. 6) Abchasen und Tscherkessen. 7) Kabarden. 8) Osseten. 9) Kosaken (Nachkommen einst herumstreifender Kriegerhorden.)

Achte Abtheilung: Basken.

Basken, Vasken oder wie sie sich selbst nennen Euskaldunak, sind die schwachen Reste des großen Volkes der Iberer, wohnen in den baskischen Provinzen, Obernavarra und im französischen Departement der untern Pyrenäen. Ihre Sprache heißt Euskara oder Uskera, gehört zum finnischen Stamm und zerfällt in mehrere Dialekte, wie das Guipuzcoanische, Vizcayische, Labourdanische. — Sie sind ein gewandtes, tapferes, fröhliches, freiheitsliebendes Bergvolk, das in neuester Zeit seine Fueros' lange gegen die Uebermacht der Spanier vertheidigt hat. Ihre schönen, feingebauten Frauen sind demungeachtet zu den schwersten Arbeiten äußerst tüchtig. Wohnung und Kleidung dieses vorzüglich organisirten Völkchens, welches seine uralten Sitten wenigstens in Spanien treu bewahrt hat — während ihre Eigenthümlichkeit in Frankreich seit der Revolution unterging —, sind äußerst reinlich, das Land trefflich bebaut, Handel und Industrie, namentlich die Eisenfabrikation blühend. Die Basken sind auch kühne Seefahrer und haben zuerst in Europa den Wallfischfang betrieben. Man sieht im Baskenlande keine eigentlichen Dörfer, sondern nur zerstreute Bauernhöfe, seit uralter Zeit vom Vater auf den Sohn vererbend; jede Gruppe solcher hat eine Pfarrkirche in der Mitte und heißt eine Republik. Hie und da stehen alte Familienburgen, deren Besitzer, Aelteste des Distrikts genannt, sehr angesehen sind.

Neunte Abtheilung: Türkische Völker.

Diese weitverbreitete Gruppe verbindet (wie auch die Abtheilung der Malayischen Völker) die weiße mit der gelben Rasse, welcher letzteren manche Ethnographen sogar einige der türkischen Völker zutheilen wollen; doch ist die Farbe dieser letztern mehr braun als gelb. Gewiß ist, daß schon seit alter Zeit vielfache Vermischung von Türken mit Mongolen stattgefunden hat und daß andererseits wieder die Schädel- und Gesichtsbildung türkischer Völker, namentlich der Osmanen durch die Vermischung mit edlern weißen Völkern, iranischen, kaukasischen, georgischen Ursprungs gewonnen hat. — Die meisten Forscher sind der Ansicht, daß die Hiongnu oder Chiun-ju, welche die chinesischen Geschichtsbücher schon im 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung erwähnen und die im Altai hausten, Türken gewesen seien, während Andere sie für die Hunnen halten. Ihr mächtiges Reich nördlich von China wurde im 1. Jahrhundert nach Chr. von den Chinesen zerstört

und ihr Land von den tungusischen Sian=pi besetzt, mit welchen sich die noch im Lande gebliebenen Hiongnu vermischten, während ein Theil dieser letzteren nach Westen floh, den Namen Tu=kiü annahm und im 6. Jahrhundert n. Chr. wieder ein ansehnliches Reich bildete, welches im 8. Jahrhundert von den Uiguren, einem ebenfalls von den alten Hiongnu stammenden Volke umgestürzt wurde. Die von den Uiguren im Altailande gegründete Monarchie ward im 9. Jahrhundert von Chinesen und Kirgisen zertrümmert, was wieder westliche und südliche Wanderungen und allmälig das Eindringen türkischer Völker in Europa zur Folge hatte. — Ungeachtet ihrer ungeheuren Verbreitung vom Himmelsgebirge bis an das adriatische Meer, von Sibirien bis nach Nordafrika und Persien haben die Sprachen der türkischen Völker, von welchen einige eine Literatur erzeugt haben, große Aehnlichkeit sowohl im Bau als Wörterschatz bewahrt, so daß (ähnlich wie die Slawen) diese Völker auch von den entferntesten Gegenden einander verstehen. Fast alle bekennen sich zum Islam.

1. Die Osmanen sind unter ihnen die mächtigsten, deren Reich sich über die Halbinsel des Balkan, über Kleinasien und einen Theil des nördlichen Afrika ausbreitet. Sie sind hier überall das gebietende Volk, zugleich die Grundbesitzer und wenigstens bis in die neueste Zeit allein zum Tragen der Waffen berechtigt. Viele von ihnen sind auch Gewerbs= und Handelsleute, deren Ehrlichkeit gerühmt wird, während die Türken Kleinasiens den Boden kultiviren. — Bei manchen guten Eigenschaften sind die Osmanen despotisch, träge, sinnlich, der Geistesbildung und wahren Humanität nicht zugänglich, so daß es zweifelhaft bleibt, ob sie je den gebildeten europäischen Völkern sich anzuschließen im Stande sein werden. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß der auf den Christen lastende Druck seit dem sogenannten orientalischen Kriege der neuesten Zeit nicht abgenommen hat, daß der gute Wille, den der Sultan hegen mag, ohnmächtig ist gegen den alttürkischen Fanatismus. Der Islam überhaupt läßt bei seinen Bestimmungen über das Verhältniß seiner Bekenner zu denen anderer Religionen, der Herrscher zu den Beherrschten, die Stellung der Frauen ꝛc. eine Civilisation in unserem Sinne nicht zu. Auch richtet sich der Geist der mohammedanischen Völker weder auf Ergründung der Natur und Geschichte, noch auf die Erkenntniß seines eigenen Wesens; ihre Theologie und Philosophie ist blos scholastisch und dialektisch, und der Wirklichkeit abgewandt. Die Osmanen gehören nach Asien.

2. Die Turkomanen, Truchmenen der Russen, ein rein nomadisches Volk, ziehen mit ihren Heerden und Zelten in den weiten Ebenen Turans von Kokan bis zum kaspischen Meere herum; sogar in Syrien und am Libanon, wie in den arabischen Wüsten finden sich noch Stämme von ihnen. v. Bode (Frorieps Neue Notiz. Nro. 677—78 will sie zur mongolischen Rasse bringen als ein Uebergangsglied zur kaukasischen, gibt aber selbst zu, daß sie sich namentlich den Persern nähern. — Die Turkomanen reden die Dschagatai-Sprache. Aus einer ihrer Horden ist der Schah Nadir, aus einer andern die jetzt in Persien regierende Dynastie entsprungen.

3. Die Usbeken, ebenfalls ein Nomadenvolk mit der gleichen Sprache wie die Turkomanen, beherrschen die ausgedehnten Länder Turans, das sogenannte Turkistan, welches Buchara, Kokan, Chiwa, Kunduz rc. begreift. Sie stammen von den Uiguren am Himmelsgebirg ab, von denen sie sich im 15. Jahrhundert getrennt haben, und über den Fluß Syr, Alles verwüstend, westwärts gezogen sind. — Nächste Sprachverwandte der Usbeken und Turkomanen sind die Kasan- oder Wolgatürken, die, von Mongolenschwärmen aus Innerasien mit geschleppt, zur Bildung des ehemaligen Tartaren- oder Mongolenreiches Kiptschak geholfen haben und deßhalb gleich den sibirischen Tataren, den ältesten Bewohnern Südwestsibiriens, in Rußland fälschlich Tataren genannt werden.

4. Die Uiguren sind die unter chinesischer Herrschaft stehenden Türken und bewohnen die auf der Südseite des Himmelsgebirges liegende Provinz Thianschan nan lu z. Th. ausschließlich, in manchen Gegenden mit Tadschiks gemischt. Viele leben auch im Norden von China, woselbst sie jedoch unter der großen Masse der Chinesen verschwinden. Ihre von der chinesischen Regierung mediatisirten Fürsten führen unter deren Oberhoheit die Verwaltung fort. Der von den Uiguren gesprochene Dialekt hat seit der Einführung des Islam zahlreiche arabische und selbst persische Wörter aufgenommen, besonders im westlichen Theile ihres Verbreitungsgebiets. Der uigurische Dialekt obschon roher als der Dschagatai, ist doch seit uralter Zeit Schriftsprache und hat eine Literatur.

5. Die Kumücken leben in den nordöstlichen Vorbergen des Kaukasus und sprechen einen rohen, ziemlich abweichenden Dialekt.

6. Die Kirgisen wohnen von der sibirischen Grenze südlich bis zum Bolorgebirge und dem Aralsee, westlich bis an den Uralfluß und die untere Wolga. Deren östliche Abtheilung, die Burut- oder Karakirgisen stehen theils unter der Oberhoheit Chiwa's,

Rußlands und des Usbekenchans von Kokan, theils sind sie unabhängig. Die westlichen Kirgisen, Kirgis-Kasak genannt und in die große, mittlere und kleine Horde zerfallend, sind theils Rußland oder China unterthan, theils frei. — Die Kirgisen sind nach Krebel ein rohes, räuberisches Nomadenvolk, das nur Abstoßendes bietet. Sie haben wie viele andere asiatische Völker verschiedene Klassen von Zauberern. Ihre Frauen sollen besser sein als die Männer, von gutmüthigem Charakter und zärtliche Mütter.

7. Die Kara-Kalpak (d. h. Schwarzmützen) wohnen am Aralsee und am Unterlauf des Syr's und Kuwan's und stehen theils unter russischem Schutz, theils sind sie dem Usbekenchan von Chiwa unterworfen.

8. Die Sprache der Teleuten, welche im Altaigebirge um den Altynsee leben, ist mit vielen mongolischen Wörtern vermischt.

9. Die Jakuten, oder wie sie sich heißen Socholar, sind ganz abgeschlossen von den übrigen türkischen Völkern, indem sie gleichsam eine Sprachinsel darstellend, um den Mittel- und Unterlauf der Lena lebend, von lauter umwohnenden Mongolen eingeschlossen sind. Die Jakuten sind wegen ihrer äußersten, wolfsartigen Gefräßigkeit physiologisch merkwürdig, können aber auch Hunger wie Kälte lange Zeit ertragen.

10. Die Nogai oder Nogayer, welche sich selbst Mankat heißen, bewohnendie Ebenen westlich vom kaspischen und im Norden des schwarzen Meeres und zeigen bereits in ihrer Gesichtsbildung viele mongolische Züge. Nach Krebel besteht bei ihnen noch Polygamie und die Frauen sind die Sklavinnen und Lastthiere des Mannes. (Ueberhaupt haben bei den meisten wilden Stämmen des russischen Asiens und Amerikas die Frauen eine bedauernswerthe Lebensstellung.) Bei den Nogai und Tschuwaschen gebären die Frauen leicht und verrichten gleich nach der Niederkunft wieder die häuslichen Arbeiten.

Die folgenden Völker sind ursprünglich finnischer oder magyarischer Abstammung, haben aber türkische Dialekte angenommen.

11. Die Bassianen, auch Karatschaitürken und Alan genannt, leben um den Elbrus, den höchsten Gipfel der Kaukasuskette.

12. Die Baschkiren bewohnen seit undenklicher Zeit den südlichen Theil des Ural und haben ihre magyarische Sprache erst nach dem 13. Jahrhundert gegen die türkische verloren. Nach Krebel bilden sie ein zur Sicherung der Linie gegen die Kirgisen bestimmtes Korps. Sie sind zwar nicht unbrauchbar aber schmutzig und trotz der Schulen höchst abergläubisch. Sie glauben, daß die

Kara-Kitabtschi, nämlich die Erklärer des schwarzen in der Hölle verfaßten Buches, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennen und durch die Schaitani, bösen Geister, die größten Wunderdinge vollbringen lassen können. — Wahrscheinlich sind auch die in den Gouvernements Perm und Orenburg lebenden Meschtscheräken, welche türkisch sprechen, finnischer Abstammung.

13. Die Sojoten, Motoren und Koibalen des südlichen Sibiriens, samojedischer Abkunft, haben ihre Muttersprache gegen einen verdorbenen türkischen Dialekt vertauscht.

Zehnte Abtheilung: **Malayisch-polynesische Völker.**

Diese Gruppe, welche hinsichtlich ihrer Stellung Schwierigkeiten macht, indem sie Charaktere der arischen Völker mit solchen der turanisch-amerikanischen, ja sogar der Australneger verbindet, ist merkwürdig durch ihre große Verbreitung von der Ostküste Madagaskars bis zum westlichen Amerika, sowie durch den Umstand,



Tonga-Insulaner.



Markesas-Insulaner.



Caroliner.



Tagaler.

daß sie fast nur Küsten und Inseln bevölkerte. Die Hautfarbe, von weißgelb bis schwärzlich wechselnd, ist doch vorzugsweise braun, fast wie Mahagoniholz; bei den Frauenzimmern auf Tahiti ist die Hautfarbe noch hell genug, um das Erröthen wahrnehmen zu lassen; in der Nähe von Manilla, dann auf Formosa, wo die Frauen sehr schön sein sollen, gibt es nach Bory fast weiße Malayen. Bei manchen Individuen dieser Gruppe sind Zunge und Mundhöhle violett oder schwärzlich. Das Haar ist dicht, lang, schwarz, Gesichtszüge stark, Nase breit, am Ende dick, Mund groß. Auf manchen Inseln des großen Oceans, z. B. auf Tahiti giebt es ausgezeichnet schöne Gestalten; auf mehreren Inseln unterscheidet man zwei Kasten, wovon die edlere, herrschende größer, heller, den Europäern ähnlicher, die andere kleiner, dunkler, kraushaarig ist; letztere entstand wohl aus der Vermischung von Malayen und Australnegern. Die nicht schönen Sandwichinsulaner haben gewöhnlich dicke Lippen und breite Nasenlöcher, ein wenig vorstehende Backenknochen, ungemein breite Schädelbasis und ein sehr plattes Hinterhaupt, letzteres vielleicht in Folge der Behandlung der Säuglinge, die beim Tragen am Hinterkopfe gestützt und auf große, harte Muscheln gelegt werden. Ihr Wuchs ist schlank und ebenmäßig. Bei den Neuseeländern sind (nach Thomson) Arme und Rumpf länger als bei den Europäern, hingegen die Beine kürzer, die Zehen werden beim Gehen nach einwärts gekehrt. Das meist schwarze, schlichte Haupthaar ist gröber als bei den Europäern, Bart und Körperhaare sind sparsam. Die Zähne stehen schiefer als bei uns, die Nase ist kürzer, breiter, weniger vorragend, die Augen stehen schief und haben eine braune Iris, der Mund ist grob, vorragend, mit plumpen Lippen, das Gesicht breit, der Vorderkopf hoch, schmal, oft zurücktretend und pyramidal, die Hautfarbe olivenbraun. Die Weiber werden bald häßlich. Größe und Körperkraft sind etwa wie bei den Europäern. Die physische Bildung der Tagaler (Philippinen) schildert Meyen sehr vortheilhaft und rühmt mit andern Reisenden ihre sanfte Gemüthsart. Maury will sogar die malayisch-polynesische Rasse durch Mischung gelben Blutes mit schwarzem australischem entstehen lassen; zwischen ihr und den Indo-Chinesen gäbe es keine feste Grenzlinie. Je weiter ostwärts, desto mehr unterscheiden sich nach ihm (S. 378) die Polynesier von



Malaye.

den Malayen und stellen eine sehr homogene über ganz Polynesien, von den Carolinen bis zu den Markesas, von den Sandwichinseln bis Neuseeland verbreitete Bevölkerung dar. Der Polynesier ist kupferbraun, oder auch heller, von regelmäßigen Zügen, schöner als bei den Malayen und noch mehr als bei den Australiern. Auf den Gesellschaftsinseln nähert er sich dem kaukasischen Typus; seine Haare zeigen die verschiedenen Farben der unsern; die jungen Kinder sind fast so weiß, als die europäischen. In Polynesien mögen übrigens Mischungen mit dem ugro-japanischen Zweig stattgefunden haben, der dahin über die Liu-Khiuinseln, die Marianen und Carolinen gelangte. — Nach dem Engländer Pollack leben auf Neuseeland zwei verschiedene Rassen. — Michaelis endlich (die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen rc. Münster 1847) behauptet, daß die Südseeinsulaner nicht von der fälschlich angenommenen malayischen Rasse, sondern meist von dem asiatischen Urvolke der Ainos abstammen, — eine Ansicht, die schwerlich irgend Beachtung verdient.

Die Malayische Rasse, ursprünglich sehr wild, verdankt ihre Cultur den Hindus, namentlich denen von Malabar und hat sie schon sehr früh angenommen. Von den Hindus stammt das Wort Malayen; sie nannten maléala, Bergland, die Westküste von Sumatra, wo sie zum ersten Mal Malayen trafen. Wegen der Aehnlichkeit der Insel-Malayen und gewisser Stämme Assams und der Malayischen Halbinsel glaubt man, daß die Malayische Rasse von diesem continentalen Ausgangspunkt durch das Stromthal des Irawaddy und über die Malayische Halbinsel herabgekommen sei; im indischen Archipel hat sie sich mit Hindus und Chinesen vermischt, westlich mit Kaffern und Arabern, östlich mit Australnegern. Andere hingegen setzen dem Ursitz der Malayen nach Sumatra und lassen sie von da nach dem Continent Asiens und auf andere Inseln gelangen. Maury führt als charakteristischen Gebrauch der Völker dieser Rasse an, die Leichname in einer Art Wiegen aus Zweigen gemacht oder auf eigenen Plattformen faulen zu lassen, und rechnet deßhalb auch die Dayaks von Borneo und die Bewohner des Innern von Formosa hieher. Dieser Brauch, sowie die Menschenopfer findet sich auf allen Molukken und in ganz Polynesien. Den Charakter der Central-Malayen gibt Maury (S. 377) als treulos und verdorben an: Stämme, die noch wenig mit Fremden in Berührung gekommen, wie die Binuas, Dayaks und Battas, seien natürlicher und wahrhafter. Manche Stämme treiben Ackerbau, andere sind furchtbare Seeräuber geworden. — Zu einer vollkommeneren Cultur

haben sich auch die Bewohner der Marianen und die Tagaler der Philippinen erhoben. Man vergleiche hierüber Freycinet's Reise; auf Taf. 73, 74 des Atlases sind Ruinen großer Bauwerke dieser Völker aus dunkler Vorzeit abgebildet; Tinian, Rota und andere Marianen sind hievon voll. Meyen meint, daß einst die Bewohner der Marianen, als ihre glücklichen Inseln übervölkert waren, eine große Wanderung zur See nach den Philippinen und einigen Baschi-Inseln unternahmen und sich dort niederließen; daher die Uebereinstimmung der Tagaler mit den Bewohnern der Marianen in Gestalt, Kleidung, Gebräuchen, Schifffahrt, Werkzeugen. Die von ihnen besiegten Ureinwohner, die Negritos zogen sich in die Berge des Innern von Manilla zurück; später erschienen Japaner, Europäer. (Nova Act. Ac. Leop. Carolin. v. XVI. Suppl.) Auf eine erloschene Baukunst deuten ferner die Reihen kolossaler steinerner Säulen auf den Ladronen, die riesigen Bildsäulen auf Nukahiwa, der Osterinsel. Die jetzigen Bewohner letzterer gleichen in Sprache und Lebensweise denen der Markesas, wissen um das Dasein anderer bewohnter Inseln, besitzen nur schlechte Kähne. Sie konnten nicht jene alten Bauwerke errichtet haben. — Fast auf allen Inseln trifft man Häuptlinge nnd eine Art Verfassung. Ueppigkeit herrschte auf manchen Inseln schon lange vor der Ankunft der Europäer; auf den Gesellschaftsinseln bestand hiefür der berüchtigte Geheimbund der Arreoys. — Die Sprachen der malayisch-polynesischen Völker haben keine Aehnlichkeit mit dem Sanskrit, hingegen manche Züge mit den afrikanischen, finnischen und nordamerikanischen Sprachen gemein.

A. **Central-Malayen.** Hieher die Malayen auf der Halbinsel Malacca, auf Sumatra, Java und den umliegenden Inseln, die Bugis auf Celebes, die Malayen auf der Südküste Ceylons und die Tagaler der Philippinen. Das eigentliche Malayische wird als Handelssprache allgemein im indischen Archipel gesprochen und hat auch seine Literatur; die Sprache der Javanesen, der gebildetsten aller Malayen hat viele Beimischungen aus der dem Sanskrit verwandten Kawi-Sprache, der gelehrten Sprache der Insel erhalten. Auch die Sprache der Bugis besitzt eine selbstständige Literatur; die der Tagaler zerfällt in zahlreiche Dialekte. Die meisten Central-Malayen stehen unter niederländischer Oberhoheit, z. B. mit angeborenen Sultanen; ein Theil bekennt sich zum Islam. Auf den Sundainseln und Molukken findet sich sonderbarerweise der Glaube an Vampyre.

An diese Central-Malayen schließen sich durch physische Bildung und Sitten mehr oder minder verwandte Stämme an, die jedoch

in den Sprachen bedeutende Abweichungen zeigen. So die noch der Anthropophagie ergebenen Battas, die Redschangs und Lampuhas, letztere mit einer Sprache voll Gurgellaute, aber gleich den Redschangs in Gesichtsbildung den Chinesen ähnelnd, alle auf Sumatra; ferner die Tamboras, Bimas und Sumbavas auf der Insel Sumbava, die Bewohner von Sawu, Timor, Ceram und das Piratenvolk der Illanos auf Mindanao.

B. **Westliche Malayen.** Hieher nur die Owas oder Hovas auf Madagaskar, ein Mischvolk aus Malayen mit Arabern und den schwarzen Urbewohnern der Insel, auf der sie das herrschende Volk sind. Ihre Sprache hat auch eine Literatur erhalten.

C. **Ost-Malayen** oder Polynesier, welche nach den Sprachen in 3 Gruppen zerfallen. Die erste Gruppe bilden die Bewohner der Karolinen, die zweite die der Radakinseln, die dritte alle übrigen Bewohner der zahllosen Inseln des großen Oceans, deren Sprachen nur dialektisch von einander verschieden sind. — Von den Bewohnern der niedern Karolinen führt Chamisso an, daß sie nie Krieg führen, aber von den Kriegen ihrer Nachbarn auf den hohen Inseln Vortheil ziehen, indem sie denselben von ihnen gefertigte Waffen verkaufen. Die Bewohner vieler Karolinen sind freundlich, gutmüthig, gastfrei. Charakter und Sitten der übrigen Polynesier zeigen bei großer Uebereinstimmung doch mancherlei Verschiedenheiten; die Bewohner mancher Inselgruppen sind sanfter, üppiger, die anderer, oft zunächst benachbarter kräftig, kriegerisch, wild. Alle stehen noch auf der kindlichen Stufe der Entwicklung, ohne Wissenschaft, Literatur und Kunst; ihre Industrie beschränkt sich auf den Bau der Kanots, Wohnungen, die Verfertigung von Waffen und einfachen Geräthen. Ihre Poesie und Mythologie sind ermüdend geistlos und läppisch; man vergl. z. B. Schirrens Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos. Riga 1856. Die Bewohner von Tahiti und Owaihi haben einen Firniß europäischer Cultur aufgelegt erhalten. Sie und die Neuseeländer gehören noch zu den intelligentesten Polynesiern; die Neuseeländer namentlich treiben Ackerbau, Handel, wohnen in Dörfern und haben bei Vertheidigung ihres Landes gegen die Europäer sich kühn und tapfer erwiesen.

II. Turanisch-amerikanische Rasse.

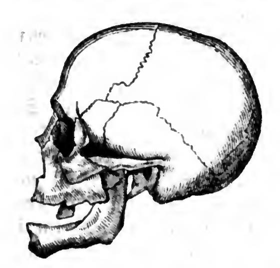
Kopf am Scheitel mehr oder minder erhöht, oft prognathisch. Gesicht breit, Jochbogen vorragend, Augen eng geschlitzt, mit faltenlosem obern Lid, schräg liegend, mit höherem Außenwinkel. (Der

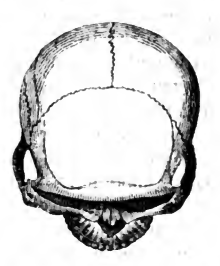
Augapfel scheint kleiner zu sein als bei der weißen Rasse und liegt tiefer in der Augenhöhle; das obere Lid steigt nach v. Baer's Bemerkung ganz ohne Faltung vom obern Augenhöhlenrand bis zu den Wimpern herab; zugleich ist die Augenlidspalte, besonders in der äußern Hälfte eng und im Innenwinkel weniger ausgeschweift als bei den Weißen, wodurch das Auge einen schläfrigen oder auch affenähnlichen Charakter erhält.) Nase mit weit offenen Löchern, Mund groß, Kinn fast bartlos. Kopfhaare schlicht, straff, meist schwarz. — Die mongolische Rasse ist vielleicht den Alten unbekannt geblieben, da, was sie von den Skythen sagen, auch auf arische Völker paßt.

Erste Abtheilung: Turanier.

(Mongolische Rasse Blumenbachs.)

Gesicht platter und breiter als bei den Amerikanern; Nase platt, Ohren groß, weit. Hautfarbe gelblich bis schwärzlichbraun. Sie bewohnen einen großen Theil Asiens und einige Gegenden Europas und zerfallen in fünf Gruppen.





A. Indo-chinesische Gruppe.

Die Nationen, welche die große hinterindische Halbinsel bewohnen und bei uns unter den (verdorbenen) Namen der Birmanen, Siamesen, Cochinchinesen und Cambodschaner, der kleineren nicht zu gedenken, bekannt sind, stellen Verbindungsglieder zwischen der arisch-oceanischen und turanischen Rasse dar, neigen sich jedoch in physischen Charakteren mehr der letzteren zu. Sie haben einsylbige Sprachen mit chinesischer und sanskritischer Beimischung und befinden sich in einem Culturstand, der bei den größeren die Stufe

der Barbarei nicht sehr weit überschreitet, während die kleineren z. Th. noch wild sind. Manche sind jedoch von einem früher inne gehabten höhern Zustand wieder herabgesunken. Die meisten bekennen sich zum Buddhismus, wenigere zur altchinesischen Religion. Hinterindien ist voll Tempel, die Priester heißen Talapoinen. Weil die Religion für diese Völker ein Hauptlebenszweck ist, so muß jeder Mann einige Jahre sich dem Tempeldienst widmen. Politisch stehen diese Völker unter chinesischem Einfluß oder werden von einheimischen Despoten regiert.

Von Wuchs sind sie nur mittelgroß, die Annamer sogar darunter — stämmig, roh in Gliederbau und Bewegung. Die Hautfarbe ist meist gelblichbraun bis braun, bei den Frauen viel heller. Durch die vorstehenden Backenknochen erhält das breite Gesicht einen fast rautenförmigen Umriß; die Nase ist platt, der Mund groß mit schmalen Lippen, die Augen sind klein, schwarz, das Weiße gelblich, das Haar schwarz, straff, grob, dick, der Bart schwach. Diese sämmtlich sehr unreinlichen Völker beizen von Jugend an die Zähne schwarz und ihre Lippen werden durch das immerwährende Betelkauen dunkelroth. In ihrer Gemüthsstimmung und ihrem Benehmen wechseln sie nach Art der Kinder oder Affen ungemein, gehen in kürzester Frist von Heiterkeit zu Schwermuth, von Freundlichkeit zum heftigsten Zorn, von Milde zu wüthender Grausamkeit über. Mit Arglist, Sorglosigkeit und einem unerhörten Nationalstolz verbindet sich bei ihnen knechtischer Sinn in einem sonst nirgends vorkommenden Grade. Es sind im Gegensatz zu den Chinesen muthige, kriegerische Völker; jeder Mann über 20 Jahre muß jedes dritte Jahr für den Kriegsdienst und die öffentlichen Arbeiten frohnen. Auswanderung ist streng verboten, weil dadurch die Herrscher um ihr Eigenthum kämen. Die Despotie ist hier wie nirgends ausgebildet, geheiligt und so zu sagen naturwüchsig. Sogar die Sprachen haben den Einfluß der Knechtschaft und des Kastenwesens erfahren, indem verschiedene Redeweisen bestehen, nach dem Rang der Person, mit welcher gesprochen wird.

Die Länder, welche die im Verhältniß zum Areal wenig zahlreichen Indochinesen bewohnen (im Ganzen mögen es etwa über 20 Millionen sein), sind fast ganz innerhalb der heißen Zone gelegen und reich an Naturprodukten, auch des Mineralreiches; in Awa kommen die schönsten Saphire und Rubine vor. Die Wälder enthalten die prächtigsten Holzarten; zahlreiche Gewürzpflanzen und das Zuckerrohr gedeihen fast überall; die Hauptnahrung der Masse bildet der Reis. Von Hausthieren sieht man fast nur

Büffel, Schweine und Elephanten, welche letztern namentlich für Siam charakteristisch sind, wo deren Zucht sehr stark betrieben wird. Die Landescultur, mehr noch die Gewerbe und der Handel sind fast ganz in den Händen der eingewanderten Chinesen; von Künsten und Wissenschaften ist fast nichts zu sehen.

1. Die Marama, Mianma, fälschlich Birmanen geheißen, nehmen den Westen Hinterindiens ein und ihr Reich wird von uns Birma oder auch nach seiner Hauptstadt Awa genannt. Dieses Volk ist mit den Mon oder Talain von uns Peguer geheißen, einem der ältesten hinterindischen Völker, die es unterworfen hat und das seine Sprache angenommen, zusammengeschmolzen; ein an den Küsten (von Arracan und Tenasserim) lebender Theil der Maramas steht unter brittischer Herrschaft. Die in mehrere Dialekte zerfallende Sprache ist eigenthümlich, in den Wurzeln der tibetischen ähnlich, hat nur vom Pâli bedeutende Einwirkung erfahren und besitzt ihre eigene Schrift; die sehr beschränkte Literatur beschäftigt sich viel mit indischen Legenden. Man unterscheidet 4 Hauptdialekte, den der Rukheng's, der Bewohner von Arakan, auch Mugs oder Magahs genannt, zu welchen auch die barbarischen Kukies im Nordwesten des Reiches gehören, den der eigentlichen Marama, welche das herrschende Volk sind, aber roh und ungebildet, das nach seiner Ansicht von den Rukhengs abstammt; den der Ro oder Jau und endlich den Dialekt, welchen die Bewohner von Tenasserim sprechen. Die Kleidung ist der der Chinesen ähnlich; viele tätowiren sich den Leib. Weiß ist bei ihnen und allen Völkern dieser Gruppe wie bei den Chinesen die Trauerfarbe. Alle Individuen der Nation gehören mit Leib und Gut dem Herrscher, dessen Name, der nur Wenigen bekannt ist, bei Todesstrafe nicht ausgesprochen werden darf. Sonst sind die Marama in 6 Stände getheilt: tributpflichtige Häuptlinge, Priester, Kaufleute, Bauern, Sklaven und aller bürgerlichen Rechte baare Verstoßene. Vor dem Souverän sind aber alle Classen vollkommen gleich, alle körperlichen Strafen unterworfen, die deßhalb auch nichts Entehrendes haben. Das Marama-Reich verkehrt mit den Chinesen und durch schwerfällige Küstenfahrzeuge auch mit den Indobritten; gegen die Thaïs besteht unversöhnliche Feindschaft.

2. Die Thaïs, von den Nachbarvölkern Schan, Tschiam, von uns Siamesen genannt, nehmen die Mitte Hinterindiens ein. Sie sprechen eine ganz selbstständige Sprache in mehreren Dialekten, die viele für uns z. Th. kaum aussprechbare Laute besitzt, zahlreiche Worte aus dem Pâli, dem Chinesischen und Sanskrit auf-

genommen und ihre eigene Schrift hat. Das Pâli ist hier wie in Awa die heilige Sprache und wahrscheinlich mit dem Buddhismus (neben welchen sich aber auch das Brahmanenthum angesiedelt hat) von Ceylon hierher gekommen. — Die Thaïs, welche durch einen stark behaarten Körper charakterisirt sind, gehen halbnackt, indem sie bloß ein Stück Seiden- oder Baumwollenzeug um den Unterkörper schlagen und es etwa mittelst einer Schärpe befestigen; manche werfen noch ein zweites Stück Zeug über die Schultern. Beide Geschlechter scheeren den Kopf bis auf einen Haarbüschel in der Mitte kahl und bedecken ihn nur zeitenweise mit einer trichterförmigen Mütze. Das Land ist besonders in den obern Theilen, den Provinzen von Laos gut angebaut, welche unter der Herrschaft erblicher, tributpflichtiger Fürsten stehen. Das eigentliche Siam und ein Theil Cambodschas sind hingegen unmittelbar dem König unterworfen, dem Alle, die Priester ausgenommen, mit Leib und Habe als Sklaven angehören und der den Titel Kongluang, d. h. der Allmächtige, Unfehlbare führt. Doch ist Siam wie Pegu von der glänzenden Höhe, die beide im 16. und 17. Jahrhundert einnahmen, durch die Erhebung des Awareiches herabgesunken. Die Thaïs treiben Handel mit den Chinesen, den Europäern und den eingebornen Völkern Indiens; der Seehandel mit China wird auf Rechnung des Herrschers von den in Siam wohnenden Chinesen betrieben.

3. Die Annamer sind die zahlreichste aller indochinesischen Nationen, indem derselben über 11 Millionen Menschen angehören. Sie bewohnen den östlichen, an die chinesische See grenzenden Theil Hinterindiens, die von uns Tunkin und Cochinchina genannten Länder. Die Nation der Annamer besteht demnach aus den Tunkinesen und Cochinchinesen; das Reich Annam hingegen umschließt auch einen Theil Cambodschas, während der andere von Siam beherrscht wird. In der physischen Bildung dieser Völker und auch in ihrem Costüm tritt größere Aehnlichkeit mit den Chinesen hervor. Männer und Frauen sind in weite Beinkleider und 2—3 lose überhängende weitärmelige Oberkleider gehüllt; Reiche werfen noch einen Mantel darüber. Als Stoff dient meist Seide, sehr selten Baumwolle. Die Tracht der höhern Stände ist sehr reich und bei den Frauen findet man viel Schmuck an Ohren, Hals, Armen. Ihre in den Wurzeln von der chinesischen abweichenden Sprache hat viele chinesische Worte aufgenommen, zerfällt in nur zwei Hauptdialekte und wird mit chinesischen Charakteren geschrieben, so wie auch die Literatur aus China entlehnt ist. Die

meisten Annamer hängen dem altchinesischen Glaubenssystem an und der Buddhismus zählt nur wenige Anhänger. Das Christenthum hat nur spärliche Ausbreitung genommen und die neueren heftigen Verfolgungen und Tödtungen von Missionären sind einer der Gründe für das gegenwärtige Einschreiten der Franzosen und Spanier. Außer der herrschenden Familie giebt es nur 2 Stände: den der Mandarinen, des Beamtenadels und den des Volks; die Behauptung des Adels ist aber nur durch Verdienste und Leistungen für die Person des Herrschers möglich. Dieser ist gleich dem von Siam dem Namen nach ein Vasall des chinesischen Kaisers, in Wahrheit aber ganz unabhängig. Allein unter allen indochinesischen Staaten besitzt Annam ein stets unter Waffen stehendes ziemlich zahlreiches Heer. — Man findet in Annam eine sehr alte Cultur, zwar höher als die der andern Indochinesen, aber lange nicht die der Chinesen erreichend. Die Annamer bauen ihr Land vortrefflich an, zeichnen sich namentlich in der Geflügelzucht und in der Verfertigung kleiner lackirter mit Perlmutter eingelegter Geräthe aus und stehen in lebhaftem Handelsverkehr mit den Chinesen.

4. Die Khohmen, Kammer, in Annam Kao-mien genannt, bewohnen Cambodscha und bilden heutzutage kein selbstständiges Volk mehr, sondern sind den Herrschern der Thaï und der Annamer unterworfen. Sie scheinen in früherer Zeit eine ziemliche Cultur besessen zu haben und haben ihre eigene nicht näher bekannte Sprache. Bemalung und Tätowirung ist noch wie in alter Zeit gebräuchlich.

5. Außer diesen Hauptvölkern gehören zur indo-chinesischen Gruppe noch einige kleine, deren Sprachen, physische Beschaffenheit und Sitten fast ganz unbekannt sind. Die meisten von ihnen sind noch Wilde, andere Barbaren, welche sich zum Buddhismus bekennen. Im Aeußern nähern sie sich, wie behauptet wird, theils den Chinesen, theils den Hindus.

Es sind die Tai-lung, von den Marama Khiän genannt, vielleicht die Ureinwohner des Irawaddilandes im Norden und Westen des Awareiches, dann die den Süden desselben bewohnenden Karian, ferner die Kadhu, eben daselbst und bis in die chinesische Provinz Jün-nan; die Plau, Zahaing, Kakhiän, Diditsch, Moi. Die Moi oder Ka-moi sollen ziemlich deutlich den Typus der Papuas an sich tragen. Die Loi sind einigermaßen cultivirt und treiben Seehandel. In Siam leben die rohen Ka und die gewerbthätigen Tschong. — Die folgenden bewohnen die nördlichsten Gegenden Hinterindiens in Assam und zerfallen in eine

nördliche und eine südliche Abtheilung. Zu ersterer gehören die Akos, Mischimis, Kolitas, Muttahs und die anthropophagischen H'lok-ba, ein rohes Jägervolk, die Dschukba sind vielleicht zu den Tibetern zu rechnen. Die südlichen sind die Garos, Khyi oder Khasia, die Katscharis, Singphos. Die Katscharis, welche den Chinesen ähneln und die Khasia sind halbgebildet; über letztere hat man in neuester Zeit durch Hooker (Himalayan Journal) Auskunft erhalten. Nach ihm sind die Khasia kurz, sehr stämmig, muskulös mit ziemlich schmalen Augen, wenig Bart, breiten, hohen Backenknochen, flachen Nasen und weiten Nasenlöchern. Manche sollen sich tätowiren. Das Haar fassen sie in einen Knoten auf dem Wirbel zusammen und rasiren es manchmal an Stirn und über den Schläfen ab. Ihre Kleidung besteht aus einem ermellosen, am Rande gefranzten Hemd; Vornehme tragen einen Gürtel von Silberketten. Manchmal kommt hiezu noch ein baumwollenes Oberkleid, nebst einem großen Turban und kleinen Käppchen. Die Frauen tragen ein langes Tuch, auf der Brust in einen Knoten gebunden. Bei festlichen Gelegenheiten beladen sich Männer und Frauen mit seidenen Kleidern, Fächern, Pfauenfedern, Gold- und Silberschmuck, wobei sie geistige Getränke trinken und die ganze Nacht tanzen. Sie beziehen das Meiste aus Assam und verfertigen selbst nur plumpe Schwerter oder Messer, Körbe mit Kopfriemen, und Netze von Ananasfasern zur Aufbewahrung ihrer kleinen Geräthschaften. Sie tragen auch Bogen und Pfeile, selten eine Lanze und ein Schild von Bambusgeflecht, kauen den ganzen Tag Pán, (Betelnuß, Pfefferblätter und Kalk), wodurch ihr Speichel blutroth wird. H. schildert sie als mürrische, schwer zu behandelnde Leute; ihre Sprache ist einsilbig, unangenehm nasal und guttural. Die Ehe ist bei ihnen sehr locker; die Frau bleibt nach der Verheirathung im Hause ihres Vaters. Das Vermögen erbt der Sohn der Schwester. Sie genießen viel Fleisch, haben aber gleich den Chinesen einen Widerwillen gegen Milch. Die Eier werden nicht gegessen, sondern zerbrochen und zur Deutung der Zukunft gebraucht. Bei Leichenbegängnissen entwickeln sie oft barbarische Pracht und errichten als Denkmäler unbehauene riesige Steine, einzeln oder in Reihen, im Kreise oder übereinander, wie die Steine von Stonehenge. Die Leichen werden verbrannt, stirbt Jemand zur Regenzeit, so bewahrt man den Leichnam bis zur trockenen in Honig auf, der sehr häufig ist. Die Khasia sind abergläubisch; glauben an ein höchstes Wesen und an Gottheiten der Wälder, Höhlen und Flüsse. Wortwechsel wird oft

entschieden, indem man die Köpfe der Streitenden unter Wasser hält; wer den Athem am längsten entbehren kann, behält Recht. Leichtere Vergehen werden mit Geld, schwere Verbrechen mit dem Tode gesühnt. Sie haben Namen für die 12 Monate, aber keine Wochen, sondern halten jeden vierten Tag Markt. Sie cultiviren einige Pflanzen und halten die Bienen in hohlen Holzklötzen.

B. Central-Gruppe.

I. Tibetische Zunft.

Deren Völker, welche höchstens 10 Millionen Seelen zählen mögen, leben zunächst auf dem gewaltigen Plateau Centralasiens zwischen den Gebirgsketten des Kuen lün im Norden und des Himalayah im Süden und nennen sich selbst Bod-gschi oder Bod-ba, was so viel als Bewohner von Bod, wie sie ihr Land heißen, bedeutet. Außer dem Hochlande von Tibet findet man sie auch in den Hochthälern nicht nur der Nord- sondern auch der Südseite des Himalayah, in der Provinz Botan oder Butan, wo sie von den Hindus Bhotijah genannt werden, ferner in Nepal und zerstreut in China, dessen nördliche und westliche Theile sie vor den Chinesen inne gehabt haben. Wahrscheinlich sind auch manche Völkerschaften zwischen Tibet und den nördlichsten Gegenden der indochinesischen Halbinsel tibetischer Abstammung. Im westlichen Tibet, in der Provinz Ladak haben sich die Tibeter mit Kaschmirs vermischt, wodurch verderbte Mischlinge, die Argands entstanden sind. — Alle Tibeter mit Ausnahme weniger im Westen des Landes sich zum Islam bekennenden sind Buddhisten; die Sprachen sind Mittelglieder zwischen den chinesischen, mongolischen und ugrisch-finnischen Idiomen.

1) Das Hauptvolk, die eigentlichen Tibeter, haben im Ganzen das breite flache Gesicht, die platte Nase und geschlizten Augen der Mongolen, sind von Wuchs ziemlich groß, stark, sehr dem Kropf unterworfen. Sie rühmen sich selbst ihrer Abstammung von Affen und es soll in der Physiognomie mancher, besonders alter Leute die Aehnlichkeit mit solchen lebhaft hervortreten. Im ganzen gelten sie für ehrliche, offene, friedfertige Menschen, die auf ihrem dünn bevölkertem, kaltem und unfruchtbarem Hochlande von Ackerbau und Viehzucht leben; sie ziehen vorzüglich Schafe und Ziegen und erzeugen hiedurch die feine Wolle und das Seidenhaar, die in Kaschmir zu den berühmten Shawls verarbeitet werden. Sie kleiden sich in Wollen- und Filzstoffe, im Winter in Pelze, die Reichen

auch in Seide; der Kopf wird mit einer nach den Umständen mit Schweinszähnen, Schildpatt oder Perlen verzierten Mütze bedeckt. Die Frauen tragen ein kurzärmeliges Wamms, Rock und Schürze, von Wolle oder Seide; beide Geschlechter lieben Schmuck von Korallen ꝛc. und beide tragen oft kostbar verzierte Stiefel. Sie genießen sehr viel Fleisch, der Thee ist ein allverbreitetes Getränk; außerdem lieben sie es, sich in Gerstenbranntwein zu berauschen. In Kleidung sowohl als Nahrung herrscht große Unreinlichkeit. — Es werden in Tibet Wollen- und auch etwas Seidenstoffe verfertigt; auch als Goldschmiede, Bildhauer, Steinmetzen, Holzschnitzer und Drechsler haben die Bewohner Ruf. Ihre Bauart ist äußerst massiv; die Häuser aus rohen Bruchsteinen construirt sind häufig von colossaler Größe, wie die größten Burgen, ihre Städte, gewöhnlich um Berghöhen herumgebaut, haben einen Tempel oder ein Kloster als Mittelpunkt. Die in mehrere Dialekte getrennte Sprache ist sehr rauh durch zahlreiche Consonanten und hat in Wurzeln und auch im Bau Aehnlichkeit mit der chinesischen, aber auch mit indochinesischen und andern, zum Theil sehr entfernten Sprachen. Im 7. Jahrhundert wurde mit dem Buddhismus das Sanskrit als Kirchensprache in Tibet eingeführt und der wenign rauhe Dialekt, der von H'lassa zur Schriftsprache erhoben, deren Charaktere nach dem Devanagari gebildet sind. Die Literatur ist H'lassa ist vorzüglich religiösen und moralischen Inhalts, enthält aber auch Mythen und Romane; man hat Buchdruckereien. Der aus Indien nach Tibet geflüchtete Buddhismus hat hier seine großartigste Entfaltung erlangt, — jedoch unter der Oberhoheit Chinas, welches in H'lassa einen Gouverneur mit etwa 6000 Mann Truppen stehen hat und durch Gesandtschaften sowohl von H'lassa als von Ladak und von Butan einen jährlichen Tribut in Pecking empfängt. Der oberste Bischof, Dalaï-Lama genannt, thront in seinem Schlosse und Tempel Butala in H'lassa; Tausende von Tempeln, deren Kuppeln oft ganz vergoldet sind und Klöster mit köstlichen Gärten sind über das Land verbreitet, einem Kirchenstaat in mehrfachem Sinn des Wortes. Wie in Tibet der Dalaï-Lama, (die untergebenen Priester heißen Lama's) so wird in Butan der Dherma Radscha, das dortige geistliche Oberhaupt als menschgewordene Gottheit verehrt. In Tibet ist P o l y a n d r i e eingeführt; das Eigenthum des Vaters geht auf den ältesten Sohn über; ein jüngerer tritt meist in den geistlichen Stand, die übrigen sind die Knechte des ältern und sehr gewöhnlich Kebsmänner der Frau des ältesten; alle aus solchen Verbindungen hervorgegangenen Kinder

gelten als Kinder des Familienhaupts, dessen Stelle nach seinem Tode der nächst älteste Bruder einnimmt. Die Frauen sollen sehr liebenswürdig und stets gut gelaunt sein; nur äußerst selten finde sich eine zänkische*).

2. Die Bhotijahs leben in Bhotan oder Bhutan, einem Gebirgslande des Himalayah ober Bengalen. Sie haben die Literatur und Schriftsprache mit den Tibetern gemein. Im gegenwärtigen indischen Kriege betheiligten sie sich mit den Nipalesen zu Gunsten der Engländer gegen die Hindus, so daß bei den tibetischen Völkern eine Abneigung gegen diese zu bestehen scheint.

3. Die Nipalesen bewohnen gleichfalls Gebirgsländer des Südens der Himalayahkette und zerfallen in die Stämme der Leptschas, Limbus, Kirats, Murmis, Newaris, Dscharijos, Gurungs und Magras, deren Sprachen noch wenig bekannt sind nnd ziemlich unter einander abweichen sollen. Das Newari ist im Vocabular dem Tibetischen sehr ähnlich, hat aber auch viele Sanskritworte; es besitzt eine Literatur, die mit der Devanagarischrift gedruckt wird. Die ursprünglichen Bewohner der Provinz Sikkim, die Leptschas hat man neuerlich durch Hooker (Himalayan Journal deutsche Uebers. S. 166) etwas näher kennen gelernt; Gesichtszüge und Kleidung derselben sind markirt mongolisch. Ihre ältesten Traditionen (abgesehen von einer Fluthsage) gehen nur 300 Jahre zurück, um welche Zeit die Tibetaner durch Einführung des Buddhismus und sonst auf sie einwirkten. Obwohl Gebirgsbewohner sind sie doch furchtsam und friedliebend; ihre Statur ist kurz, Brust breit, Arme und Beine muskulös, Hände und Füße klein, Gesicht und Nase breit, flach, Augen schiefstehend, Schnurrbart klein; der Bart fehlt. Die Gesichtsfarbe ist blaßgelb oder hell olivenfarbig, das Haar fassen die Männer in einen, die Frauen in zwei Zöpfe zusammen. Ihr Gesicht ist freundlich, offen, doch nicht schön, ihr Benehmen gutmüthig, gefällig, witzig; ihre Unreinlichkeit groß. Ihre Kleidung ist dürftig, stets führen sie zu verschiedenstem Gebrauche ein großes Messer bei sich, oft auch Bogen und vergif-

*) Von Tibetanern in Sikkim sagt Hooker: Ihre gewöhnliche Art einander zu grüßen, besteht darin, daß sie die Zunge ausstrecken, die Zähne fletschen, mit dem Kopfe nicken und sich in den Ohren kratzen; da sie jedoch wegen dieser Sitte im niederen Lande oft verlacht werden, so üben sie dieselbe Nipalesen und Fremden gegenüber nicht aus. Die meisten erhoben, wenn sie mir begegneten, die Hände an die Augen, warfen sich auf die Erde nieder und verbeugten sich sehr anständig, wobei sie mit der Stirn dreimal den Boden berührten, was einigemal selbst die Frauen thaten. Wenn sie aufstanden baten sie um ein Bakhschisch (Geschenk)."

tete Pfeile. Manche haben große, plumpe Hüte und Sonnenschirme, allerlei Schmuck, auch kleine Götzenbilder, Zaubermittel. Reis bildet ihr Hauptnahrungsmittel; zum Trinken bedienen sie sich hölzerner, oft zierlicher Schalen; ihr Marwabier bereiten sie aus den Körnern des Marwa (Eleusine Coracana). Als musikalisches Instrument sah Hooker nur eine lange Flöte aus Bambusrohr. Die Ehen werden schon in der Kindheit geschlossen, die Frauen gekauft oder durch Arbeit erworben; sie sind keusch, überhaupt zeichnen sich die Leptschas vor ihren Nachbarn durch Sittlichkeit aus. Krankheiten sind nicht zahlreich; der Tod wird sehr gefürchtet, die Leichen verbrennt oder begräbt man. Sie glauben an gute und böse Geister, flehen aber nur zu letzteren, um nicht von ihnen beschädigt zu werden. Ihre Priester (Bettelmönche) sind zugleich Aerzte, oder eigentlich nur Exorcisten, da man alle Krankheiten bösen Geistern zuschreibt. Die Leptscha's sind ein sanftes, rechtliches Volk; tüchtige Lastträger, gute Bergsteiger, geschickte Jäger, aber im Kampfe feig. Der Norden Sikkims wird von den kühneren Bhoteas oder Kampas bewohnt; außer den Leptscha wohnen in Sikkim (und auch im östlichen Nipal) die Limbu, ein kriegerischer, grausamer Stamm, der viele Gottheiten verehrt und der obersten Opfer und Gaben bringt; dann die wenig zahlreichen, rein tibetanischen Murmi und Metschi. Ursprünglich wohnten in Sikkim die Magras, welche nach Westen gedrängt wurden und den Brahmanismus annahmen. Hooker findet es auffallend, daß in den Himalayah sich keine tamulischen Ureinwohner Indiens geflüchtet haben, sondern er nur von mongolischen Stämmen bewohnt wird. Er sagt: „Tamulen sind die Coles, Dagas ꝛc. in den Gebirgen Centralindiens und der Halbinsel, welche sich bei der Invasion der Indo-germanischen Eroberer, von denen die Hindu abstammen, in diese Gebirge zurückzogen." Die Leptschas sind halb heidnisch, halb buddhistisch; sie fürchten die Dämonen der Wälder, Berge und Ströme und opfern seit undenklicher Zeit dem Geiste des Berges Kintschindschanga. Die Lamas accomodiren sich indeß diesen Vorstellungen, wenn nur die Oberhoheit ihrer Kirche anerkannt wird. Hooker schildert die Tempel in Sikkim mit ihrem zierlichen Schnitzwerk, ihrer Vergoldung und harmonischen Farbenanordnung, mit ihren Wohlgerüchen von Wachholder und duftigen Kräutern. Er sagt: „Dem Götzenbilde selbst legt der Buddhist keinen Werth bei; es ist ein Gegenstand der Verehrung, nicht der Anbetung, und keine Tugend oder Attribut gehört demselben als solchem; es ist ein Symbol der

Religion und die Anbetung wird dem abstrakten Begriffe gezollt, welchen es vorstellt."

4. Die Rawats oder Radschids bewohnen die Hochthäler von Kemaon, einer Provinz im Himalayah; andere tibetische Stämme finden sich in der Provinz Bisahar.

5. Die Sifan, wie sie von den Chinesen jetzt genannt werden, während ihre frühern Namen Khiang, Tu fan, Tu bo waren, nomadisiren größtentheils in den Alpengegenden im Westen der chinesischen Provinzen Schen si und Sse tschuan; manche treiben etwas Landbau. Ihre Könige, welche früher ganz Tibet beherrschten, wurden im 12. Jahrhundert Vasallen der chinesischen Kaiser. Einige Horden führen schwarze, andere gelbe Zelte, worauf sich die chinesischen Namen Ha Si fan und Hoang Si fan gründen. Ihre Lama's gebrauchen die Bücher und Schriften der tibetischen, das Volk hat eine eigenthümliche Kerb- oder Knotenschrift.

6. Die in verschiedenen südlichen chinesischen Provinzen zerstreuten Miao oder Miao-ze (d. h. Katzensöhne), den ältesten Bewohnern Chinas angehörend, von welchen die Khiang abstammen sollen, sind vielleicht identisch mit den barbarischen Stämmen der Man und Y der chinesischen Schriftsteller.

7. Endlich gehören, außer manchen ethnographisch ungewissen Horden im Innern Tibets, dieser Gruppe vielleicht auch noch die kleinen, von Farbe röthlichen Li an, die Urbewohner der Insel Hainan, welche jetzt in das Innere zurückgedrängt sind. Sie unterscheiden sich in die wilden Seng-Li, und die In Li, welche eine sehr alte Cultur besessen haben sollen. Die Sprache soll von der chinesischen ganz verschieden sein.

II. Mongolische Zunft.

Die meist nomadischen Völkerschaften dieser Zunft, welche auch Tataren genannt werden, durchziehen die weit ausgedehnten Steppen und Wüsten des innern Hochasiens südwärts und nordwärts der Gobi bis nach Sibirien hinein und mit einem Ableger sogar bis an die untere Wolga. Ihren Ursprung haben sie wahrscheinlich auf den Gebirgen um den Baikalsee genommen und haben sich von hier aus gegen Süden und Westen verbreitet. Es sind Reitervölker seit undenklichen Zeiten, welche sich mehr als einmal als furchtbare Geißel über Asien und Europa gestreckt haben, und im 13. Jahrhundert alles verwüstend bis zur Oder vorgedrungen sind. Jede ihrer sehr zahlreichen Horden hat einen bestimmten Weidebezirk (Aïmak); jedem Aïmak steht ein Wan oder

Erbfürst vor und jede Horde ist in militärisch abgestufte Abtheilungen gegliedert, die man mit Divisionen, Regimentern und Schwadronen vergleichen kann. Wie in uralter Zeit theilen sich die Mongolen auch jetzt nach den Dialekten in die 3 Hauptstämme der eigentlichen Mongolen, der Buräten und Kalmücken. Das Mongolische ist zwar eine mehrsylbige Sprache, scheint jedoch die Stufe des Monosyllabismus durchgangen zu haben und gleicht sowohl in Wurzeln als im Bau den angrenzenden türkischen und tungusischen Sprachen, in Folge der vielfachen Berührung mit diesen Völkern. Die eigentlichen Mongolen sprechen dieselbe am reinsten; der Dialekt der Buräten ist durch viele Kehllaute sehr rauh; am abweichendsten ist der der Kalmücken. Allzusammen besitzen aber eine gemeinschaftliche, von allen mongolischen Völkern verstandene Schriftsprache, welche auch eine Literatur hat.

Der Name Mongolen bedeutet in ihrer Sprache „die Stolzen, Unbesieglichen", und wurde ihnen im 12. Jahrhundert von ihrem weltstürmenden Heerführer Tschingis-Chan beigelegt. Dieses Volk zeichnet sich durch manche widrige Eigenthümlichkeiten der physischen Bildung aus: die Statur ist mittelgroß, das Gesicht rund, die Hautfarbe schwarzbräunlich, das Haar schwarz, an Stirne und Schläfen abgeschoren, hinten in einen herabhängenden Zopf geflochten; die Augen sind klein, schief, tiefliegend mit stechendem Blick, deren Höhlen weit; die Nase ist breit, platt, die Backenknochen sind hoch, der Bart fehlt fast ganz, Schenkel und Beine sind (wohl vom beständigen Reiten) krumm. Bei einigen Horden sieht man, besonders unter dem andern Geschlecht, auch hübsche weiße Gesichter mit rothen Wangen. Merkwürdig genug hat die mongolische Eigenthümlichkeit bei der Vermischung mit andern Völkern fast unzerstörbare Dauer, während sie selbst keine bleibende Einwirkung hiebei erfährt und auch in fremden Gegenden nicht ausartet, was Alles für das hohe Alter dieser Völker spricht. In Rücksicht auf Prognathismus stehen Mongolen und Chinesen zwischen Weißen und Negern. Die meisten Mongolen sind Buddhisten, eine Minderzahl Heiden. Politisch steht der größere Theil (etwa 2,600,000 Seelen) unter der Oberhoheit des chinesischen Kaisers, der kleinere (über 400,000) unter russischer. Die Mongolen unterscheiden sich von den Chinesen durch ihre große Beweglichkeit. Sie haben es nur zu Ansätzen der Bildung gebracht und ihre auf Eroberung und Verwüstung gegründeten Weltreiche hatten keine Dauer.

Die Mongolen sind im Allgemeinen gefällig, gutherzig, wahrheitsliebend, gastfrei; Diebstahl und Raub, sowie Ehebruch kommen bei ihnen nur selten vor, die Sitten sind ziemlich rein. Ihre Kleidung ist einfach; die Männer tragen im Sommer einen langen meist dunkelblauen Rock von Baumwollen- oder Seidenstoff und über ihm einen rothen oder schwarzen Tuchmantel, Hosen von Baumwollenzeug, um den Leib einen Ledergurt, in welchem Messer und Feuerzeug stecken, auf dem Kopf eine runde seidene Mütze mit einigen hinten herabhängenden rothen Bändern, an den Füßen Lederstiefel. Im Winter sieht man sie in langen Kaftans von Schafpelz, manchmal mit Nanking überzogen und mit Pelzmütze. Die Priester tragen nur gelbe oder karminrothe Röcke. Die Kleidung der Frauen ähnelt der der Männer; das Haar ist bei ihnen in zwei auf die Brust herabfallende, mit Silber, bunten Steinchen, Glasperlen oder Korallen verzierte Flechten geordnet. Die Waffen bestehen aus Bogen mit Pfeilen und kurzem Schwert; Schießgewehr dient nur zur Jagd; das Pferdegeschirr und der Köcher werden mit Kupfer, zuweilen auch mit Silber verziert. Die Mongolen wohnen in Zelten oder Hütten von Filz (Ger, Jurte genannt) in der Mitte ist der Heerd. Wie alle Asiaten sitzen auch die Mongolen mit untergeschlagnen Beinen auf dem Boden. Sie leben großentheils von Milch, Käse, Butter, weniger von Fleisch; das von Pferden und Kameelen wird nur aus Noth verzehrt. Zum Getränk dient Thee, Airak (aus Schaaf- und Kuhmilch gebrannt) und chinesischer Branntwein; Jagd, Pferderennen, Ringen, Bogenschießen sind die Vergnügungen; der Tanz ist ganz unbekannt. Es herrscht Polygynie und die Braut erhält zum Heirathsgut eine Anzahl Pferde und Schafe; die Aeltern und Kinder bewahren fast lebenslängliche, gegenseitige Anhänglichkeit. Sie bauen außer einer geringen Quantität Hirse, Gerste und Weizen nichts und sammeln auch keine Heuvorräthe, weßhalb sie nebst ihren Heerden oft in große Noth gerathen. Die Leichen werden manchmal begraben oder verbrannt, öfter auch den wilden Thieren zur Speise überlassen.

In der Glaubenslehre der heidnischen Buräten spielen böse Geister die Hauptrolle; ihre abertheuerlich gekleideten, sich in Verzuckungen versetzenden Priester, Schamanen genannt (von çramana, der indischen Benennung der Buddhapriester) hegen ein finsteres Zauber- und Herenwesen *). Die Mongolen, ein seit der Urzeit

*) „Obgleich, sagt Krebel l. c. S. 12, die mongolischen Volkszweige dem Buddhismus angehören, die Kirgisen Muhammedaner und die Tataren

kriegerisches Volk haben nur wenige Handwerker unter sich und tauschen daher ihre nur geringen Bedürfnisse gegen Vieh von den Chinesen und Russen ein. Die Fürstenwürde jedes Aïmaks vererbt sich immer auf den ältesten Sohn, die jüngern Söhne gehören zum militärischen Beamtenadel, der in mehrere Klassen zerfällt. Alle drei Jahre finden aber auch Volksversammlungen statt, auf welchen die öffentlichen Angelegenheiten besprochen und geordnet werden. Der Fürst oder Chan, dem das Land als Eigenthum gehört, empfängt Naturalabgaben und Personaldienste von den Untergebenen; er regiert nach dem Herkommen und geschriebenen Gesetzen.

1. Die Mongolen im engsten Sinn bestehen aus zahlreichen Stämmen mit den entsprechenden Aïmaks. Die auf der Südseite der Gobi längs der chinesischen Gränze weidenden zählen 59 Banner und 25 Aïmak's; im Norden der Gobi, an der unermeßlich ausgedehnten Südgrenze Sibiriens, hausen die Chalcha, welche in 83 Banner eingetheilt sind und wovon ein Theil unter der Herrschaft Rußlands steht. Die Scharagoil weiden in Nordtibet und dem angrenzenden chinesischen Gebiet.

2. Die Buräten, Buriät, bewohnen fast sämmtlich die Umgegenden des Baikalsees und stehen mit Ausnahme eines Aïmak auf chinesischem Boden unter russischer Herrschaft. Ein Nebenstamm von ihnen sind die Choringen, welche als sehr wohlhabend gelten. — Die Buräten sind sehr schwach, so daß 5—6 nicht so viel ausrichten als ein Russe; dabei sind sie auch ungemein leicht. (Auch Lappländer und Amerikaner sind sehr leicht, weßhalb letztere so geschickt schwimmen: diese Leichtigkeit des Körpers scheint

---

im Jeniseik'schen Gouvernement griechische Christen sind, so dauert doch der Glaube an den Schamanismus unter ihnen fort." Die Mehrzahl der Schamanen übt bewußten Betrug; es gibt unter ihnen Männer und Frauen; im gewöhnlichen Leben genießen sie keine Vorrechte. Bei den Buräten findet man weiße und schwarze Schamanen: erstere stehen mit guten Geistern in Verbindung und üben weiße Magie, die andern mit bösen für die schwarze. S. 60 f. Krebel: „Die Beschreibung der Krankheiten und Heilmethoden der Lamas sind in den Tibetanischen Werke Santap abgehandelt. In demselben findet man 133 Recepte, 404 Krankheiten und 1250 Krankheitssymptome oder Krankheitsmodifikationen. Den Ursprung dieses Werkes schreiben sie göttlicher Offenbarung im grauen Alterthume zu." Bei den Kalmücken gelten nach Krebel als Universalmittel in Krankheiten die Ueberbleibsel von verbrannten heilig gehaltenen Priestern. — Bei vielen dieser asiatischen Völker sind es aber nicht die Priester, welche die Krankheiten zu heben vermögen, sondern vielmehr die Geister, welche allein den Priestern die nöthigen Weisungen ertheilen können.

demnach eine gemeinschaftliche Eigenschaft der turanisch=amerikanischen Rasse zu sein.) Sitten und Charakter der Buräten haben nach Krebel mit dem Uebertritt zum Buddhismus sich sehr verändert; zuerst wild und grausam wurden sie fügsam und sanft. Die Mädchen verflechten mit ihrem Haar das von Pferden, um die Zöpfe lang und stark zu machen.

3) Die in 4 Stämme sich theilenden Oelöt oder Kalmücken sind die zerstreutesten aller Mongolen; ein Theil, nämlich die Choschot wohnt um den blauen See (Chuchu=noor), die Torgod und Dürbet wandern theils auf chinesischem Gebiet umher, theils leben sie zwischen Don und Wolga (wo sie sich selbst Kalmücken nennen, vielleicht von Chalimak, ihrem türkischen Namen) und in sehr geringer Zahl im russischen Altai, während die Dsungar, zahlreiche Banner bildend im mittlern Asien, in der sogenannten Dsungarei nomadisiren.

III. Die Chinesen

sind die zahlreichste und kultivirteste Nation der mongolischen Rasse, welche den größten und einen der ältesten Staaten der Menschheit gegründet haben. Derselbe hat im nördlichen China begonnen, wohin das Volk von Westen her dem Stromthal des Hoangho nach mehr als 3000 Jahre v. Chr. eingewandert ist und hat sich nach allen Seiten mächtig ausgebreitet. Auch sie trafen bei ihrer Einwanderung auf ein Urvolk wahrscheinlich tibetischer Abkunft, die Miao, welche sie theils ausrotteten, theils mit ihnen verschmolzen. Der Ursitz der Chinesen scheint in dem kalten und hohen Tafelland nördlich vom Himalayah und um das Kuen=lungebirge gewesen zu sein, in welcher Gegend ihre mythische Geschichtsperiode verläuft. (Aus den ältesten chinesischen Geschichtswerken schien hervorzugehen, daß die Urbewohner der bezeichneten Region Schwarze gewesen seien, aber später zeigte es sich, daß in China auch gewisse Inseln im indo=chinesischen Meere Kuen=Lun genannt werden, die in der That von Schwarzen bewohnt sind.) Von Nordchina aus breitete sich der chinesische Staat langsam nach Süden aus, wo ein vermuthlich den Miao verwandtes rohes Volk, die Man lebten, welche erst gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. unterworfen wurden, die Sprache der Chinesen annahmen und vollständig in ihnen aufgingen. Merkwürdigerweise erging es auch den als Eroberer später in China eindringenden Türken, Mongolen und Mandschus ebenso, was die außerordentliche Resorptionskraft des chine=

sischen Volkes erweist, welche die einbrechenden Barbaren in Chinesen umzuwandeln vermochte. Die Chinesen selbst nennen sich entweder nach dem Namen der eben herrschenden Dynastie, jetzt demnach Zing-schin, Leute des Hauses Zing, welches mandschuischen Ursprungs ist, wie sich auch die jetzige Revolutionspartei von ihrem Haupte Tan-Ping-Wang Tanping oder Taiping nennen, oder sie nennen sich Tschung-kun-schin, Leute des Mittelreiches, Tschung-hua-schin, Leute der Blume der Mitte. Allmälig wurden die Chinesen die Beherrscher des größten Theils von Ostasien, indem sie die Tibeter, die Mongolen, einen Theil der Türken und des arischen Volkes der Perser so wie kleinere arische Stämme unterwarfen *) und zugleich zahlreiche Colonieen im Westen bis gegen Armenien hin, ostwärts auf Korea, Formosa, den Lieukiuinseln, selbst auf Japan gründeten. Hunderttausende von ihnen ließen sich in Siam, auf den Philippinen und den indischen Inseln, in neuester Zeit selbst in Californien und Australien nieder und an vielen dieser Orte bilden sie den betriebsamsten Theil der Bevölkerung.

Nach den chinesischen Geschichtswerken wurde im Jahre 2297 vor Christus das Land von ungeheuren Ueberschwemmungen verwüstet, in welchen große Massen von Menschen umkamen; die Fluthen seien bis zur Höhe der Berge gestiegen. Der Kaiser Jao ordnete riesenhafte Arbeiten an, deren Ausführung den Beamten Schun und Ju übertragen wurde; der erste brannte Waldungen nieder und trocknete Moräste aus, der zweite grub Canäle, wodurch in wenigen Jahren die Spuren der Verheerung verwischt wurden und die Bevölkerung ihre frühere Zahl wieder erreichte. Die berühmte chinesische Mauer wurde im 9. Jahrh. v. Chr. gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren durch den Kaiser Schi-hoang-ti erbaut. Dieser gewaltige Kaiser brach die Macht der Lehensfürsten und schickte einmal eine Expedition von Jünglingen und Jungfrauen aus, um auf fernen Inseln ein Kraut zu suchen, das Unsterblichkeit verleihen sollte, wie ihm ein Priester gesagt. Ohne Frage, sagt Gfrörer (l. c. S. 281) ist die in sich abgeschlossene frühreife Cultur der Chinesen, welche schon vor 2 Jahrtausenden einen Kreislauf vollendete, an welchem sich eine gewisse Richtung des europäischen Geistes heute abarbeitet, eine erstaunliche Erscheinung.

*) Klaproth in seinem tableau hist. de l'Asie p. 161 führt aus chines. Quellen 6 lebende blauäugige Völker des innern Asiens an, welche mit den Chinesen in Berührung kamen.

In Erfindung des Beamtenstaats, des Branntweins und der Magnetnadel sind sie uns um 3500 Jahre, in Erfindung der Buchdruckerei (mittelst beweglicher Lettern) und des Schießpulvers um 1500, in Ausbildung einer Metaphysik der Aufklärung, welche die Ehrfurcht vor Gott und göttlichen Gewalten zu den abstrakten Begriffen von Himmel und höchster Vernunft verdünnt, sind sie uns um 2300 Jahre vorangeeilt." Dem positiven Verstandessystem des Confutse steht das mystische System seines Zeitgenossen Lao-tse gegenüber. Gfrörer hebt den Gegensatz zwischen Chinesen und Hindus hervor; erstere sind phantasielos, aber besitzen viel Weltverstand, letztere ermangeln desselben, strömen aber über von Phantasie.

Gfrörer zieht eine Stelle im Propheten Jesaias (49, 12) an, um zu erweisen, daß die Juden schon 400 Jahre vor Aristoteles um China gewußt haben; ist deren Deutung richtig, so wären schon im 8. Jahrh. v. Chr. chinesische Kaufleute nach Babylon gekommen. Noch früher kannten die Indier China, und ihre Astronomen wenden etwa seit 1000 Jahren v. Chr. eine eigenthümliche, den Chinesen entlehnte Weise an, den Lauf des Mondes zu berechnen. (Narantra genannt). Rosellini fand in einem ganz unberührten ägyptischen Grabe ein Porzellangefäß mit chinesischer Schrift; das Grab gehörte spätestens der 18. ägypt. Dynastie an, welche von 1822—1474 v. Chr. währte. In den Gräbern Thebens finden sich nach Wilkinson nicht selten chinesische Gefäße; also gelangten schon etwa 2000 Jahre v. Chr. chinesische Waaren nach Aegypten. Der chinesische Reichskalender enthält Angaben über den Stand der Sonne zur Zeit des Kaisers Jao, dessen Regierungsantritt die Reichsannalen auf 2357 v. Chr. setzen; Biot, der diese Zahlen einer Rückberechnung unterwarf, überzeugte sich von ihrer Richtigkeit. Die schon vor Jahrtausenden erreichte chinesische Cultur ist aber eine stationäre geblieben. — Das chinesische Volk theilt sich jetzt in Mandarinen, Gelehrte, Priester, Kaufleute, Handwerker, Soldaten und Bauern, ohne daß diese Stände abgesonderte Kasten bilden, so wie auch keine Privilegien bestehen; Sklaven gab es nur unter den Tscheu im 12. Jahrh.

Die Chinesen sind im Ganzen etwas kleiner als die Mitteleuropäer, im Mittel 5 Fuß hoch, haben ein rundes Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, platter Nase, tiefliegende braune Augen mit kaum behaarten Lidern aber stark behaarten Brauen, einen großen Mund mit dicken Lippen, ein kleines Kinn, fast keinen Bart, schlichtes, schwarzes Haar, das bei den Männern zu einem

über den Rücken hängenden Zopf zusammengebunden wird. Die Hautfarbe ist gelblich, beim weiblichen Geschlechte fast weiß. Die Physiognomie weicht von der unsrigen nicht besonders ab; man findet nach Schadow im Norden Europas, besonders in Polen sehr viele Individuen, welche den beiden Chinesen gleichen, die er in seinem Werke „über die nationalen Physiognomieen" abgebildet hat. Der Fuß ist schmäler und kürzer, als der der Europäer und wird bei den Frauenzimmern der bessern Stände durch besondere Schnürapparate systematisch verkrüppelt. Die Chinesen sind sehr arbeitsam, geschickt, bilden häufig mit Geschick Geräthe ꝛc. der Europäer nach. Sie haben ausgezeichnet



höfliche Formen, sind aber im Handel schmutzig und betrügerisch, ihre Beamten zeigen große Bestechlichkeit. Mit ihrem Festhalten am Alten und Hergebrachten ist ungemeiner Nationalstolz gepaart. Man wirft ihnen auch Rachsucht, Kälte gegen Unglückliche und Falschheit vor; rühmt aber wieder die Pietät der Jugend gegen das Alter, ihren Gehorsam gegen die Gesetze. Ihre Sitten contrastiren mit den unsrigen sehr; eine possirliche Zusammenstellung hievon gibt Steen-Bille; s. Fechners Centralblatt, 1853, S. 1005. Dem Opiumrauchen ist Vornehm und Gering mit Leidenschaft ergeben. Den Gebrauch der Milch kennen weder Chinesen noch Japanesen und wundern sich sehr, wenn sie die rothhaarigen Barbaren, wie sie die Engländer bezeichnen, Kühe und Ziegen melken sehen. Eine Hauptnahrung ist der Reis, dessen Cultur viele Millionen beschäftigt und von dessen Gedeihen der öffentliche Wohlstand vorzüglich abhängt; in Nordchina wird auch viel Gerste und Weizen gebaut. Außer Fleisch von Schweinen, Hammeln ꝛc. genießt man viel Hunde- und Katzenfleisch, Ratten, Geflügel, Fische und braucht statt der Messer und Gabeln zwei kleine Hölzer bei Tische. Das charakteristische Getränk ist Thee, dann wird viel Arack getrunken, Wein nur wenig, es wird viel Areka und Betel gekaut. Die Kleidung, bei beiden Geschlechtern von gleichem Schnitt und nur durch die Farbe verschieden, besteht bei allen Wohlhabenderen (während die Armen oft nur weite Beinkleider tragen) aus einem seidenen oder baumwollenen Hemd, das ohne

gewaschen zu werden getragen wird, bis es in Stücke zerfällt, einer Weste ohne Aermel, engem langem Rock, weitem mittelst eines Gürtels befestigtem Oberkleid, leinenen oder seidenen Beinkleidern und Strümpfen, Stiefeln von verschiedenem Stoff mit dicken Pappesohlen und einer kegelförmigen Mütze von Bambus oder Stroh, worauf der Rang mittelst metallener Kügelchen angezeigt ist. Bei den Frauen ist die Kleidung grün, roth, rosenfarben, bei den Männern schwarz, blau, violett, bei den Gliedern der kaiserlichen Familie gelb. Das weibliche Geschlecht färbt das Gesicht weiß, Kinn und Lippen roth, die Augenbrauen schwarz; die Frauen kämmen die Haare glatt und schmücken sie mit Blumen und Nadeln, die Jungfrauen flechten sie, jüngere Mädchen lassen sie fliegen. Die Wohnungen der Dorfbewohner sind meist armselige, einstöckige Hütten ohne Dach, die Häuser der Städte werden aus Backsteinen und Lehm gebaut, bemalt, mit Zierrathen geschmückt, sind einstöckig, blos beim Handelsstand mehrstöckig. Das ziegelgedeckte Dach springt weit vor. Die Häuser bestehen aus mehreren Abtheilungen für den Herrn, die Frauen und die Dienerschaft; sie enthalten mehrere von Mauern umschlossene Höfe, einen Speisesaal und zahlreiche kleine Zimmer, die mit Papier oder Seide tapezirt sind; die Fenster, welche sich nie gegen die Straße öffnen, werden aus Papier, Marienglas, durchsichtigen Häuten gemacht und mit Jalousien versehen. In den Häusern der Reichen macht man die Thüren aus wohlriechendem Holz, den Boden belegt man mit verschiedenfarbigem Marmor. Die Meubels bestehen aus lackirten Tischen, steinernen Divans mit Polstern, die auch zum Schlafen dienen, Stühlen vom Bambusrohr, Porzellanvasen ꝛc. Geheizt werden die Zimmer mittelst Kohlenbecken. — Millionen von Chinesen wohnen auf Flößen oder Schiffen der großenStröme, welche sie zum Theil von der Geburt bis zum Tode nicht verlassen.

Der Ackerbau und Gartenbau wird sehr schwunghaft betrieben; die Chinesen wissen das kleinste Fleckchen Erde zu benutzen, legen auf Flößen und Schiffen kleine Gärten an, sammeln allen möglichen Dünger sorgfältigst. Der Kaiser selbst führt zur Hebung und Ehrung der Bodencultur einmal in jedem Jahre unter großen Festlichkeiten den Pflug und besäet einige Tage später das gepflügte Land. Man gebraucht zum Ackerbau Ochsen, Büffel, Esel, deren Fleisch auch zur Nahrung dient; Schafe gibt es nur im Süden; das Schwein hingegen in einer Var. mit hängendem Bauche und kurzen Füßen wird ganz allgemein gezogen; die Pferde sind sparsam, klein, unansehnlich, dienen nur zum Staatsdienst und Luxus,

Die Eier der Hühner und Enten werden in Oefen ausgebrütet. Zum Fischen wendet man auch Pelekane an. Die Cultur der Seidenraupe stammt aus China und wurde dort seit Jahrtausenden betrieben. Bergbau und Hüttenwesen scheinen keine sehr hohe Ausbildung erlangt zu haben, doch wissen die Chinesen einige eigenthümliche vorzügliche Metallmischungen darzustellen. Meister sind dieselben in der Bereitung und Anwendung der feinsten Lackarten, des verschiedensten weißen und bunten Papiers aus Bambus und Baumwolle, in der Färbekunst, im Verfertigen des schönsten Porzellans, der künstlichsten Blumen, in Holz- und Elfenbeinarbeiten, Feuerwerken, der Weberei in Seide, Wolle, Baumwolle rc. Die Waaren transportirt man zu Lande auf Wagen und Schubkarren, die oft mit Segeln versehen sind, und auf Kameelen. Die Schiffe sind höchst zahlreich, dienen aber nur zur Fluß- und Küstenschifffahrt, da die Chinesen auf der hohen See sich nicht zu benehmen wissen. Die Schiffe sind sämmtlich ohne Kiel; die größern, sogenannten Dschunken, halbmondförmig mit sehr hohem Hintertheil. — Die Künste können bei einem Volke nur wenig entwickelt sein, dem wahrer Schönheitssinn und ein gereinigter Geschmack nicht zukömmt. In der Baukunst scheinen Rückschritte gemacht worden zu sein, da Werke der neuen Zeit an Großartigkeit den Kaiserkanal u. s. w. nicht erreichen. Die Tempel sind große von Säulengängen eingeschlossene Räume, an deren einem Ende sich ein Saal mit dem Götzenbilde befindet. Größere Tempel bestehen aus mehreren Hofräumen mit Zellen an den Seiten für die Priester und heiligen Thiere, und mit zweistöckigen, die Götzenbilder enthaltenden Pavillons an den Ecken; über den Pavillons erheben sich dann erst hohe aus 7 bis 10 Stockwerken gebildete, achteckige, pyramidale Thürme, deren Etagen durch Gallerien und ausgeschweifte Dächer getrennt sind, an deren Spitzen man Drachenköpfe und Glocken aufhängt. Der berühmte Porzellanthurm zu Nanking ist durch die neueste Revolution 1857 zerstört worden. Besonders in der Skulptur zeigt sich ein kleinlicher und bizarrer Geschmack, wie die Zierrathen an Tempeln, Brücken, Palästen und die Götzenbilder erweisen. Die chinesische Malerei kennt die Perspektive und die richtige Schattenvertheilung nicht, ist in Kleinigkeiten groß und bedient sich sehr lebhafter greller Farben; die höhern Produktionen dieser Kunst fehlen, indem nur Portraits, Blumen, Thiere, Landschaften gemalt werden. Wo möglich noch bizarrer ist ihre Musik; die Instrumente sind zahlreich und begleiten den Gesang nicht zugleich, sondern eines folgt dem andern nach, wobei dasselbe Wort so lange in einem

Athem gesungen wird bis alle Instrumente getönt, worauf ein anderes beginnt. Die Wissenschaften zeigen die starre Abgeschlossenheit wie die ganze übrige Cultur; die Erlernung der Sprache und Schrift erfordert schon ungemein Zeit, noch mehr das Studium der klassischen (kanonischen) Bücher, welche die Poesie, Geschichte, Moral und Politik der ältesten Zeit enthalten und aus denen die Jugend, welche sich dem Staatsdienst widmet, geprüft wird. Es ist, da der chinesische Geist seine Bahn zurückgelegt und für sich keine weitere Zukunft zu haben scheint, ein immerwährendes Wiederkauen des von den Alten Geleisteten, ohngefähr wie das Mittelalter in den Naturwissenschaften immer nur die Werke der Griechen und Römer benutzte. Die in den Prüfungen für gut befunden wurden, treten in den Staatsdienst ein, während die nicht Bestehenden sich gewöhnlich dem Lehrerstande widmen. Bei allen Mängeln ihrer gesammten Geistesbildung herrscht aber ganz allgemein die Idee, daß der Besitz von Kenntnissen allein, nicht Geburtsrechte, zu allen Aemtern und Würden berechtige, so daß die Chinesen wenigstens hierin an Einsicht andere Völker übertreffen.

Die Chinesen verehrten in ihrer ältesten Zeit den Himmel (Tian) und zahlreiche Geister der Sterne, der Erde, der Berge, Flüsse, Städte, die Seelen der Vorfahren, besonders der Kaiser und suchten die Gottheiten durch Gebete und Opfer zu gewinnen. Als nach der Herrschaft der Tscheu mit dem Reiche auch die Religion zerfiel, erhob sich um 550 v. Chr. der Reformator Con-fu-tse, welcher so wie die politische Lage des Volkes auch den alten Glauben und die guten Sitten wieder herzustellen versuchte und als die vier Haupttugenden Pietät, Anstand, Klugheit und Gerechtigkeit aufstellte. Con-fu-tse wird als Heiliger verehrt, seiner Lehre huldigen besonders die Gebildeten und Aufgeklärten. Dieser in vieler Beziehung entgegengesetzt, epikuräisch-mystisch ist die Lehre des mit Con-fu-tse zu gleicher Zeit lebenden Philosophen Lao-tse, zu der sich besonders Reiche und Vornehme bekennen und die später in Zauberei und alchymistische Schwärmerei ausartete, der selbst Kaiser und Kaiserinen zum Opfer fielen. Mit den Mandschus kam der Buddhismus ins Land, zu welchem sich die kaiserliche Familie und ein großer Theil des niedern Volks bekennt.

China ist eine patriarchalisch regierte Monarchie im größten Maßstab. Das regierende Haus stammt von den Mandschus; der Kaiser, chinesisch Hoangti, mongolisch Bogdo, Chan, Himmelssohn,

Vater des Volkes genannt, obschon dem Volke fast nie sichtbar, genießt göttliche Verehrung. Das Reichswappen, der Drache, ist auch auf dem gelben Gewande des Kaisers mehrfach angebracht, wenn er sich bei feierlichen Gelegenheiten, umgeben von ungeheurem Gefolge öffentlich zeigt.

Der Kaiser bezeichnet seine Nachfolger unter den Söhnen der vornehmsten Gemahlinnen; die Töchter werden an Mongolenchans verheirathet, die Prinzen nehmen die höchsten Adelsstufen ein, aber ihre Nachkommen sinken immer tiefer herab, bis sie in der siebenten Generation dem Volke gleich werden. Sechs oberste Tribunale stehen unmittelbar unter dem Kaiser und leiten nach seinen Intentionen die Regierung und Verwaltung in oberster Instanz. Erst unter diesen folgen als weitere Organe die zahlreichen höchsten Staatsbeamten, die Minister und Präsidenten, unter welchen wieder ein Heer untergeordneter Beamten thätig ist. Alle Staatsfunktionäre der obern Klassen bilden die Klasse der Mandarinen, den Beamten- und Offiziersadel, der sich demnach in Friedens- und Kriegsmandarinen scheidet, deren verschiedene Rangstufen sich durch Pfauenfedern, verschiedenfarbige Edelsteine und Knöpfe auf den Mützen, durch eingestickte Ehrenzeichen auf der Kleidung unterscheiden. — China ist mit geheimen Gesellschaften erfüllt, die schon seit langer Zeit sich zum Sturz der Mandschu-Dynastie verschworen haben und deren Pläne durch die gegenwärtige Revolution verwirklicht werden sollen. — Das Heer, über 1,200,000 Mann stark, ist in acht große Armeekörper getheilt, deren jeder wieder aus Mandschu's und Chinesen zusammengesetzt ist. Ungeachtet seiner großen Zahl ist das Heer gleich der Marine bedeutungslos, theils durch schlechte Bewaffnung, elendes Exerzitium und unfähige Führung, theils auch durch Feigheit und vermag sonach nicht einmal einer geringen Zahl gutgeschulter Truppen zu widerstehen.

Nach Meadows (the Chineses and their rebellions etc. London 1856) ist die Idee eines Geburtsrechts an den Thron der Chinesen ganz unbekannt; der Anspruch hierauf gründet sich zwar hauptsächlich auf den letzten Willen des regierenden Kaisers, beweisen kann aber der Ernannte sein göttliches Recht nur durch gute und weise Regierung; letztere ist wesentlich auf moralische Macht gegründet. Die chinesische Nation ermangle des Rechtes der Gesetzgebung, der Selbstbesteurung 2c. und habe eben darum das Recht bewaffneter Empörung. Rebellion sei bei den Chinesen das alte, oft geübte, ganz legitime Mittel, um jeder Willkürherrschaft und schlechten Gesetzgebung ein Ende zu machen; diesem Rechte

verdanken sie ihr langes nationales Dasein und ihre nie erschöpfte Lebenskraft. Ein großer Theil des Volks besitzt viel größere politische Freiheit als man denkt, indem wegen der geringen Zahl militärischer und polizeilicher Institute viele Dörfer und Städte sich selbst regieren. Was dieses Volk (das sich nach M. von Norden aus im Westen und Süden verbreitet hat) verbindet und zusammenhält, sei das bewundernswürdige Institut der competitiven Staatsprüfungen; keiner soll ein Amt erhalten, der nicht seine Fähigkeit hiezu erwiesen. In Europa wirkte die Lehre sehr schädlich, daß der Mensch von Natur böse sei, sehr segensreich in China die entgegengesetzte, daß er von Natur gut sei. Aufgeklärte Selbstsucht und dem Rechte wiedersprechende Nützlichkeit, in Europa so viel geltend, haben in der chinesischen Moral und Politik keinen Platz. Der Kaiser hätte ungeheure Summen für seinen verarmten Staatsschatz gewinnen können, wenn er die Einfuhr des Opiums erlaubt und Steuern darauf gelegt hätte. Außer dem genannten Institut sind noch gewisse Lehren als Ursache der beispiellosen Dauer und beständigen Zunahme des chinesischen Volkes zu nennen; sie lauten 1) Eine Nation muß vornehmlich durch sittliche Triebfedern regiert werden; 2) Die Dienste der Weisesten und Tüchtigsten sind zu einer guten Regierung unerläßlich. 3) Die Nation hat das Recht, einen Kaiser abzusetzen, der entweder aus Bosheit oder Indolenz zu Tyrannei und Bedrückung Veranlassung gibt. M. erklärt die Chinesen für eine große, merkwürdige Nation und tadelt den französischen Pater Huc wegen seiner vielen Irrthümer.

IV. Die Koreaner.

Die Halbinsel Korea heißt bei den Japanern Kooraï, bei den Chinesen Kaoli oder Tschao sian; die Nation, welche sie bewohnt, ist aus der Verschmelzung zweier ethnographisch und sprachlich verschiedener Völker entstanden, deren eines in früherer Zeit aus den Gegenden im Norden der chinesischen Provinz Tschy li und aus der Provinz Schin king nach Korea gekommen war und den Namen Siän pi führte, während das andere, die San Yan als Urbewohner des Südens von Korea angesehen wird; die Japaner nennen noch heutzutage alle Koreaner Siän pi. Dieselben waren zuerst den Japanern, später den Chinesen unterworfen, jetzt bilden sie ein eigenes, jedoch tributpflichtiges Reich. Die beiden Urstämme haben sich allmälig vollständig vermischt und eine gemeinschaftliche, eigenthümliche, wohlklingende Sprache erzeugt, die jedoch auch viele japanische, chinesische und nordsibirische Worte enthält, eigene Schrift-

zeichen und Literatur hat; die Koreaner bedienen sich indeß auch der chinesischen Schrift und verstehen meist auch die chinesische Sprache.



Dieselben sind von ansehnlicher Größe, stark, behend; neben den mongolischen Gesichtern erscheinen auch solche, die an den kaukasischen Typus erinnern. Im Benehmen sind sie ernst, ungenirt, sicher, aber ohne die Gewandtheit und Geschmeidigkeit der Chinesen und Japanesen; sie gelten aber auch als unwahr und betrügerisch, abergläubisch und feig. Sie lieben einfachen Schnitt der Kleidung, die oft bunt und gestickt, zuweilen mit Gold und Silber verziert ist; der Kopf wird mit einer hohen viereckigen Pelzmütze oder einem runden breitkrämpigen Hut bedeckt. Die Vornehmen tragen meist karminrothe Seidenkleider, die Gelehrten zwei Federn auf der Mütze. Das koreanische Volk hält viel auf Essen und Trinken, wenig hingegen auf Reinlichkeit. Die Heirathen finden ohne alle Ceremonieen statt und eben so leicht werden die Ehen wieder gelöst; die Prinzen und Prinzessinen vermählen sich stets untereinander; bei den Vornehmen findet das Gleiche statt und es ist auch gewöhnlich, mehrere Frauen zu nehmen. Die Todten bleiben drei Jahre lang unbegraben und beim Leichenbegängniß wird Alles, was dem Verstorbenen im Leben lieb war, neben das Grab gestellt und später den Leidtragenden überlassen.

Die Koreaner bauen sehr viel Reis und anderes Getreide, auch Baumwolle, Hanf und Tabak, treiben starke Vieh- und Bienenzucht. Das Volk wohnt in kleinen, armseligen Häusern, die Vornehmen in großen und prächtigen. Als Waffen werden Armbrüste und lange Schwerter gebraucht. Die Masse bekennt sich zum Buddhismus, der Hof und die Gelehrten zur Lehre des Confutsius. Letztere bilden die Aristokratie und den Beamtenstand, in welche aber, wie bei den Chinesen jeder, der die nöthigen Kenntnisse hat, gelangen kann. Der König zahlt Tribut an die Kaiser von China und Japan, ist aber in seinem Lande, das er den Großen zu Lehen gibt, die ihrerseits Leibeigene haben, unumschränkt. Gesetze und Strafen sind sehr streng.

C. Oestliche Gruppe.

Japaner oder Japanesen.

Das Japanische Reich existirte schon lange, ehe die Mongolen sich China's bemächtigten; der Menschenschlag, der es gegründet hat, muß schon in vorhistorischer Zeit eingewandert sein und traf daselbst bereits eine schwarze, den Australnegern angehörende Urbevölkerung, die vertilgt, unterjocht oder vertrieben wurde, und deren physische Beschaffenheit in den kraushaarigen, dunkeln Bewohnern mancher südlichen Küsten noch Spuren hinterlassen hat. Der mongolische Eroberer Kublai-Chan machte im 13. Jahrh. wiederholte Versuche, Japan zu erobern, die aber fehl schlugen. Die japanischen Geschichtsbücher erwähnen die Monarchie zuerst um 660 v. Chr. und nennen Syn-Mu als Gründer derselben; er war zugleich oberster Priester und nahm den Titel Mikado an, den heute noch die geistlichen Kaiser Japan's führen. Das Land schritt nun fortwährend in der Cultur fort, doch fehlte es auch nicht an Bürgerkriegen. Um die Mitte des 12. Jahrh. n. Chr. warf sich ein Fürst Joritomo zum Herrscher auf und seit dieser Zeit hat Japan auch einen weltlichen Kaiser, den Ziogun in Jeddo und einen geistlichen, den Mikado in Miako, dessen Macht aber jetzt ein bloßer Schatten ist, obwohl sich der Ziogun der Form halber alljährlich mit der Gewalt belehnen läßt. Der Ziogun ist aber gesetzlich beschränkt und hat einen Rath zur Seite. In Japan ist überhaupt Alles durch sehr strenge Gesetze geregelt, von den Angelegenheiten des Kaisers bis herab zu denen des Taglöhners, und ein ausgedehntes gegenseitiges Spionirsystem organisirt. Das Land hat indeß seit 3 Jahrhunderten große Ruhe genossen. Die Monarchie ist eine feudale und der Thron erbt auf den Erstgeborenen fort. Die Bevölkerung ist in 9 Classen getheilt und der Sohn erbt die Classe des Vaters, kann jedoch wegen besonderer Verdienste in eine höhere versetzt werden. Die erste Classe begreift die Lehensfürsten, die zweite den Adel, der von den auf seinen Gütern lebenden Vasallen die Soldaten zu stellen hat; die dritte die zahlreichen Priester (es gibt auch Priesterinnen); die vierte die Soldaten, die fünfte die Aerzte, Beamte rc., die sechste die reicheren Kaufleute, die siebente die Krämer, Handwerker und Künstler, die achte die Bauern und Taglöhner, die neunte die Menschen, welche Leder bereiten und damit handeln, die, weil die Religion das Schlachten der Thiere verbietet und Alles für unrein erklärt, was mit todten Thieren in Berührung kommt, verachtet und ausgestoßen sind. Die drei ersten

Classen bilden die vornehme und angesehene Gesellschaft, deren Mitglieder mit Ausnahme der Priester zwei Schwerter zu tragen das Recht haben. In den Familien geht das Vermögen fast ganz auf den ersten Sohn über; die Töchter erhalten keine Aussteuer, sondern der Bräutigam muß oft noch für sie eine Summe an die Eltern erlegen. Jeder kann nur eine legitime Frau haben, deren Nachkommen die gesetzlichen Rechte des Vaters erben, jedoch wenn er es vermag und will, ein Harem halten. Die Kleidung besteht aus einem weiten Kaftan und einem kürzern darüber, einer Schärpe um die Lenden, Hosen, die bei den Vornehmen weit, bei den Geringen eng sind und Strohschuhen. Kleine Schilder an der Kleidung enthalten das eigene Wappen oder das des Vorgesetzten. Die Kaftans der Frauen sind länger; um den Leib tragen sie einen oft sehr kostbaren Gürtel. Die Männer scheeren den vordern Theil des Kopfes kahl und binden die Haare auf dem Scheitel in einen Zopf, der über die kahle Stelle gelegt wird, die Frauen binden das Haar am Scheitel zusammen, flechten es künstlich und schmücken es mit Bändern, Kämmen und Nadeln. Sie schminken sich auch stark; die legitimen Frauen scheeren die Augenbrauen und schwärzen die Zähne; die Frauen der bessern Stände sind sehr elegant und graciös. Die Mehrzahl der Japanesen ist mittelgroß, gedrungen, die Vornehmen oft größer. Augen länglich, schmal, Nase etwas breit und stumpf, Haar dick, schwarz, glänzend, Hautfarbe gelb, um so dunkler bis fast braun, je mehr die Leute im Freien leben; Vornehmere, besonders Damen sind fast weiß; der Gesammteindruck ist gut. Die Japanesen sind verständig, gewerbthätig, offenherzig, gastfrei, treu in der Freundschaft, ehrliebend, diplomatisch gewandt, höflich und ceremoniös, aber auch von Hochmuth, Rachsucht, Ausschweifung nicht frei. Sie haben (im Gegensatz zu den Chinesen) einen Abscheu gegen Betrug, Diebstahl, Raub, welche Verbrechen bei ihnen nur selten vorkommen. In Ungnade gefallene oder eines Fehlers schuldige Beamte sind gezwungen, sich selbst durch Aufschlitzen des Bauches mittelst Rasirmessern zu tödten, in welcher Kunst eigens Unterricht ertheilt wird. — Die Frauen sind geachtet, genießen große Freiheit und rücksichtsvolle Behandlung.



Die alte Religion der Japanesen ist polytheistisch und heißt Sinsyn (Sin die Götter, Syn der Glaube); von allen Göttern wird die Sonnengöttin Ten=sio=dai=zin am meisten verehrt. Ein Theil des Volkes bekennt sich zum Sinsyn, der andere zu dem von China gekommenen Buddhismus. Das Christenthum hatte im 16. und 17. Jahrhundert schon bedeutende Fortschritte gemacht, aber die Uebergriffe der Portugisen veranlaßten dessen Ausrottung und die Vertreibung aller Europäer mit Ausnahme der unterthänigen Holländer. — Das Land ist von vielen Kanälen durchzogen und vortrefflich cultivirt, Feld= Forst= und Gartencultur (auch Blumenzucht), sind aufs beste bestellt. Der Thee steht dem chinesischen nach. Viehzucht wird wenig getrieben, denn der Genuß des Fleisches ist durch die Religion verboten, daher werden Pferde und Rinder bloß als Last= und Zugthiere benützt; selbst von der Milch wird kein Gebrauch gemacht. Bloß Japanesen geringern Standes sollen Fleisch als Mittel gegen verschiedene Krankheiten genießen. Hunde gelten als heilig und sind daher durch ihre Menge eine wahre Landplage. Die Japanesen erzeugen sehr schöne Holzwaaren, vortreffliche Firnisse (der beste kommt vom Usuribaum), ausgezeichnetes Papier aus der Rinde des Maulbeerbaumes, welches nicht nur zum Schreiben und als Tapeten, sondern zu Taschentüchern und Kleidern ganz allgemein gebraucht wird, ganz weich und ungemein stark ist; Seidenwaaren, Porzellan, Strohflechtereien, besonders Strohschuhe. Das Land ist vulkanisch und ungemein reich an Metallen und werthvollen Steinen, die von den Bewohnern ausgebeutet werden; der japanische Stahl ist von unvergleichlicher Güte.

Die Sprache, mit den mongolischen und finnischen Sprachen verwandt, ist von der chinesischen verschieden, hat aber sehr viele Worte aus dieser, welche die gelehrte Sprache ist, aufgenommen. Die Literatur ist sehr reich; außer der chinesischen Schrift haben sie eine eigene Sylbenschrift. Unter allen Asiaten stehen die Japaner am höchsten in der Bildung, es gibt zahlreiche niedere und höhere Schulen. Jeddo soll die größte Stadt der Erde sein, mit mehr als 3 Millionen Einwohnern. Seit der Ausrottung des Christenthums hat sich Japan abgeschlossen, aber Engländer, Russen und Nordamerikaner rütteln an seinen Thoren und es wird einer gewandten Politik und der möglichsten Wehrbereitschaft bedürfen, wenn es nicht der abendländischen Raubsucht und Unterjochungslust erliegen soll.

D. Westliche Gruppe.

Finnische Völker.

Sie haben diesen Namen nach dem skandinavischen Worte Fenn oder Finnar, d. h. Sumpf oder Morast von den Gothen erhalten; sonst heißen sie auch von ihrer frühesten Heimath uralische Völker und bei den Russen tschudische, was wahrscheinlich dasselbe ist, was skythisch bei den Alten. Sie haben sich lange vor den Ariern über Europa verbreitet und dasselbe bewohnt, bis sie von Kelten, Germanen und Slawen theils ausgerottet, theils in die nördlichen Länder vertrieben wurden. Heut zu Tage nehmen sie noch einen Theil Nordwestasiens, Nordeuropas und (als Ungern) die große Ebene zwischen Karpathen und Alpen ein. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung brachen türkische Völker aus Mittelasien auf und drangen immer weiter gegen Westeuropa vor, eine Bewegung, die unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt ist. Auf ihrem Marsche vermischten sie sich mit den Finnen an der Ost- und Westseite des Urals, wodurch neue Völker und Sprachen entstanden; andere Finnen, von früherher in Europa wohnhaft, erfuhren germanische und slawische Einwirkung. An dieser Vermischung mit Finnen betheiligten sich endlich auch noch nordsibirische Völker und so entstanden die jetzt aus der Geschichte verschwundenen Avaren, Chasaren, Hunnen.*)

Die finnischen Völker waren ursprünglich sämmtlich Nomaden oder Jäger und Fischer, aber schon seit grauer Vorzeit haben sich die meisten auch dem Ackerbau zugewendet. Es giebt unter ihnen Wilde, Barbaren und Civilisirte. Von Körper sind die Finnen

*) Die Avaren waren nach Schaffarik ein türkisch-uralisches Bastardvolk, nomadische, verderbenbringende Räuber von perfidem Charakter und wurden von Karl d. G. fast vollständig ausgerottet. Sie sind vielleicht die „Macrocephali" der Alten. Die 1820 bei Grafenegg und 1846 bei Atzgersdorf in Niederösterreich gefundenen Avarenschädel (bei Kertsch in der Krim fand man ein Fragment eines sehr ähnlichen Schädels) wurden von Tschudi irrigerweise für Huancasschädel gehalten, die etwa unter Karl V. nach Wien gebracht und später weggeworfen worden wären. Man glaubt übrigens, daß die auffallende Form dieser Avarenschädel, welche sie denen der Huancas 2c. oberflächlich ähnlich macht, — obwohl die Avaren zu den gentes brachycephalae orthognathae, Völkern mit kurzem Hinterhaupt und lothrecht abfallenden Zahnhöhlenrändern, die Huancas zu den dolichocephalae prognathae, Völkern mit verlängertem Hinterhaupt und schief vorwärts abfallenden Zahnhöhlenrändern gehören — künstlich durch Druck im Säuglingsalter ausgeübt, hervorgebracht worden sei, wie bei den Huancas und Aymaras von Peru, den alten Guanchen 2c.

meist stark; ihr Gesicht ist platt, die Backenknochen sind vorstehend wie bei den übrigen Mongolen, aber das Haar ist nicht bloß schwarz, sondern auch braun, roth, blond, die Augen sind grau, die Gesichtsfarbe ist bräunlich. Mit Ehrlichkeit und Gastfreiheit verbinden sie Starrsinn und Unbarmherzigkeit; zugleich sind sie träge, ungefällig, unreinlich. Die meisten bekennen sich zur christlichen Kirche, manche sind Heiden, dem Schamanismus, der magischen Naturreligion ergeben, sehr wenige Mohammedaner. Kein einziges dieser Völker hat eine selbstständige Existenz und mit Ausnahme der Ungern haben sie fast keine Geschichte. Nach den Sprachen unterscheidet man 4 Hauptstämme:

1. Baltische Finnen. Sie wohnen um das baltische Meer und dessen große Busen und haben sich mit Scandinaviern und Deutschen vermischt, von welchen letztern namentlich sehr zahlreiche Worte in ihre Sprache übergegangen sind. Zu ihnen gehören a) die Liven, von welchen Livland den Namen hat, ein allmälig aussterbender Stamm, dessen größerer Theil auch bereits seine Sprache gegen die lettische vertauscht hat. b) Die Esten in den russischen Ostseeprovinzen Estland und Livland wurden durch den Deutschorden, unter dessen Hoheit sie im 14. Jahrhundert kamen, germanisirt und später dem russischen Reiche einverleibt. Die Leibeigenschaft hat ihren Charakter verschlechtert, so daß sie sorglos, starrsinnig, schmutzig und unwissend sind. Der Dialekt, den sie sprechen ist rauh und in der Entwicklung zurückgeblieben. Vom Heidenthum, dem sie im 11. Jahrhundert durch den Dänenkönig Kanut entrissen wurden, sind noch immer Spuren vorhanden. Einige ihrer sonderbaren Vorstellungen hat Krebel l. c. S. 21 mitgetheilt, namentlich von Lebensquellen, welche verjüngende und heilende Kräfte hätten, Augenquellen; ferner ganz eigenthümliche Gebräuche bei der Hochzeit. c) Die Ingerer oder Ishoren bewohnen die zwischen Peipus- und Lodogasee gelegene Gegend (Ingermannland) und sind nebst ihrer Sprache fast ganz in den Russen aufgegangen. d) Die Suomen oder wie sie sich selbst nennen Suomalaï haben das westliche Finnland und einige Gegenden Schwedens inne. Ihre Sprache hat sehr viele Worte der schwedischen Sprache aufgenommen, welche überhaupt noch die Geschäftssprache in Finnland ist, dessen Städte meist schwedische Bevölkerung haben. Die Kwänen und Tawasten sind als Nebenzweige der Suomen anzusehen. Diese letztern zeigen die charakteristischen Züge der Finnen: Schwerfälligkeit nnd Eigensinn in hohem Grade; man rühmt indeß auch ihre Friedensliebe, Gastfreundlichkeit und ihren Muth. Wie die meisten Finnen be-

sitzen auch die Suomen viel Talent zur Musik und Poesie und ihre vocalreiche Sprache ist reich an Volksliedern. Sie sind dunkelfarbig, von düsterem Aussehen, mit gelblichem, röthlichem oder weißlichem Haar, haben eine grobe Stimme und sprechen langsam. Es sind freie Leute, welche in dunkeln, schmutzigen Blockhäusern leben; wahrscheinlich von ihnen haben die Russen die allgemein gebrauchten Schwitzbäder angenommen. Außer Ackerbau und Viehzucht betreiben die Suomen die Jagd der Pelzthiere und den Fischfang stark, bauen auch zahlreiche, selbst große Schiffe, verfertigen allerlei Holzarbeiten, so wie Theersiederei und Kohlenbrennen bei ihnen im Schwung ist. Die Weiber weben verschiedene gröbere Zeuge. Die Kwänen gelten als schlau und arglistig, als tüchtige Kolonisten und Handelsleute, zugleich als Zauberer, sie haben sich bis in den höchsten Norden hinauf angesiedelt und werden von den das südliche Finnland bewohnenden Tawasten mit Furcht und Mißtrauen angesehen. Die Kwänen hatten früher auch das südliche Schweden und einige Distrikte Norwegens besetzt, aus welchen die meisten von den Gothen verdrängt wurden. — Die Suomen überhaupt bekennen sich zur altlutherischen Kirche; sie hatten früher eine Runenschrift, jetzt werden ihre Bücher mit deutschen oder lateinischen Lettern gedruckt. e) Die Karelier oder wie sie sich selbst nennen Karjalaï seth wohnen im südöstlichen Finnland und einigen angrenzenden russischen Gegenden; der sonst zwischen ihnen und den uralischen Finnen bestehende Zusammenhang wurde durch die sich dazwischen schiebenden Russen aufgehoben. Ihre Sprache weicht von der der Suomen ziemlich ab und hat auch viele slawische Worte aufgenommen; in Sitten und Gewohnheiten stimmen sie mit den Suomen überein. f) Die Lappen oder wie sie sich selbst heißen Same Lads leben in den nördlichsten Theilen Europas auf russischem und scandinavischem Gebiet, wohin sie von den Suomen und Scandinaviern gedrängt wurden. Dort ziehen sie nomadisch mit ihren Rennthieren von einer Gegend in die andere, den Sommer an den Küsten des Eismeers, den Winter in landeinwärts gelegenen Einöden und Gebirgen zubringend. Die Lappen sind der Stamm der Finnen, welcher sich nie über den Zustand der Wildheit erhoben hat. Man unterscheidet Berglappen und Seelappen; erstere die wohlhabenderen und glücklicheren sind mit ihrer ganzen Existenz auf das Rennthier angewiesen, welches ihnen (wie überhaupt allen Wilden und Barbaren welche glücklich genug sind, Rennthiere in größerer Zahl zu besitzen) die meisten Bedürfnisse befriedigt, während die Seelappen arme Fischer sind. Manche Lappen,

wohl Waldlappen genannt, geben sich viel mit der Jagd ab und treiben mit den Produkten dieser und der Rennthierzucht einigen Handel. Die Lappen überhaupt sind klein, meist häßlich, haben braunes Haar und braune schiefe, zwar lebhafte aber durch ihre Wimperlosigkeit und ihren entzündeten Rand häßliche Augen, kurze und breite Stirne, dicke Nase, vorspringende Backenknochen, gelblich braune Haut. Beide Geschlechter tragen wollene Beinkleider und darüber Stiefel von Leder, über den Oberleib eine Art Hemd von grobem Zeug. Beide Geschlechter befestigen die Kleidung mit einem verzierten Gürtel, an und innerhalb welchem sie ihre nothwendigsten Geräthschaften bergen. Im Winter werden Kopf und Körper unförmlich in Rennthierpelze eingehüllt; die Männer unterscheiden sich in der Kleidung fast nur durch eine Mütze auf dem Kopf. Die kleinen Kinder werden in verschlossenen Holzkasten herumgetragen. Männer und Weiber haben eine leidenschaftliche Neigung sich zu berauschen. Castrén berichtet, daß die Lappländer und besonders deren Weiber äußerst schreckhaft sind, und erschreckt entweder für einige Zeit bewußtlos niedersinken, oder in wahnsinniger Wuth beißen, kratzen und schlagen. Obwohl kaum 10,000 Köpfe stark, sprechen die Lappen eine Menge mit schwedischen und norwegischen Worten versetzter, an Gurgel- und Kehllauten reicher Dialekte, so daß sie sich oft selbst nicht verstehen. Der den Finnen sonst eigene Sinn für Musik, Gesang und Poesie fehlt ihnen.

2. Die Finnen der Wolgagegenden wohnen seit undenklicher Zeit in den Gouvernements der mittlern Wolga und haben, weil in Ost und Süd von türkischen Völkern umgeben, eine starke Einwirkung dieser auf ihre Sprache und ihre Sitten erfahren. a) Die rohesten unter ihnen, die Tschuwaschen sprechen eine fast türkische Sprache, sind klein, bleich von Gesicht mit dunkelgrauen Augen, schwärzlichem etwas krausem Haar. Von Charakter sind sie sanft, lenksam und treiben viel Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht. Beide Geschlechter tragen fast russische Kleidung; ihre weißen Hemden sind an Hals und Armen mit bunten Figuren gestickt; sie verstehen Meth und Bier zu brauen. Ein Theil der Tschuwaschen bekennt sich zur griechischen Kirche, die andern sind Heiden. b) Die Tscheremissen haben blondes Haar und ein weißes, aber unschönes Gesicht; sie werden für störrisch und arglistig gehalten; Kleidung und Lebensweise sind fast wie bei den Tschuwaschen; die meisten sprechen auch russisch und türkisch. Sie verehren zugleich Heilige der griechischen Kirche und den Propheten Mohammed und haben gleich den Tschuwaschen noch viele heid-

nische Gebräuche, Zauberer, Oberpriester für die Opfer ꝛc. c) Die **Mordwinen** sind stark und kräftig, von sanfter Gemüthsart, aber schmutzig und unwissend. Sie kleiden sich wie die Russen uud bekennen sich zur griechischen Kirche, treiben Ackerbau, Viehzucht, sind auch tüchtige Fuhrleute und Jäger. Alle diese Völker sind Urbewohner dieser Gegenden. Solche waren auch d) die **Teptiaren**, heutzutage ein Gemisch an der mittlern Wolga lebender Finnen mit Türken, welche von den Russen in den südlichen Ural gejagt wurden und deren Sprache ebensoviel türkische wie finnische Worte enthält. Ein Theil von ihnen sind Heiden mit dem alten Zauberwesen und Schamanenthum, die Türken unter ihnen sind Mohammedaner. Die Teptiaren leben von Vieh- und Bienenzucht, von der Jagd und treiben auch etwas Ackerbau.

3. Die **Permischen Finnen**, ein altes, in den isländischen Sagen rühmend erwähntes Culturvolk führen ihren Namen von dem alten Lande Permien oder Biarma südlich und östlich vom weißen Meere, welches sie ursprünglich wohl bis zum Ural bewohnten, bis sie von ugrischen Finnen westlicher gedrängt wurden. Sie haben sich, wahrscheinlich schon vom 6. oder 7. Jahrhundert nach Chr. an, zu einem berühmten Handelsvolke aufgeschwungen, bei dem die Kaufleute aus Asien bis nach Indien hinein, mit solchen aus den Ländern der Kelten, Germanen und Slaven zusammen trafen. Ihr Land, in dem man jetzt noch Münzen und Geräthe von Gold, Silber und Kupfer in der Erde findet, enthielt zahlreiche Festungen, blühende Städte, darunter die Hauptstadt Tscherduin mit prächtigen Tempeln. Der Glanz dieses Volkes, welches bereits im 12. Jahrhundert unter die Hoheit der Republik Nowgorod kam, verfiel, als der mongolische Verwüster Batu-Khan, ein Enkel Dschingis-Khans, im 13. Jahrhundert Rußland erobert hatte. Im 14. Jahrh. wurden die Permier von Moskau aus zum Christenthum bekehrt und kamen im 15. unter die Herrschaft der russischen Großfürsten. Sie sind übrigens auch heutzutage nur Christen dem Namen nach mit tiefen Spuren des alten Heidenthums, glauben an einem Gott Jumar, den sie in der Sonne wohnen lassen, an einen guten und bösen Geist, welchen in Wäldern unter Leitung der Priester Opfer gebracht werden, und suchen in Krankheiten Hülfe bei Wahrsagern. — Die Permier sind schlanker als die Wolgafinnen, weiß von Gesicht, mit blonden, häufig rothen Haaren, behend, heiter, lenksam, verständig aber jähzornig, rachsüchtig, zur Berauschung mit Bier und Branntwein geneigt, die den Frauenzimmern sogar zur Ehre gereicht. Sie befinden sich in ziemlichem

Wohlstand, leben von Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, die Weiber spinnen und weben. Die Wohnungen und die Kleidung der Männer stimmen oft mit der der Russen überein, die der Frauen, welche eine hohe Mütze von Birkenrinde tragen, weicht mehr ab. Sie haben keine Schrift; jedes Familienhaupt führt eine Chiffer als Zeichen, die bei seinem Tode auf die Söhne übergeht. Heirathen werden durch Entführung gemacht; ein neugeborenes Kind erhält den Namen der ersten Person, die dem Vater beim Ausgehen begegnet. Keuschheit der Jungfrauen ist nicht geachtet, die Frauen werden gut behandelt. Die Permier theilen sich jetzt in 3 oder eigentlich nur in 2 Völker, welche eine gemeinschaftliche Sprache, die syrjänische reden, die wieder in vier verschiedenen Dialekten sich ausprägt. a) Die Wotiaken leben namentlich zwischen den Flüssen Wiatka und Kama und mischen sich südlich und östlich mit Tscheremissen, von deren Sprache die ihrige manches aufgenommen hat. b) Die Syrjänen wohnen nördlich von den Permiaken an der obern Kama und Wuitschegda. Sie bilden c) mit den Permiaken oder Permiern im engern Sinn nur ein in 2 Wohnsitze getrenntes Volk, das der Komi; die Permiaken wohnen südöstlich von den Syrjänen an der Koma und einigen ihrer Nebenflüsse von Viehzucht und Jagd und unterscheiden sich nur durch die Sprache von den Russen, deren Tracht und Sitte sie gänzlich angenommen haben.

4. Die Ugrischen Finnen, auch ugorische, und juguriſche genannt, sind nach dem Zerfall von Attila's Hunnenreich um 462 n. Chr. aus den Ländern jenseits des Ural nach Europa gekommen; die russischen Chroniken führen sie als Ugri, Jugri an. Der zahlreichste Stamm unter diesen Ugriern, die Onoguren oder Uiguren, ein reitendes Hirtenvolk, setzten sich im 9. Jahrhundert westwärts in Bewegung, fanden die große, baumarme Donauebene im Süden der Karpathen zu ihrer Niederlassung passend und wurden die Stammväter der jetzigen Ungern, während andere Ugrier sammt ihren Ländern zu verschiedenen Zeiten den Russen unterworfen wurden. Jugrien umfaßt das jetzige Gouvernement Tobolsk und einen Theil des Gouvernements Perm; dort wohnen heutzutage die Wogulen und Ostiaken, die nächsten Verwandten der Ungern. Ein in der Heimath zurückgebliebener Theil der Ugrier wurde zum Stammvater der heutigen Baskiren, welche noch im 13. Jahrhunderte die Sprache der Ungern redeten, aber sie später gegen die türkische vertauschten. Nach dem alten niederländischen Reisenden Ruysbroek wären auch die Hunnen Uiguren gewesen, aus dem Lande der Bas-

kiren hervorgegangen und später Ungern genannt worden. — Die Ugrier zerfallen in 3 Völker: a) Die Wogulen sind von der Westseite der Kama bis jenseits des Ural verbreitet, von Wuchs klein, weibisch, weiß von Gesichtsfarbe aber mit mongolischem Ausdruck. Das lange Haar ist schwarz oder dunkelbraun, selten röthlich oder blond. Sie gelten als ein phlegmatisches, schlaues, zu Unordnungen geneigtes Volk, welches von Jagd und Viehzucht lebt, im Sommer nomadisirt und dabei Jurten aus Baumrinde mit sich führt, im Winter kleine, schmutzige Häuser bewohnt. Sie sind Heiden und viele von ihnen Schamanen. Die südlichen treiben etwas Ackerbau und reden fast mehr russisch.

b) Die Ungern, Ungarn, Magyaren wurden im 6. Jahrh. von türkischen Völkern unterworfen und lebten bis zum 9. als räuberisches Nomadenvolk im jetzigen russischen Gouvernement Jekaterinoslaw. Abwechselnd von mährischen und deutschen Fürsten zu Hülfe gerufen, setzten sie sich im gleichem Jahrh. im heutigen Ungarn fest, von wo sie fortwährend Einfälle in's deutsche Reich machten, nach alter Gewohnheit mordend, sengend und plündernd. Stephan d. H. ihr erster König milderte ihre Sitten durch Bekehrung zum Christenthum, so daß sie beim Ackerbau und der Viehzucht blieben und nach und nach zu einem civilisirteren Volk wurden. Im 10. Jahrh. eroberten sie Siebenbürgen; die sogen. Szekler waren entweder schon ursprünglich Magyaren oder sind ein magyarisirtes türkisches Volk. Die seit dem 11. Jahrhundert in Ungarn sitzenden türkischen Stämme der Kumanen und Jazygen sind erst seit 200 Jahren mit dem völligen Erlöschen ihrer Sprache zu Ungarn geworden. Die Haiducken sind kein besonderer Stamm, sondern Reislaufer aus Ungarn, Serben und Walachen gemischt, die um Geld jedem Herrn dienen. Die ungarische Sprache, nach Bau und Vocabular eine Finnische, hat auch viele Worte aus verschiedenen europäischen Sprachen, dann auch aus dem Arabischen und Persischen aufgenommen, und wird hauptsächlich im Raaber- und Debrecziner-Dialekt gesprochen, neben welchen noch untergeordnete Mundarten bestehen. Amtliche Sprache war früher das Latein, welches die meisten Gebildeten in Ungarn verstehen. Die körperliche Bildung der Ungern hat sich durch den Aufenthalt in einem schönern Klima und durch den Contakt mit den germanischen Völkern verbessert; der Gesichtsumriß ist weniger rund, die Backenknochen sind weniger vorragend als sonst bei den Finnen, die Augen sind feurig, die Nase ist edel geformt, der Bart stark und buschig, die Gesichtsfarbe noch immer etwas fahl. Ein großer Theil des

Volkes ist auch jetzt noch seiner alten Bestimmung, dem Hirtenleben treu, womit hie und da auch das Räuberhandwerk verbunden wird, wie namentlich die Schweinehirten um den Plattensee, die sogen. Gonassen berüchtigte Räuber sind. Zugleich ist Ungarn ein herrliches Wein- und reiches Getreideland und erzeugt sehr viel Tabak; ganz besonders werden auch Melonen und Kürbisse, Hauptspeisen des Volkes cultivirt. — Die ungarische Sprache hat zwar eine sehr reiche Literatur, aber die Bereicherung und Förderung, welche die Wissenschaften von ihr erfahren haben, sind doch nur gering. So läßt sich auch von selbstständigen höhern Kunstleistungen nicht viel nachweisen und von allen Künsten ist nur der Gesang zur Blüthe gelangt. Die meisten Ungern sind katholisch, eine Minderzahl reformirt, sehr wenige gehören der lutherischen und griechischen Confession an. Die ungarische Nation bestand vor der letzten Revolution nur aus 2 Ständen, den verhältnißmäßig sehr zahlreichen Adeligen (deren vornehmste und reichste den Titel Magnaten führen, und deren niedrigere Classen so häufige Beweise von Roheit und Gesetzlosigkeit gegeben haben) und aus den Nichtadeligen, die von den ersten gleichsam als Sklaven betrachtet wurden. So hat auch die ungarische Nation, selbst so laut nach Freiheit schreiend, in ihrem nationalem Hochmuth die andern in Ungarn lebenden Bevölkerungen Kroaten, Sclavonier ɪc. stets unterdrückt. Der magyarische Adel hatte Privilegien und Rechte, fast noch größer und ausgedehnter, als der polnische, welche den König zu einem machtlosen Schatten machten. Wie Polens, so gingen auch Ungarns Rechte und Privilegien durch die Turbulenz und die Ehrsucht seines Adels verloren, mit welchem sich in Ungarn noch unruhige Advokatenköpfe verbunden hatten. Jetzt sind die Ungarn den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie gleichgestellt und es wird wohl nie mehr die Rede davon sein, einseitige National- und Kastenrechte zum Verderben der Gesammtheit wieder herzustellen.

c) Die am Ob wohnenden Ostiaken haben im Westen die Wogulen, im Norden die Samojeden, im Süden türkische Völker zu Nachbarn. Sie sind klein, schwächlich, mager, von bleichem unschönem Gesicht mit röthlichem oder hellblondem Haar, in geistiger Beziehung gutmüthig, beschränkt, abergläubisch, träg und unreinlich. Fischerei ist ihre Hauptbeschäftigung, daneben etwas Jagd und Vogelfang. Im Sommer ziehen sie mit pyramidalen Jurten umher, im Winter haben sie feststehende Wohnungen. Sie kleiden sich in Häute und Pelzwerk; die Frauen, welche bei diesem Volke, wo Polygamie herrscht, die Sclavinnen des Mannes sind, täto-

wiren sich Arme und Hände. Die Ostiaken sind dem Schamanismus ergeben.

Pallas (Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaft. des russischen Reichs I, 318) fand nördlich vom Kaspimeer mehrere Mausoleen aus unbekannter Zeit, von sehr guter, kunstreicher Construktion mit vollständiger Anwendung der Theorie des gothischen Spitzbogens. In Nordasien entdeckte man Bauwerke, Instrumente und Geräthe verschiedener Art, Armbänder mit Perlen ꝛc. vorhistorischer unbekannter Völker, die theilweise der finnischen Gruppe angehört haben mochten.

E. Nördliche Gruppe.

Die Völker derselben sind mehr durch ihre Culturstufen und Sitten so wie durch Aehnlichkeiten in ihrer physischen Beschaffenheit als durch die Sprachen verwandt. Sie bewohnen die nördlichen und nördlichsten Gegenden Asiens und sind mit Ausnahme eines Theiles der Tungusen sämmtlich dem russischen Reiche einverleibt, an das sie Tribut meist in Pelzen entrichten; ihre innern Angelegenheiten ordnen sie hingegen nach eigenem Ermessen.

1. Jenisseïer nennt man wenig zahlreiche Nomadenhorden mit eigenthümlicher Sprache, welche wahrscheinlich ihre Ursitze am Altaigebirge hatten und heutzutage sich an den Ufern des Jenisseï zwischen den nördlichen und südlichen Samojeden umhertreiben. Sie gehen durch Aussterben und durch die Annahme fremder Sprachen der sie umgebenden, namentlich türkischen Völker ihrem Ende entgegen. Sie nähren sich von Jagd und Fischfang, haben auch einige Rennthiere und entrichten Tribut an die russische Regierung in Zobel- und anderem Pelzwerk. Ihre Jurten sind aus Stangen und Birkenrinde gemacht, ihr Glaube ist der Schamanismus. Man nennt als noch jetzt vorhandene Stämme die Könnitzenz (Sirjän der Russen), die Pumpakalis, Kottuen oder Aßßamen, Kongroitschin, Deng. Ganz ausgestorben sind die Ariner.

2. Die Samojeden (welcher Name vielleicht ebenfalls von dem finnischen Suoma, Sumpf, Morast abzuleiten ist) oder wie sie sich selbst nennen, Njennez oder Chaßowo, d. h. Leute oder Männer — eine Bezeichnung, welche viele wilde barbarische Völker anwenden, etwa so, wie das Volk auch in Europa Gewässer, an denen es wohnt, einfach Wasser, Fluß, Bach, acqua, rio, river etc. nennt — waren ursprünglich auch Bewohner des Altaigebirges, an dem die südlichen Samojeden noch weiden, während die nördlichen

sich an den Küsten des Eismeeres verbreiten. Es sind kleine, untersetzte, sehr kurzbeinige Menschen mit plattem, gelb- bis schwarzbraunem, selten weißem Gesicht, schwarzen Augen und sehr stark eingedrückter Nase, großem Mund und Ohren, schwarzem, ungemein hartem, glattem Haar. Sie kleiden sich in Pelze, das Haar nach außen gekehrt, und die Form der Kleidung ist bei beiden Geschlechtern gleich, so daß man die Weiber nur durch farbige Zeugstücken unterscheidet, mit welchen sie ihren Pelz besetzen. Die Samojeden leben von Fischen, Wild und der Rennthierzucht und genießen ohne Auswahl Alles, selbst faules Fleisch, lieben namentlich auch rohes Fleisch und zum Trinken noch warmes Rennthierblut. Ihre Jurten aus Baumrinde gemacht und mit Fellen bedeckt sind kegel- oder pyramidenförmig mit einem Rauchloch am Gipfel. Essen und dann müssig und stumpfsinnig liegen macht die Wonne dieses Volkes aus, das mit Ausnahme der Nahrung und des geschlechtlichen Umgangs so zu sagen bedürfnißlos ist, nicht einmal nach Tabak und Branntwein strebt, so gern es dieselben auch genießt, wenn es sie hat, dabei aber doch in dieser Bedürfnißlosigkeit zufrieden und wohl ist. Kein Samojedenstamm scheint etwas zu bauen oder zu pflanzen, und da manche von ihnen nur schwache oder gar keine Heerden besitzen, so gerathen sie im Winter oft in bittere Noth und werden, wenn auch die Wurzeln fehlen, zu Cannibalen, die sich unter einander selbst aufzehren. Das ganze Volk, kaum noch 80,000 Seelen stark, spricht vielerlei Dialekte; ihre Sprache überhaupt, am nächsten mit den innerasiatischen Sprachen verwandt, ist im Ausdruck sehr kurz und hat wenig zusammenhängende Perioden. Sie glauben an ein höchstes gutes und an ein böses Wesen, mit welchem ihre Zauberer in Verbindung stehen, und an Sonne und Mond als Untergötter, legen den Todten Kleidung und Waffen aufs Grab, scheinen daher auch an Fortdauer zu glauben. Es herrscht bei ihnen Vielweiberei und die Frauen, welche um Rennthiere, Pferde, Rinder ꝛc. gekauft werden, sind schon im 10. Jahre mannbar, sterben aber früh. Mord, Raub und Diebstahl sind den Samojeden unbekannt; sie haben keine Häuptlinge, und höchstens wird einmal ein Familienvater oder Priester aufgefordert, seinen Rath zu ertheilen oder Schlichtung von Zwistigkeiten zu versuchen.

a) Die südliche Abtheilung hat im Osten und Süden Mongolen zu Nachbarn, im Westen Jenisserer und türkische Völker, im Norden Tungusen. Man unterscheidet a) Uliang hai, d. h. Rennthierjäger, wie sie die Chinesen nennen, unter deren Botmäßigkeit sie meist stehen und an welche sie Tribut in Pelzwerk, eßbaren

Lilienzwiebeln &c. entrichten, und welche wieder in die Stämme der Baïgarin, Mattar, Toshin, Ulek und Sojoten zerfallen. Die Ulek besitzen zahlreiche Pferde, Rinder, Kameele, auch viel Silber, womit sie Thee von den Chinesen kaufen und Steinsalz. Die andern Stämme sind sehr dürftig, und einige von ihnen, wie die russischen Sojoten, welche Hunde zum Ziehen brauchen, nehmen eine der tiefsten Stufen der menschlichen Gesellschaft ein. Die chinesischen Sojoten hingegen sind ziemlich wohlhabend und stehen unter zwei Fürsten. Von Mitleid für Andere, Hilfe für die Armen &c. ist bei den Uliang hai keine Spur zu finden. b) Koibalen, ein wohlhabender Hirtenstamm, der sich zum Christenthum bekennt. c) Die Kanmanaschen oder Kamaschinzi der Russen, welche dem Schamanenthum ergeben sind und an die Russen Tribut in Zobelpelzen und Silber entrichten. Fast ausgestorben sind die Mati und Kara-kasch.

b) Die **nördlichen Samojeden** leben am Eismeere und sind im Westen von Finnen, im Süden von diesen und den Jenisseïern, im Osten von Tungusen umgeben. Sie theilen sich in die Stämme: a) der Turachaner am linken Ufer des Jenisseï; b) Karassen am rechten Ufer dieses Stromes; c) Tawgis zwischen Jenisseï und Chatanga bis zur Lena; d) Mokasse am Tas, im Westen vom Jenisseï; e) Jurazen an der hohen, Juraz genannten Küste zwischen Ob und Jenisseï; f) Wanoita am Mesen- und Petschorafluß; g) Tyßja Ilazi im Gouvernement Archangel; h) Chyrjutschi bei Beresow, Obdorsk; die um Beresow sind ausnahmsweise groß und schlank. Einige zerstreute Samojedengruppen leben endlich mitten unter Jenisseïern, Finnen und Türken.

3. Die Tungusen leben im nordöstlichen Asien von der Küste der japanischen See bis zum Eismeere. Ihr Name kommt wahrscheinlich von dem altchinesischen Tong-hu, nach andern vom Worte Tonki, Mann, wie sich mehrere ihrer Stämme heißen, die meisten derselben nennen sich Boje, d. h. Menschen, Leute*). Sie sind gewöhnlich ziemlich klein, mit weniger breitem Gesicht als die eigentlichen Mongolen, am meisten den Kalmüken ähnlich, fast sämmtlich sehr unreinlich. Das schwarze Haar wird oft nach hinten in einen Zopf geflochten, der ohnehin schwache Bart gänzlich ausgerauft. Sie tragen einen Pelz und zwar auf der bloßen Haut, Beinkleider, Stiefel und eine gewöhnlich rothe, mit Pelz besetzte Mütze;

*) Maury will die Hunnen von den Tungusen abstammen lassen.

an einem Gürtel über dem Pelz hängen Rauch- und Feuerzeug. Die Frauen haben einen kurzen Rock von Leder, unten mit zahlreichen Schnüren und Metallringen behängt, so daß sie im Gehen rasseln und statt des Unterkleides lange bis an die Hüften reichende Lederstrümpfe, woran das Rauchzeug hängt, denn beide Geschlechter lieben das Rauchen leidenschaftlich. Ohrringe und Korallenhalsbänder sind ein gewöhnlicher Schmuck der Frauen. Die Tungusen leben vom Fleisch der zahmen Thiere und des Wildes, von Milch, Käse, Wurzeln und Zwiebeln und trinken Thee mit Milch und Butter gesotten und Milchbranntwein. Manche Stämme besitzen große Heerden von Schafen und Ziegen, Rindern und Pferden, selbst Kameele und ziehen mit Jurten und Geräth in ihrem weitläufigen Gebiet umher; andere haben Rennthiere, wieder andere besitzen nur Hunde zum ziehen: hierauf gründen sich die russischen Benennungen der Pferde- Rennthier- und Hundetungusen. Die Chinesen unterscheiden die unter ihrer Botmäßigkeit lebenden Stämme in Rennthier- Hunde- und Fußtungusen; letztere müssen wegen ihrer Armuth zu Fuße wandern. Die Tungusen treiben an den Strömen Fischfang und bauen sehr lange, schmale Boote. Sie wissen auch die Pelzthiere vortrefflich zu jagen und sinnreiche Fallen und Selbstgeschosse zu verfertigen, handhaben auch den Bogen meisterhaft. Früher entrichteten sie ihren Tribut in Zobeln, doch haben diese sehr abgenommen. Die Frauen werden gekauft und jeder darf so viele haben, als ihm beliebt; die meisten haben aber doch nur zwei. Heirathsceremonien finden so viel wie keine statt; ist die Braut gegen Vieh oder Felle von den Eltern gekauft, so führt sie eben der Bräutigam in seine Jurte. Die Todten werden nicht begraben, sondern mit Gestrüpp bedeckt auf einen Baum oder an einen abgelegenen Ort, auch nur auf die Erde oder bei besonderer Rücksicht auf ein hölzernes Gerüst gelegt und ihre Waffen neben sie. Ihre Religion ist der Schamanismus; in jeder Jurte sind Götzenbilder von Holz oder Kupfer aufgestellt, vor denen man betet, wenn man zu einer Unternehmung auszieht und ihnen den Mund mit Rahm oder Blut beschmiert, wenn Jagd oder Fischfang gut ausfiel, sie aber in den Winkel oder gar in's Wasser wirft, wenn die Unternehmung mißlang. Sie beten auch die Sonne an; zum Christenthum wollen sie sich nicht bekehren lassen. Sonst gelten sie als ehrliche, aufgeweckte, das Recht hochachtende Menschen mit einem heroischen Zug, weshalb sie auch von den Heldenthaten ihres Volkes sich gerne unterhalten.

Die unter chinesischer Hoheit stehenden Tungusen, etwa 4 Millionen an der Zahl in einigen sechzig Stämmen heißen Mandschu, bei den Russen Bogdoi und ihr Fürst bemächtigte sich 1644 nach Verjagung der mongolischen Dynastie des chinesischen Throns, den die Mandschu bis jetzt behauptet haben, aber gegen die Taiping, d. h. das reagirende chinesische Element zu verlieren Gefahr laufen. Wenigstens haben seit einigen Jahren die Insurgenten beständig Fortschritte gemacht. Die Mandschusprache ist die Hofsprache in Peking; die amtlichen Erlasse werden zugleich in ihr und im Chinesischen bekannt gemacht. Die in mehreren Dialekten gesprochene, im Ganzen sanfte Mandschusprache hat merkwürdigerweise manche Wurzeln nicht bloß mit mongolischen und türkischen, sondern auch mit indoeuropäischen Sprachen gemein *).

4. Die Aino oder Kurilen (beide Namen von Wörtern abgeleitet, die Mensch bedeuten) leben auf der Südspitze von Kamtschatka, den zwischen diesem Lande und Japan liegenden Inseln, namentlich auch auf den großen Inseln Tarakai und Jesso und um die Amurmündung. Nach chinesischen Schriftstellern haben sie früher auch die Nordhälfte von Nipon bewohnt, von wo sie erst im 15. Jahrhundert vertrieben wurden; die Japanesen nennen alle Aino Jesso. Schon die ältesten chinesischen Chronisten, über 2000 Jahre vor Christus erwähnen (nach Desmoulins l. c. p. 348) dieses haarige Volk. Es sind sämmtlich wilde Fischer und Jäger; ihr Körper ist merkwürdig genug mit schwarzen oder röthlichschwarzen Haaren stark besetzt, was ihnen in Verbindung mit dem schwarzbraunen Gesicht und ihren Pelz- und Federkleidern ein abschreckendes Ansehen gibt. Sie gehören zu den geschmacklosesten Wilden, welche manche japanische Sitten nachäffen und zu ihren Kleidern auch solche und Schmuck civilisirter Völker mischen, indem sie selbe von den Chinesen, Japanern und Russen einhandeln; den Kopf bedecken manche Stämme mit Mützen, andere haben ihn auch bei der größten Kälte, Nässe und Nebel unbedeckt, da sie hiergegen sehr abgehärtet sind. Sie leben von Seethieren aller Art, namentlich auch Trepang, von Vögeln und Wild, besonders auch dem Fleisch der Bären, deren es auf den Kurilen sehr viele gibt;

*) Von Tungusenstämmen an der Südküste des Ochotzkischen Meeres und im Amurland führt Krebel an: Orotschen oder Giljaken, Mangunen, Golde, Köle, Negda, Birar, vorzüglich von Fischfang und Jagd lebend. Auf der Insel Sachalin wohnen Giljaken, Orongen und Aino beisammen; erstere unabhängig, letztere von den Japanesen abhängig. Die zahlreichen Golde nehmen vorzüglich das rechte höhere Ufer des untern Amur ein.

manche sollen Baumblätter genießen; zugleich sind sie große Liebhaber von Branntwein und japanischem Wein. Junge Bären werden nach Hause gebracht und den Frauen an die Brust gelegt, um sie, nachdem sie aufgefüttert sind, theils des Fleisches, theils der Galle wegen zu schlachten, die für sehr heilsam gilt. Sie haben Kähne und Schneeschuhe, tauchen und springen gut und laufen unglaublich schnell; ihre Waffen sind Lanzen und Schwerter, manche haben auch Pfeile und Bogen, Dolche und Schleudern; sie verstehen auch mit dem Wurfspieß auf Wild und Fische gut umzugehen. Die Frauen weben grobes Zeug und nähen und steppen Pelzkleider; sie bemalen sich den Mund mit einem grünen Pflanzensaft und tätowiren sich dessen Umgebung so wie auch Hände und Füße. Die Wohnungen sind sehr einfach, bestehen auf Jesso z. B. aus einem auf Pfeilern ruhenden Strohdache; der Boden ist mit Rohrdecken belegt; an den Seiten der Hütte sind Käfige für Schleiereulen, deren Federn zur Verzierung der Pfeile dienen. Die Aïno treiben einigen Handel mit Chinesen, Japanesen, Russen, von denen sie Glasperlen, Tabakspfeifen, bunte Seiden- und Baumwollenstoffe, geistige Getränke ꝛc. gegen Häute, Wild, Seethiere eintauschen; manche entrichten einen Tribut an die Russen, andere an die Chinesen.

Auf den kurilischen Inseln heirathen die nächsten Verwandten untereinander und es herrscht Polygamie in eigenthümlicher Weise, so daß ein Mann mehrere Frauen an verschiedenen Orten hat, die er seiner Geschäfte willen besucht oder wenn zwei am gleichen Orte leben, so bewohnt doch jede eine eigene Hütte. Kommt eine Frau mit Zwillingen nieder, so tödtet sie eines der Kinder. Der Gesang, die gesellschaftlichen Unterhaltungen und Spiele sind von der einfachsten und rohesten Art; manche Streitigkeiten werden durch Ringkampf ausgemacht und der Sieger hat das Recht, den Ueberwundenen auf das entsetzlichste zu prügeln. Die Aïno sind ein sehr beschränktes aber ehrliches und der Bildung doch nicht unfähiges Volk. Häuptlinge haben sie nicht; jede Familie ist für sich und der ansehnlichste Greis ihr Oberhaupt. Schrift ist ihnen unbekannt; die religiösen Vorstellungen sind sehr roh, scheinen manchen ganz zu fehlen; bei vielen sieht man jedoch Götzenbilder in ihren Jurten; manchmal zünden sie zu Ehren der Gottheit große Feuer an; auch haben sie ein eigenthümliches, eisernes, mit Schellen versehenes Instrument, mit dem beim Gebet oder beim Opfern nach glücklich überstandener Krankheit geklappert wird.

5. Die **Kamtschadalen**, die hauptsächlichsten Urbewohner der an Vulkanen, steilen Felsen, Nebeln, finstern Wäldern und dem

reichsten Graswuchs so reichen Halbinsel Kamtschatka, nennen sich selbst Kroschscha, Menschen oder Itälmen, Landeseinwohner. Dieses unschöne Volk ist klein von Wuchs, aber breitschulterig, mit unregelmäßigen Zügen, tief im Kopfe liegenden Augen, eingedrückter Nase, großem Mund mit dicken Lippen, hängendem Bauch und dünnen Beinen. Sie nähren sich vom Speck und Fleisch der Wal- und anderer Seethiere, der Wasservögel, so wie der Fische (an welchen ihr Land überreich ist) aber auch von Zwiebeln, Wurzeln und Beeren, und berauschen sich öfter mit einem alkoholischen Getränk, dem Fliegenschwamm zugesetzt wird, bis zur Raserei. Früher kleideten sie sich in Fuchs- und Seehundsfelle, in Vogelfedern, jetzt tragen sie einen Rock von russischem Schnitt und darüber ein Ermelwamms mit Kapuze und Hundepfoten zur Bedeckung des Gesichts bei großer Kälte. Beide Geschlechter haben Beinkleider, Stiefel von Seehundsfellen und über die ganze Kleidung noch einen Pelz. Im Sommer wohnen sie in Hütten über der Erde, im Winter in unterirdischen Jurten. Sie besitzen Schneeschuhe, von Hunden gezogene Schlitten und zweierlei Boote, von denen die einen nur auf den Flüssen gebraucht werden, die andern, Baidaren genannt, zur Fahrt auf der See dienen; letztere sind nach Umständen von Holz oder Seehundshäuten gemacht. Als Waffen haben sie Bogen und Pfeile, Lanzen und vierspitzige Piken. Die steilsten Felsen ersteigen sie mit unglaublicher Behendigkeit. Die Männer sind viel mit der Jagd der Pelzthiere und Wasservögel, dann mit dem Fischfang beschäftigt; auch liegt ihnen die Verfertigung des Hausgeräthes und Bereitung der Speisen ob; die Frauen spinnen und weben Nesselfasern zu Zeugen und sammeln Vorräthe von eßbaren Lilienzwiebeln, von Wurzeln und Kräutern, auch machen sie die Kleider und verstehen sehr gut Leder zu gerben und zu färben. Die Mädchen um welche geworben wird, müssen durch List und Gewalt gewonnen werden; die Kinder werden 3 — 4 Jahre gesäugt und obwohl die Eltern sie sehr lieben, hat doch die Jugend keine Achtung gegen die Eltern. Der Umgang mit den Kosaken hat Charakter und Sitten dieses Volkes sehr verschlechtert und die größte Niederträchtigkeit, Falschheit und Sittenlosigkeit bei ihm hervorgerufen. Sie tanzen zu einer Art Schalmei und ihr Gesang besteht in der Nachahmung des Geschrei's verschiedener Thiere. Dem Namen nach Christen haben sie doch einen großen Theil ihrer frühern Gebräuche und Vorstellungen von der Gottheit und der Welt beibehalten und tadeln erstere wegen der vielen Uebel und Unannehmlichkeiten in der Welt. Sie glauben an eine Unsterblichkeit — nicht bloß der Menschen sondern aller We-

sen —, welche aber bloß eine Fortsetzung dieses Lebens in einer unterirdischen Welt ist, mit allen seinen Genüssen und Beschwerden, den Hunger ausgenommen. In den Vulkanen, den heißen Quellen, den Wäldern nehmen sie böse Geister an; die Wolken, die Erdbeben u. s. w. werden durch Götter regiert. Gaetsch ist der Herr der unterirdischen Welt, wohin die Menschen nach dem Tode kommen; die Eidechsen sind seine Kundschafter, die ihm Nachricht bringen, welche Menschen in diesem Jahre zu ihm gelangen werden, daher man sie tödten muß, wo man sie trifft. Die menschlichen Leichen werden in's Freie geworfen, wo sie die Hunde verzehren; dadurch bekommen die Verstorbenen nach der Meinung der Kamtschadalen in der andern Welt viel schönere Körper, als sie in dieser hatten. Den Göttern opfern sie, wie alle Völker Nordasiens immer nur das Schlechteste, von den Fischen z. B. die Gräthen und Flossen; statt der Schamanen haben sie alte Weiber, welche sich mit Wahrsagerei, Abwendung von Unglück und Krankenbehandlung abgeben. Im November feiern sie ein Reinigungsfest, wobei sie an einen Greis eine Art Beichte ablegen und wobei zur vermeintlichen Heiligung eine Menge Dinge verbrannt werden, was Alles unter den lächerlichsten Grimassen geschieht. Ihre ganz eigene Sprache hat mit der mongolischen sehr wenig gemein, manche Wörter kommen mit samojedischen und ostjakischen überein. Die Kamtschadalen sind nur noch wenig zahlreich und nach Krebel vorzüglich in Folge von Variola, Syphilis und Lepra borealis ihrem Aussterben ziemlich nahe.

6. Die Jukagiren oder, wie sie sich selbst nennen, Ardon-Domni leben im nordöstlichen Asien meist an der Indigirka und am Aniui und weichen in der Sprache von ihren Nachbarn, den Jakuten und Korjaken gänzlich ab; mit den Tungusen und Samojeden haben sie nur einige Wörter gemein. Dieses einst zahlreiche, nun sehr schwache Volk ist durch Seuchen größtentheils um seine Rennthiere gekommen, weßhalb die meisten Jukagiren als Fischer und Vogeljäger ihr Dasein fristen; die wenigen, noch Rennthiere besitzenden hausen auf den Tundras (öden, langweiligen Moossteppen) an den Küsten des Eismeeres. In Kleidung und Sitte sind die Jukagiren bereits den Russen sehr ähnlich geworden. Sie lieben die Musik leidenschaftlich und fast alle spielen etwas die ihnen von den Russen zugebrachte Geige; die Frauen haben ziemlich angenehme Singstimmen. — Fast ganz verschwunden sind die Tschuwanzen, ein Zweig der Jukagiren, welche im Anfang des vorigen Jahrhunderts am Anadyr lebten, später nach der Kolyma wander-

ten und durch Niederlagen, welche die Tschuktschen ihnen und den Jukagiren beibrachten, fast ganz ausgerottet wurden. Statt der Rennthiere halten sie zum Ziehen jetzt meist Hunde.

7. Die Korjaken bewohnen den nordöstlichen eisigen Winkel Asiens, nördlich von den Tungusen und Kamtschadalen, östlich von den Jukagiren und sind ein noch ziemlich zahlreiches mannhaftes Volk voll Selbstgefühl, theils Rennthiernomaden, theils seßhafte Seejäger. Die am Penhsinischen Busen lebenden nennen sich Tschauktschu, so viel wie Ansässige; die nördlich von ihnen lebenden Rennthier-Korjaken Tumugutu; die am Flusse Olutorka angesiedelten, die Olutorski der Russen, nennen sich selbst Kanghichwalo; einige wenige Korjaken sind in Kamtschatka seßhaft. Einen Hauptstamm dieses Volkes bilden endlich die Taima oder wie sie die Russen bezeichnen Tschuktschen, die nördlichsten von allen. In physischer Beschaffenheit und Sitten machen die Korjaken den Uebergang zu den nordamerikanischen Indiern; auch ihre Sprache, welche sonst eine schwache Verwandtschaft mit finnischen Idiomen erkennen läßt, hat schon Kehllaute, die denen der Koloschen ähneln. Sie reden schreiend, wie aus dem Halse, die Wörter sind lang, beginnen und endigen oft mit Diphthongen, die Sylben sind kurz; als Grunddialekte gelten die der Tschauktschu und Tumugutu.

Die seßhaften Korjaken gleichen an untersetztem Bau, Gesichtsschnitt und auch in Sitten ziemlich den Kamtschadalen, die nomasirenden sind kleiner, magerer und haben ein ovales Gesicht und starke Brauen über den kleinen Augen. Wie so oft Hirtenvölkern, so ist auch ihnen eine gute Portion Stolz eigen; sie sind stolz auf ihre Heerden und ihre Freiheit nicht bloß gegen die seßhaften Landleute, sondern auch gegeu die Russen, von welchen sie glauben, dieselben müßten doch ärmer sein als sie, sonst würden sie nicht so weit her zu ihnen kommen. Die Lebensweise dieser Rennthier-Korjaken ist äußerst einfach; sie genießen die Milch ihrer Rennthiere und das Fleisch derer, die etwa gefallen oder von Raubthieren verwundet wurden, da sie mit den Rennthieren wie mit Hausgenossen umgehen und höchstens zur Bewirthung von Gästen eines schlachten. Dann leben sie auch vom Fleisch mancher Jagdthiere und Vögel und begnügen sich mit Schneewasser als Getränk. Wo sie Halt machen, um zu weiden, werden 4 Pfähle ohne Dach mit einem Heerd in der Mitte aufgeschlagen; das ist die Wohnung. Die Frauen genießen bei den seßhaften Korjaken die größte Freiheit und benutzen selbe auf die ungebundenste Weise; bei den nomadischen aber werden sie mit größter Strenge gehütet und dürfen sich nicht

einmal schmücken, um nicht das Mißtrauen der Männer zu erregen. Beim ganzen Volk ist Polygamie eingeführt und Jeder, der kann nimmt sich 2 — 3 Weiber; die Kinder werden bis zum dritten Jahr gesäugt und schon sehr früh an harte Arbeiten gewöhnt. (Bei den Tschuktschen ist das männliche Geschlecht ganz öffentlich einem unnatürlichen Laster ergeben, das gewöhnlich sonst nur bei Völkern wärmerer Klimate vorkömmt.) Stirbt ein Rennthier-Korjake, so wird der Leichnam nebst Waffen und Geräthen und den Häuten und Knochen seiner liebsten Rennthiere, welche man geschlachtet, verbrannt. — Die Korjaken überhaupt sind zwar von den Russen, welche sie unterworfen haben und denen sie einen kleinen Tribut entrichten, dem Namen nach zum Christenthum bekehrt worden, aber in Wirklichkeit dem Schamanenthum ergeben. Sie verehren die Geister aus Furcht und opfern ihnen auch; von ihren Schamanen oder Zauberpriestern werden sie arg betrogen. Die seßhaften Korjaken feiern alle Jahre ein 4 Wochen dauerndes Fest, wobei fortwährend Gastereien stattfinden. Begeht Einer einen Mord, so verfällt er der Blutrache aller Verwandten des Gemordeten; Diebstahl hingegen gilt nicht für schändlich, sondern wenn er unentdeckt bleibt, sogar für einen empfehlenden Beweis der Schlauheit. Die Korjaken haben, wie es scheint, keine eigentlichen Häuptlinge, sondern nur Familienhäupter.

Was insbesondere die Tschuktschen betrifft, so theilen auch sie sich in der Gegenwart in nomadische und ansässige. Letztere scheinen in Folge des Verlustes ihrer Rennthiere der Nahrung wegen an den Küsten des Eismeeres, des Behrings- und Ochotzkmeeres Wohnsitze gesucht zu haben; die nomadischen ziehen in dem von den Russen eingeschränkten, jedoch immer noch weitläufigen, mit Tundras erfüllten Stammgebiet mit ihren Rennthieren und Hunden umher. Der größte Theil der ansässigen lebt gegen die Behringsstraße zu wegen des größern Reichthums an Seethieren dieser Meeresgegend. Die Küsten-Tschuktschen leben mit den nomadischen in friedlichem Einverständniß und beide tauschen ihre Produkte gegen einander aus. Die erstern bauen sich aus Stangen- oder Walfischrippen kegelförmige mit Rennthierfellen überzogene Hütten, die längs den Küsten in dorfartigen Gruppen zusammenstehen; ihre Schlitten werden von Hunden gezogen. Sie betreiben die Jagd auf Walrosse, Seehunde, Eisbären mit gutem Erfolg und haben hiezu, so wie zum Tödten der Wölfe und zum Fangen der Schwimmvögel im Fluge die sinnreichsten Anstalten ersonnen. Vom Walroß genießen sie Fleisch, Speck und zartere Theile der Haut; der Thran

dient, da ihnen Holz fast gänzlich fehlt, zum Feuern und Erleuchten; das Fell wird zu Sohlen und Riemen verarbeitet, die Sehnen liefern Zwirn zum Nähen, manche Eingeweide geben leichte, wasserdichte Sommerkleider; die Stoßzähne, aus dem schönsten Elfenbein gebildet, sind ein Handelsartikel, auch verfertigen sie aus ihnen Trinkgeschirre und Brechstangen zum Arbeiten im Eis, so wie Waffen. Es werden namentlich verschiedene Arten von Lanzen gebraucht, mit Bogen und Pfeil wissen sie nicht sonderlich umzugehen. Ihre Nahrung besteht ganz aus thierischen Substanzen: dem Fleisch der Rennthiere, Walrosse, Seehunde, Eisbären, aus Thran; Fische werden nur zur Aushülfe gegessen und merkwürdig ist, daß in dem furchtbar kalten Lande alle Speisen und die als Getränk dienende Fleischbrühe kalt und dazu eine Portion Schnee als Dessert genossen wird. Salz wird nie genommen. — Nach Krebel ist der Selbstmord bei den dem Tode nahen Tschuktschen allgemeine Sitte. Sonderbarerweise gibt es bei diesem Volke eine Art Sklaverei, indem man bei Reicheren von Alters her dienstbare eigenthumslose Familien findet, — wahrscheinlich Nachkommen Kriegsgefangener.

Zweite Abtheilung: Uebergangsgruppe.

Eskimos.

Die Völkerschaften dieser Gruppe, welche in physischer Beziehung den Uebergang von den die alte Welt bewohnenden Turaniern zu den Ureinwohnern Amerikas bilden, erfüllen in wenig zahlreichen Horden den äußersten Norden Amerikas vom atlantischen bis zum stillen Ocean, und verbreiten sich über die Inseln im Behringsmeere noch zur Nordostspitze Asiens, woselbst sie um die Mündung des Anadyr als Namollo und Onkilon Nachbarn der wahren, zu den Korjaken gehörigen Tschuktschen sind und bisweilen mit diesen confundirt wurden. Der Name Eskimo kommt von Wörtern, die in den Sprachen einiger nordamerikanischen Indier Rohfisch- oder Rohfleischesser bedeuten; sie selbst nennen sich schlechtweg Innuk, d. h. Menschen. Die östliche Abtheilung der Eskimos reicht von Grönland bis zum Nordende der Roky-Mountains, über die Mündung des Makenzie hinaus, die westliche bis zur Nordostspitze Asiens. Die westlichen bilden die Urbevölkerung Nordamerikas vom 60.⁰ n. Br. bis an die Küsten des Polarmeeres, die östlichen gehen in Grönland bis zum 50.⁰ n. Br. herab. Merkwürdig genug verstehen sich bei dieser ungeheuren Verbreitung vom 23—169⁰

w. L. von Paris alle Eskimos, vorzüglich die östlichen untereinander, so daß ihre Idiome nur als allerdings zum Theil sehr abweichende Dialekte derselben Sprache sich darstellen. Diese gleicht im Bau den Sprachen der nordamerikanischen Indier, während ihr Vocubular eigenthümlich ist. Manche lassen die Eskimos aus Nordasien gekommen sein, Andere, welche Autochthonen annehmen, halten die Namollo und Onkilon vielmehr für eine Colonie der westlichen Eskimos. Schon im 10. Jahrh. nach Chr. beschreibt der Isländer Thorsin die Bewohner von Winland (Neufoundland) als klein und Lederbote habend wie heutzutage. Nach King's (Edinb. new Philosoph. Journ. Jan. — April. 1844) Vermuthung wären damals die Eskimos auf dem St. Lorenz in's Binnenland eingedrungen und die zahlreichen Grabhügel an den Niagarafällen stammten von ihnen, wofür die Beschaffenheit eines darin gefundenen Schädels sprechen soll. Nach Grönland scheinen sie erst in den letzten Jahrhunderten von Westen her sich verbreitet zu haben. Manche glauben, daß das wilde Urvolk, welches die Normänner im 9. Jahrh. auf Island trafen und vertilgten, Eskimos gewesen seien. Der Schiffer Forbisher brachte zuerst 1577 drei Eskimos nach England, die der Königin Elisabeth vorgestellt und zur Belustigung des Volks von London einige Tage auf Pony's herumgeführt worden. — Nach King sind die mongolischen Charaktere bei den Eskimos sehr ausgesprochen, besonders die Backenknochen stark vorragend. Das Gesicht ist rund, die Nase liegt tief, die Augen sind klein, schräg; bei vielen von der Melvilleinsel ist der innere Augenwinkel von einer Falte der benachbarten schlaffen Haut bedeckt. Manchmal findet man ovale Gesichter und hohe römische Nasen, doch haben alle Eskimos einen eigenthümlichen Gesichtsausdruck, der selten hübsch, aber meist lebhaft, gutmüthig, bei manchen Kindern und Frauen fein und angenehm ist. Das Gesicht derer am Kotzebuesunde ist widerwärtig. Alle alten Eskimos haben schwärende Augen und bis auf das Zahnfleisch abgenutzte Zähne, wie dieß vielleicht nur noch bei den Buschmännern vorkömmt. Die Gesichtsfarbe ist kaum dunkler als bei den Portugisen; die beständig bedeckten Körpertheile sind so



weiß wie bei den Küstenvölkern des Mittelmeeres; Frauen und Kinder haben schönes Wangenroth. Der Bart ist dünn, dichter der Schnurrbart, das Haupthaar schlicht, grob, rabenschwarz, bei manchen Alten wird das Haar weiß; am Körper haben sie wenig Haare. Die Statur ist stark, das Ansehen gesund, Hände und Füße sind klein, Knöchel gut geformt, Gang aufrecht, leicht. Sie sind gewöhnlich nicht mager, aber ihr Fleisch ist wenig derb; entkleidet sind sie meist schmächtig. Nach Lyon sind sie viel schwächer als die Engländer, nach Parry gleich stark, nach Crantz stärker. Früher gab man ihre Größe sehr gering an, im Durchschnitt nur 4 — 5 Fuß, nach King ständen sie hierin den Europäern sehr wenig nach; sie nimmt übrigens von Ost nach West zu. Die Haardressur beider Geschlechter, Hals- Kopf- und Armputz sind nach den Stämmen sehr verschieden. Das Tätowiren geschieht bei den Frauen etwa mit 10 Jahren; die Männer tätowiren sich nicht, aber viele durchbohren den untern Theil des Gesichts, um in den Löchern allerlei Zierrathen zu tragen; in manchen Gegenden durchbohren beide Geschlechter zu gleichem Zweck auch die Nasenscheidewand oder Unterlippe, so daß der Mund scheinbar doppelt wird und sie durch diese Oeffnung auch die Zunge hervorstrecken können. — Andere Berichterstatter schildern die Eskimos weniger günstig als King und schreiben ihnen im allgemeinen einen sehr abstoßenden, thierischen Ausdruck zu, großen Kopf, schmutzig rothes Gesicht, kleine, öfters wilde Augen, dicke Lippen, breite, häßliche Zähne; auch sprechen sie von ihrer großen Unreinlichkeit in Kleidung und Nahrung. Gegen die Kälte sind diese Völker ungemein abgehärtet.

Die Eskimos pflanzen nichts, sondern sammeln für den Winter nur Beeren, die sie zu einer festen Masse einfrieren lassen, im Frühling die Blätter von Rumex domesticus gegen den Skorbut, im Herbste die von Polygonum Bistorta. Sie genießen aber auch Seegras; Hauptnahrung sind Seethiere und ihr Thran, Seevögel, Fische, bei manchen auch Rennthiere. Auch jagen sie den Narwal mit großer Geschicklichkeit und können auf einmal ungeheure Quanta thierischer Nahrung zu sich nehmen. Sie machen mit großer Geschicklichkeit Waffen, Harpunen, Nähnadeln aus Zähnen, Knochen, Hörnern. Männer und Frauen tragen auf dem bloßen Leibe einen Rennthierpelz oder ein Kleidungsstück von Seevogelhaut, darüber ein Oberkleid von Seehundsfell, in welchem auch kleine Kinder getragen werden können, oft mit Kapuzen. Beinkleider und Stiefel sind von Robbenfell, die Sohlen von Walroßleder, und die Stiefeln

bei den Frauen oft auch zur Aufnahme von Säuglingen eingerichtet. Bei großer Kälte wird noch ein Mantel von Bärenfell übergeworfen. Sie haben zweierlei Wohnungen; ihre Winterhütten sind vier Fuß tief in den Boden gegraben und ragen etwa eben so hoch über denselben empor; die Wände bestehen aus Steinen und Torfklumpen, das Dach aus Binsenmatten mit Torf und Moos bedeckt. In sie führt ein etwa 15 Fuß langer unterirdischer Gang, durch den auch der Lampenrauch abziehen muß; das Licht fällt durch kleine mit Seehundsdärmen verklebte Spalten ein. Holz brauchen sie nur etwa zum Kochen, weil in den Sommerzelten Feuerung unnöthig, in den Winterhütten unthunlich ist, da die gefrornen Wände aufthauen und Wasser einlassen würden; einige Lampen mit Docht von Sphagnum fimbriatum wärmen genug. Diese unterirdischen Wohnungen, die in Gruppen (Dörfern) beisammen liegen, werden im Sommer verlassen und stehen dann unter Wasser. Die Sommerwohnungen sind mit Robbenfellen bedeckte Zelte. Außerdem haben sie noch aus Eis- und Schneeblöcken gebaute Hütten. Die Boote sind von zweierlei Art: sogenannte Weiberboote, Umiaks aus Fischbein mit Seehundsleder überzogen mit einem Segel, bis 12 Menschen mit Zelten und allem Hausgeräth fassend, und doch so leicht, daß sechs Männer ein solches Boot tragen können, und das Kajak oder Männerboot, klein, nur für einen Mann bestimmt, mit einem Seehundsfell überzogen, das um den Leib des Sitzenden zusammengeschnürt wird, durch ein einziges Ruder in freier Hand regiert, zum Robben- und Fischfang bestimmt. Manche Eskimos schiffen auch auf drei aufgeblasenen Säcken von Seehundsfell, auf deren mittlerem sie sitzen. Kane sagt von den Kajaks, daß Fahrzeug und Mann eigentlich nur einen Willen zu haben scheinen und man schwer sagen könne, wo der Mann aufhöre und das Fahrzeug anfange; beide seien in Eins verschmolzen und bilden ein dem Centaur analoges amphibisches Wesen. An der Baffinsbai fand Capitain Roß einen Eskimostamm, der weder Kähne hatte, noch etwas davon ahnte, daß außer seinem Wohnsitz etwas Anderes auf der Welt sei als Eis. Die englischen Schiffe, glaubten sie, kämen aus dem Mond oder aus der Sonne; sie hatten keine Tradition von Einwanderung aus andern Ländern. Von den Westeskimos weiß man durch Maguire, daß sie jährliche regelmäßige Wanderungen an der Küste gegen Osten machen, Hunderte von englischen Meilen weit in ihren Umiaks, die oft auch über beträchtliche Länderstrecken gezogen oder getragen werden müssen, wenn das Eis den Weg versperrt, (der Jagd und des Fischfanges wegen) — auch findet

hierbei ein Tauschhandel mit östlichen Stämmen statt, die auf diese Weise gegen Pelzwerk und Thran in den Besitz russischer Waaren kommen.

Der Eskimo ist gutmüthig, friedfertig, aufrichtig, und hat viel Anhänglichkeit an die Seinen. Diebstahl und Mord sind selten, Polygamie ist erlaubt, doch hat selten ein Mann mehr als eine Frau. Sie lieben Tanz, Gesang, Ballspiel, und haben ein ganz eigenthümliches Singduell, wo zwei Gegner sich in öffentlicher Versammlung durch Gesang lächerlich zu machen suchen, bis die Versammlung zu Gunsten des Einen entscheidet. Von göttlichen Dingen, von der Welt und von der menschlichen Seele haben sie nur verworrene Vorstellungen; sie glauben, daß es in ihrem Volke, fast in jeder Familie Zauberer, Angekoks gebe, denen übernatürliche Kräfte zukommen. Dem Sterbenden werden die besten Kleider angezogen nnd seine Geräthe beigelegt, damit er sie in der andern Welt, wo es immer Sommer und Tag ist und Ueberfluß an Seehunden, Rennthieren, Fischen waltet, gebrauchen könne. Dieses gilt jedoch nur von den heidnischen Eskimos, bis jetzt noch der Mehrzahl; viele Westeskimos, darunter die Aleuten, sind griechische, ein Theil der von Grönland und Labrador sind lutherische Christen. — Der Eskimo kann in dem gefrornen Boden seine Todten nicht begraben, daher bindet man die Glieder am Leibe der Leiche fest, näht sie in sitzender Stellung in einen aus Häuten oder Fellen gemachten Sack und überdeckt sie mit einem Steinhaufen. — Das Nachahmungstalent dieses Volkes ist bedeutend, so daß sie oft mit Glück europäische Geräthe &c. nachbilden. Die meisten Westeskimos sind russische Unterthanen, die von Labrador britische, die von Grönland dänische.

Manche Westeskimos, z. B. die Kadjaker gleichen mehr amerikanischen Indiern, die Aleuten den Mongolen oder Tungusen, die Bewohner von Unalaschka etwas den Japanern. Die Kadjaker oder Conjagen haben ein plattes Hinterhaupt und sind demselben Laster ergeben wie die Tschuktschen. Was namentlich die ehrlichen und friedfertigen Aleuten betrifft, so sind sie zwar etwas schwerfällig aber sehr tüchtige, abgehärtete Seeleute, die zugleich den Russen fast alle Handwerke abgelernt haben; sie zeigen auch zum Lesen und Schreiben viele Lust. Charakteristisch für sie sind ferner eine wahrhaft stoische Geduld und ein schweigender Ernst, so daß man sie fast nie lachen sieht. Ihre Sitten haben sich seit der Einführung des Christenthums sehr gebessert, Ausschweifung und Grausamkeit haben sich vermindert, die Sklaverei und der Druck der Häuptlinge

sind verschwunden, eben so die Polyandrie, wobei früher eine Frau zwei Männer haben konnte. Die Aleuten tragen ein langes, hemdartiges Kleid mit Aermeln aus dem Balg von Seevögeln oder aus Seehundsfell gemacht und darüber ein zweites aus Seethierdärmen mit einer Kapuze, die über den Kopf gezogen wird; die wohlhabendern haben auch Halstücher, Westen und Beinkleider; ihre Frauen tragen an Feiertagen auch russische Kleidung. Unter den vielerlei Sagen dieses Volkes befindet sich auch die von einer allgemeinen Fluth, welche über ihre Voreltern wegen deren Ruchlosigkeit verhängt worden sei. — Auf dem amerikanischen Festlande leben die Aglegmiuten, ein roherer Eskimostamm, dem Schamanismus ergeben; sie sind treffliche Jäger und Fischer und wohnen in hohen Erdhütten, denen der Aleuten ähnlich, sind auch sehr geschickt in Verfertigung verschiedener Hausgeräthe, namentlich irdener Kochtöpfe. Ferner die mit den Aglegmiuten in Feindschaft stehenden Kuskokwimer, die im Sommer weit herum zerstreut der Jagd und dem Sammeln von Vorräthen obliegen, den Winter hingegen in Dörfern am Flusse Kuskokwim zubringen, deren jedes ein größeres Gebäude enthält, in welchem die männliche Bevölkerung lebt und das zugleich Rath- und Festhaus ist. Sie sind große Liebhaber von Schwitzbädern. Endlich die Inkaliten, welche groß gewachsen und braun von Hautfarbe sind; die Männer machen sich wie andere Eskimohorden tiefe Einschnitte in die Lippen, welche sie mit Glasperlen und Steinchen verzieren; die Frauen tätowiren sich längs dem Kinn mit zwei blauen Streifen. Die Männerkleidung wird bei ihnen aus den Häuten der Biber gemacht, die der Weiber aus Fellen der Hasen, Bisamratten und Frette. Sie machen zierliches Hausgeräthe aus Holz, das sie farbig anstreichen und gebrannte thönerne Kochgeschirre.

Von den Westeskimos zerfällt namentlich deren südliche Abtheilung in mehrere Horden, von welchen Wrangel neun namhaft macht; es sind dieses die Aleuten, Kadjaker, Tschugatschen, Agolegmüten, Ugaschenzen und Sewernowzen, Kijaten, Kuskokwimer, Kuichpaker und Inkaliten, deren manche wieder Unterabtheilungen enhalten. Unter den östlichen Eskimos nimmt man drei Hauptdialekte wahr, nämlich den der Bewohner der Nord- und Westküsten der Hudsonsbai und der Küsten des Polarmeers bis über den Makenziestrom, den Dialekt von Grönland und den der Küste von Labrador.

Dritte Abtheilung: **Uramerikaner.**

Die amerikanischen Indier oder Indianer haben die Nase vorragend oder (seltener) niedergedrückt und einen etwas schrägen Zahnhöhlenrand, so daß der Prognathismus mehr oder minder hervortritt. Die Hautfarbe ist dunkelgelb, kupferroth, braun bis fast schwarz.



Der amerikanische Schädel ist fast so breit und pyramidal wie der turanische; die Abplattung des Stirnbeins, welche v. Humboldt als besonders charakteristisch für die amerikanische Rasse hervorhebt, kommt nach Meyen in Südamerika vorzüglich den Völkern zu, welche östlich von den Cordilleren wohnen, weniger denen der Westküste. Am meisten weicht der Amerikaner vom Turanier durch die ziemlich allgemein vorkommende vorragende und gebogene Nase ab, obwohl es auch hier Mittelformen gibt, wie bei den Chinuks, Dahkotas, manchen Oregonen und Californiern. — Das Skelet ist sehr leicht; die auf Bäumen im Orinokodelta lebenden Guaraunoer sollen deshalb über Sümpfe gehen können, in denen Europäer und Neger versinken würden.*) (Aehnlich wie die Amerikaner verhalten sich einige mongolische Stämme; Völker mit dieser Beschaffenheit des Skelets schwimmen auch leicht.) Nach Quetelet zeigen die Uramerikaner — abgesehen von der größern Breite der Brust und dem kleinern Fuß — die größte Uebereinstimmung in den Verhältnissen mit den schönsten europäischen Individuen. Auch bei den Chinesen sind nach ihm die Unterschiede von uns nicht sehr charakteristisch wenn schon in Rücksicht auf Hand, Fuß und Armlänge ziemlich beträchtlich. Der Fuß der Amerikaner und Chinesen ist verhältnißmäßig kürzer, der der Neger länger als der unsere; bei den Amerikanern ist er zugleich klein. Es gibt unter den nordamerikanischen Indiern sehr hohe, ungemein wohlgeformte Gestalten. Auch die Hand ist kleiner als die unsere, die Brust schön entwickelt. Ein indianischer Häuptling zeigte Quetelet eine Kraft der Hände von 105 Kilogramm, der Lenden von 230, während Regnier im Mittel die

*) Wäre das etwa auch der Fall bei den Carriers-Indianern am Felsengebirge, welche sich selbst Tacullies nennen, d. h. auf dem Wasser-Gehende?

Kraft der Hände auf 70, die der Lenden auf 130 Kilogramm schätzt. — Die Haut der Amerikaner ist dicker als die der Europäer, wie Atlas anzufühlen; in Amerika zeigt sich am deutlichsten, daß die Farbe derselben nicht von der Breite abhängt; es finden sich in diesem Erdtheile überhaupt alle Farben, das entschiedene Weiß und Schwarz ausgenommen und die dunkleren öfters entfernt vom Aequator; so sind die Bewohner von Neuspanien viel dunkler braun als die der heißesten Länder Südamerikas, und Columbus, als er 4° vom Gleicher kupferfarbene Menschen mit langem, schlichtem Haar traf, während in gleicher Breite in Afrika schwarze Menschen mit Wollhaar leben, war höchlich erstaunt und glaubte sich in der Breite geirrt zu haben. Sehr dunkel sind die Puelchen, Charruas und Californier, so daß Maury der die Amerikaner aus Asien gekommen sein läßt, bei all diesen Völkern sogar an eine Beimischung australischen Blutes zum asiatischen denken will. Der Geruch des Amerikaners ist weniger vehement als der des Negers, aber doch wie sich ein Beobachter ausdrückt, „stark scabiös-urinös." v. Pauw behauptet, die Kinder hätten am Körper noch Haare, diese verlören sich gegen das 8 — 9. Jahr, um nie wieder zu wachsen; der Körper der Erwachsenen — auch um die Genitalien — sei demnach kahl. Der Bart ist gewöhnlich sehr schwach, bei den Mohaweindianern in Neumexiko ausnahmsweise stark; sie wissen aber die Haare geschickt mit Steinen abzuschaben, zu sengen oder auszurupfen. Nach Rush ist bei den Indianern Nordamerikas der Puls langsamer als bei den civilisirten Völkern, und macht selten mehr als 60 Schläge in der Minute. Ein großer Theil namentlich der nordamerikanischen Indier zeigt sowohl Ausdauer bei lange fortgesetzten Märschen als große Gewandtheit in den Bewegungen; Indianer Neumexikos sah Möllnhausen leicht und rasch wie Panther in vollem Lauf durch dichtes Gebüsch oder über dasselbe wegsetzen; die Mohawes schwimmen mit der größten Leichtigkeit über den breiten und reißenden Colorado. Größe, Körperform, Glieder zeigen nach den Stämmen und Völkern mancherlei abweichende Verhältnisse. Dr. Schütz (Allgem. Zeitg. 29. März 1855) behauptet, daß die Verschiedenheiten unter den amerikan. Indiern viel größer seien, als man gewöhnlich annehme. Die Yaguas am Napo (Ecuador) hätten helle Olivenfarbe, ovale Gesichtsform und etwas vorstehende Oberkiefer; die Ticuna's am Yavari (Gränzfluß zwischen Peru und Brasilien) seien schwarzbraun, in Körper und Gesichtsbildung den Hindu ähnlich; bei ihren Nachbarn, den Mayorunas, trete der mongol. Typus hervor und sie seien hellgelber als die

Chinesen. Die Sprache dieser beiden Stämme sei gänzlich verschieden, wie überhaupt die Sprachen selbst sehr ähnlicher Stämme amerikanischer Indier oft nur wenig Analogie bieten. Die meisten Indianer seien fast bartlos; die Casḥibos am Ucayali und die Marubos am Putumayo hätten Bärte. Die nordamerikan. Indier seien unter sich auch, doch weniger verschieden, als die südamerikanischen; Delawares, Shawnees, Chippeways weichen sehr von den Camanches ab, die sich viel den Mongolen nähern, was bei den Apaches in Sonora noch mehr der Fall ist. Meyen nimmt für die Völker Amerikas zwei Hauptstämme an, die er Caraiben- und Küstenstamm nennt; der Caraibenstamm, der überwiegende, habe keine Aehnlichkeit mit Asiaten, wohl aber findet sich solche beim Küstenstamm, der durch ganz Amerika den schmalen Streifen westlich von den Cordilleren zu bewohnen scheint. Auch die Puri's ähneln etwas den Tungusen, Chinesen und Japanern. Die Bewohner der Nordwestküste gleichen in der Schädelbildung sehr den Tungusen, weichen aber von diesen durch größere crista frontalis und stark hervortretende Augenhöhlenbogen ab.

Neben manchen empfehlenden Zügen erscheinen im Gemüthe der Indianer tiefe Schatten; sie sind muthig, gastfreundlich, großer Selbstbeherrschung fähig, aber auch gefühllos, grausam, und von einem Mord- und Zerstörungstrieb erfüllt, der in ihrer Nähe das Leben des Menschen und Thieres gefährdet; nicht einmal ein Vogelnest, das sie finden, entgeht der Vernichtung. Weil sie von jeher in ewigen Kriegen, Rache- und Raubzügen gegeneinander gewüthet haben, konnte Amerika zu keiner größern Bevölkerung und Cultur gelangen. Die meisten Indianer haben Abneigung gegen ein ruhiges, seßhaftes Leben, gegen regelmäßige Thätigkeit und Unterordnung unter Regierung und Gesetze; sie wollen unaufhörlich als Jäger und wohl auch als Räuber umherschweifen. In geistigen Gaben stehen sie sicher unter den Weißen; es gibt nur einzelne Fälle hervorragender Leistungen bei ihnen, wie z. B. der Mohawskhäuptling Tayadaneega einen Aufsatz in die Philosoph. Transactions von 1786 geliefert hat. Morton führt an, daß die amerikanischen Indier große Schwierigkeit haben, irgend etwas von Zahlenverhältnissen zu begreifen und nach dem Prinzen von Neuwied haben die Botocuden nur einige wenige Zahlen; Eins heißt mokenam, zwei hentiata, mehr oder viel uruhu; nachher nehmen sie Finger und Füße zu Hilfe. Es ist zweifelhaft, ob die Amerikaner ohne die europäische Eroberung von sich aus viel höhere Culturstufen erreicht hätten, als die mexikanischen Völker, die Muyscas, Quits-

chuas und Aymaras. In der Gegenwart sehen wir die wilden Stämme allmälig untergehen, alle Jahre werden solche vertilgt oder sterben aus oder ihre schwachen Reste verschmelzen mit andern Stämmen; 1858 z. B. wurde der letzte Rest der Indianer am Rogue River in einem Treffen von den Staaten-Amerikanern vernichtet. Man hat die Grausamkeit der spanischen und portugisischen Eroberer nicht genug verdammen können; die Geschichte lehrt aber doch, daß die Indianer, wo sie mit den angelsächsischen Völkern zusammentreffen, gänzlich ausgerottet werden, während sie in vielen von romanischen Völkern besetzten Ländern (Mexiko, Nicaragua, Honduras, San Salvador, Guatemala, Peru) aus Jägern zu Ackerbauern geworden sind und sich erhalten, in den Anden jetzt vielleicht so zahlreich sind, als sie zur Zeit der Eroberung waren.*) Andererseits liegt ein Grund ihres Unterganges, welchen Löher angeführt hat, auch in ihnen selbst; dieser ist ein innerer Selbstzerstörungs- und Zersetzungsprozeß, der schon vor Ankunft der Europäer bestand. Der Geselligkeitstrieb ist einer der mächtigsten in der menschlichen Natur; bei den Indianern genügt der geringste Anlaß oder nur eine Laune, daß ein Haufe vom andern, eine Familie von der andern sich trennt. Auf die Neger, die Chinesen macht der weiße Mensch gar keinen Eindruck; sie fahren fort sich zu vermehren wie Sand am Meer; die Indianerhorden stäuben bei der Berührung mit den Weißen auseinander, während der Selbsterhaltungstrieb sie gegen ihre Dränger vereinigen sollte. Noch merkwürdiger ist, daß in den abgesonderten Gliedern eines Stammes selbst die Sprache sich rasch verändert. Nur daher lassen sich die mehr als 1000 Sprachen erklären, welche man unter der amerikanischen Urbevölkerung gefunden hat.

I. Amerikanische Culturvölker.

Von den Urbewohnern des westlichen Continents haben sich einige Nationen — ohne daß man deßhalb mit Morton eine differente psychische Beschaffenheit derselben annehmen müßte — zu einer gewissen Stufe der Cultur erhoben, welche allerdings nicht mit der der alten klassischen Völker oder der gebildeten Nationen der Gegen-

*) Von den Ottoës sind nach Möllnhausen kaum noch 600 Seelen übrig, von den Pinnols 500, Omahas 1500, Choctaws nach Catlin 22000, Crieks-Musko-gies 20000, Cherokees 22000, den sonst so mächtigen Shawnees 1400, die Quappas, die letzten des einst so zahlreichen Zweiges der Arkansas, stellen jetzt nur noch 25 Krieger; der Delawaren sind nur noch 800.

wart verglichen werden kann, weil ihr die wahrhaft humanen Ideen, die Anerkennung der Menschenrechte und des Werthes des Individuums fehlen. Diese Völker, welche theils dem nördlichen, theils dem südlichen Amerika angehören, stehen daher zwischen Barbarei und Civilisation noch in der Mitte, — unterscheiden sich aber von den wilden und barbarischen Völkern ihres Erdtheils jedenfalls darin, daß sie zu geordneten Staatswesen mit Herrscher- und Priesterstand und zu einem religiösen Cultus mit scharf bestimmten Formen gelangt sind, so wie sie auch im Landbau, Gewerben und einigen Künsten sich den wilden Stämmen weit überlegen zeigen. Sie hatten die Erreichung der höhern Culturstufe zwei Umständen zu verdanken: einmal dem in ihnen lebendigen Prinzip der Geselligkeit, friedlicher Arbeit und der willigeren Unterordnung unter eine höhere Gewalt, während die wilden Indianerstämme von jeher Neigung zur Zerstreuung und zum zügellosen Umherschweifen offenbarten, — und dann dem Auftreten organisirender Genies unter ihnen, welche die Völker an Landbau und Industrie gewöhnten und ihnen eine geordnete Regierung und einen Cultus gaben. Der theokratische Charakter dieser Staaten trat besonders entschieden bei den Ando-Peruvianern hervor.

A. Mexikanische und centro-amerikanische Völker.

Schon zur Zeit des Einfalls der Spanier waren das Hochland von Mexiko und die nördlich und südlich bis zum Isthmus von Panama daran grenzenden Länder von einer Menge Völker mit verschiedenen Sprachen bewohnt, die sich großentheils bis auf die Gegenwart erhalten haben; hier findet sich jetzt noch eine zahlreiche, wohl 4 — 5 Millionen betragende Indianer-Bevölkerung. Die alte Civilisation, welche uns diese von der Natur außerordentlich begünstigten Länder noch besonders interessant macht, hatte sich vorzüglich in den südlich vom St. Jagofluß liegenden Gegenden entwickelt. Man nimmt allgemein an, daß die Einwanderung der Mexiko nacheinander bewohnenden Völker von Nordwesten her, von jenseits des Gilaflusses aus Oregon und Californien geschehen sei, wobei manche Völker in gewissen Gegenden für längere Zeit Halt machten und sich mit den bereits angetroffenen oder ihnen nachfolgenden vermischten. Namentlich für die Azteken weist von Humboldt mehrere solcher Stationen (Huehuetlapallan, Aztlan und Quivira) nach, und dringt mit Catlin darauf, nachzuforschen, ob sich vielleicht unter den nördlichen Stämmen der mexikanischen Völker noch solche finden, die in der physischen Bildung mit den monumentalen übereinstimmen.

Squier widerspricht zwar, daß die Wanderungen von Nord nach Süd gegangen seien, — aber seine Gründe scheinen nicht stichhaltig zu sein. Die Felsentempel, Teocallis ꝛc. in Mexiko sollen nach der Sage die Toltekas erbaut haben; diese wären um 596 nach Christus in Mexiko (Anahuac) eingewandert, um 1031 in Folge großer Dürre und Seuchen größtentheils ausgestorben. Sie hätten auch die Hieroglyphenschrift, die Zeitrechnung, den mexikanischen Thierkreis ꝛc. erfunden und die Cultur des Mais und der Baumwolle eingeführt, verstanden auch Metalle zu schmelzen und die härtesten Gesteine zu bearbeiten. Später, im 12. Jahrhundert wanderten die Tschitschimeken, Nahaltucken und Akolhuas ein, zuletzt gelangten zur Herrschaft die Azteken, welche die ganze alte Cultur bereits vorgefunden, sie aber nur unvollkommen sich angeeignet haben. Die Niquiraner waren aus Mexiko wahrscheinlich in Folge des Einbruchs und der grausamen Behandlung der Ulmeken ausgewandert und hatten unter fremden, zum Theil feindlichen Völkern in Nicaragua ihre Sprache und Sitten erhalten. So nach der wahrscheinlicheren Ansicht des spanischen Geschichtschreibers Torquemada; nach dem mexikanischen Historiker Ixtlixochitl wäre hingegen zur Zeit der Zertrümmerung des toltekanischen Reiches 959 nach Christus ein Theil der am Leben Gebliebenen nach Nicaragua gezogen. Sie behielten dort den Glauben der Mexikaner, von denen sie abstammten an Götter, Teotes, bei, deren mächtigste Famagostad und Zipaltonal waren. Sie hatten Tempel, Cultus, 21 Festtage im Jahr, Menschenopfer. Auch das Institut der Beichte fanden die Spanier vor; sie wurde aber nicht den Priestern, sondern gewissen alten Leuten abgelegt, die völlige Verschwiegenheit übten. Die Priester behaupteten im Verkehr mit den Teotes zu sein.

Keinesfalls sind die gigantischen Werke, die jetzt noch unsere Bewunderung erregen, von den Akolhuas und Aztekas errichtet, wohl haben aber letztere den finstern Cultus mit seinen zahlreichen Menschenopfern ausgebildet und eine tyrannische, die untern Volksklassen hart bedrückende Regierungsform. Die Köpfe auf den Basreliefs der toltekanischen Bauten sind hochgestreckt, kegelförmig, die Stirne ist hoch, zurückweichend, die Nase eine sehr große Habichtsnase. Diese eigenthümliche Schädelform ist wohl künstlich oder doch durch Kunst erhöht, wie ja jetzt noch viele Amerikaner die Schädel ihrer Neugeborenen zusammenpressen — hingegen die Habichtsnase gehört, wie es scheint ganz ausgestorbenen Völkern zu. Leider ist durch den übel verstandenen Glaubenseifer der spanischen Mönche, welche die Conquistadores begleitet haben, fast Alles zer-

stört worden, was Aufschluß über diese in vieler Beziehung räthselhaften Völker und ihre Kunst-Denkmäler hätte geben können. Nicht nur daß die Hieroglyphen zerstört wurden, in welchen die Kenntnisse und die Erinnerungen an die Vergangenheit fixirt waren, sondern auch die Priester (Teopixqui), die lebendigen Bewahrer und Ausleger derselben, wurden getödtet oder vertrieben. Neben einem großen, monarchischen Staat mit seiner Hauptstadt Mexiko hatten die Spanier einige kleine Republiken gefunden, von denen namentlich Tlascala sich mit ihnen zum Sturz des Reiches der Montezumas verbunden hat.

Neu-Mexiko lehrt durch seine Menge alter Trümmerhaufen, daß es in der Vorzeit eine sehr zahlreiche eingeborene Bevölkerung hatte in Gegenden, die jetzt nur von schwachen räuberischen Indianerhorden durchzogen werden. Merkwürdig ist, daß die Trümmer der südlichen Städte von größerer Cultur und Kunstfertigkeit zeigen, so daß die Azteken, im Laufe der Jahrhunderte von Norden nach Süden vorrückend, hierin sich mehr entwickelten. Die Trümmer am kleinen Colorado, die Casas grandes in Gila und die kunstvollen Tempel und Bauwerke in Mexiko zeigen drei solcher Entwicklungsstufen. Die Ortschaften der heutigen Pueblos-Indianer (Dorf-Indianer im Gegensatz zu jenen, welche in den größern Städten mit europäisirter Bevölkerung leben) und ihre thönernen Hausgeräthe lassen noch viele Aehnlichkeit mit der Bauart und den Geräthen der alten Mexikaner erkennen. Noch heute zähmen jene wie diese es thaten, Adler und wilde Truthühner. Die jetzigen Pueblos-Indianer sind nicht die reinen, sondern die in Folge vielfacher Vermischung entstandenen Nachkommen der Tolteken, Chichimeken, Azteken. — Auch das so fruchtbare Nicaragua war in alter Zeit viel stärker bevölkert; es gab hier nach Las Casas Städte von 4 Leguas Länge. Außer einigen armseligen ganz rohen Stämmen in den Niederungen und den dichten feuchten Wäldern (Ueberreste von ihnen sind die Moskos oder Mosquitos) war nach Oviedo die Bevölkerung von Nicaragua theils mexikan. Ursprungs, Niquiraner genannt, theils waren es Choroteganer und Chondalen. Die Choroteganer galten als die Autochthonen und das herrschende Volk. Die Indianer von Nicaragua bedienten sich eines Zahlensystems, das dem fast bei allen cultivirten und einigen barbarischen Nationen des amerikanischen Continents gebräuchlichen entsprach, welches Gallatin Vigintesimalsystem nannte, d. h. sie zählen nach Zwanzigern statt nach Zehnern. Bei den Eskimos, Algonkins, Choctaws ꝛc. scheint man ursprünglich nach Fünfern gezählt zu haben

(nach Fingern oder Zehen). Peruaner und Araucaner hatten hingegen ein reines Decimalsystem.

Zu den bedeutendsten Denkmälern alter Kunst und Größe in Mexiko und Centralamerika gehören unter andern der Palast des Cazikentvon Tezcuco, ein Quadrat von 12000 Fuß, aus großen, genau behauenen und schön polirten Basaltstücken aufgebaut. Eine Stunde davon befindet sich das Bad des Montezuma, ein schönes Bassin mit einem thronähnlichen Sitz auf dem Vorsprung, der eine der herrlichsten Aussichten gewährt. Im Palast von Mittla, dessen Decke von Porphyrsäulen getragen wird, sind die Wände mit Gemälden geschmückt, welche kriegerische Aufzüge, Opferscenen u. s. w. darstellen. Gebäude ganz eigenthümlicher Art sind die Teocallis, Stufenpyramiden, wahrscheinlich königliche Grabstätten, die aber nicht in eine Spitze, sondern in eine Plattform endigen, auf welcher erst Tempel und Altäre gebaut wurden, zur Vollziehung der Opfer und anderer religiöser Ceremonien und zur Beobachtung des Sonnenstandes und der Himmelserscheinungen. Die Plattform der riesigen Stufenpyramide von Cholula ist 245000 Quadratfuß groß und befindet sich in einer Höhe von 144 Fuß, zu welcher 120 Stufen führen, auf ihr stand der Altar des Luftgottes Quetzalcohuatl. Das Teocalli von Cholula ist in 4, das viel spitzere von Papantla in 7 Absätzen übereinander gebaut. Auf dem Wege von Mexiko nach Acapulco liegt der 544 Fuß hohe in 5 Terrassen abgetheilte Hügel von Xochicalto, der wie es scheint hauptsächlich eine kriegerische Bestimmung hatte, mit Brustwehren, zahlreichen in den Felsen gehauenen Kammern und einem Teocalli auf der Spitze. Die Bau- und Skulpturwerke von Merida und Centroamerika weichen im Styl von den mexikanischen ab. Man hat noch Ruinen von der Stadt Palenque oder Cohuacan, Ruinen des mit Bildsäulen geschmückten Tempels von Copan, andere auf der Insel Peten im See von Itza, Ruinen einer Anzahl von Festungen. In Honduras ist merkwürdig die mit Säulen erfüllte Höhle von Tibulca; in Guatemala liegen unter Anderem die colossalen Reste der Stadt Utatlan mit einem 728 Schritt breiten Palast der Könige von Quiche. Einige dieser Bauwerke sind in den „Denkmälern der Kunst", Bd. I, tab. 2, 3 abgebildet.

Stephens hat in neuerer Zeit die Ruinen und Götzenbilder von Copan in Honduras untersucht. (Reiseerlebnisse in Centralamerika, Chiapas und Yucatan, nach der 12. Ausg. übersetzt von Höpfner. Leipzig 1854. Mit vielen Abbild.) Er sagt: „Von der moralischen Einwirkung der Denkmäler selbst, wie sie so dastehen

in der Tiefe eines tropischen Waldes, schweigend und feierlich, von fremdartiger, wundersamer Zeichnung, prächtig gemeißelt, reich an Schmuck, abweichend von den Bildwerken aller andern Völker, in tiefes Dunkel gehüllt in Betreff ihres Gebrauches, ihrer Zwecke und ganzen Geschichte, mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt . . . maße ich mir nicht an, eine Idee beizubringen. . . . Wir fanden auf keinem der Monumente oder Skulpturfragmente Spuren und Darstellungen von menschlichen oder überhaupt von Opfern, zweifelten aber nicht, daß der große kunstvoll bearbeitete Stein, der ohne Ausnahme vor jedem Götzen zu finden war, als Opferaltar verwendet wurde. Jene Form der Sculptur, auf die wir am häufigsten trafen, war die eines Todtenkopfes, der manchmal die Haupt- manchmal nur eine Nebenzierde bildete; in ganzen Reihen an der Außenseite der Mauer hinlaufend fügten sie zu dem Geheimnißvollen, das den Ort umschwebte, noch das Schwermüthige und erzeugten die Vorstellung einer heiligen Stadt." Denselben Charakter haben die Monumente von Quirigua, ebenfalls in Honduras, sind aber zum Theil viel höher, bis über 30 Fuß, die Skulpturen flacher gearbeitet, weniger reich in der Zeichnung, mehr verblichen und abgewaschen, wahrscheinlich viel älter. In Guatemala besuchte Stephens die Ruinen der uralten Stadt Patinamit, die unter dem einst mächtigen Reiche der Kachiquelindianer in ihrer Blüthe stand. Sie lag, umgeben von einer fast 600 Fuß tiefen Schlucht auf einer Anhöhe von 3 engl. M. Länge und 2 M. Breite; ein einziger ganz schmaler Weg führte an der steilen Felswand der Schlucht zu ihr; er endete an zwei von Kieselstein erbauten Thoren, an der äußern und innern Mauer der Stadt. In derselben nimmt man die Trümmer eines prachtvollen Gebäudes wahr, das ein vollkommenes Viereck bildet, jede Seite zu 100 Schritten, erbaut aus gehauenen, mit äußerster Sorgfalt übereinander gelegten Steinen. Vor demselben ist ein großer viereckiger Platz, auf dessen einer Seite die Ruinen eines pompösen Palastes stehen. Durch die ganze Stadt läuft von Norden nach Süden ein 3 Ellen tiefer Graben mit einer etwa eine Elle hohen gemauerten Brustwehr. Auf der Ostseite dieses Laufgrabens standen die Häuser der Edlen, auf der andern die Häuser der Gemeinen. Die Gassen waren gerade und breit und durchschnitten einander in rechten Winkeln. Die neue Stadt Tecpan-Guatemala ist zum Theil aus den Steinen von Patinamit gebaut; die Aussicht von letzterer allseitig unzugänglicher Stadt ist unermeßlich. Ein spanischer Padre in Quiche versicherte Stephens (S. 384), daß in einem ununterworfenen, von ungetauf-

ten Indianern bewohnten Distrikt, vier Tagereisen entfernt, an der Straße nach Mexiko, aber auf der andern Seite der großen Sierra, eine lebende, noch nie von Europäern besuchte Stadt liege, groß, volkreich, von Indianern bewohnt, noch in selbem Stande, wie vor der Entdeckung Amerikas. Der Padre hatte einst den 10—12000 Fuß hohen Kamm der Sierra erklommen und in weiter Ferne eine große Stadt mit im Sonnenschein glänzenden, weißen Thürmen erblickt. Nach der Aussage der Einwohner von Chajul sollen die Bewohner die Mayasprache reden, jeden Weißen morden, der ihr Gebiet betritt, keine Münze und keine Hausthiere, Geflügel ausgenommen haben. Am längsten verweilte Stephens in den Ruinen von Palenque; bei denen von Uxmal in Yucatan findet sich auch Holz zur Construktion angewendet, sonst überall nur Steine. — Alle diese Ruinen haben nach ihm nichts Aehnliches in der übrigen Welt und weichen auch von den ägyptischen ganz ab. Diese Städte seien wahrscheinlich von den Volksstämmen erbaut worden, die zur Zeit der spanischen Eroberung das Land bewohnten und welche noch jetzt existiren. Alte spanische Chronisten schildern noch diese Länder als sehr stark bevölkert und mit großen Städten bedeckt; sie beschreiben deren Tempel und Götzenbilder, den Federschmuck der Indier 2c. Bei den Tropenregen und der geilen Ueppigkeit der Vegetation könnten sich keine Ruinen 2—3000 Jahre dort erhalten und doch sind die Holzschwellen in Uxmal noch ganz gut conservirt. Die Gebäude, welche Stephens besuchte, sind daher nach seiner Meinung nur wenige Jahrhunderte alt.

Bei den Ruinen vieler alten, großen Städte in den mexikanischen Ländern finden sich auch Canäle und Gräben die zur Bewässerung des umliegenden Landes dienten. Die schon erwähnten Casas grandes, auch Casas Montezuma genannt, waren große mehrstöckige Gebäude, in welche man nur durch Leitern gelangen konnte, die Nachts eingenommen wurden. Manche derselben waren über 200 Fuß lang, 80 Fuß breit, 3—4 Stockwerke hoch, mit 4—5 Fuß dicken Mauern; sie waren aus großen 4eckigen Lehmblöcken gebaut. Bartlett beschreibt Casas grandes vom Rio Salinas und Rio Gila in Chihuahua. Bei einer der Städte am Rio Gila findet man eine runde, gemauerte Einfriedigung, vielleicht ein Stall für die Bisons, welche der Vermuthung nach die alten mexikanischen Völker gezähmt hielten. Möllnhausen fand solche Ruinen auch in den Felsengebirgen und am kleinen Colorado. (Bartlett Personal Narrative etc., Emory Notes of a milit. reconnaisance from Fort Leavenworth to San Diego etc. Buschmann, über die

aztekischen Ortsnamen, Berlin 1853.). Sonderbar ist nach Möllnhausen die Bauart des von Indianern bewohnten Städtchens (Pueblo) de Santo Domingo in Neumexiko, ganz an die Casas grandes erinnernd, wie sie auf Sicherheit berechnet. Die aus Ziegeln erbauten Häuser bestehen nämlich aus mehreren übereinanderliegenden, immer kleiner werdenden Stockwerken, so daß vor jedem Stockwerk eine Terrasse oder Art Hof entsteht, der von einer Brüstung umgeben ist. Sowohl in das erste über der Erde erhabene als in die folgenden Stockwerke kann man nur auf Leitern gelangen. Da die Häuser der verschiedenen Stadttheile dicht aneinander liegen, so entstehen dadurch übereinander liegende erhöhte Straßen, die an den Thüren der Wohnungen im ersten, zweiten, dritten Stock vorbeiführen. In die untersten Räume kann man bloß durch eine Oeffnung im flachen Dach des ersten Stockes kommen. — Im Mississippithale findet man Spuren sehr zahlreicher Bevölkerungen, von welchen keine Ueberlieferung sich erhalten hat. Der kleine Stamm der Natchez soll nach Squier die größte Aehnlichkeit mit den Peruanern in bürgerlichen und religiösen Einrichtungen, in Sitten, Gebräuchen und Lebensweise haben. Zu beiden Seiten des Mississippi und des Ohio, sparsamer auch in entfernteren Gegenden trifft man Hügel, Schanzen, Mauerwerk und Reste von Gebäuden, die den Teocallis ähneln, welche keinesfalls den Indianerstämmen angehören, welche jetzt diese Gegenden bewohnen, sondern in der Cultur weiter vorgeschrittenen, untergegangenen Völkern ihre Entstehung verdanken.

Die mexikanischen Indier der Gegenwart haben in ihrer physischen Beschaffenheit nichts, was sie von den übrigen Indianern unterschiede, wenn man nicht einen milden Zug um den Mund anführen will, der mit dem finstern Blick contrastirt. Die Hautfarbe ist sehr dunkel, der Bart etwas stärker als bei andern Indianern, auch tragen die um die Stadt Mexiko einen kleinen Schnurrbart. (Die „jungen Azteken," die man 1853 in London zeigte, waren ein paar mexikanische Idioten, mit denen das Publikum getäuscht wurde.) Sie erreichen häufig ein sehr hohes Alter, doch verkürzen viele ihr Leben durch Trunksucht. Das allgemeinste berauschende Getränk ist Pulque, der gegohrene Saft des Maguey, Agave americana; dann genießen sie viel Branntwein aus Zuckerrohr, Welschkorn und Manihotwurzel. Krüppel aller Art und Kropfige sieht man unter ihnen fast gar nicht. Von Charakter sind sie ernst und schwermüthig, energischer als die Peruaner; ihre Kinder zeigen schon in zarter Jugend verhältnißmäßig große Geistes-

reife, aber die Entwicklung steht bald still. Dieses düstere Wesen, wozu noch eine gewisse Unbeweglichkeit des Geistes und ein Mangel an schöpferischem Leben desselben kommt, spricht sich auch in ihrer Musik und ihren Tänzen aus, von welchen Vergnügungen die Frauen ausgeschlossen sind, denen hiebei nur das Geschäft obliegt, den Männern die berauschenden Getränke zu reichen. Die christliche Religion, welche die Spanier bei ihnen einführten und wobei die Missionäre sich den mythologischen Vorstellungen der Mexikaner bis auf einen gewissen Grad anbequemten, ist kaum oberflächlich mit ihrem Dogma in den Geist dieser Indianer eingedrungen, sondern hat nur ihren Cultus an die Stelle des alten Götzencultus gesetzt. Seit vielen Jahrhunderten, schon vor der Ankunft der Spanier an tyrannischen Druck gewöhnt, ließen sie sich auch die Despotie der Spanier gefallen und setzten ihr höchstens List entgegen. Die Indianer bilden in Mexiko nur die untern Stände der Bauern, Hirten, Lastträger 2c., doch sind die Vorsteher vieler Dörfer aus ihnen gewählt. Ihre Inferiorität ist geblieben, auch nachdem die spanischen Colonien sich vom Mutterlande losgerissen und republikanische Staatsform angenommen hatten, die bald in die wechselvolle Herrschaft der Militärhäuptlinge ausartete, — obschon die Indianer zur Losreißung nach Kräften mitgewirkt haben. In ihren Sitten und Trachten hat sich seit Montezumas Zeit sehr wenig geändert, ganz so, wie auch die untern Stände eines großen Theiles von Europa seit Jahrhunderten ihren Standpunkt im Wesentlichen wenig verändert haben.

Die Indianer Mexikos hatten schon vor Jahrhunderten wie noch jetzt Sinn für Malerei und für Sculptur in Stein und Holz; sie stellen mit ziemlicher Geschicklichkeit besonders Heiligenbilder dar, unaufhörlich hiebei die Modelle nachahmend, welche die Spanier im 16. Jahrhundert mitgebracht hatten. Auch haben sie ihre Liebhaberei für Gärten und Blumen beibehalten, über welche schon Cortez berichtete; Montezuma und seine Vorgänger ließen in den Gärten von Istapalapan eine Menge seltener Gewächse cultiviren. Als Cortez nach Mexiko (Tenochtitlan) kam, fand er eine große volkreiche Stadt, mit Palästen und Tempeln erfüllt, so daß die Spanier sich etwa nach Sevilla versetzt glauben konnten; Alles war wohl geordnet, der Markt von unzähligen Käufern und Verkäufern belebt, die Buden waren mit Blumen geschmückt, wie heutzutage noch. — Merkwürdig ist die ganz außerordentliche Ungleichheit der Vertheilung der Bevölkerung in Mexiko, welche z. B. in der Mitte der Hochebene von la Puebla bis Mexiko und von hier bis Salamanka

und Jalaya so dicht gedrängt ist, wie in Würtemberg, während ost- und westwärts hievon Gegenden liegen, wo kaum 20 Menschen auf der Quadratmeile leben. Eine Ungleichheit anderer Art, eben so groß und höchst verderblich ist die des Vermögens, welche nicht bloß bei den Creolen, sondern auch bei den Indianern sich findet, so daß die Classe, welche sich eines gewissen Wohlstands erfreut, sehr schwach an Zahl ist und deßhalb die Extreme des größten Reichthums und der bittern, nackten und schmutzigen Armuth desto verletzender hervortreten. Doch ist der Unterschied wahrzunehmen, daß die reichen Creolen in ihren Häusern, Equipagen, Möbeln und ihrer Kleidung den höchsten Luxus und die Eleganz europäischer Hauptstädte entwickeln, während die reichsten Indianer, die zum Theil ein Vermögen von mehreren Hunderttausend Franken besitzen, barfuß gehen und die grobe, schwarzbraune Tunika tragen, wie die ärmsten ihrer Rasse. In den größern Städten haben jedoch die Indianer die spanische Tracht wenigstens theilweise und unter großen Modificationen angenommen, die Männer namentlich den Hut mit breiter Krempe und die Frauen den spanischen Schleier. Die Wohnungen der Indianer sind nach den Gegenden verschieden, in der Stadt Mexiko und sonst, wo sie mit Spaniern sich berühren, werden die Häuser, die in der Form den spanischen sehr ähnlich sind, aus Stein erbaut; in den heißen Küstengegenden aus Bambus, Baumstämmen oder Brettern, ganz luftig, mit plattem Dache. Sie schlafen auf einer Matraze am Boden oder in einem an der Decke hängenden Netz. Von Geräthen sieht man fast nichts als einige irdene Krüge und Flaschen, einen Stein zur Zerquetschung der Maiskörner für Brodbereitung und viele Heiligenbilder.

Vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert nach Chr. hat sich durch die mexikanischen Länder von Norden nach Süden ein Völkerstrom bewegt, — kein Wunder, daß in demselben sehr verschiedene Bestandtheile der Bevölkerung und zahlreiche Idiome angetroffen werden. Die vorzüglichsten derselben sind:

1. Die Azteken, das verbreitetste aller mexikanischen Völker, dessen Sprache, nahuatl, vom 37 — 12° nördl. Br. reicht, zugleich eine der reichsten amerikanischen Sprachen.

2. Die Otomiten haben vorzüglich den nördlichen Theil des Thales von Mexiko inne und ihre Sprache ist nach der aztekischen die verbreitetste in Mexiko.

3. Die Matlazinchen, südwestlich von den Otomiten reichen von da bis nach Tarimaron.

4. Die Tarasken bildeten zur Zeit der spanischen Invasion ein von Mexiko unabhängiges Reich, Mechoacan, hatten eine wohlklingende Sprache und verfertigten mancherlei künstliche Arbeiten, namentlich prachtvolle Mosaiken. Ein Theil dieser Geschicklichkeit ist ihnen bis heute geblieben.

5. Die Mayas bewohnen die Halbinsel Yucatan und Dialekte ihrer Sprache waren früher wahrscheinlich über die großen Antillen verbreitet.

6. Die Pocamans oder Poconchis nehmen die südlichen Küstengegenden von Guatemala ein.

7. Die Huastecas leben im nördlichen Theil von Mexiko bis gegen Chihuahua.

8. Die Totonaken haben den östlichen Theil des Plateaus von Mexiko und dessen Abhänge bis gegen die Bucht bei Veracruz ein. Sie behaupten ältere Bewohner Anahuacs zu sein als die Tschitschimeken und früher am See von Tezcuco gewohnt zu haben.

Die folgenden Stämme bewohnen die Länder im Norden des eigentlichen Mexiko bis zum Gila und dem großen Rio Colorado und erstrecken sich westwärts bis an die Küsten des Busens von Californien, ostwärts bis gegen den Rio del Norte.

9. Die Coras leben in Sonora und ihre Sprache ist die einzige unter den im Mexiko herrschenden Sprachen, welche der aztekischen näher verwandt ist.

10. Schon weiter entfernt von derselben erweist sich die Sprache der Tarahumaras und ganz verschieden von der aztekischen sind die Sprachen einer Anzahl meist kleiner Stämme, wie der Huitcoles, Tepehuanas, Topias, Xiximas, Tubars, Zaques, Guaimas, Guayaves, Zoes, Hiaquis &c.

In Centralamerika leben außer den Poconchis auch noch

11. die Kachikils von Guatemala bis Honduras, dann

12. die Chondalen, welche die Gebirgsgegenden des innern Centralamerika bewohnen und

13. die Orotinas an den östlichen Küsten, endlich die

14. Costaricaner oder Parcialidades, unter welch' letzterem Namen sie die Spanier zusammenfassen, die wieder in die Horden der Valientes, Tiribies, Blancos, Montannos, Cabecares &c. zerfallen. — Bei manchen dieser kleineren Stämme der mexikanischen Völker hat sich wenigstens in der Gegenwart die Cultur fast ganz verloren.

M. Wagner (die Republik Costarica, S. 556) sagt über die Bewohner Neuspaniens: „In Gesichtsform, Farbe und Körperbau

haben sie viel Aehnlichkeit mit ihren nordamerikanischen Rasse-Verwandten, den Dahkotas (Sioux) des obern Mississippi. Dieselben markirten vorstehenden Backenknochen, dieselbe kupferne Gesichtsfarbe, dieselben struppigen schwarzen Haare, dieselbe Bartlosigkeit, jene consequente Rassen-Eigenthümlichkeit, die wahrscheinlich Ursache war, daß die Ureinwohner beim ersten Anblick bärtiger Menschen wie vor Pferden zurückschreckten, so daß der Eroberer Gonzalez auf den Gedanken kam, 40 unbärtigen Jünglingen falsche Bärte anheften zu lassen, um dieselben in den Augen der Indianer furchterregender zu machen. Wir fanden bei den Indianern Costaricas am auffallendsten jene Theile des großen Gehirns entwickelt, welche die Phrenologie als die Organe der Festigkeit und des Starrsinns bezeichnet." Diese Schilderung scheint vorzüglich auf den Stamm der Blancos sich zu beziehen; ein Glied desselben, Ottárola, zum Christenthum bekehrt, theilte M. Wagner und Scherzer Vieles über Sitten und Lebensweise seiner Landsleute mit. Sie genießen keine Milch, fragt man sie um die Ursache, so antworten sie gewöhnlich: sie seien nicht die Brüder und Schwestern der Kälber, um sich wie diese von Kuhmilch zu nähren.

B. Ando-peruvianische Culturvölker.

Obgleich vor der Ankunft der Spanier in Amerika eine zusammenhängende Reihe von Culturvölkern — wenigstens dem Zuge der Anden nach — existirte, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob die cultivirten Völker Südamerika's ihre Cultur von Mexico aus erhalten haben; dieselbe scheint vielmehr eine selbstständige und eigenthümliche zu sein. Meyen (Ueber die Mumien der Peruaner in Nov. Act. Acad. Leop. Carol. XVI Suppl.) schreibt S. 41 ff. hierüber: „War vielleicht die große Wanderung caraibischer Völkerschaften Ursache, daß die Völker, welche die östlichen Abhänge der Cordilleren bewohnten, sich erhoben, und um ihre Selbstständigkeit zu erhalten, auf die Berge zogen? Sie fanden daselbst ein gemäßigtes Klima und eine große Fruchtbarkeit des Landes, daher sie sich daselbst niederließen. Eine solche Meinung stimmt mit dem Resultat überein, welches A. v. Humboldt durch seine unermüdlichen Forschungen erhielt, nämlich daß die Gründung des neuen Peruanischen Reichs zuverlässig um mehr als 100 Jahre später erfolgte, als die der Mexikanischen Monarchie. Gewiß waren es nicht die Mexikaner, die, nach Süden ziehend, dieses neue Reich stifteten; denn zwischen diesen beiden Völkern ist keine weitere Verwandtschaft

nachzuweisen, als die Aehnlichkeit im Bau des Schädels. Der Schädel eines mexikanischen Eingeborenen auf dem anatomischen Museum zu Berlin, ist von ausgezeichneter Caraibenbildung." S. 43: „Vergleicht man die Bauten und die Idole der Peruaner mit denen der Mexikaner, so ist durchaus keine Aehnlichkeit zwischen beiden zu finden, die auf eine frühere Gemeinschaft dieser Nationen schließen ließe. Die Menschenopfer in Mexiko konnten sich unmöglich zum Sonnendienst in Peru umgestalten, wenn gleich auch dort eine eigene Priesterkaste bestand, die eben so, wie bei den Caraiben, vom größten Einflusse auf die Nation war."

1. Die Muïscas (Moscas) wohnten zur Zeit der spanischen Invasion in dem von den drei nördlichen Cordillerenketten durchzogenen Gebirgslande Cundinamarca, welches einen Theil des heutigen Neugranada und den nördlichen Theil von Ecuador begriff und waren ein ackerbauendes, ziemlich cultivirtes Volk, welches die Muïsca- oder Tschibtschasprache redete, später die spanische Sprache und christliche Religion annahm. Heutzutage wird Cundinamarca der Theil der Republik Neugranada genannt, welcher die Provinzen Bogota, Antioquia, Mariquita und Neyva enthält. Die Bewohner des alten Cundinamarca haben ihre physische Beschaffenheit seit der Eroberung nicht verändert; sie sind klein, untersetzt, in den Gebirgen von kupferrother, in den Ebenen von olivenbrauner Hautfarbe, mit zurücktretender Stirn und horizontalen, ausdruckslosen Augen, dicken Lippen; sie erhalten erst im höhern Alter einen Bart. Die Muïscas bildeten das Reich des Zaque, eine theokratische Monarchie, mit einem weltlichen Herrscher, dem Zaque und einem geistlichen, dem Oberpriester von Iraca, die alle Völker von Los Pastos bis Panama und dem Busen von Venezuela umfaßte. Ihr erster Fürst war Huncahua der Weise, Gründer der Stadt Hunca, die jetzt Tunja heißt. Unter allen Völkern dieses Reiches zeichneten sich die Muïscas durch Arbeitsamkeit, Ausdauer und höhere Cultur aus, welche jedoch die mexikanische und peruanische nicht erreichte, — sie sind auch jetzt noch gebildeter als die übrigen zum Theil ganz wilden Stämme der Republik Neugranada; die Muïscasprache hat sich noch in einigen entlegenen Thälern erhalten. Das Volk hat Traditionen über die Entstehung seiner Cultur; zu einer Zeit, als der Mond die Erde noch nicht begleitete, war es roh, ohne Landbau und Götterverehrung. Da stieg von dem Gebirge hinter Bogota ein langbärtiger Mann fremden Geschlechts herab, der besonders unter dem Namen Botschica gefeiert wird, — verschmolz die wilden Menschen in ein Volk, gab ihm

einen Cultus und lehrte es Mais und Quinoa pflanzen. Sein böses Weib Huythaca vereitelte so viel wie möglich seine Anstrengungen, und erregte eine große Ueberschwemmung, so daß Botschica es verjagte, worauf dann Huythaca zum Mond wurde. Nachdem Botschica das Land durch Oeffnung des Wasserfalls von Tequendama wieder getrocknet, führte er den Sonnendienst und das Mondjahr ein und lehrte das Volk Städte bauen. Nach Vollendung seines Werkes zog sich Botschica in das heilige Thal von Iraca zurück und lebte dort in beschaulicher Buße noch 2000 Mondjahre. v. Humboldt, der diesen Mythus mittheilt, parallelisirt Botschica und Huythaca mit dem guten und bösen Princip anderer Völker; das erste ist zugleich das erwärmende, fruchtbar machende, das zweite das nasse, zerstörende.

2. Die Quitschuas oder Incas (der letztere Namen ist von der Herrscherfamilie auf das ganze Volk übertragen) werden mit den Aïmaras unter dem Namen Peruaner zusammengefaßt. Das Reich der Incas zur Zeit seines größten Umfangs begriff einen Theil der Republik Ecuador, die Republiken Peru, Bolivia, Chili und einen Theil der la Plata-Staaten; jenseits des Aequators, nördlich von Quito beginnend, reichte es bis zum Rio Maule in Chili und hatte eine nordsüdliche Länge von 525 deutschen Meilen bei einer ostwestlichen Breite von 40 — 105 Meilen. Meist aus sehr hohen, trockenen, unfruchtbaren Plateaus von riesigen Schneebergen begrenzt und aus mehr oder minder heißen Thälern bestehend, verdankte es einen großen Theil seines Wohlstandes dem Fleiße seiner Bewohner und deren zahlreichen Lama- und Alpacoheerden. Im Incareiche waren die Quitschuas die herrschende Nation; die in der Civilisation noch ältern, von ihnen umschlossenen Aïmaras waren ihnen unterthan, eben so die halb wilden, jetzt an Zahl schwachen Atacamas und Tschangos. Die Quitschuas und Aïmaras zusammen jetzt noch etwa 2 Millionen stark sind alle Christen und stehen auf einer gewissen Stufe der Bildung. Erstere sind dunkelbraun, klein von Wuchs, im Durchschnitt nicht ganz 5 Fuß hoch, haben breite Schultern, eine hohe und sehr lange Brust, was die Beine im Verhältniß zum Rumpf kurz erscheinen läßt. Der Kopf ist ziemlich groß, von vorne nach hinten lang, seitlich etwas zusammengedrückt mit schwach gewölbter, kurzer, nach oben etwas zurücktretender Stirn, breitem ziemlich rundem Gesicht, Adlernase mit weiten Löchern, ziemlich großem, prognathisch vortretendem Mund, trefflichen Zähnen, ziemlich kleinen, stets horizontalen Augen mit gelblicher Sclerotica, stark gebogenen,

dünnen Brauen, groben, dicken, straffen schwarzen Haaren, fast keinem Bart. Ihre Züge verrathen Gleichmuth und Ernst und sind auch beim weiblichen Geschlecht, bei welchem die Nase viel weniger vorspringend und gekrümmt ist, fast nie schön. Hände und Füße sind klein, die Frauen sind vollbusig. — Die physische Bildung der Quitschuas hat sich seit Pizarros Zeit nicht verändert, auch Kleidung, Sitten, Gebräuche sind fast ganz gleich geblieben.

Die sonst reiche und auch zum Ausdruck abstrakter Gedanken geeignete Sprache ist für das Ohr und die Sprachorgane unvergleichbar hart, voll krächzender Kehllaute und harter Consonanten; die Herrscherfamilie soll eine von der gewöhnlichen verschiedene Sprache gehabt haben, welche vielleicht keine andere als die Aïmarasprache war. Die Quitschuas waren von jeher ein sanftes, gehorsames Volk; sie unterwarfen sich nicht sowohl aus Mangel an Muth, sondern in Folge religiöser Vorstellungen und Prophezeihungen auch den Spaniern und ehrten sie als Heroen göttlichen Ursprungs. Dankbarkeit, Mäßigkeit, Friedfertigkeit und Gastfreiheit gehören noch jetzt zu ihren Tugenden; immer sind sie schweigsam und kalt. Wie früher bei den Sonnenfesten, tanzen sie jetzt in großen Schaaren, auf das sonderbarste vermummt, vor den Kirchen-Processionen einher. Nach d'Orbigny fassen sie rasch und leicht; sie haben in der Baukunst und Bildhauerei Manches geleistet, konnten das Sonnenjahr berechnen nnd geschichtliche Vorgänge mittelst symbolischer Zeichen und eigenthümlicher verschiedenfarbiger Schnüre (Quipuas) in welche Knoten gemacht wurden, fixiren; sie hatten manche Begriffe von der Arzneikunst, eine gut organisirte Regierung, sehr weise Gesetze. Es gab unter ihnen Musiker und Dichter, deren Sprache kräftig und zierlich die Leidenschaften, besonders auch die Liebe schilderte, ihre Fürsten verstanden als Redner auf die Massen zu wirken. — Auf den Plateaus trieben die Quitschuas sonst wie jetzt Landbau und Lamazucht, in den heißen Thälern bloß Landbau, an den Seeküsten sind sie Fischer und manchmal auch Landbauer. In den höhern Gegenden wurden immer Kartoffeln und Quinoa gebaut, in den heißen Thälern Mais und Occa. Sie befestigten wo es nöthig war, das Erdreich durch steinerne Terrassen und legten zur Bewässerung kolossale Wasserleitungen an, bauten Straßen, Hunderte von Stunden lang mit Raststätten in bestimmten Zwischenräumen, Hängebrücken über Bergströme. Sie verstanden Wollenzeuge zu weben und zu färben, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei zu gewinnen und zu verarbeiten; das Eisen kannten

sie nicht. Am dichtesten war schon immer die Bevölkerung auf den 7 — 15000 Fuß hohen Plateaus, wo auch der Sitz der Cultur und der Regierung war. Dort lebten sie unter der Herrschaft eines einzigen Fürsten in Städten, Dörfern und Weilern; für die Incas und Sonnenjungfrauen gab es Paläste und palastähnliche Häuser, für die Sonne großartige Tempel, eigenthümlicherweise ohne Fenster. Das Volk lebte ehemals wie jetzt in kleinen kuppelförmigen Hütten mit Zweigen und Erde bedeckt oder (in den mehr nördlichen Provinzen) in großen länglichen Häusern. Weniger fortgeschritten als in der Baukunst waren sie in der Bildhauerei und Malerei; doch fehlt es auch hier nicht an Schönheitssinn und Richtigkeit der Zeichnung. Die Hausgeräthe waren von der allereinfachsten Art. Sehr in der Kindheit war die Kriegskunst; als Waffen hatten sie Lanzen, Keulen, Schleudern und Schilder; sie legten ihre Verschanzungen stets auf freistehenden Berggipfeln an und hatten ein Kuriersystem organisirt. Sehr wenig ausgebildet war bei den so baumarmen Küsten auch die Schifffahrt. — Wie die heutigen, so trugen auch die alten Peruaner Kleider aus Alpacowolle gemacht, bestehend aus einer Tunica und aus einem Beinkleid, einer Mütze auf dem Kopf und Sandalen an den Füßen. Die Frauen trugen ein wollenes Hemd und darüber eine ermellose Tunica; beide Geschlechter ließen die Haare frei über die Schultern fallen. Bemalung der Haut und Tätowirung fand nicht statt. Die Kleidung der Incas, von den Sonnenjungfrauen gewebt, war von außerordentlicher Feinheit; Federn zum Schmuck und die rothe und gelbe Farbe, so wie langgezogene bis zu den Schultern herabhängende Ohren durfte außer ihnen ohne spezielle Bewilligung Niemand haben. Jeder Quitschua konnte nur eine Frau nehmen, die stets aus den nächsten Verwandten gewählt wurde; der Inca, den es frei stand, zwar nicht mehrere Frauen aber Concubinen zu nehmen, gab die Brautleute zusammen. Die Leichen wurden in sitzender Stellung und mit allen Kleidern angethan, begraben, von all ihrem Eigenthum umgeben, in Grüften, wo sie zu Mumien austrockneten. Nach Morton haben sie mehrere Jahrhunderte hindurch ihre Leichen in der Salzwüste von Atacama zwischen Peru und Chili begraben, wo sie sich wohl erhielten, so daß sie noch jetzt untersucht werden können.

Die Peruaner verehrten einen unsichtbaren Schöpfer und Regierer der Welt, Patschacamac und zwar unter freiem Himmel, ohne Bilder zu haben, weil ihn ja Niemand gesehen hat. Hingegen der Sonne, die in ihren Augen sein sichtbarer Stellvertreter

war — der Mond galt als ihr Weib und die Incas waren ihre Söhne und Priester — weihte man Tempel, deren vorzüglichste die von Cuzco und Tumbez waren, und einen Cultus, brachte ihr Opfer dar; Mädchen gelobten ihr ewige Jungfräulichkeit und andere ließen sich in Klöster einschließen, um ihre Gemahlinnen zu werden: aus diesen letztern wurden die Concubinen der Incas, der Sonnensöhne gewählt; der Bruder oder Oheim des regierenden Fürsten war der Oberpriester des Reiches. Feste fanden statt bei der Geburt oder Thronbesteigung eines Incas; das glänzendste aber alljährlich um das Wintersolstitium. Das Volk glaubte an Wahrsagerei und Deutung aus den Eingeweiden gefallener Thiere. Nach dem Tode gelangten die Incas wieder zu ihrem Vater, der Sonne; die Menschen aus dem Volke hatten die Hoffnung sich dann wieder zu sehen und den Incas zu dienen. — Die Cultur der Quitschuas ist jünger als die der Aïmaras und der Azteken. (Morton läßt übrigens den Peruanern unter den Incas ein altes ausgestorbenes Volk vorausgehen, dessen Gräber man häufig zwischen 14 u. 19° südl. Br. findet). Der erste Inca, Manco-Capac kam im 11. Jahrh. nach Chr., wie Manche glauben, vom Titicacasee, dem Centrum des Aïmarastaates, vielleicht als derselbe bereits seinem Verfall entgegen ging, nach Peru, wohin er die Cultur und eine fremde Sprache brachte, gründete Cuzco und den peruanischen Staat. Später weihten die Incas 2 Inseln im Titicacasee der Sonne und dem Monde und errichteten prächtige Tempel auf denselben. Vom 11. Jahrhundert bis zur spanischen Invasion folgten 12 Incas aufeinander, welche die Monarchie fortwährend vergrößerten. Es war Hausgesetz dieser Dynastie, daß die Söhne immer die Töchter heiratheten, um kein fremdes Blut in die Familie zu bringen; die Thronfolge war erblich, der Herrscher genoß göttliche Ehren und vereinigte alle weltliche und geistliche Gewalt in seiner Person. An der Spitze der 4 Provinzen standen als Statthalter und Oberpriester zugleich Mitglieder der Incafamilie; unter ihnen war das Volk nach 10000, 1000, 100 u. 10 Köpfen unter Häuptlinge von stufenweise geringerem Rang gestellt, die blinden Gehorsam beobachteten. Alles Land gehörte dem Staat und wurde alljährlich nach dem Bedürfnisse unter die Familien vertheilt; der größte Theil kam dem Volk zu, 2 kleinere dem Inca und den Sonnenpriestern. Die Gesetze waren streng und in allen Beziehungen wurde auf die genaueste Ordnung gehalten. Man suchte das Reich auf friedliche Weise zu erweitern und Anhänger für den Sonnendienst zu gewinnen und nahm zur Gewalt nur Zuflucht, wenn die Ueberredung

fruchtlos blieb; die überwundenen Völker wurden mild behandelt. Die Aemter und Gewerbe waren ebenfalls erblich und jeder Sohn mußte beim Stand des Vaters bleiben, wobei wie durch einige andere der genannten Einrichtungen der Culturzustand dieses Volkes ein fixirter und Fortentwicklung desselben kaum möglich wurde.*)

3. Die Aïmaras, welche die Gegenden in weiter Erstreckung um den großen Alpensee von Titicaca bewohnen, sind das älteste Culturvolk Südamerikas. Sie bildeten in unbekannter Vorzeit ohne Zweifel ein ziemlich großes, mehrere Millionen starkes Volk, wie ihre Bauwerke nothwendig voraussetzen lassen; jetzt zählen sie nur noch einige Hunderttausende. In physischer Beziehung gleichen sie ganz den Quitschuas; ihre zierliche, poetische Sprache hingegen, obwohl der Quitschuasprache im grammatischen Bau gleichend und in phonetischer Beziehung eben so über alle Begriffe rauh wie diese, weicht doch in den Wurzeln fast gänzlich ab. Sie zerfällt gleich der Quitschuasprache in mehrere Dialekte, von welchen der der Pacases

*) Manche Schriftsteller haben sehr abweichende Ansichten über die Peruaner ausgesprochen; so läßt v. Castelnau dieselben aus Nordafrika eingewandert sein; er findet in physischer Bildung, Geräthen, Waffen die größte Aehnlichkeit zwischen Indianern einerseits, Babyloniern und besonders Aegyptern andererseits; die Indianer gehörten zur semitischen Völkerfamilie. Aber alle diese Aehnlichkeiten sind entweder nur scheinbar, oder erklären sich daraus, daß Völker, die sonst in gar keiner Beziehung zu einander stehen, unter einigermaßen gleichartigen äußern Umständen und gesellschaftlichen Verhältnissen auch ähnliche Kunstprodukte und politische Zustände erzeugen, oder endlich, diese Aehnlichkeiten sind ganz illusorisch, wie denn Schädelform und Hautfarbe der Indianer und Semiten ganz verschieden sind. — Meyen l. c. glaubt, der von Manco Capac geführte Stamm der Quitschuas habe die Ebenen nördlich vom Rio de la Plata oder jene am obern Marannon bewohnt; in diesen Gegenden sei noch überall die Sprache, welche sie selbst redeten und die, welche sie den Besiegten aufzwangen, vorhanden. Die Einwanderung der Incas in Peru und Begründung ihres Reiches falle in das 13., höchstens in das 12. Jahrh. nach Christus. Die Gegenden um den großen See von Titicaca seien schon vor der Ankunft der Orejonen unter Mayta Capac, dem 4. Inca von einem sehr civilisirten Volke bewohnt gewesen; es hatte große Städte, colossale Bildsäulen. Yupangui, der 10. Inca holte hier die Muster zu den großen Bauten um Cuzko. Die Incas hätten tyrannisch geherrscht, die Stämme nach Willkür versetzt, aber allerdings für den Menschenopferdienst den mildern Sonnenkultus eingeführt. Als sie von den Spaniern bekriegt wurden, waren überall auf den Plateaus die Yanaconas verbreitet, die wahren Ureingeborenen, welche durch die, von Osten kommenden Orejonen (Quitschuas) unterjocht worden waren. Um die Nationalitäten zu vernichten, hätten die Incas allgemein die Quitschuasprache eingeführt; sie habe ihren Namen von der Provinz und dem Volke am Flusse Amansay, woselbst die Heimath der Quitschuas.

und der Lupacas als die zierlichsten gelten. Die Aïmaras haben diese ihre Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten und selbst die Nachkommen der Spanier haben sie als Umgangssprache angenommen. — In Charakter, Lebensweise, Kleidung ꝛc. sind die Aïmaras ebenfalls den Quitschuas gleich, ihre Bauart jedoch weicht sehr ab, zeichnet sich durch einen eigenthümlichen Styl und durch colossale Größe ihrer Produktionen aus. Am bekanntesten sind die Bauwerke von Tiaguanaco am Titicacasee, woselbst man 300—600 Fuß lange Tempel findet, wie die Sonnentempel der Incas genau nach Osten orientirt, mit Reihen riesiger Säulen und Portale aus einem Stein, mit kolossalen Basaltstatuen, die gleich den Tempelmauern mit Reliefarbeiten bedeckt sind, welche letztere bei den Quitschuas nirgends angetroffen werden. Die Reliefs stellen Allegorien der Sonne dar, diese in Menschengestalt gebildet, den Kopf von Strahlen umgeben, jede Hand ein Scepter als Symbol der geistlichen und weltlichen Gewalt haltend; Könige mit Kronen auf dem Haupt gehen auf sie zu und Condore, die wohl als ihre Boten angesehen wurden, umfliegen sie. Ein Palast daselbst ist merkwürdig durch enorme Größe der zu seiner Construktion verwendeten Steinblöcke. Bei den Aïmaras findet man ferner eigenthümliche Grabhäuser und Grabthürme, die, oft in Gruppen beisammenstehend, Dörfern gleichen. Als das peruanische Reich sich mächtiger erhob, begann die Unterwerfung der Aïmaras unter dessen Herrschaft mit dem 3. Inca und wurde unter der Regierung des siebenten vollendet. *)

II. Barbarische und wilde Uramerikaner.

A. In Nordamerika.

Bei ihnen finden sich kaum Anfänge eines Staatslebens, die meisten schweifen in Horden, oft sogar ohne Häuptlinge umher, und wo letztere vorkommen, sind sie nicht erblich, sondern die Anführerstelle wird gewöhnlich dem tapfersten und erfahrendsten Krieger übertragen. Aus Hab- und Rachsucht so wie der Jagdgründe wegen waren diese Völker von jeher in unaufhörlichen Krie-

*) v. Bibra fand in der Algodonbay, an der Westküste Amerikas, 22° 6′ s. B. in allen Gräbern Skelete der Aïmaras, welche vorzugsweise um den Titicaca-See lebten, und darnach eine früher nicht geahnte weite Verbreitung nach Süden gehabt haben mußten. Es waren nicht bloß die männlichen, sondern auch die weiblichen Schädel abgeplattet.

gen begriffen. Da mit Ausnahme mehrerer Stämme Viehzucht und Ackerbau fehlen, — in früherer Zeit noch mehr als jetzt — so sind die meisten auf den Ertrag der Jagd und des Fischfangs angewiesen; viele Indianer an der Ostseite des Felsengebirges leben hauptsächlich vom Fleisch des nordamerikanischen Büffels; auch die, welche Ackerbau treiben, wenden mehrere Monate in jedem Jahre auf die Jagd und wandern den Büffeln nach, so daß sie nur einen Theil des Jahres in ihren Dörfern zubringen. Die Ackerbauenden werden immerwährend von den Wanderstämmen angegriffen. Manche Stämme der vereinigten Staaten sind jetzt einigermaßen cultivirt, pflegen Land und Garten, kleiden sich europäisch, lesen in ihrer Muttersprache gedruckte Zeitungen. Ganz friedlich sind die sogenannten Indios de los Pueblos, Dorfindianer, fleißig und betriebsam, auch Tauschhandel treibend. Die Waldindianer, welche östlich vom Mississippi hausen oder hausten, sind blutdürstiger und grausamer als die Prairieindianer auf der Westseite dieses Stromes; das Martern der Kriegsgefangenen ist erstern eigen, die andern machen sie zu Sklaven. Einige haben sich Pferde zugelegt und sind zu Reitervölkern geworden. Die Choctaws und einige andere Stämme haben auch Negersklaven, die sie sehr mild behandeln. Im Ganzen sind alle tapfer mit Spuren von Ritterlichkeit; sie halten es für eine Ehrensache, den Feind lebendig zu fangen oder im Handgemenge mit der Waffe zu treffen, aber für armselig, ihn aus der Ferne mit Pfeil oder Kugel niederzuschießen.

Der Gesichtswinkel ist bei ihnen 75°, die Augen stehen horizontal, die Nase ist gebogen, die Lippen sind ziemlich dick, die Haut kupferbraun oder besser gesagt zimmtfarbig. Bei manchen Stämmen sind die Frauen auffallend kleiner als die Männer; Bartram berichtet, die Weiber der Crieks seien selten über 5 Fuß hoch, die Männer hingegen groß und athletisch. Eben so verhalten sich manche Missouristämme; manche Völker des Mississippithales begraben die Leichen der Kinder abgesondert von den Erwachsenen, woraus die Sage eines Pygmäenvolkes entstand. Die Mädchen heirathen häufig schon mit 12 — 13 Jahren. Die meisten Indianer tragen ein Jagdhemd, Beinschienen und Mocassins, eine Art Halbstiefel aus Hirschleder. Sie sind so abgehärtet, daß sie manchmal bei großer Kälte fast unbekleidet auf die Jagd gehen. Die Frauen tragen Röcke oder bloß Umschlagtücher von verschiedener Form und Stoff. Manche Stämme tätowiren oder bemalen sich; es fehlt auch nicht an Hals- und Gliederschmuck, Kopfputz ꝛc. von verschiedener Art. Sie sind bildungsfähig bis auf einen ge-

wissen Grad. Fast Alle verehren den großen Geist, Manitulin, Wahconda, welcher die Welt erschaffen hat und erhält, glauben auch an ein künftiges Leben, an Träume, Vorbedeutungen, Zauberei. Wie bei manchen südamerikanischen Stämmen östlich von den Cordilleren findet sich auch bei den Choctaws und Mexikanern die Sage von einer großen Fluth, die hier von Norden gekommen sei.

Bei vielen Stämmen werden öffentliche Versammlungen gehalten, auch Trinkgelage, Tänze, verschiedene Spiele fehlen nicht. Sehr verbreitet ist das Ball- oder Ringspiel, bei welchem der Ball mittelst eines Stockes, der an einem Ende einen Ring hat, geschleudert und aufgefangen wird. Möllhausen spricht oft von Medizinmännern, Medizinhütten — einer Art rohem Dampfbad, welches bei fast allen Krankheiten benutzt wird, wobei die Patienten sich, nachdem sie aus den heißen Dämpfen getreten, sogleich kopfüber ins kalte Wasser stürzen, was mehr oder weniger oft wiederholt wird, gewöhnlich mit dem besten Erfolg. Ein „Medizinmann" überwacht diese Hütten und läßt es dabei nicht an heiligen Gesängen und Beschwörungen fehlen. Dieses Bad gebrauchen auch junge Leute, die in die Reihe der Krieger treten, und Krieger, die einen Zug unternehmen wollen.

1. Die **Digothis**, wie sie sich selbst nennen, die Loucheur der Franzosen, Quarellers Makenzie's (derselbe nannte sie Quarellers oder Zänker, weil sie ihn mit lautem Geschrei empfingen, obwohl sie sich nachher ganz friedfertig benahmen) wohnen um die Mündung des Makenzie und haben die Eskimos und Athapascas zu Nachbarn. Ihre Sprache soll eigenthümlich sein, doch verstehen alle die Sprache der Eskimos, mit welchen sie auch in physischer Beziehung, Sitte und Tracht übereinstimmen. Die Digothis behaupten, daß ihre Vorfahren von Westen her über einen Meeresarm in ihr dermaliges Land eingewandert seien.

2. Die **Koloschen**, die Nachbarn der Eskimos, leben an der nordwestlichen Küste Nordamerikas und den vor derselben liegenden Inseln und reichen vom höchsten Norden bis in die Nähe der Mündung des Columbiastromes, vom 65 — 50° nördl. Br. Sie haben vortretende Backenknochen, eine breite platte Nase, großen Mund mit dicken Lippen, kleine schwarze Augen, schwarzes, schlichtes, lang herabhängendes Haar und starken Knochenbau. Ihre rothbräunliche Haut erscheint wegen des Schmierens mit schwarzer Erde viel dunkler. Die schwarzen, rothen und weißen Streifen, mit denen sie ihr Gesicht bemalen, geben ihnen ein abscheuliches Ansehen; in

die durchbohrten Nasenknorpel und Ohren stecken sie Zierrathen, die Weiber durchbohren außerdem noch die Unterlippe, um zur Zierde, wie sie meinen, fremde Körper darin anzubringen. Die Mehrzahl dieses abschreckenden Volkes geht bis auf einen kleinen Schurz nackt, Reichere hängen ein Bären- oder Ziegenfell um oder tragen wohl auch russische Kleider. Sie nähren sich fast nur von Fischen, die sie meist roh verzehren und wohnen in schmutzigen armseligen Bretterhütten. Es herrscht bei ihnen Polygynie und zugleich haben die Weiber manchmal Kebsmänner, die aber stets Brüder oder Vettern des rechtmäßigen Mannes sind. Sie machen ihre Kriegsgefangenen zu Sklaven und kaufen auch solche; die Leichen werden verbrannt, und wenn ein Häuptling stirbt, so werden auf dem Scheiterhaufen zwei seiner Sklaven getödtet, um ihm in der andern Welt zu dienen. Die Knaben geißelt man bei feierlichen Gelegenheiten bis aufs Blut, um sie früh an den Schmerz zu gewöhnen, und früher geschah dieses auch mit den Erwachsenen, die, wenn sie die Züchtigung mit stoischem Gleichmuth ertrugen, dann als Helden geehrt wurden. Auch bei andern amerikanischen Stämmen finden Quälereien verschiedener Art statt, woraus sich zum Theil die Unempfindlichkeit und Abhärtung erklärt, welche diese Völker gegen physische Schmerzen an den Tag legen. Sonst werden die Koloschen als treulos, räuberisch, mordlustig und grausam geschildert, zugleich aber auch als thätig, klug und im Handel gewandt. Ihre Kähne machen sie aus einem Baumstamm, ihre Dolche und Lanzenspitzen sind von Kupfer; sie wissen Mäntel und Decken aus gesponnenem Ziegenhaar zu verfertigen. Der Schamanenstand ist bei ihnen erblich; sie haben eine Sage von einer allgemeinen Fluth, aus welcher nur wenige Menschen auf einem Schiffe ihr Leben retteten. Sie zerfallen

A. in die continentalen eigentlichen Koloschen oder, wie sie sich selbst nennen, Tlinkit antakuan d. h. überall wohnende Menschen, vom Eliasberg bis gegen die Columbiamündung. Die 20 Horden, in welche sie sich theilen, lassen sich nach den Sprachen unter vier Gruppen bringen. a) Die Sitchas auf der Insel Sitcha und der nächsten Küste. Diese haben eine ganz eigenthümliche Waffe, einen doppelten Dolch, bestehend aus zwei zweischneidigen, gewöhnlich ungleich langen Klingen, durch einen Griff so miteinander verbunden, daß das Ganze eine Art Donnerkeil vorstellt, der nach verschiedenen Seiten hin verwundet. b) Die Nass und Schebasha bei der Observatoriums-Einfahrt, Pitts Archipel und Millbanks-Sund. c) Die Bewohner von Königin

Charlotten Insel, deren Sprache als allgemeine Verkehrssprache unter den Koloschen dient. Nach Burrows machen diese Indianer Bildwerke, in Styl und Ausführung den Japanischen höchst ähnlich. d) Die Nuittys im Nordwesten der Vancouver-Insel am Nutka-Sund.*)

B. Die Kenajer, Kanaizer oder, wie sie sich selbst nennen, Tnaina d. h. Menschen, bewohnen die Küsten und Umgebungen des Kenai-Sundes oder der Cooks-Einfahrt. Ihre in mehrere Dialekte sich spaltende Sprache weicht von der der eigentlichen Koloschen ziemlich ab. Nördlich und östlich von ihnen wohnen die Ugalenzen, Atnaer, Koltschanen, Inkülüglüaten und Tschinkaten, welche vielleicht auch zur Koloschenfamilie gehören. Von den Tschinkaten geht das Gerücht, sie hätten einen haarigen Körper und Schweif und die Kenajer haben die Sage, daß hinter den Koltschanen so beschaffene Horden leben.

3. Die **Athapascas** bewohnen die Gegenden um den Athapasca-See in weitem Umkreis, haben im Norden die Eskimos, im Westen die Koloschen, im Süden die Völker im obern Theil des Mississippigebietes, im Osten die an der Hudsonsbai zu Nachbarn. Ihre Sprache ist eigenthümlich, am ehesten noch der der Kanaizer verwandt. Diese ziemlich abschreckenden Indianer sind mittelgroß, haben breite Gesichter mit vorstehenden Wangenbeinen, und weite Nasenlöcher; die Augen sollen jedoch schön sein. Manche tragen das Haar lang, andere schneiden es ab; Tätowirung ist allgemein gebräuchlich. Sie gelten als ernste, zurückhaltende, unter sich ehrliche, gegen Fremde betrügerische Indianer. Die Horde der Tschippijaner behandelt die Weiber sehr hart und zwingt sie zum ziehen der Schlitten, was früher die Hunde thaten, indem sie den Glauben faßten, daß ein Hund der Stammvater ihres Volkes gewesen. Die Hundsrippindianer halten die Frauen auch hart, obwohl die schweren Arbeiten hier von den Männern gethan werden. — Die Athapascas durchbohren sich den Nasenknorpel und stecken Holz und Gänsefedern durch, verzieren auch sonst ihren Leib mit Glasperlen, Stachelschweinborsten, Federn und Blumen. Sie wissen die Rennthier- und andere Felle, die ihnen zur Kleidung dienen, geschickt zuzubereiten und aus den Knochen und Sehnen des Rennthiers Waffen und Geräthe zu machen. Die Wohnungen sind Höhlen oder Erdhütten. Neben der Tugend der Gastfreiheit herr-

*) Die 4 Hauptstämme in den russisch-amerik. Kolonieen sind nach Krebel Tlinkiten, Conjagen, Taina und Aleuten. Die Tlinkiten halten Sklaven.

schen bei ihnen Trägheit und wilde Sinnenlust. Bei den Tschippijanern findet man Verehrung eines guten und bösen Wesens, auch glauben sie an Seelenwanderung und haben roh sinnliche Vorstellungen von einem künftigen Leben.

Man unterscheidet A. die nordöstlichen Athapascas, welche bis zur Hudsonsbai verbreitet sind; zu ihnen gehören die Tschippijaner, oder wie sie sich selbst nennen Sah-issah-deinnih, soviel wie Menschen des Sonnenaufgangs, mit den Horden der Kupferminen-Indianer, Hundsrippindianer, Starkbogen- Berg- Schaaf- und Haseninbianer, die Reisigholz- Biber- und Felsengebirgs-Indianer, die Sussies, Nogailers u. a.

B. Auf der Westseite des Felsengebirgs in Neu-Caledonien, namentlich an den Quellen des Fraseeflusses wohnen die Taculies, d. h. auf dem Wasser gehende Menschen oder Carriers wie sie die Angloamerikaner nennen. Die Natiotitains und Sicaunies reden vermuthlich auch Dialekte ihrer Sprache.

4. Die **Lenapes**, d. h. mannhafte Leute, oder wie sie die Franzosen nennen Algonquins, welche jetzt kaum mehr 40,000 Seelen zählen mögen, waren früher eine der bedeutendsten Vereinigungen von Indianerstämmen, die den größten Theil der eigentlichen „Rothhäute" umfaßten, denen das Gebiet der ältern Staaten der Union abgerungen werden mußte. Sie wie andere Indianerstämme wurden zum Theil ganz ausgerottet oder durch Beschluß der vereinigten Staaten-Regierung von 1840 auf das rechte Ufer des Mississippi übergesetzt, nachdem ihnen ihre Ländereien abgekauft und sie auch sonst ansehnliche Unterstützungen erhalten hatten, welche aber leider zu einem guten Theile mehr den Häuptlingen und den weißen Unterhändlern als den Indianervölkern selbst zu Gute kamen. — Die Lenapes waren Jägervölker mit allen Vorzügen und Mängeln der Indianer und die Schilderungen, die gewöhnlich von den Rothhäuten gemacht werden und die man auch in Cooper's Romanen findet, beziehen sich hauptsächlich auf sie. Man unterschied früher folgende 4 Gruppen in dieser Völkerfamilie:



A. Nördliche Lenapes. Hiezu a) die Knistinos oder Christénaux, wie sie von den französischen Canadiern genannt werden, die Crihs der Engländer, Eithinjuk, d. h. Menschen, in ihrer Sprache — haben im Norden die Athapascas zu Nachbarn und reichen von der Hudsonsbai bis zum Felsengebirge. Zu ihnen gehören auch die Monsonies und Muskegons. b) Die Algonquins im engern Sinne oder Algoumequins leben in Canada und wurden von den Franzosen früher Montagnards genannt. Ein zu ihnen gehörender Zweig sind die Nipißings. c) Die Ottawas, Utawas leben namentlich in der Provinz Michigan und am Flusse Ottawa in Canada, dann im Staate Ohio. d) Die Tschippiwäs wohnen nördlich und nordöstlich vom obern See und östlich bis zur St. Jamesbai. Ihre Sprache ist in neuerer Zeit das allgemeine Verständigungsmittel der nordamerikanischen Indianer geworden. — Nur schwache Horden sind jetzt die Potowatamies und Missisagen.

B. Nordöstliche Lenapes. Zu ihnen gehören a) die in Labrador hausenden Skoffies und Schischatapush. Die Dialekte der drei folgenden Stämme, welche schon früh von den Jesuiten zum Christenthum bekehrt wurden, weichen von der Algonquinsprache bedeutend ab, obschon sie mit ihr gleicher Abstammung sind. b) Die Mikmaks leben an den Küsten und auf den Inseln des St. Lorenz-Golfs. c) Die Etscheminer, so viel als „Bootmenschen", am St. Johnfluß und an der Passamaquoddy-Bai und westlich bis zur Mount Desert-Insel. d) Die Abenakis, früher auch Almuschikesen und Tarratihos genannt, auf der Westseite des Kannabacflusses im Staate Maine und westlich bis zum Kap Cod, sind merkwürdig genug schon in früher Zeit Ackerbauer mit festen Wohnsitzen gewesen. Im Jahre 1754 sind die meisten nach Canada gezogen.

C. Oestliche Lenapes. Hieher a) die Indianer Neuenglands mit zahlreichen Horden wie die Péquots, Natiks, Narrangasetts, Mahikannis oder Mohicans, welche letztere früher namentlich in Connectitut und bis zum Hudson im Staate Newyork lebten und von welchen, wie von andern Horden, nur noch schwache Ueberreste existiren. b) Die Indianer von Long-Island, unter welchen der vornehmste Stamm die Montahks waren; c) die Delawaren oder wie sie sich selbst nennen, Lenno-Lenapes d. h. Unvermischte oder Urmenschen, früher auf beiden Seiten des Delawareflusses ein mächtiges Volk, jetzt in ihren schwachen Ueberresten in verschiedene Theile der Union, sogar bis

nach Texas und nach Canada zerstreut. Einer ihrer ehemaligen 3 Hauptzweige hatte eine Schildkröte, der zweite einen Wolf zum Wappen; von diesem letztern nannten die Franzosen die Delawaren überhaupt Wölfe. Die Delawaren dehnen jetzt noch ihre Jagdzüge über einen großen Theil des westlichen Nordamerika aus. Einer ihrer Häuptlinge Si-ki-to-ma-ker (schwarzer Biber) spricht nach Möllnhausen geläufig englisch, spanisch, französisch und wohl noch 8 indianische Sprachen. d) Die Nantikokes hausten früher an den Ufern des Susquehannah und zogen im Unabhängigkeitskrieg westlich in die englischen Besitzungen. Jetzt scheinen nur noch schwache Reste unter andern Stämmen Canadas und der Union zu existiren. Gallatin betrachtet ihre Sprache als eine selbstständige. Wahrscheinlich zur gleichen Nation gehörten die schon im 17. Jahrh. fast ganz ausgerotteten Susquehannoks. Fast ganz verschwunden sind e) die Pauhatans, von welchen noch einige Ueberbleibsel in Virginien leben und f) die Pamlicos, früher in Nordcarolina hausend, im 17. Jahrh. durch Seuchen vernichtet.

D. Westliche Lenapes. a) Noch ziemlich zahlreich sind in Michigan und Illinois die Menomonies; b) die Musquakkiuk, oder wie sie die Europäer nennen Sakis und Foxes, die eine ziemlich abweichende Sprache reden, haben durch Verträge ihr Gebiet auf der Ostseite des Mississippi abgetreten und leben jetzt meist auf dessen Westseite in Missouri, ein Theil auch noch in Illinois. Sie treiben wie die Abenakis Ackerbau. c) Die Miamis, Illinois und Piankischahs erweisen sich durch die Sprache als zum gleichen Volke gehörig; erstere finden sich in Indiana, um Wabash und in Missouri, die beiden andern in Illinois, Missouri und Louisiana. d) Die Schawanos, welche aus Georgien und Florida abstammend sich früher bis nach Canada ausgedehnt hatten, leben jetzt meist auf der Westseite des Mississippi, einige wenige auch noch in Ohio, Missouri und Louisiana.

5. Die durch ihre Mordlust und ihren Zerstörungstrieb berüchtigten **Irokesen** waren bei der Ankunft der Europäer durch dazwischen geschobene Lenapes in eine nördliche und südliche Gruppe getrennt, jetzt sind sie auf die Westseite des Mississippi übergesiedelt.

A. Die nördlichen Irokesen lebten, rings von Algonquins umgeben, längs dem Huron-Erie- und Ontariosee. Von den 9 Völkern, aus welchen sie früher bestanden, haben sich noch sechs in schwachen Resten erhalten, nämlich a) die Jendots oder Weiandots, welche die Franzosen spottweise Huronen (Wildschweins-

köpfe) nannten; schwache Ueberbleibsel von ihnen finden sich jetzt noch in Ohio, Michigan, Canada. Ganz ausgerottet sind b) die Attioundas oder Attiuandaronen, c) die Eries und d) die früher mächtigen Andastogues. e) Die Maquas, Massawomeks oder Mingos wohnten ehemals südlich vom St. Lorenzstrom und dem Ontariosee und ihre 5 Zweige vereinten sich kurz vor Ankunft der Europäer znm Bund der fünf Irokesen-Nationen, der später die Jendots und die Attioundas unterjochte und ausrottete. Diese 5 Zweige, von welchen sich noch Reste in Canada, Newyork, Michigan, Ohio erhalten haben sind die Mohahks, Oneïdas, Onondagos, Cajugas und Senecas, von welchen die letzten noch die zahlreichsten sind. f) Die Tuskaroras, in Nordcarolina lebend wurden später in den bis auf acht erweiterten Bund der Irokesen-Nationen aufgenommen; sie wie die Tuteloes scheinen ganz in den Lenapes aufgegangen zu sein. — Der Bund der vereinigten Irokesen-Nationen erhielt lange sein Uebergewicht über die andern Indianer durch die höhere Intelligenz, Schlauheit und wilde Tapferkeit seiner Völker, die auch im Ackerbau und der Verfertigung der Waffen rc. weiter vorgeschritten waren.

B. Die südlichen Irokesen oder Monacaner hatten ihre Sitze in den jetzigen Staaten Virginien und Nordcarolina, wo sie in fünfzehn Städten wohnten. Zu ihnen gehörten außer den Tuskaroras und Tuteloes a) die Tschowans und b) die Nottowäer, von welchen letzteren noch einige in Virginien vorkommen.

6. Die **Floridaner** sind nach den Lenapes und den Irokesen die dritte Hauptvölkergruppe im Gebiet der jetzigen vereinigten Staaten Nordamerikas, welche südlich von den beiden andern die Südprovinzen der Union bevölkerte und auch jetzt noch in ziemlicher Zahl daselbst angetroffen wird. Nach den Sprachen zerfällt diese Gruppe in 6 Völker.

A. Die Catahbas, ein als grausam und räuberisch geschildertes Volk, leben nächst der Gränze der beiden Carolinas an dem nach ihnen genannten Flusse und sind durch die Kriege mit den Irokesen und den Weißen, durch Blattern und Branntwein zu einem unbedeutenden Rest zusammengeschwunden.

B. Die Isolukies, auch Zalakies und Tschirokies genannt, haebn das Christenthum angenommen und einen gewissen Grad der Cultur erreicht, was nächst der Abnahme der Jagdausbeute hauptsächlich den Bemühungen der Missionäre zuzuschreiben ist, welche bei diesen Indianern viel besser anschlugen als bei den übrigen.

Ein Mann dieses Volkes, Sequoyah oder Guess genannt, lernte englisch und erfand für seine Muttersprache ein Alphabet. Die Isolukies oder Tschirokies wohnten unter dem 35° nördl. Br. zwischen Tenessee, Alabama, Georgien und Nordcarolina in einem fruchtbaren Lande, trieben Ackerbau und Viehzucht und pflanzten außer Getreide auch Baumwolle, Indigo und Tabak, mit dem sie Handel trieben; sie hatten eine republikanische Regierung in der Stadt Newtown. Bald aber gerieth die Gewalt über das 1825 etwa 15000 Seelen starke Völkchen in die Hände einer Oligarchie und es brachen Streitigkeiten mit der Regierung des Staates Georgien auf, welche zuletzt die Uebersiedlung der Tschirokies auf das linke Ufer des Mississippi zur Folge hatten.

C. Die Muskhogies waren sonst im Süden der Vereinsstaaten bis zur Spitze von Florida ziemlich zahlreich und bestehen aus den drei Stämmen a) der eigentlichen Muskhogies, b) der Hitschitties und c) der Seminolen zu welcher auch die Appalatschicolas gehören. Zweifelhaft ist, ob auch die Alibamoner, Quesados und Tuskigies hieher gezählt werden dürfen.

D. Die nur sehr wenig zahlreichen, in Georgia lebenden Utschies, in früherer Zeit wahrscheinlich Apalatscher genannt, haben eine ganz eigenthümliche, durch zahlreiche Kehllaute ungemein rauhe Sprache.

E. Von den sonst ein großes Volk am Mississippi bildenden Natchez ist nur noch eine kleine Horde am östlichen Arm des Cusaflusses übrig. Sie bildeten früher mit den Utschies und Muskhogies den Bund der Crieks.

F. Ziemlich zahlreich sind noch die Tschoctahs, Choctaws oder Tschahtas, welche früher in den Staaten Mississippi, Alabama und Louisiana wohnend ebenfalls nun auf die Westseite des Mississippi transferirt sind. Man unterscheidet a) eigentliche Tschoctahs und b) Tschicasahs; letzterer Dialekt heißt die Mobile-Sprache und diente schon früh den Europäern, die sie erlernten beim Verkehr mit den Rothen. — Sie und die Völker des ehemaligen Criekbundes sind jetzt Ackerbauer geworden und haben einige Einrichtungen gebildeter Völker angenommen.

Die nun folgenden Völker lebten von jeher auf der Westseite des Mississippi oder sind von der Ostseite dahin eingewandert.

7. Die **Caddos**, welche gegenwärtig an einem Nebenfluß des Red River wohnen, hatten ihren Sitz früher weiter nördlich auf einer Prairie und sind durch die Blattern und ihre Kriege mit den Osagen jetzt zu einem kleinen Häuflein herabgekommen. Es

findet sich bei ihnen die Sage von einer allgemeinen Fluth; der große Geist brachte hiebei auf eine Erhöhung in der Prairie, die sie früher bewohnten, eine Caddo-Familie und von dieser sind alle Indianer entsprossen. — Dialekte ihrer Sprache reden die Nandakos und Inies oder Tatschies, von denen Texas seinen Namen haben soll, so wie die Nabedatsches.

8. Eine eigenthümliche Sprache reden die **Rotschitotsches** am Red River und die Yatassies um Bayou Pierre, von welchen gegenwärtig nur noch schwache Reste vorhanden sind.

9. Die folgenden Urbewohner der Westseite des Mississippithales von welchen sämmtlich nur unbedeutende Horden existiren, sprechen fast lauter verschiedene Sprachen. Es sind dieses die Adaise, Appelusas, Attakapas, (an der Seeküste lebend, früher Cannibalen), Tschactus, Tschitimatschas. Als Eingewanderte sind hingegen anzusehen die Appalatschen, Alibamas, Contschattas, Tensahs, Humas, Tunicas, Boluxas, Pascagulas, Paoanas.

10. Die Sprache der **Sius** (Sioux) soll mit der der Irokesen verwandt sein. Diese Völker sind meist auf der Westseite des Mississippi und des Red River tief in den amerikanischen Continent bis zu den Savannen und Prairien am Fuß des Felsengebirgs verbreitet. Man trennt sie

A. in die Hotschungorah, wie sie sich selbst nennen, die Winnebagos der Algonquins, Puans der Franzosen, an der Westseite des Michigansees.



B. Die Dahcotas, oder wie sie die Algonquins nennen Naudoweßies, bestehen aus 7 mit einander verbundenen Horden, von denen eine, Mendewahkantoan genannt, die nebst drei andern auf der Ostseite des Mississippi wohnt, Ackerbau treibt. Die vier östlichen Horden der Dahcotas, nämlich die Mendewahkantoan, Wahkpakotoan, Wahkpatoan und Sisstoan, liegen seit undenklicher Zeit mit den Tschippewäern, die drei westlichen, die Janktons, Janktoanans und Tetons, mit allen andern Indianern in Vertilgungskrieg. Die Assiniboinen (Steinindianer) der Algonquins, früher zu den Janktons gehörend, haben sich von den Dahcotas abgesondert.

C. Die Schayennen, welche einen eigenthümlichen Siusdialekt reden, wohnen jetzt am Shyennefluß.

D. Die Sprache der Minetaries hat nur geringe Verwandtschaft mit der der Dahcotas. Sie bestehen aus den drei Stämmen der ansässigen Minetaries und Annahawas, der Mandaner und der Raben- oder Krähen-Indianer, von welchen die ersten beiden, am Missouri wohnend, Ackerbauer, während die Rabenindianer ein Wandervolk sind. Unter den Mandans findet man einzelne Individuen von hellerer Hautfarbe und blauen Augen, was die ganz irrige Annahme veranlaßt hat, daß sie von Einwanderern aus Wales abstammen sollen.

E. Die südlichen Sius, welche ursprünglich längs dem Mississippi unterhalb der Mündung des Arkansas lebten und sämmtlich Ackerbau treiben, zerfallen in 8 Stämme: Quappas und Arkansas, Wausasche, häufiger Osagen (Osashen) genannt, ein jetzt noch ziemlich mächtiger, früher sehr kriegerischer Zweig; Kansas, Eiowäs (Joways), Missouris, Ottoes, Omahas und Punkas.

11. Die **Pahnies** bestehen jetzt nur aus einigen wenigen Horden, die jedoch eine ganz eigene Sprache sprechen. Sie treiben etwas Ackerbau und bewohnen eine geringe Anzahl von Dörfern und zwar die eigentlichen Pahnies am Platte-Fluß, wo sie die Ottoes und Omahas im Osten zu Nachbarn haben und die Ricaras am Missouri. Es ist nicht ausgemacht, ob die am Red River in Louisiana lebenden sogenannten Panies mit den Tawakenos auch hieher gehören.

12. **Indianer am Saskawatschan.** Am Ostabhang des Felsengebirgs, im Stromgebiet des Saskawatschan herumziehend leben drei Völker mit ganz verschiedenen Sprachen, nämlich die Rapid- oder Paunchindianer (Stromschnellen- oder Dickbauchindianer), die Blackfeet- oder Schwarzfußindianer und die Sussies, deren Sprache mehr dem Gackern der Hühner als einer Menschensprache gleichen soll. Die Blakfeet sind ein zahlreicher und kriegerischer Stamm, dessen Jagdbezirke vom 42—52° n. Breite reichen.

13. **Oregoner.** Die zahlreichen, unter diesem Namen zusammengefaßten nur kleinen Horden leben sämmtlich auf der Westseite des Felsengebirges im Gebiet des Columbia- oder wie ihn die Eingeborenen nennen, Oregonstromes, zum Theil auch weiter nördlich, endlich auf Vancouvers Insel. Noch im Gebirge selbst leben die Salish oder Flachkopfindianer, Krähengebirgsindianer, die Tus-hi-pah rc.; auf den Abdachungen die Tschu-pun-nisch,

Itschelubl, Sokulk, Tschikalisch rc., längs der Küste die Clakamus, Umques, Tschinuks rc., am Saptinfluß die wilden, kriegerischen Bonaks. Mehrere Stämme bildeten früher ein größeres Volk, die Skeiuse, von welchen jetzt fast nur noch die Tschinuks übrig sind, die viele Pferde besitzen und zum Theil zum Christenthum bekehrt wurden. Mehr landeinwärts unter den 52° nördl. Br. leben die Athnas oder Kinnindianer mit ganz selbstständiger Sprache und nördlich von diesen die Nagailen oder Träger-Indianer; auf der Insel Nutka, wie sie die Eingeborenen nennen oder Vancouver, wie sie bei den Engländern heißt, hausen die Wakash; sie haben diesen Namen, welcher Freunde bedeutet, von den Europäern erhalten, die von diesen Indianern als sie zum erstenmal Nutka besuchten, mit diesem Wort angerufen wurden. Sie sollen Anthropophagen sein, glauben an ein gutes und ein böses Wesen, außerdem noch an Dämonen und besitzen viel Geschicklichkeit in Verfertigung von Waffen, Kähnen, Geräthen und Zeugen aus Bast gemacht. In ihrer Nähe auf dem Continent wohnen am Lachsflusse die Sluakus oder Lachsindianer.

14. **Californier.** Unter diesem Namen faßt man die Urbewohner sowohl Neu- als Alt-Californiens zusammen, welche die Küsten am stillen Ocean vom 40—23° n. Br. bis auf eine gewisse Erstreckung landeinwärts bewohnen. Von jeher waren diese Indianer durch ihre Wildheit und ihren niedern geistigen Standpunkt im Vergleich mit den meisten andern nordamerikanischen Indianern bekannt, welcher auch schon in ihrer physischen Bildung sich ausspricht. Das Gesicht ist flach und breit, die großen Augen haben einen wilden Ausdruck, das lange schwarze Haar hängt um den Kopf herum, die Hautfarbe ist sehr dunkel. Man weiß zu wenig über ihre zahlreichen Sprachen, um entscheiden zu können, ob sie zu einem oder mehrern Stämmen gehören. Ein Theil von ihnen, die in Alt-Californien nämlich, wurden in den spanischen Missionen bis auf einen gewissen Grad gezähmt und zum Viehhüten und der Aufsicht über die Pferde verwendet, wobei sie sich zu trefflichen Reitern bildeten; mit denen in Neu-Californien wollten sich die Missionäre wegen ihrer Wildheit und ihres Unverstandes nicht befassen. Ursprünglich gingen alle Californier nackt, sie hatten weder Hausthiere, noch Kähne, und setzten nur auf Schilfbündeln über die Flüsse. Sie pflanzten nichts, sondern lebten von wilden Früchten und Körnern oder vom Lachs, den sie in Fangkörben fingen. Als Waffen dienten meist Bogen und Pfeile; die Frauen mancher Horden verstanden zierliche wasserdichte Gefäße aus

farbigen Halmen zu flechten. Viele tätowiren sich an Kinn und Hals. Nachdem Californien als Goldland erkannt und von Europäern und Angloamerikanern überschwemmt wurde, mußten die Ureinwohner der Uebermacht weichen und wahrscheinlich sind viele von den Stämmen, welche die Spanier, Humboldt und Chamisso namhaft machten, jetzt ausgerottet oder in die Wüsteneien des Innern versprengt worden. Solche Stämme waren die Chwachamaju beim Cap Mendocino, die Olamentke an der Bodega-Bay, und die auf der Steppe landeinwärts hievon hausenden Kaïnama; die Matalans, Solsen, Quirotes, Guymen, Olumpali, Sonomi rc. um die Mission von St. Francisco; die etwas energischern kriegerischen Tscholovones am Rio Sacramento, die Aschastlier, Runsienes, Escelen um Monterey. Früher bildeten Manche aus den Bewohnern Alt-Californiens nach den Sprachen 3 Hauptgruppen: die Cotschimi im Norden, die Waicuren und Laymonen in der Mitte, die Pericu im Süden; während Andere sechs oder auch nur 2 Sprachen annehmen.

15. Die **Komanchen** sind eines der bedeutendsten Indianervölker des nördlichen Amerikas durch ihre Zahl und ihre große Verbreitung auf beiden Seiten des Felsengebirges, im Westen desselben vom 45 — 34° nörd. Br., im Osten bis an die Grenze der Union und den mexikanischen Meerbusen bis zum 30° nördl. Br. Zugleich haben sich viele der hieher gehörigen Horden Pferde beigelegt und sind, als treffliche Reiter und verwegene Räuber eine Geißel mancher nördlichen Provinzen Mexikos, wo sie nicht bloß Eigenthum verschiedener Art, sondern auch Menschen rauben und in die Sklaverei schleppen oder nur gegen schweres Lösegeld freigeben. Die meisten leben nomadisch, ziehen mit ihren Heerden und konischen aus Fellen gemachten Zelten herum oder wandern mit den wilden Bisonheerden, deren Fleisch die Hauptnahrung mancher Horden ausmacht, im Sommer gegen Norden, im Winter wieder südwärts. Nach Möllnhausen verehren die Komanchen und Keyowäs als höchstes, Alles regierendes Wesen die Sonne.

A. Die nordwestlichste Abtheilung bilden die Shoshonen, Sozonis oder Schlangen-Indianer, von den Fällen des Oregonstromes über das Felsengebirge bis nach Texas reichend. Sie besitzen zahlreiche Pferde und sehr viele Schweine und Schafe und führen außer Bogen und Pfeilen, wie die meisten andern Komanchenvölker auch Feuergewehre. Die langen Haare werden in Zöpfe geflochten und diese bei den Männern manchmal turbanartig um den Kopf gewunden. Die Shoshonen gelten als ein freundliches

und verständiges Volk; ihre Wohnungen und Kleidung sind bequem und zierlich. Zu ihnen gehören a) die Wahlah-Wahlah am Flusse gleichen Namens und am Jakima. b) Die Saptin, von französ. Reisenden Nez-Percés genannt, hauptsächlich am Kuskusky. c) Die Pischous an beiden Ufern des Clarks-Fork. d) Die Selisch, auch Flachköpfe genannt, im Gebiet der Flüsse Barrier und Okonagan. e) Die Molele in dem des Fallflusses. f) Die Waillaptu oder Cayuse am Johanis- und Malheur-Fluß, so wie am blauen Gebirge. g) Die Tlamath, auch Lutuami genannt, hoch im Schneegebirge um den Tlamathsee. h) Die Punaschly am Schlangenfluß und endlich i) die Sozonis in Texas. Manche dieser Horden sind übrigens hinsichtlich ihrer ethnographischen Stellung nicht ganz sicher.

B. Eine zweite Abtheilung bilden die Apachen, welche auf der Westseite der Sierra Madre, hauptsächlich im Gebiet des Rio Colorado von Californien und am großen Salzsee in Ober-Californien leben, an dessen südlichem Ende sich in neuester Zeit die verwerfliche Mormonensekte angesiedelt hat. Sie zerfallen in die Horden a) der Utahs, die um den großen Salzsee und östlich bis gegen die Nord-Grenze von Neumexiko hausen. b) Die südwestlich von ihnen lebenden Pah-Utahs, nach Möllnhausen zum Theil räuberische, armselige Wilde, die ihr elendes Leben mit Grassamen, Wurzeln, Reptilien fristen. c) Eine Gruppe kleiner Horden Timbabachi Jumbuicrariri, Ganigueih, Moquis, Tajuas, Jumas rc. leben im Flußgebiet des Rio Colorado von Californien. d) Die Apachen im engern Sinn am Oberlauf des Rio Gila. e) Die Navahoes oder Navajos auf der Westseite Neumexikos am Ursprung des rothen- und St. Johnflusses, dann auch in Texas zwischen den Flüssen Pissapajunowa und Passiwono. Diese in Texas lebenden Navajos wurden nach öffentlichen Blättern 1858 in einem Treffen mit den Colonisten völlig aufgerieben. Die Navahoes in Neumexiko leben nach Möllnhausen vorzüglich von Pferde- und Maulthierfleisch, ziehen mit großen Schafheerden herum, aus deren Wolle sie vortreffliche bunte Decken weben, machen auch sehr gute hirschlederne Schuhe gegen die unzähligen Cacteen und Dorngewächse ihres Landes. Auf dem Kopfe tragen sie eine mit Federn geschmückte, helmartige Lederkappe und führen neben Bogen und Pfeilen noch sehr lange Lanzen. Sie sind ein nomadisches Räuber- und Reitervolk. f) Sehr rohe, tief stehende räuberische Indianer, zum Stamm der Apachen gehörend, leben nach Möllnhausen zwischen den San Francisco Mountains und dem großen

Colorado. Sie sind auch physisch verkümmert und leben fast nur von den Beeren der Ceder, den Nüssen von Pinus edulis, Grassamen und Wurzeln der mexikan. Agave. So die Stämme der Cosninos (Cochnichnos) und Yampays. — Ich weiß nicht, ob die Zunni-Indianer in Neumexiko auch hieher zu stellen sind. Möllnhausen sah sie Edelsteine, namentlich Granaten in den Ohren tragen; sie erhalten sie aus den Hügeln großer Ameisen, die ganz aus kleinen Steinchen bestehen; die Ameisen tragen dieselben zusammen, unter ihnen viele Granaten, Rubinen, Smaragden. g) Die Lipans und Mescaleros hausen in Texas.

C. Die Arapachhos haben ihre Wohnsitze im Hochlande, auf welchem der große Colorado des Westens, der Rio del Norte, der Platte-Fluß und der Arkansas entspringen. Man rechnet zu ihnen auch die Keyowäs, welche aber nach Möllnhausen eine ganz andere Sprache als die Komanchen reden sollen.

D. Die eigentlichen Komanchen nomadisiren in Texas, namentlich im Flußgebiete des östlichen Colorado und des obern Brazos. Sie sind ein räuberisches Hirten- und Reitervolk, dessen zahlreiche Stämme nach ihren Häuptlingen benannt werden. Sie behaupten früher in Mexiko gelebt und dasselbe verlassen zu haben, als die Spanier es erobert hatten; ihr Haß gegen die Spanier ist noch immer sehr lebendig. Wenigstens früher hielten die Häuptlinge 4mal im Jahre großen Rath und hatten sich einem gemeinschaftlichen Oberhaupt untergeordnet. — Die Weißen in Mexiko nennen hinwiederum einen schlechten Menschen einen „Komanchen."

a) Im Flußgebiet des Colorado weiden und jagen die Santa-Anna, Pahajoko, Kateumzi, Buffalohumb, Nokoni, Puheua, Pero, Teua, Quitaran, Japarichka, Manakiko rc. b) Auf der Wasserscheide zwischen dem obern Colorado und dem Brazos die Saritoka, Aracho, Togaroe; c) im Flußgebiet des Brazos die Juchta und Wäkuhs, welches letztere Wort Ausgestoßene bedeutet, indem diese Horde aus den schlechten Individuen der verschiedensten Komanchenvölker besteht. d) Zwischen dem obern Brazos und dem Trinidadflusse leben die Tuachhare.

Nach Möllnhausen würden sich die Komanchen in nördliche, mittlere und südliche theilen, welche alle wieder in verschiedene Banden zerfallen, die von angesehenen Kriegern, Medizinmännern oder kleinen Häuptlingen geführt die großen Prärien in allen Richtungen durchstreifen. Die nördlichen und mittlern Komanchen folgen beständig den wandernden Büffeln, von deren saftigem Fleische sie fast ausschließlich leben. Die Komanchen sind vielleicht die

besten Reiter der Welt und wissen im Reiten mit erstaunlicher Geschicklichkeit Pfeile und Lanzen zu schleudern, auch ihre Flinten zu laden und abzuschießen. Die Komanchen und die Keyowäs verehren als höchstes, Alles regierendes Wesen die Sonne. — Von den Indianern am großen Colorado des Westens sagt Möllnhausen, sie gehörten den 3 Stämmen der Chimehwhuebes, Cutchanas und Pah=Utahs an und seien ein sehr schöner Menschenschlag, freundlich, immer fröhlich, die Männer selten unter 6 Fuß hoch, die Frauen hingegen klein und dick. Diese Stämme sind dunkel kupferfarben und bemalen sich das Gesicht schwarz mit einem rothen Streif von der Stirne über die Nase bis zum Kinn. Die Haare tragen die Männer über den Rücken in Stricke gedreht und mittelst Lehm zusammengetrocknet, die Weiber kurz abgeschnitten; auf der Stirne ist das Haar bei beiden Geschlechtern gestutzt. Die Männer tragen an einer Schnur um die Hüften einen Schurz, der nach hinten schweifartig vorragt als einzige Bekleidung, die Weiber einen kurzen, aus Baststreifen gemachten Fransenrock; letztere färben die Lippen blau und schmücken das Kinn mit blauen Punkten und Linien. Diese Indianer führen Bogen und Pfeile und eine harte kurze Holzkeule; man begreift nicht, wie sie die härtesten Steine zu so zierlichen Pfeilspitzen ausschlagen können. Auch bei den Mohawe=Indianern in Neumeriko sind die Männer herkulisch groß. Beide Geschlechter bemalen sich vom Kopf bis zu Fuß mit weißen, gelben, rothen, blauen Erden. Das Costüm ist wie bei den eben genannten Komanchenstämmen; einige Männer trugen Pelzmäntel.

B. Wilde und barbarische Völker Südamerikas.

Die Urbewohner Südamerikas zerfallen nach d'Orbigny (l'homme americain consid. sous l. rapports physiol. et moraux; 2 vol. av. cart. et atlas. Strassbourg, 1840) in 3 große Gruppen.*) Die erste bilden die Andesvölker, die zweite die Pampasvölker, welche die großen Ebenen ostwärts von den Cordilleren bewohnen, die dritte die Guaranis, welche in Brasilien, in Guyana und in Venezuela leben. Jede dieser Gruppen zerfällt wieder in eine Anzahl von Stämmen und Zweigen, unter

*) Cultivirte und wilde Indianer Südamerikas würden nach diesem Schriftsteller nur etwa 2 Millionen Individuen zählen. Er bringt sie nach den Sprachen in 39 Nationen.

welche dann die einzelnen Völker und Horden zu stehen kommen. Ein großer Theil dieser Völker wurde von den spanischen und portugisischen Eroberern unterworfen, zum Theil auch ausgerottet, andere flüchteten sich vor ihnen in entlegene Gegenden oder in die Wildnisse der Urwälder und Bergschluchten, so daß die geographische Verbreitung der Eingeborenen Südamerikas mit der Vergangenheit verglichen manche Veränderungen darbietet, obschon die meisten dieser Völker auch heute noch ihre ursprünglichen Wohnsitze so wie ihre Sprachen beibehalten haben. Viele von ihnen haben das Christenthum angenommen, sich unter die Weißen gebeugt und einen Theil ihrer ursprünglichen Wildheit abgelegt, die andern sind bis auf die Gegenwart Wilde und Heiden geblieben.

Die kupferrothe Hautfarbe, welche für viele nordamerikanische Indianer charakteristisch ist, findet sich in Südamerika kaum; an ihre Stelle sind die braune, braunröthliche und gelbe Farbe getreten und die letzte kommt besonders den östlichen Völkern zu. Manche Südamerikaner sind auffallend bleich; die Indianer z. B. der Berggegenden Columbiens nach Broc (Essai s. l. races humaines etc.) ganz blaß, oft entfärbt wie ein Leichnam, mit Haaren von tiefstem Schwarz; die der heißen Niederungen Columbiens seien dunkelbraun oder kupferröthlich mit matt schwarzen Haaren; bei erstern ist die Stirn breiter, als bei letztern, die Intelligenz bei beiden gleich gering. Es gibt auch unter den Südamerikanern große und kleine Völker; die Gebirgsbewohner sind immer klein. Nach Morton haben auch die Powrys in Brasilien und die Chaymas am obern Orinoco eine ziemlich niedrige Statur. An Körperkraft und geistigen Fähigkeiten stehen die Wilden Südamerikas denen Nordamerikas im Allgemeinen nach und nur wenige der erstern können sich z. B. in Jagdgeschicklichkeit mit letztern messen. Doch haben die Verhältnisse auch bei manchen von ihnen die Fähigkeiten des wilden Menschen zu bedeutender Höhe entwickelt. Ein Blick auf den Rastro oder die Fährte erzählt nach Darwin (Reise &c. I, 118) z. B. den Pampas-Indianern eine ganze Geschichte. „Nehmen wir, daß sie die Spur von 1000 Pferden verfolgen, so errathen sie bald die Zahl der Männer, indem sie sehen, wie viele galoppirt haben; von der Tiefe anderer Eindrücke beurtheilen sie, ob Pferde beladen waren; von der Weise, wie die Nahrung gekocht worden, ob sie in Eile reisten, von dem allgemeinen Ansehen, ob es lange her ist, daß sie vorbeikamen. Ein Rastro von 10—14 Tagen ist für sie frisch genug, um verfolgt zu werden." — Wie im nördlichen, so gibt es auch im südlichen Amerika Völker, bei welchen eine

auffallende Verschiedenheit beider Geschlechter hinsichtlich der Körpergröße wahrgenommen wird, indem das männliche Geschlecht eine herkulische Statur zeigt, das weibliche ungewöhnlich klein ist; in Minas Geraës sind nach Eschwege die Weiber so klein wie zehnjährige Kinder; bei beiden Geschlechtern ist das Gesäß sehr klein, affenähnlich zugespitzt. Affenmäßig ist auch, wenn wie Rengger berichtet, Indianer in Paraguay mit den Fußzehen Gegenstände aufheben und festhalten. — Der Vertilgungsprozeß der Eingeborenen schreitet auch in Südamerika fort; Darwin (l. c. 121) bezweifelt, daß trotz der ungeheuern Ausdehnung der argentinischen Republik in 50 Jahren noch ein wilder Indianer leben werde. Die Christen tödten jeden und die Indianer thun dasselbe mit den Christen. Bei der Gründung von Buenos Ayres gab es Dörfer von 2—3000 Einwohnern; jetzt sind ganze Stämme vertilgt und die Ueberlebenden sind viel barbarischer geworden.

I. Andesvölker.

Farbe mehr oder minder dunkel olivengrünbraun; Statur klein, Stirne niedrig oder zurückweichend, die Augen horizontal, nie am Außenwinkel verengt.

1. Die **Cundinamarcas** bewohnen das Bergland im Norden von los Pastos, welches die drei nördlichsten Cordilleren-Ketten durchziehen, einen Theil der jetzigen Republik Neugranada, so wie einen Theil des Nordens der Republik Ecuador. Außer den cultivirten Muïscas, welche früher betrachtet wurden, gehören von wilden Völkern hieher a) die Pantsches, ein ganz rohes Volk, welches die Sitte hat, die Köpfe der Säuglinge zusammenzupressen; b) die Goahiros und Cocinas im Küstenland zwischen der Bucht von Venezuela und dem Rio Hacha, welche mit den Engländern auf Jamaica verkehren und zu ihrer Muttersprache die englische erlernt haben. Die ganz schwarzen Goahiros sind ein rohes kriegerisches Räubervolk, ununterworfen, antropophagisch, grimmige Feinde der Spanier. — Früher gab es noch zahlreiche Horden in Neugranada, Popayan bis Darien hin, z. B. die Andakies, Citaras, Tschokos, Neyvas, Paes, Urabas ꝛc., die jetzt größtentheils ausgerottet sind oder deren Reste die spanische Sprache angenommen haben. — Die Indianer in Neugranada theilt man überhaupt in civilisirte, wozu die meisten Bergbewohner, geschätzt wegen ihrer Arbeitsamkeit und Abhärtung, gehören, und in wilde, welche die Ebenen bewohnen.

2. **Peruaner.** Zu dieser Völkergruppe werden außer den früher angeführten Culturvölkern der Quitschuas nnd Aymaras einige Reste mehr oder minder barbarischer, früher zahlreicher Völker gezählt, nämlich a) die Puquieas, namentlich auf Inseln des Sees von Titicaca und in der Diöcese von Lima; b) die Junka-Motschikas in den Ebenen des Inca-Reiches; c) die Atacamas in Tarapaca und Atacama; jetzt noch etwa 10,000 Seelen, Fischer und Ackerbauer, klein von Statur; d) die Tschangos (Changos) an der Küste der eben genannten zwei Provinzen Bolivias an der Küste des stillen Oceans, früher mächtig, jetzt vielleicht nicht 1000 Seelen. Das kleinste aller Andesvölker, im Mittel nur 4³/₄ Fuß hoch; sie gleichen physisch den Quitschuas und Aymaras, haben aber nicht die gebogene Nase. Fischer und Schmuggler mit Booten aus Seehundsfell. — Alle diese Völker hatten ihre eigenthümlichen Sprachen.

3. Die **Andesiner** oder Antisaner verbreiten sich über die heißen und feuchten Gegenden des östlichen Abfalls der Anden im heutigen Bolivia und Peru, in einem nicht breiten Streifen etwa vom 4° n. Br. bis zum 17° südl. Br. Die sehr zahlreichen Horden dieser Gruppe bestehen jedoch nur aus einer ganz geringen Menge von Individuen, so daß alle zusammen kaum 15,000 Seelen betragen mögen und befinden sich, obschon ein Theil von ihnen das Christenthum angenommen hat, als rohe Jäger und Fischer auf den tiefsten Culturstufen; manche sollen Anthropophagen sein. Besonders barbarisch sind die Yuracares, welche übrigens die Kunst verstehen, ihre aus Rindenfasern gemachten Zeuge mittelst hölzerner geschnittener Platten mit verschiedenen Figuren zu bedrucken. Einige Andesiner sind Ackerbauer. d'Orbigny schreibt ihnen eine lebhafte und sanfte Physiognomie zu; von Charakter sind die meisten stolz und unabhängig, ungefällig, düster (wie die meisten Gebirgsvölker). Die Farbe ist dunkel olivenbraun bis sehr hell, letzteres namentlich bei denen, die in den dunkeln und feuchten Urwäldern leben; die Stirne tritt nicht zurück, das Gesicht ist oval mit weichlichen Zügen, die Augen sind horizontal, die Nase verschieden geformt, der Mund mittelgroß, der Körper wohlproportionirt, wenig über 5 Fuß groß. Sie bewohnen ein zerrissenes Gebirgsland mit tief eingeschnittenen finstern Thälern, brausenden Bergströmen und der großartigsten Vegetation; hier leben sie in Walddörfern oder Familienweise in Hütten an den Felsen und unter den Riesenbäumen ihres Landes. Viele gehen nackt, andere kleiden sich in Zeuge aus Thierwolle, Baumwolle, Baumrinde; bei Festen wird der Kopf mit schön-

farbigen Federn geschmückt. Ihre Häuptlinge haben fast keine Gewalt. Hinsichtlich ihrer Glaubenslehren weiß man bloß, daß die Yuraccares eine complizirte Mythologie und viele wunderliche und abergläubische Meinungen haben, sonderbarerweise dabei aber die vollkommenste Freiheit des Menschen annehmen, über den Menschen stehende Mächte weder anbeten noch fürchten, und an die Nothwendigkeit aller Dinge glauben, die sich nach ihren Begriffen von selbst machen. Die zahlreichen Sprachen sind mit Ausnahme jener der Tacanas, welche sich den harten Idiomen der Quitschuas und Aïmaras nähert, sanft, wohlklingend, ziemlich reich. — Hieher (nach ihren Wohnsitzen von Süden nach Norden angeführt) die Yuraccaris, Mocetenas, Tacanas, Maropas, Apolistas, Herisebocanas, Antes, Caschibos, Tschamicuros, Scheberos, Maïnas, Ikitos 2c.

4. Die **Araucanischen Völker** sind der südlichste Zweig der Andes-Nationen, welcher an die Quitschuas sich anschließend die ganze südliche Andeskette bis zum Feuerland inne hat. Das Hauptvolk, die Araucaner sind olivenbraun, doch nicht sehr dunkel und werden immer heller durch die Vermischung mit kriegsgefangenen Weißen; die Stirn ist niedrig, das Gesicht fast kreisrund, mit weibischen Zügen, die Augen sind horizontal, Nase kurz, platt, Mund mittelgroß, die Physiognomie ernst, kalt. Ohne die Feuerländer mögen sie etwa 30,000 Köpfe ausmachen. Ihre Sprache hat zahlreiche lange Vokale, keine Kehllaute, ist sanft und wohlklingend; man findet bei ihnen Redner, Dichter, Liedersänger; sie zählen nach dem Decimalsystem. Sie sind stolz, unabhängig, knurrig, von wenig Worten und haben stets die Angriffe der Incas wie der Spanier abgeschlagen. Die Aucas sind (wie die Patagoner und Pueltschen) Reitervölker, ziehen unaufhörlich mit ihren Lederzelten herum, leben von der Jagd oder ihren Heerden; die Araucanos in Südchile hingegen haben Häuser und treiben Ackerbau. Alle sind kriegerisch und wissen Bolas, Schleudern und lange Speere trefflich zu brauchen. Vergnügungen bei ihnen sind Ballspiele und Rundgesänge. Es herrscht Polygamie und die Häuptlinge haben zahlreiche Concubinen von gefangenen Weibern. Sie verstehen Häute zu färben; die Weiber spinnen und weben Schafwolle zu Kleidungsstücken. Die Männer tragen die Tschilipa, ein um den Leib befestigtes, über die Knie herabfallendes Stück Zeug und den Pontscho, eine Art Mantel; die Kleidung der Frauen besteht aus zwei Stücken Zeug, deren eines um den Leib geschlagen und unter den Armen, das andere über die Schultern geworfen und

vorne mit einer Nadel zugesteckt wird. Das Haar wird in zwei Flechten geformt, das Gesicht roth bemalt. Die Häuptlinge haben nur während des Krieges einige Gewalt; die verschiedenen Stämme, selbst die Familien leben in immerwährenden Streitigkeiten. Sie glauben an ein gutes und an ein böses Wesen; das erstere, der Schöpfer aller Dinge, hat die Pflicht sie zu schützen und alle ihre Verlangen zu erfüllen, ohne Anspruch auf ihre Anbetung machen zu dürfen; das zweite fügt ihnen Uebel zu, weil es so seine Natur ist, nicht etwa wegen Verbrechen, die sie begehen, denn der Mensch ist in allen seinen Handlungen absolut frei. Die Seele ist unsterblich und genießt nach dem Tode ein Leben voll Freuden in einer Gegend jenseits des Meeres.



Man unterscheidet A. Araucaner, die wieder zerfallen a) in die eigentlichen Araucanos auf der Westseite der chilesischen Anden, welche zuweilen Ackerbau treiben und feste Wohnsitze haben und zu denen auch die Tschonos und die im Gebirge lebenden Pehuentsches gehören. b) Die Aucas auf der Ostseite der Anden, wo sie als Jäger leben oder als räuberische Nomaden die Pampas durchziehen. Letztere werden namentlich als Ronkelas bezeichnet, während die um die Quellen des Rio negro do Sul weidenden Tschilenos heißen.

B. Die Feuerländer leben an den Küsten der Insel Feuerland, an beiden Seiten der Magelhaensstraße und auf den benachbarten Inseln. Sie sind von sehr heller Hautfarbe, wenig über 5 Fuß groß, plump von Körperbau, von Charakter sanft und friedlich. Die Sprache hat ziemlich viel Kehllaute und schwer auszusprechende Wörter. Sie leben meist von Fischen, wenig von der Jagd auf Landthiere und treiben sich fast immer in ihren Kähnen aus Birkenrinde herum. Ihre konischen Hütten werden aus Baumzweigen gemacht und mit Erde oder Seehundsfellen bedeckt. Als Kleidung dient ein Thierfell um den Leib; die Männer tragen manchmal eine Federmütze. Die Feuerländer schmücken sich mit Muscheln, bemalen sich Gesicht und Leib weiß, roth, schwarz. Das Loos der Frauen ist bei ihnen äußerst hart. Die östlichen Feuerländer sind nach Darwin (Reise I, 222 — 36) kräftig, den Patagoniern ver-

wandt, die des Westens elend, verkommen. (Von Andern werden diese als ein halbverhungertes Volk mit krummen, schlecht geformten Beinen und dünnen Schenkeln bezeichnet.) Darwin vergleicht erstere mit den Teufeln, wie sie im Freischütz auf die Bühne kommen; als Kleid tragen sie nur einen um die Schultern geworfenen Mantel aus der Haut des Guanako, die auf der Westküste Seehundsfelle; die mittlern Stämme haben nur eine Otterhaut ꝛc. oder auch gar nichts. Haut schmutzig kupferroth. Ihre Sprache klingt wie ein rauhes Glucksen oder Räuspern; gleich allen Wilden machen sie Bewegungen, Grimassen, Worte der Europäer genau nach. Ihre einem Heuschober ähnl. Wigwams bestehen bloß aus einigen in den Boden gesteckten Zweigen, auf einer Seite mit Gras und Binsen ausgefüllt, auf der Westküste mit Seehundsfellen bedeckt. Auf der Nordküste sah Darwin einige ganz nackte Individuen beiderlei Geschlechts, ihre häßlichen Gesichter waren weiß beschmiert, die Haut fettig, schmutzig, das Haar verwirrt, die Stimme mißtönend, das Mienenspiel heftig, würdelos. Bei Nacht schlafen 5 — 6, kaum vor Wind und Regen geschützt, auf dem nassen Grunde zusammengerollt wie Thiere. Sie suchen Schalthiere, Seeigel, fangen Fische; ein erlegter Seehund oder Cadaver eines Wallfisches gibt einen Festtag; schlechte Pilze und Beeren würzen solches Mahl. Hungersnoth macht sie manchmal zu Cannibalen; die oberhauptlosen Stämme bekriegen sich um der Nahrung willen. Das Land ist felsig, wild, waldig, voll Nebel und Stürme. Ihre armseligen Kähne sind ihr künstlichstes Werk. Trotz diesem Elend scheint die Zahl der Feuerländer nicht abzunehmen. Kleine Geschenke erfreuten sie, ohne sie zu befriedigen; sie wiederholten stets das Wort „Jammersch-kuner“ d. h. gieb mir. Gleich andern Wilden sind sie in kleinerer Zahl harmlos, in größerer leicht feindselig. Die schon so armseligen Neuholländer haben doch etwas bessere Waffen und Geräthe, obschon sie den Feuerländern an Anlagen sicher nicht vorgehen. Letztere (gleich Kindern, Weibern und den Wilden überhaupt) bewundern stets Kleinigkeiten: die weiße Hautfarbe der Europäer, Scharlachtuch, Glasperlen, die Abwesenheit von Frauen ꝛc., während große und komplizirte Gegenstände keine Aufmerksamkeit erregen. Den Grund ihres niedern Standpunktes setzt Darwin besonders in den Mangel von Oberhäuptern, die vollkommene Gleichheit; darum standen auch die republikanischen Neuseeländer tiefer als die Tahitier mit ihren erblichen Königen. Deßhalb seien auch die geselligen, einem Oberhaupt folgenden Thiere zähmbarer.

II. Pampas-Völker.

Sie haben ihren Namen von den Pampas, jenen unermeßlichen, flachen Grasfluren des südöstlichen Amerikas, obschon nicht alle in denselben nomadisiren, sondern auch angrenzende Länder bewohnen, die wenigstens die Flachheit mit den Pampas gemein haben. Die Gegenden, in welchen diese Völker hausen, ziehen sich vom Südrand der noch tropischen Provinz Chiquitos bis zur Magalhaensstraße hinab, von 19 — 53° südl. Br. und reichen im Westen bis an die letzten Ausläufer der Anden, im Osten südlichst an den atlantischen Ocean, weiter nördlich bis an die Berge der Banda Oriental und an die Ufer der riesigen Ströme Uruguay, Parana und Paraguay, — ein Raum, fünfmal so groß als Frankreich. Dieser ungeheure Erdstrich besteht fast ganz aus für das Auge grenzenlosen Steppen, Einöden, Grasfluren, meist ohne alle Bäume, selbst ohne Gebüsch, die im Süden oft durch jahrelange Dürren verödet werden, im Norden periodisch trocken und überschwemmt sind. Im Westen haben diese Völker die Araucaner und Peruaner zu Nachbarn, im Norden die Tschikitos und Guaranis, im Osten letztere, wo sie nicht an das Meer stoßen, was im Süden durchgängig der Fall ist. Sie zerfallen in 3 Zweige:

1. Die **Pampaner** gehören zu den dunkelsten Urbewohnern Amerikas; ihre Farbe ist dunkelbraun, wie Sepia, seltener etwas kastanienbraun. Der Kopf ist mehr oder minder dick, das Gesicht breit, platt, mit vorstehenden Backenknochen; die Stirne ist gewölbt, die Augen sind wagerecht, manchmal am Außenwinkel etwas verengt, die Nase platt und breit mit weiten Löchern, der Mund groß, mit dicken Lippen, die Gesichtszüge sind kalt, ernst, mannhaft, oft grimmig, die Haare schwarz, lang, platt, der Bart sparsam. Die Frauen altern früh, und werden dann äußerst abstoßend. Im Ganzen sind diese Völker von ziemlich großem Wuchs; es ist bekannt, wie weit aber frühere Uebertreibungen in Bezug auf die Patagonen gegangen sind, deren Mittelgröße nach den neuern Beobachtungen doch nur 5 Fuß 4 Zoll ist, während andere Pampasvölker um ein paar Zoll kleiner sind. Charakteristisch für diese Nationen überhaupt ist, daß die Frauen nur wenig kleiner als die Männer sind und denselben massiven athletischen Körperbau mit breitem Rumpf und vorstehender Brust haben. — Ihr Charakter ist kalt, ernst, stolz, unbeugsam, ihr Benehmen trübsinnig, zurückhaltend; sie ließen sich eher ausrotten, als daß sie sich unterwürfen. Zu ihren Frauen und Kindern haben die Männer viel Zuneigung.

Alle sind kriegerisch; die einen sind bloß Jäger und Hirten, oder Fischer (so die Völker des Chaco) die andern treiben auch etwas Landbau. Als Waffen dienen Bogen und Pfeile, Lanzen, Schleudern, Bolas, manchmal auch die schneidende Keule. Manche verstehen grobe Wollenstoffe zu weben; den Frauen werden fast alle Arbeiten aufgebürdet. Als Kleidung dient ein Stück Zeug oder Haut um die Lenden und ein Mantel von Thierfellen über die Schultern gehängt; der Kopf bleibt immer unbedeckt, das Gesicht wird bemalt, Augenbrauen, Wimpern und Barthaare werden ausgerissen. Bei den Chaco-Völkern findet sich die Sitte des Tätowirens, doch üben sie nur die Frauen und zwar in Folge abergläubischer Vorstellungen um die Zeit der eintretenden Geschlechtsreife. Diese Periode wird bei den Pampasvölkern wie bei so vielen andern Wilden aller Erdtheile durch mysteriöse Ceremonien gefeiert. Ihre religiösen Vorstellungen sind sehr übereinstimmend; alle fürchten einen bösen Geist, alle glauben an die Unsterblichkeit der Seele; manche verbrennen die Habe eines Verstorbenen, andere vergraben sie mit der Leiche und tödten auf dem Grabe das beste Pferd, damit es dem Herrn in der andern Welt wieder diene. Die Chacos verstümmeln sich bei ihren religiösen Festen oder verwunden sich vielfach, die Frauen auch die Brüste, — eine Sitte, die bei vielen wilden kriegerischen Völkern vorkömmt und Bezeugung des Muthes zur Quelle hat. Irgend eine Unterordnung besteht bei den Pampanern nicht; alle Individuen genießen schrankenlose Freiheit, und wenn in Kriegszeiten sie sich der Führung bestimmter Häuptlinge überlassen, so hört deren Gewalt mit dem Kriege wieder auf. — Die Sprachen haben im Bau und Ton große Aehnlichkeit, sind aber in den Wurzeln ganz verschieden. Bezeichnend für sie sind Nasen- und starke Kehllaute, Ueberhäufung von Consonanten und gänzlicher Mangel an Wohllaut. Manche Völker dieser Gruppe können kaum bis auf fünf zählen; das ausgedehnte Zahlensystem der Patagonen und Pueltschen stammt ohne Zweifel von den Araucanern, die es selbst wieder von den Quitschuas und Aïmaras erhalten haben.

Die Natur ihrer Länder leitet die Pampaner, welche meist Reitervölker sind, zu immerwährendem Umherschweifen an. Alle zusammen mögen jetzt kaum noch 30,000 Seelen zählen, die auch von Jahr zu Jahr sich mindern. Die früher für so zahlreich gehaltenen Pampas-Völker werden jetzt auf folgende zehn reduzirt.

A. Tehueltsches oder Patagonen (d. h. Großfüße nach einem spanischen Wort), von der Magelhaensstraße bis zur Sierra de la Ventana und ostwestlich von der Küste des Atlantischen Weltmeers

bis zum Fuß der Anden, immer nur auf den Ebenen. Man unterscheidet wieder a) Tehueltsches im engern Sinn, im Norden, b) Inaken im Süden.

B. Pueltsches, wie sie sich selbst nennen oder Jonec der Patagonen, in den Ebenen zwischen dem Rio negro und dem Rio Colorado. Sie sind berüchtigt wegen der Einfälle, die sie in Buenos-Ayres und in die Ländereien der Aucas machen.

C. Die Tscharruas, einst bedeutend zahlreich, sind jetzt nur noch in einigen Horden vorhanden, die am Uruguay und in Entre Rios umherziehen. Nach Virey haben die Tscharruas dicke, feste Schädelknochen, schief stehende Augen mit nur halb offenen Lidern, niedergedrückte Stirne, kurze dicke Nase, sparsame glatte, schwarze Haare, vierschrötige Gestalt, schwarze Brustwarzen.

D. Die Mbocobis bewohnen die Provinz Groß-Chaco; eben so

E. Die Mataguayos, welche namentlich am östlichen Fuß der Anden hausen und wieder in Tagleleys und Aneleys zerfallen.

F. Die Abiponer, ein sonst zahlreiches Volk, sind bis auf eine geringe Zahl Individuen in den Provinzen Corrientes und Entre-Rios ausgerottet.

G. Die Shuiadsche, welche in der Mitte von Groß-Chaco leben, werden von den Spaniern Lenguas d. h. Zungen genannt von ihrer Gewohnheit, eine breite Quappe zu tragen, die gleichsam eine zweite Zunge darstellt.

H. Die Payaguas lebten zur Zeit der Eroberung am Paraguaystrom, und sind nur noch in schwachen Ueberresten vorhanden. Sie sind die einzigen Schiffer unter den Pampanern.

I. Die Mbayas wohnen im nördlichen Theil von Chaco in noch ziemlich ansehnlicher Zahl.

K. Die Guaycurus, welche die Portugisen und Spanier Cavalheiros, Räuber, nennen, finden sich noch in einigen Horden auf der Ostseite des Parana.

2. Die **Tschikitos** haben ihren Namen von dem spanischen Worte chiquito, sehr klein, was sich aber auf die Eingänge zu ihren Hütten bezieht, die so niedrig sind, daß man nur hineinkriechen kann. Der Name wurde früher auf die Provinz übertragen, welche durch die Vereinigung der Missionen gebildet wurde, welche man unter diesen Indianern errichtet hatte. Sie sind hell olivenbraun, im Mittel 5 Fuß nicht ganz 1½ Zoll groß, mäßig robust; das Gesicht ist voll, rund, mit nicht vortretenden Backenknochen, keineswegs schön, die Stirn gewölbt, Nase kurz, wenig platt, Mund mäßig groß mit dünnen Lippen, die kleinen lebhaften Augen stehen

horizontal; die Physiognomie ist lebhaft, fröhlich, die Züge sind weichlich. Sie nehmen im Südosten Bolivias einen Raum von ungefähr 5600 Quadratmeilen ein und haben im Westen, Norden und Osten Guaranis, im Süden Pampaner zu Nachbarn. Die tropische Provinz Chiquitos ist ein einförmiges, dicht bewaldetes, von zahlreichen kleinen Gewässern durchströmtes Hügelland, zum Nomadisiren durchaus nicht geeignet, weßhalb die Urbewohner also bald seßhaft und zu Landbauern werden mußten. Sie haben früh das Christenthum angenommen und mögen jetzt noch 19,000 Seelen stark sein. Früher mochten sie wohl doppelt so stark sein; viele kamen durch Seuchen und in den Bergwerken von Peru um, wohin sie als Sklaven verkauft worden waren. Die Sprachen dieser Horden sind sanft und meist sehr wohlkingend; merkwürdig genug haben die Männer der eigentlichen Tschikitos für viele Begriffe andere Wörter als die Frauen, und letztere gebrauchen für manche Dinge zwar die gleichen Wörter wie die Männer, verändern aber die Endung. Das Zahlsystem all dieser Sprachen ist wenig ausgedehnt.

Die Tschikitos sind fröhlich, gutmüthig und gastfreundlich, lieben Gesang und Tanz; die meisten von ihnen haben das Christenthum angenommen. Die eigentlichen Tschikitos hatten sonst außer den Privatwohnungen öffentliche Gebäude, in welchen die jungen Leute vom 14. Jahre an beisammen wohnten. Die Männer dieser Völkerschaften gingen wenigstens früher nackt, die Frauen trugen ein ärmelloses Hemd, Hals= und Armbänder; die Sitte, sich Lippen und Nasenknorpel zu durchbohren, ist schon seit Jahrhunderten verschwunden. Die Weiber spinnen und weben Zeuge, die Männer schlafen in Hängematten, welche bei den meisten übrigen Amerikanern sonst unbekannt sind. Als Waffen dienen Bogen und Pfeil, schneidende Keulen, manchmal auch Lanzen. Sie haben keine Kähne und fangen die Fische, indem sie sie durch in's Wasser geworfene narkotische Wurzeln betäuben. Ihre Häuptlinge, die zugleich oft Aerzte waren, hatten immer nur eine sehr beschränkte Gewalt; ein Nationalverband der verschiedenen Stämme hat nie bestanden. Ihre Religion soll früher polytheistisch gewesen sein, sie glaubten an ein künftiges Leben und hatten zahlreiche abergläubische Vorstellungen; Krankheiten und Tod wurden oft Hexen zugeschrieben; erstere wie bei den Pampas=Völkern häufig durch Saugen an den Patienten behandelt.

A. Die eigentlichen Tschikitos, welche zahlreicher als alle andern Horden zusammengenommen sind, nehmen die Mitte der Provinz Tschiquito ein und sind in 10 Missionen vertheilt.

B. Die Samucus, C. Curaves, D. Tapiis, E. Corabecas lebten wenigstens früher südöstlich von den Tschikitos.

F. Die Saravecas, G. Die Otuquis, H. Die Curuminacas, I. Die Covarecas, K. Die Curucanecas wohnten nordöstlich von den eigentlichen Tschikitos.

L. Die Païconecas nordwestlich von denselben.

3. Die **Mochosvölker** sind nach der Provinz Moros (spr. Mochos) genannt, welche im Norden von den Ebenen, die der Benistrom durchfließt, im Osten von den bewaldeten Höhen von Tschikitos und Brasilien, südwärts von Tschiquitos und St. Cruz de la Sierra begrenzt wird, im Westen an den Fuß der Anden von Bolivia stößt, und aus lauter großen, zum Theil nicht einmal mit Gebüsch bedeckten Ebenen besteht, die zur Regenzeit durch die großen, ineinander fließenden Ströme, die sie durchziehen, unter Wasser gesetzt werden, und in Verbindung mit zahlreichen kleinen Gewässern auch in den andern Jahreszeiten keine weiten Wanderungen gestatten. — Die Mochos-Indianer sind licht olivenbraun, manchmal ins Gelbliche spielend, im Mittel 5 Fuß $1^2/_3$ Zoll groß; die Frauen sind schlanker und hübscher geformt als bei den Tschikitos und den Völkern von Chaco. Das Gesicht ist oval, die Stirne schwach gewölbt, die Augen sind horizontal, die Nase ist kurz, nicht sehr breit, der Mund mäßig groß, die Backenknochen stehen wenig vor, die Physiognomie ist in der Regel sanft, doch wenig belebt, bei den meisten ernst, manchmal auch trübsinnig oder arglistig, nur bei den Canitschanas mit einem wilden Ausdruck. Die Sprachen sind hart, mit zahlreichen Kehltönen und die Wörter endigen größtentheils mit Vokalen. Das Vocabular ist arm und das Zahlsystem sehr beschränkt. Von Charakter sind die Mochos fast sämmtlich gutherzig, gesellig, gastfreundlich, beharrlich, doch schweigsamer und minder fröhlich als die Tschikitos. Die Mehrzahl der Stämme nahm das Christenthum von den Jesuiten leicht an, die listigen Itonomas thaten dieß nur aus Interesse und die wilden menschenfressenden Canitschanas, die noch jetzt von den andern Stämmen sehr gefürchtet werden, aus Furcht vor den Feuerwaffen. Sie treiben Landbau, Fischfang und auch etwas Jagd und bringen der Natur ihres Landes gemäß einen großen Theil ihres Lebens auf den Kähnen im Wasser zu. Die Sitten sind barbarischer als bei den Tschikitos, aber die Gewerbe sind bei den Mochos weiter fortgeschritten; die von den Weibern verfertigten Zeuge und die Waffen sind zierlicher; auch verstehen sich die Mochos etwas auf Musik und Malerei. Außer Kleidern (ärmellosen Hemden) von Baum-

wollenzeug werden auch solche von Feigenbaumrinde gemacht; das Gesicht wurde früher bemalt, der Kopf mit Federn geschmückt; die Männer trugen Halsbänder aus den Zähnen getödteter Feinde, die Weiber solche aus niedlichen Schneckenhäusern, an deren Stelle jetzt Rosenkränze getreten sind. Mehr verbreitet als die Verehrung eines von ihnen angenommenen Naturgottes war die des Jaguars, dem aus Furcht Altäre errichtet und Opfer gebracht wurden. Neben vielem Aberglauben hängen die Mochos in der Gegenwart oft unmenschlichen ascetischen Uebungen an.

Die Mochos haben namentlich durch die Blatternkrankheit eine Verminderung ihrer frühern Zahl erfahren, so daß sie jetzt kaum noch 30,000 Seelen zählen mögen. Man unterscheidet

A. Eigentliche Mochos im Osten, Westen und Süden der Provinz Mochos. Zweige derselben sind a) die Baures, b) die Mutschojeones.

B. Die Tschapacuras im Südosten.

C. Die Cajuvavas,

D. Die Pacaguaras,

E. Die Itenes. Letztere 3 Stämme nehmen den Norden der Provinz ein.

F. Die Itonomas,

G. Die Canitschanas,

H. Die Movimas leben in der Mitte von Mochos.

III. Brasilisch-Guyanische Völker.

Die Völker dieser Abtheilung erfüllen die ganze Osthälfte des südlichen Amerikas von den Antillen bis fast zum la Platastrom oder vom 23° nördlicher bis zuw 34° südl. Breite und ostwestlich von der Küste am atlantischen Ocean bis an den Fuß der Anden, — ein Raum fast so groß wie Europa, aber viel einförmiger als dieses, ohne mächtige Gebirge, ohne sterile Ebenen, größtentheils Hügelland mit kleineren Bergketten und unzähligen Bächen, Flüssen, Strömen, unter denen der gewaltigste der Erde, der Amazonenstrom; mit unermeßlichen Urwäldern, welche die ganze Größe und überwuchernde Fülle einer tropischen Vegetation entwickeln. Auf diesem weit gedehnten Raum leben nicht einmal eine Million Ureinwohner, die in eine ganz außerordentliche Zahl von Sprachen, Völkern und Horden gespalten sind, so ein auf der ganzen Erde kaum mehr vorkommendes Bild beispielloser Zerrissenheit darbietend.

1. Die verhältnißmäßig noch am meisten gleichartige und zahlreichste all dieser Nationen sind die, selbst wieder in 4—500 Stämme und Horden gespaltenen **Guaranis**, welche mehr als die Hälfte aller dieses große Gebiet bewohnenden Uramerikaner ausmachen, und zugleich durch ihre außerordentliche Verbreitung merkwürdig sind. Der Name Guarani ist durch Corruption des Wortes Guarini, Krieger, entstanden und hat noch verschiedene andere Wandlungen erfahren, wie dieses die Namen Calibi, Carini, Caraïbe erweisen. Meyen (l. c. S. 45) läßt die Caraiben aus Nordamerika kommen und setzt ihr Vaterland etwa in das südliche Florida. Sie hätten als wilde Krieger die Landenge überzogen, die Männer gemordet, die Frauen als Gefangene fortgeschleppt, seien auf die Inseln des mexikanischen Meerbusens übergesetzt und endlich nach den östlichen Ländern von Südamerika gelangt. Aber man hat sich jetzt dahin vereinigt, daß das südliche Brasilien das Ur- und Stammland der Guaranis war, wo sie noch jetzt hauptsächlich unter diesem Namen bekannt sind, während sie im mittlern Brasilien Tupis genannt werden, — und daß sie sich nach und nach über die meisten Länder des südlichen Amerikas diesseits der Cordilleren und nördlich vom La Plata, auch in die Orinocoländer, die Guyanas und über die westindischen Inseln verbreitet haben, in welchen nördlichen Gegenden sie als Caraiben bekannt sind, die entweder schon ursprünglich einen besondern Zweig der Guaranis darstellen oder im Laufe der Zeit und in Folge der Wanderungen und Invasionen mancherlei fremde Elemente in sich aufgenommen und daher auch ihre Sprache mehr oder minder verändert haben. Sie waren auf Guanahani die ersten Menschen der neuern Welt, welche Columbus und seinen Gefährten zu Gesicht kamen. — Ein Dialekt der Guarani-Sprache wurde nach der Eroberung Brasiliens allmälig die allgemeine Umgangssprache, Lengua geral, nicht bloß für die Eingeborenen, sondern auch für die portugisischen Ansiedler. Diese Gemeinschaftlichkeit des Ursprungs der eigentlichen Guaranis und der Caraiben ist Ursache, daß in dem ganzen geographischen Gebiet das Meer und die großen Ströme, die Begriffe Gott, Priester, Zauberer, Arzt, Waffen &c. nahezu mit denselben Namen ausgedrückt werden, und daß die verschiedenen Wörterklassen in allen ihren Sprachen die größte phonetische Verwandtschaft zeigen. Südwärts und südwestlich haben die Pampas-Völker den weiteren Vormarsch der Guaranis aufgehalten; höher im Westen stießen sie auf die Cordillerenketten und die Andes-Völker; gegen Norden hingegen stand ihrer Verbreitung bis an das Caraibische Meer und auf

dessen Inseln nichts im Wege. Eine der letzten ihrer Wanderungen hat noch nach der Eroberung im Jahre 1541 stattgefunden, wo 4000 Guaranis von Paraguay durch die Provinz Chaco 100 geograph. Meilen weit nach dem östlichen Fuß der Bolivischen Anden marschirten, woselbst sie noch jetzt unter dem Namen Tschiriguanos leben. Andere Stämme waren in frühern Zeiten die großen Ströme, auch den Maranhon in ihren Nachen hinaufgestiegen und so in das Herz des südamerikanischen Continents gelangt.

Die Hautfarbe der Guaranis ist gelblich, dunkler bei jenen, welche mehr in offenen Gegenden leben, heller bei den Bewohnern der Urwälder. Der Wuchs ist ziemlich klein, im Durchschnitt wenig über 5 Fuß bei den Männern, 4 Fuß 7 Zoll bei den Frauen; die Formen sind sehr plump; die Brust ist hoch, der Rumpf gleich dick, die Glieder sind dick, rund, ohne vortretende Muskeln, Hände und Füße klein. Bei den Guarayos sind die Formen gefälliger, fast europäisch. Der Kopf ist rund, die Stirne hoch, bei manchen Völkern bloß in Folge des Zusammendrückens im Säuglingsalter platt; das Gesicht ist fast kreisförmig, die Nase kurz mit mäßigen Löchern; der kleine Mund steht etwas vor und wird durch dünne Lippen geschlossen. Die kleinen, lebhaften Augen haben durch den aufwärts gezogenen Außenwinkel eine etwas schiefe Stellung; die Backenknochen treten nicht sehr vor, das Kinn ist sehr kurz, rund. Die Haare sind lang, schwarz, grob, der Bart ist sehr schwach, bloß bei den Guarayos ansehnlich entwickelt. Bei diesem letzterem freiem Volke verräth die Physiognomie Leben zugleich mit einem stolzen, muthigen und doch sanften Ausdruck, bei den Sirionos und Tschiriguanos ist sie stolz, ohne sanft zu sein; bei den geknechteten Guaranis in Paraguay und Corrientes hingegen ist der Gesichtsausdruck apathisch und trübsinnig. Mit Ausnahme der Guarayos haben fast alle Guaranis weichliche Gesichtszüge.

Die Sprache hat viele Nasenlaute und Doppelvokale aber wenig Kehltöne, und ist daher ziemlich weich und durch lange Endvokale stark accentuirt; manche Wörter werden durch Consonantenhäufung etwas hart, die meisten endigen in a und i. Die Guaranis zählen mit den Namen der 5 Finger und die Guarayos vermögen nur bis 10 zu zählen, ein Verhältniß, welches stets auf Mangel an allem Handelsverkehr deutet. Von Charakter sind alle diese Völker gutmüthig, gastfrei, leutselig, gelassen, gute Gatten und Väter; bloß die Rache hat sie manchmal blutdürstig gemacht und die früher von manchen Stämmen geübte Anthropophagie erstreckte sich nur auf die Kriegsgefangenen. Sie lieben Spiele und Feste,

und strafen Diebstahl und Ehebruch mit dem Tode. Wenn die erste Frau alterte, nahmen sie eine zweite, ehrten aber fortwährend die erste als die würdigste; ihre Kriegszüge hatten hauptsächlich auch den Zweck, sich Weiber zu verschaffen. Außer Pfeil und Bogen führten sie ursprünglich die Keule als Waffe. Sie sind meist seßhafte Ackerbauer, Jäger, Fischer und Schiffer, verstehen auch Zeuge für die weiblichen Umschlagtücher und die allgemein gebräuchlichen Hängematten zu weben und zierliche irdene Gefäße für Getränke und znr Einsargung der Leichen, Schmuckstücke aus Federn, Arm- und Halsbänder zu verfertigen. Die Männer gehen meist nackt, bei den Sirionos beide Geschlechter; hier wird der Leib schwarz, roth, gelb bemalt; die etwas civilisirteren Guaranis kleiden sich jetzt in Ueberwürfe. Die Befugniß der Häuptlinge ist im Frieden auf Rathertheilung beschränkt, im Kriege sind sie die Anführer; alle Horden und Stämme leben voneinander unabhängig, durch kein Band zusammengehalten, was hauptsächlich die Unternehmungen der Eroberer so leicht machte. Ihr Gott war Tamoi, ein großer Mensch, der unter ihnen gelebt und sie den Ackerbau gelehrt hatte, dann zum Himmel aufgestiegen war, nachdem er versprochen, ihnen in diesem Leben hülfreich zu sein und sie in ein anderes zu führen, wo sie ihre Brüder wieder finden und reiche Jagdbeute haben würden. Zauberer und Aerzte hatten von jeher großen Einfluß; bei eintretender Geschlechtsreife mußten die Mädchen und bei beginnender Schwangerschaft die Frauen fasten; die Männer enthielten sich während der Schwangerschaft ihrer Frauen der Jagd und fasteten bei deren Niederkunft.

A. Tupis v. Martius, welcher 4 Jahre Brasilien bereis't und sich große Verdienste um die Ethnographie dieses Reiches erworben hat, bemerkt (in seiner Abh. „über den Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens") von den Amerikanern überhaupt, daß sie sich nicht bloß äußerlich, sondern auch psychisch von allen übrigen Völkern der Erde unterscheiden: sie vereinen die unfähige Kindheit mit der Ungeschmeidigkeit des Alters, welcher seltsame Zustand fast jede Verständigung mit den Europäern vereitelt. Die Menschen der rothen Rasse, meint er, fühlen nicht die Segnungen eines göttlichen Ursprungs, sondern sind nur vermöge eines rein thierischen Instinkts und langsamen Schrittes durch eine finstere Vergangenheit in ihre jetzige freudenlose Gegenwart geleitet worden. Ihre Zersplitterung nach den Sprachen ist so groß, daß manche Sprache nur von wenigen, ja nur von einer einzigen Familie gesprochen wird, die demnach vollständig isolirt ist; von 20 Ruderern

auf dem Boote, mit welchem Spix und Martius reisten, verstanden sich oft nur 3 — 4. So ganz vereinzelte Familien bleiben immer im Urwald verborgen; die Individuen größerer Stämme zeigen ihre Zusammengehörigkeit oft durch gleiche Verzierungen, gleiche Art des Tätowirens. Das Gedeihen der Stämme hängt hauptsächlich von der Geisteskraft und Energie der Häuptlinge ab, — Eigenschaften, die unter diesen Indianern selten sind. Kriegsgefangene werden meist zu Sklaven gemacht, aber gut behandelt, obwohl man sie als Entehrte betrachtet. Erbliche Privilegien und Kasten sind unbekannt; systematische Religionsformen und eigentliche Priester gibt es nicht; die sogen. Paje sind bloß Beschwörer und Aerzte, haben aber bedeutenden politischen Einfluß; auch Zauberinnen sind da. Die meisten Stämme Brasiliens treiben etwas Ackerbau, Blumen- und Geflügelzucht, nur die Muras wandern heimathslos herum. Die Jagdgründe jedes Stammes sind durch wohlbekannte Merkmale bezeichnet; außer verschiedenen andern Thieren werden häufig Affen erlegt und genossen. Bloß Waffen, Pfeife und Hängematte gelten als eigentliches Privateigenthum; die Hütten und Geräthe gehören oft mehrern Familien gemeinschaftlich. Manche Schmucksachen, besonders Beweisstücke persönlicher Tapferkeit, wie Halsbänder von Unzenzähnen, Schnüre von Menschenzähnen, Schädel erschlagener Feinde werden um keinen Preis veräußert, wohl aber als Pfänder gegeben. Einige, die mit den Weißen in Handelsverkehr stehen, legen Vorräthe von gewissen Artikeln an, als Tauschmittel statt des Geldes dienen manchmal Knochen verschiedener Art. Kuß und Händedruck kennen die Brasilier nicht; zum Zeichen der Freundschaft und Zufriedenheit berühren sie sich mit den Stirnen oder schlagen mit ausgespreizten Fingern die Hände zusammen; reicht der Familienvater einem Fremden die Cigarre aus seinem Munde zu einigen Zügen, so ist er als Gastfreund angenommen. Die Frauen werden gekauft oder geraubt und ziemlich hart, gleich Sklavinnen gehalten; daß bei den Caraiben wie bei den zu den Pampasvölkern gehörigen Guaïcurus die Frauen eine andere Sprache als die Männer haben, kommt vielleicht daher, daß diese Völker sich in eroberten Ländern angesiedelt und nur die Frauen und Mädchen am Leben gelassen haben. Bei einigen Stämmen haben die Paje's, gleich den Feudalherren des Mittelalters in manchen europäischen Ländern, das jus primae noctis. Stirbt ein verheiratheter Mann, so muß der älteste Bruder oder nächste Anverwandte dessen Wittwe heirathen und ihr Bruder dessen Tochter; Ehebruch wird nur an den Frauen bestraft. Tödtung oder Aussetzung von

Neugeborenen ist sehr häufig, bis zum 14. — 15. Jahre steht der Sohn unter der unbedingten Gewalt des Vaters, dann wird er mit gewissen blutigen Ceremonien in die Gesellschaft der Männer aufgenommen und erhält einen neuen Namen; die Töchter sind dem Vater bis zu ihrer Verheirathung unterthan. Bei manchen Stämmen werden die Alten und Schwachen getödtet und selbst verzehrt. Wiedervergeltungsrecht und Blutrache geben zu unaufhörlichen Streitigkeiten Anlaß; Kriegsgefangene werden nach solchen Rachezügen mit den grausamsten Martern hingerichtet und bei einigen Völkern, um ein schmackhafteres Mahl zu gewähren, zuvor noch gemästet.

Burmeister (Geolog. Bilder, II, 271 ff.) entwirft vom brasil. Indianer ein zu ungünstiges Bild, welches sicher nur auf niedrigere Stämme paßt. Er streift nach ihm nackt, ohne Wohnung gleich dem Thiere im Walde umher und denkt nur an physische Bedürfnisse. Er ist klein, hat einen breiten dicken Kopf, langes schlichtes schwarzes Haar, sehr kleine zierliche Hände und Füße, breite Brust, schwache Arme und Beine. Die Farbe ist röthlich-bräunlich, bei den Weibern fast weiß. Die schwarzen Augen sind nicht groß, die Lippen breit, mit kleinen wenig aufgeworfenen Lippen. Sie hätten keinen Ackerbau; alle lebten von der Jagd und von den Früchten der Banane, dem Mamao, den Knollen der Mandiocca und Batate; kein Hausthier. Ihr einziges Geräth ist der Bogen mit den Pfeilen. Wo der brasil. Indianer mit dem Europäer und Mulatten in Verbindung steht, ist er halb civilisirt, kleidet sich mit europäischen Fabrikaten, lebt aber doch nirgends in geordneten Dörfern. Alle sind mißtrauisch, die Alten ergeben sich dem Trunk; junge Leute sind anständig, zurückhaltend, scheu. Religion und geistiges Leben ist dem brasilianischen Indianer unbekannt und wie Burmeister meint, auch unzugänglich; er ist stumpf und gleichgülig gegen Alles, was nicht die Bequemlichkeit des körperlichen Daseins befördert.

v. Martius theilt die Tupis, welche man auf etwa 255,000 Köpfe angeschlagen hat, während die Cariben etwa 245,000 betragen dürften, in 5 Gruppen wie folgt:

a) Südliche Tupis in Paraguay, Montevideo und Rio Grande do Sul; ihre Sprache ist die wortreichste und reinste. Es sind von ihnen nur noch einige schwache Zweige übrig: Pinares, Patos, Tapes, Guaïcanans, Biturunas, Guaranis im engsten Sinn.

b) Oestliche oder eigentliche Tupis, auch Tupinambis genannt, reden die eigentliche Tupi-Sprache, die zur Lingua geral wurde; leben namentlich in zerstreuten Haufen an der Küste, von

der Insel St. Katharina bis zur Mündung des Maranhon. Horden von Süden nach Norden angeführt: Tamojos, fast ganz erloschen; die sogenannten Cafusos in der Provinz San Paulo sind durch ihre Vermischung mit Negern entstanden; Tupinakis, Tupinas, Tupinambases, Obacatuaras, Poti-waras, Caïtes, Tupi-waras.

c) Von den nördlichen Tupis existiren noch schwache Reste in Para, Cameta und von den Ufern des Maranhon bis Topinambarana. Ihre Horden waren früher die Taramambases, Rhengahibas, Pacajases, Mamayamases, Anajases, Guayanases (letztere 3 Seefahrer), Tocantinos, Totschi, Cambocas, Cupiniaros, Catschig-uaras, Omaguas. Diese, auch Campevas, Flachköpfe genannt, weichen von den andern Tupis ziemlich ab und sind vielleicht auf dem Madeirastrom herab gekommen. Manche rechnen auch die Ticunas oder Orejones zu den Omaguas, welche letztere man wegen ihrer Erfahrung in der Beschiffung des Maranhon und ihres Unternehmungsgeistes die Phönizier der neuen Welt genannt hat. Außer manchen untergeordneten Horden gehören zu ihnen auch die Maxurunas, die ihr Gesicht mit Federn und dergl. wunderlich aufputzen, die Achaguas und andere.

d) Die Tupis im innern Brasilien leben allein noch ganz unabhängig und zwar in den obern Gegenden des Flusses Tapajos. Ihre Horden heißen Opiacas und Cahahibas; Manche zählen zu ihnen unter andern auch die Mundrucus.

e) Westliche Tupis. Sie sprechen einen besondern Dialekt der Tupi-Sprache und leben theils in der Provinz Santa Cruz de la Sierra, wie die Tschiriguanos und Sirionos, theils in Torres und Larangeiras, so die Guarayos.

Nach d'Orbigny würden außer diesen von Martius angeführten Völkerschaften den Tupis auch noch die Nuaras und Nalicuecas im Osten von Xeres, die Guasararos auf der Ostseite des Paraguaystromes und die Guatos am Ursprung des Tacoary, die Cabasos am Flusse gleichen Namens und die Bororos westlich vom Ursprung des Araguaya beizuzählen sein.

B. Caraïben. a) Die eigentlichen Cariben oder wie sie sich selbst nennen Carina, Callinago in der Männer-, Calliponau in der Weibersprache, sonst mächtig und von der Mündung des Maranhon über Guyana und die kleinen Antillen bis zu den Jungfrauinseln verbreitet, sind heutzutage noch in schwachen Resten in den Caribischen Missionen der Llanos von Venezuela, am Paragua,

obern Caura und im obern Gebiet des Essequibo und Maranhon, vorhanden. Stämme von ihnen sind auch die Galibis in Cayenne, die Tuapocas und Cunaguaras in den Gebirgen von Caripe, die Jaoi auf Trinidad und in Cumana, vielleicht auch die Guarives, Pariagotos, Guaraons im Orinocodelta, die Cumanagotos in den Missionen von Piritu. Nicht zweifelhaft ist dieses ferner für die Caracas in Venezuela, Guayanas; wahrscheinlich den Namen nach auch für die Cariguanos, Carianas, die Accaways oder Waquaien und andere.

b) Die Arawacken, Aroaquis werden von Manchen der Caraibenfamilie zugezählt, während Andere ihre Sprache für eine ganz verschiedene halten. Sie leben in brittisch Guyana und gelten für dessen gesittetste Indianer. Die Waranen und Aculiu sind mit ihnen vielleicht gleichen Stammes.

c) Die Tamanaken, Tamanacu leben auf der Ostseite des untern Orinoco; ihre Sprache hat nur eine weitläufige Verwandtschaft mit den caribischen Sprachen und wäre nach einigen Angaben ein Gemisch aus der Arawaken- und Quitschuasprache. Als Stämme mit verschiedenen Dialekten rechnet man hieher die Paretschi, Uotscheari, Paiure, Ojas, Avarigotos, Tschiritschiripos, Parekas, Tschaymas 2c.

d) Die Sprache der Maypures wird von zahlreichen Stämmen in Guayana, Venezuela, am Rio Negro gesprochen und ist der der Tamanaken sehr ähnlich. Zweige von ihnen sind die Cabres, Avanas, Parenas, Tschirapas und die früher als Eroberer am obern Orinoco aufgetretenen Guaypunabis, welche in ihren öffentlichen Angelegenheiten und ihrem Kriegswesen gute Ordnung und sogar Befestigungen angelegt hatten.

2. **Botocuden** werden in der brasilischen Sprache gewisse Horden wilder Indianer von Botoque, dem runden Stück Holz genannt, welches sie durch die durchbohrte Unterlippe stecken. Andere ihnen gegebene Namen sind Aimures, Abatiras; sie selbst heißen sich Engräcknung. Vor 300 Jahren lebten sie in den Capitanerien von Ilheos bis Porto Segura und führten einen blutigen Krieg mit den Portugisen; gegenwärtig hausen sie, etwa 4000 Köpfe stark, besonders auf der Serra des Aïmores. Es sind Waldmenschen, lichter gelb als die Guaranis, diesen sonst ziemlich gleich bis auf die kleineren,



am Außenwinkel stärker geschlitzten Augen, wodurch eine Aehnlichkeit mit den Mongolen entsteht. Ganz verschieden ist ihre näselnde, an außerordentlich harten Mitlautern reiche Sprache. Sie sind meist Jäger, noch jetzt anthropophagisch. Tschudi bezeichnet sie als armselige, träge Wilde, die andern südamerikanischen Indianern sehr nachstehen. Die Sitte, Lippen und Nasen zu durchbohren und in die Löcher Federn, Holzscheiben etc. zu stecken, kommt immer mehr ab, da selbst die Botocuden sich der Civilisation nicht ganz entziehen können. Man nennt von Zweigen ihres Stammes die Gherens, Kinimures.

3. Die **Puris** sind zum Theil auch noch freie und wilde Indianer Brasiliens, südliche Nachbarn der Botocuden, hauptsächlich in der Provinz Espirito Santo, Minas Geraës, Bahia. Man unterscheidet a) eigentliche Puris, b) Goïtacas oder Coroados (Gekrönte) in unterirdischen Höhlen lebend, c) Coropos, d) Macuanis.

4. Außer den *genannten* Völkern leben in Brasilien noch zahlreiche andere, die, *obwohl* besondere Sprachen redend, an Individuenzahl nur äußerst schwach sind und meistens nur Horden darstellen, von denen mit wenigen Ausnahmen fast nur die Namen bekannt sind. So die Matschacaris, Camacaos, Caupeses (welche auf den Campos von Camapuany in Höhlen leben und sich die Unterleibshaut wie eine Schürze herunter ziehen sollen), Parecis (von den Portugisen, die sie als Sklaven raubten, fast ausgerottet) Cayapos durch ihre langen Ohren ausgezeichnet, wie die Chavantes den Portugisen sehr feindlich gesinnt, die zahlreichen, in viele Horden getheilten Ges zwischen den Strömen Tocantins und Araguaya, wild und räuberisch; die ihnen nahe stehenden Crans, welche sich Arme und Beine mit schmalen Bändern von Bast verzieren; die Acroas, Masacaras, Cariris, Carapotos, Jumas, Ita-tapwuja (Steinindianer, weil sie durch die durchbohrte Unterlippe einen Stein zur Verzierung stecken), Aracajus, Sare, Puru-purus (zum Theil mit scheckiger Hautfarbe), die zahlreichen und kriegerischen Catawijis, Canamaring, Caca-Tapwujas, Jumanas oder Xumanas (am Solimoës und Rio Negro, in Maripi, friedliebend und industriell), die noch immer zahlreichen Juris, Arrinys, Cajaruanas, Siroas, Cocuannas, Tarumas, Carajas, Ujacuas, Parawanos, Chapoanas, Manivas etc.

5. Eine Anzahl Indianerstämme, (121) welche das Orinocogebiet bewohnen, vermochte A. v. Humboldt nur alphabetisch zu

ordnen, da die Nachrichten der Missionäre über ihre Sprachen und ethnographischen Beziehungen zu unvollständig waren, um sie nach ihren Verwandtschaften zusammenzustellen. Zu ihnen gehören unter andern die Arivacos, Amarizanos, Ariguos, Cujabas, Cataras, Dovinavi, Emaructos, Guamos (in Sitten und Gebräuchen, Unreinlichkeit, Rachsucht und Vorliebe für umherschweifendes Leben den zu den nördlichen Tupis gehörigen Ahaguas sehr ähnlich, so wie den Guahibos und Otomacos), Guainaves, Guahibos, Guacamayas, Inaos, Jaditanas, Kiriquiripas, Libirianos, Macusis (furchtsam, verschlossen, sehr wenig zahlreich, leiden immer am meisten, wenn die andern Stämme sich bekriegen), Matomatos, Motilones, Otomacos (bekannt durch den Genuß lettiger, infusorienhaltiger Erden während der Hungerzeit in der Ueberschwemmungsperiode des Orinoco 2c.) Palenkes, Purayanas, Salivas (ackertreibend, cultivirter als ihre Nachbarn) Saparas, Tacutacu, Tasumas, Ules, Voquiares, Yaruras 2c. Alle diese Völker zählen vielleicht keine 80,000 Seelen und sind doch nach den Sprachen auf das vielfachste und entschiedenste zersplittert. Die meisten bewohnen ein waldiges Bergland und leben hauptsächlich von Jagd und Fischfang, einigen Baumfrüchten, Palmenmark. Andere leben mehr in offenen Gegenden; die Sprache dieser ist rauher, bestimmter, leidenschaftlicher, die des Waldindianers milder und weitschweifiger. Manche Waldindianer treiben etwas Ackerbau, so die Macos, Curacicanas, Mariquiaitares, andere wie die Guamos, Atschaguas, Otomacos 2c. schweifen unaufhörlich umher. Durch Kleinheit des Wuchses zeichnen sich die Guaycas aus; durch lichte, fast weiße Hautfarbe unter einer brennenden Sonne und mitten unter dunkeln Völkern die nahe beisammen wohnenden Guaharibos, Guiainaves, Guayos, Mariquiaitares. An Vermischung mit Weißen ist hiebei nicht zu denken; auch haben diese hellfarbigen Orinocovölker vollkommen die Gesichtszüge, die Haare und den Wuchs der andern Indianer und sind dabei weder schwächlich noch kränklich, so daß diese Erscheinung noch ihrer Erklärung harrt. Es gibt übrigens auch in andern Gegenden Südamerikas ziemlich lichte Stämme unter dunkeln, die Areviaranos,



Paudocotos, Viras, Mologazos, Maypures rc. und in Nordamerika die Mandanes und Arkansas. Ganz dunkelbraun, fast schwarz sind hingegen die Otomacos und Guamos.

v. Humboldt glaubt, daß vor den Wilden, welche gegenwärtig die Orinocoländer und Guyana bevölkern, in frühern Zeiten etwas cultivirtere Menschen lebten, von welchen die symbolischen Zeichen an den Felsen zwischen dem Atabapo und Cassiquiare, den Quellen des Essequibo und Rio Branco, zwischen Uruana und Cabruta herrühren. Die Tamanaken haben eine Ueberlieferung „über die Fluth Amalivaca's," welche sich mit den in den Granit gehauenen Figuren verbindet. Amalivaca ist bei den Tamanaken der Schöpfer ihres Volkes, welches sie wie alle Barbaren als das Urvolk ansehen, und somit auch des Menschengeschlechtes — und kam in einem Schiffe zur Zeit einer ungeheuern Fluth an, wo das Meer an die Gebirge der Encaramada reichte. Alle Tamanaken bis auf ein einziges Paar, welches sich auf den Berg am Flusse Asiveru rettete, kamen in der Fluth um; Amalivaca grub die Figuren des Mondes und der Sonne auf die Felsen der Encaramada und gab später mit seinem Bruder Vochi der Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt. Nachdem er Alles in Amerika geordnet, kehrte er über das große Wasser auf dessen anderes Ufer zurück, weßhalb manche Indianer Missionäre fragten, ob sie nicht drüben, nämlich in Europa den Vater Amalivaca gesehen hätten? Die Sage vom Heros Amalivaca ging auch auf caribische Völker über.

6. Von Stämmen in den Guyanas mögen angeführt werden die Acoquas, Attamacas, Carpori, Drios, Guinaus, Kirischanas, Mayes, Nourügues, Oewaku, Paramuni, Sinamari, Warpeschanas.

III. Afrikanisch-australische Rasse.

Gesichtswinkel 70 — 75°. Kopf von den Seiten zusammengedrückt, Stirne schmal, Backenknochen, Jochbogen und Kiefer vorragend, Zahnhöhlenrand schräg nach vorne stehend, daher Schneidezähne schief; Augen fast immer schwarz, Nase mehr oder minder platt, mit weiten Löchern; Hautfarbe vorwaltend schwarz, selten kupferroth oder bräunlich gelb; Haar schwarz, wollig oder schlicht, grob; Bart meist sparsam, steif.

Die Stämme dieser Rasse, welche ursprünglich bloß über einen Theil der heißen und warmen Länder der östlichen Halbkugel verbreitet, mit dem Aufschwung der amerikanischen Colonien in den

letzten Jahrhunderten zu Sklavendiensten nach Amerika geschleppt wurden, zeigen neben ihrer Uebereinstimmung in gewissen Charakteren bedeutende Abweichungen in der Bildung des Schädels, in Hautfarbe und Beschaffenheit des Haares; manche Stämme erinnern durch ihre Kupferfarbe an die Indianer Nordamerikas und an die alten Aegypter, andere durch ihre gelbe Farbe und ihre schiefen Augen an die Mongolen; wieder andere nähern sich in ihrer Schädelbildung, namentlich durch sehr verminderten Prognathismus arischen Völkern. Die genuinen Neger sind das Centrum der ganzen Rasse, um welches sich die übrigen gruppiren. Von ihnen aus kann man in Rücksicht der Körperbildung so wie des Culturstandes einerseits eine Stufenreihe zu den höher begabten Völkern verfolgen, während man in der entgegengesetzten Richtung zu Völkern gelangt, die auf den untersten Stufen der Menschheit stehen, und in Wahrheit sich nur noch durch die allgemein menschlichen Charaktere über die Thiere erheben. Der Vollkommenheitsgrad der physischen Bildung erscheint sehr häufig in direktem Verhältniß zu der Culturstufe, so daß die rohesten Völker gewöhnlich auch die häßlichsten, die gebildetsten auch die schönsten dieses Völkerkreises sind, der in eine afrikanische und eine indisch-australische Hälfte zerfällt.

I. Afrikanische Abtheilung.

Die überwiegende Masse derselben bilden die wahren Neger, in welchen eine Anzahl sehr eigenthümlicher Züge der physischen Bildung und geistigen Beschaffenheit zu einem charakteristischen Ganzen sich verbindet, welches in neuerer Zeit unter Anderen Pruner (zur Naturgesch. und Anthropologie Aegyptens) und Burmeister (Geolog. Bilder 2ter Bd.) mit Klarheit und eindringender Schärfe geschildert haben. — Das Skelet der Neger ist schwerer als das der Weißen, die Knochen sind dicker, größer, durch Kalksalze weißer. Pruner unterscheidet nach Gesicht und Hirndecke zwei verschiedene Typen: der eine hat sehr geneigte obere Kinnlade und verlängertes Gesicht, der andere breite Gesichtsknochen und mehr geraden Oberkiefer. Die Stirne des wahren Negers ist platt, Nase und ganzes Gesicht bilden eine geneigte Fläche, daher ist der Gesichtswinkel wenig über 70°. Stirn und Schläfe sind niedrig, zusammengedrückt, Nasen- und Augenhöhlen sehr geräumig und winkelig, Nase flach, oft wie eingedrückt, mit queren Löchern, die Kiefer massiv mit nach unten und vorne vorspringenden Jochbeinen, Zähne sehr lang, breit, weiß mit verschiedener Stellung, namentlich im

Oberkiefer. Das Vorderhaupt ist weniger entwickelt als beim Weißen, das Mittelhaupt ist gut, das Hinterhaupt gewöhnlich sehr stark ausgebildet; nach den cranioskopischen Grundsätzen von Carus käme also dem Neger weniger Intelligenz, aber viel Gemüth und ein sehr starkes Begehrungsvermögen zu. Der Hals ist kurz, der Brustkasten groß, wohlgebildet, stark gewölbt, das Becken eng, keilförmig, etwas nach hinten geneigt, Glieder und Finger sind lang, Statur ziemlich groß. Haut dick, unempfindlicher als bei den Europäern, sammtartig wegen starker Entwicklung des Drüsenapparats, ihre Farbe braun bis atlasschwarz durch Ablagerung von Pigment in regelmäßigen polyedrischen Zellen; Schweiß sehr übelriechend. In einem kältern Klima nimmt dieß ab und die Haare der Neger werden länger. Bindehaut fast immer gelb, in den Winkeln schwarzgefleckt; Fett, Häute, Knochen gelb gefärbt. Muskelsystem weniger stark als Knochensystem; die Farbe der Muskeln spielt vom Gelben ins Schmutzigrothe; die Schleimhäute, wo sie zu Tage liegen, haben einen kirschrothen Anstrich. Alle Drüsenapparate, namentlich Speicheldrüsen, Leber, Milz, Geschlechtstheile ungemein entwickelt. Lage der Harnblase höher als in den übrigen Rassen. Hornstofftheile schwach; Kopfhaare bilden eine wollige Perücke, sind fast immer schwarz, sehr selten brandroth. Körperhaare sparsam. Venen überwiegend entwickelt, Blut dick, schwarz, pechartig, Blutwasser immer sehr gelb; Körperchen (des Venenblutes) etwas verlängert. Gehirn härter, kleiner, in den Vorderlappen weniger entwickelt als bei den Aegyptern; Nerven im Verhältniß zum Hirn ziemlich dick, namentlich Riechnerv, Sehnerv, fünftes Paar. Augenlider wenig gespalten, Sehkraft mittelmäßig; Ohren abstehend, gerundet, das Gehör scheint schärfer als beim Aegypter, Schmeck- und Riechsinn sehr mächtig aber roh, weshalb die Neger Alles essen und die übelsten Gerüche ihnen angenehm sind. Temperatur unter der Zunge 34 — 35° C., also niedriger als beim Europäer; der Puls macht selten mehr als 60 Schläge in der Minute. Das Negerkind ist schon bei seiner Geburt hellgrau; im Norden Afrikas ist das Pigment im 3. Jahre vollkommen entwickelt, südlicher viel früher, zum Theil schon nach einigen Tagen. Beschneidung findet sich hie und da auch unter den heidnischen Negern, welche sie wahrscheinlich von den Aethiopiern erhalten haben. Der Zahnungsproceß beginnt bei Negern und Mulatten oft schon im 5. Monat; die Menstruation zwischen 10 — 13 Jahren, und hört nach dem 30. Jahre auf. Ueberschwängliche Fruchtbarkeit ist den Negerfrauen nicht eigen, doch gibt es solche, die bis

10 Kinder gebären; sie abortiren sehr häufig, bei vielen erschlaffen die Brüste früh, es bildet sich eine starke Fettablagerung am Gesäß als Uebergang zu den Hottentotten. Die Männer ergrauen oft sehr frühe; Beispiele langen Lebens, wie in den Pflanzungen Amerikas, finden sich bei den Negern Ostafrikas nicht.

Nach Burmeister sind beim Neger die Arme und Beine viel länger als beim Weißen, der Rumpf ist kürzer. Burmeister gibt die normale Fußlänge des europäischen Weibes zu $^1/_7$ der Gesammtkörperlänge an, des männlichen Fußes zu $^2/_{13}$; der weibliche Arm sei relativ länger, das Bein relativ kürzer als beim Manne. Arme und Beine der Negerinnen sind relativ länger als die der Europäerinnen; durch die Beine findet also Annäherung an den männlichen Typus statt. Die Füße der Negerinnen sind ungemein flach und platt, der Knöchel schwebt nur $1^1/_3$ — $1^1/_2$ Zoll über dem Boden, bei der Europäerin $2^1/_3$ — $2^1/_2$ Zoll. Bei Negern und Negerinnen ist die Wade nur schwach angedeutet; überhaupt ist das ganze Bein wie hölzern, fast fleischlos, etwas seitlich comprimirt, also eine Annäherung da an den thierischen Typus, namentlich der Affen, wie auch im Bau des Hirns eine solche eintritt. Sömmering fand bei allen Negern, die er untersuchte, die beim Europäer selten vorkommenden Sesambeinchen am Daumen; Finger und Zehen der Neger sind fast affenmäßig lang. Bei wohlgebildeten Europäern und antiken Statuen sind die 4 Theile des Gesichts (behaarter Scheitel, Stirne, Nase und Ohren, Lippen und Kinn) um so genauer gleich hoch, je edler die Bildung; 3 von den 4 gleichen Theilen geben die Breite des Kopfes zwischen den Wangen; beim Neger nehmen diese Abschnitte von oben nach unten zu und zwar mit den Jahren mehr. Der Negerscheitel ist schmal, wenig gewölbt, die Stirne niedrig, stark zurückgeneigt, der Augenrand tritt hoch hervor, die Nase ist kurz, flach, nach unten sehr breit; die Lippen obschon nur schwach aufgeworfen, ragen weit vor, das breite, niedrige, zurückgezogene Kinn trägt nur schwachen Bart, die engen Augen lassen nur wenig Weißes (eigentlich Gelbliches) sehen, die Ohren sind sehr klein, abstehend, dickwandig, und weichen dadurch zwar wesentlich vom Affenohr ab, sind aber keineswegs schön. Das Haar des Säuglings ist nach Burmeister nicht kraus und schwarz, sondern kastanienbraun und seidenartig fein, mit der Haut wird auch das Haar dunkler, straffer, krauser und zur Zeit, wo das Kind laufen lernt, vollständig wollig.

Volney vergleicht den Gesichtsausdruck der Neger dem unserer Physiognomie, wenn diese bei starkem Licht oder großer Hitze zu-

sammengezogen wird. Dann werden die Augenbrauen gerunzelt, die Wangen aufwärts gezogen, die Augenlider zusammengekniffen, der Mund hängen gelassen. Volney fragt, ob nicht bei den Negern dieser Ausdruck habituell werden konnte, da das Gesicht in den heißen Ländern beständig also verzogen wird? — Die schwarze Haut des Negers ist unter der tropischen Sonne keinem solchen Verbrennungsprocesse unterworfen wie die weiße des Europäers, die größere Fettabsonderung der Negerhaut schützt sie vor der Hitze; ihre Unebenheiten, welche ihr Anfühlen sammtartig macht, strahlen Wärme aus und wirken sonach abkühlend;*) sein wenig üppiges Wollhaar sammelt Wärme und Elektrizität gegen das Gehirn viel weniger als langes dichtes Haar. Der überreichliche Farbestoff des Auges und die kleine platte Hornhaut stehen in Beziehung zur gewaltigen Menge des Lichtes und zur Accomodation des Auges an dieselbe. Die Thätigkeit und Energie des Europäers würde den Neger aufreiben, darum hat ihm die Natur weniger Erregbarkeit des Nervensystems, mehr Apathie gegeben; seine Blutdrüsen unterstützen durch ihre stärkere Entwicklung die Lungen in der Ausscheidung des Kohlenstoffes; die kleinen Arterien sind geschlängelt, um den Kreislauf zu verlangsamen. — Nach d'Escayrac de Lauture schützen sich die rohesten Schwarzen, wenn sie unter freiem Himmel schlafen, gegen die in Afrika oft so empfindliche Nachtkälte durch ein eigenthümliches Verfahren. Sie zünden ein rasches Feuer an, reiben den Körper mit Fett ein und wälzen sich in der noch warmen Asche, so eine vollkommen schützende Kruste bildend, die sie am andern Morgen, ins Wasser springend, wieder entfernen. Eine eigenthümliche Krankheit der Neger sind die Pians, die Blatter der Schwarzen.

Das mehr apathische Gesicht des Negers zeigt nicht die bedeutende individuelle Bestimmtheit des Europäer-Gesichts und auch nicht den Wechsel desselben; die Bewegungen der Seele sind durch einen dunkeln Schleier verhüllt. Wie die körperliche Bildung, so bietet auch die Seele Züge der Kindheit und des Alters zugleich dar; in ihr sind die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt; das Temperament ist eine seltene Mischung von phlegmatischen, cholerischen und sanguinischen Elementen. Die Gemüthszustände wechseln

*) Dieses scheint in geringerem Grade auch für die Hindu's zu gelten. Der Orientalist Prof. Dr. Sprenger, mein hiesiger College, welcher eine Reihe von Jahren in Indien zugebracht hat, versicherte mir, daß die dunkle Haut des Hindu sich sammtartig und immer kühl anfühle.

schnell und zwischen dem ausgelassensten Lachen, den lustigsten Bewegungen und dem zerreißenden Schmerze mit den bittersten Thränen liegt oft nur ein Augenblick. Das heftige Aufbrausen hält nur ganz kurze Zeit an, dann tritt wieder Apathie ein. Wie die Stimme etwas Kreischendes hat, so wird auch das ganze Wesen bei jedem Affekt gespannt und gereizt, in der Leidenschaft nicht selten zu thierischer Wildheit gesteigert, was der schwarze Mime Ira Aldridge hauptsächlich im Othello naturgemäß dargestellt hat. Es wird behauptet, daß Neger solche Willensstärke und Macht über den Organismus besitzen, daß sie willkürlich erkranken und „sich sterben lassen“ können. Sind Neger mit ihrem Herrn unzufrieden, so wenden sie oft Gift an, in gewissen Fällen nur gegen die Hausthiere, in andern gegen die Familienglieder und sie sind mit der Anwendung, die häufig langsam, in oft wiederholten kleinen Dosen geschieht, so vertraut, daß sowohl der Erfolg gesichert ist, als in vielen Fällen aller Verdacht von ihnen bleibt. Auch vergiften sie sich aus Kummer oder um dem Herrn Verdruß oder Schaden zuzuziehen selbst, wobei wieder besondere Gifte angewendet werden; sie haben Rache- und Kummergifte. Ihre Anhänglichkeit an den Herrn ist zweifelhaft und schlägt oft wegen einer Lappalie in unvertilgbaren Haß um; doch hat man in Sklavenaufständen, bei der Revolution von St. Domingo rc. auch Beispiele großer Treue und hingebender Aufopferung gesehen. Aber auch Herren, denen ihre Neger anhänglich sind, dürfen mit ihnen keine zu große Vertraulichkeit pflegen, weil diese für Schwäche angesehen wird und wie bei muthwilligen Knaben der Gehorsam mit der Furcht aufhört. Weil die Sinnlichkeit vorherrscht, so leben sie meist nur in der Gegenwart und es fehlt Besonnenheit und Sorge für die Zukunft, so daß z. B. ein Neger, um einem momentanen Verlangen zu genügen, am Morgen seine Hängematte verkauft, weil er nicht daran denkt, daß er dann für die Nacht keine Lagerstätte hat. Nach Befriedigung des Hungers oder Durstes mit den ersten besten Mitteln folgt Ruhe und Geschlechtsgenuß; die Lust zum Trunke, Putze, Tanze, zur Liebe ist das mächtigste Motiv in der Seele des Negers. (Man kann übrigens nicht läugnen, daß in Afrika auch Europäer und Türken alkoholische Getränke genießen müssen, um der Erschlaffung der Gewebe entgegen zu wirken. Ein Hauptbedürfniß der Neger beiden Geschlechts ist auch Tabak.) Die Familienbande sind schwach, man verkauft zur Befriedigung physischer Bedürfnisse ohne Anstand die Kinder; Prostitution ist den Negern nicht fremd; der Abscheu der Negerinnen gegen die Weißen findet

sich nur in Gegenden, wo sie noch unbekannt sind. Schamgefühl und Barmherzigkeit sind wenigstens einer Anzahl von Stämmen fremd. Wie manche Thiere, so verbirgt auch der Neger das Schmerzgefühl unter dem Anschein von Ruhe. Kann er seine Bedürfnisse nicht befriedigen, so verdoppelt er nicht etwa seine Arbeit, sondern stirbt gleichgültig oder tödtet sich selbst. Er führt Krieg nicht aus Leidenschaft, Zerstörungstrieb, oder um Propaganda zu machen, sondern aus Hunger oder Habsucht.

Viele Neger sind Fetischdiener, ein großer Theil der nordafrikanischen wurde durch die Araber und die Fuhlahs zum Islam bekehrt, in Südafrika hat hie und da das Christenthum Fuß gefaßt. Das Wort Fetisch kommt vom portugisischen Fettisso und bedeutet Zauberei, Zauberformel; die Neger selbst nennen ihre Idole Bassum, Bassefoe, halten aber (nach Loyer und Oldendorp) ihre Fetische nicht etwa für Götter, sondern nehmen einen höchsten Gott und viele Untergötter an, zugleich einen Teufel als Ursprung alles Uebels und Feind des guten Gottes. Pruner bemerkt über die in Aegypten lebenden Neger, daß sie sich durch eine Art Vernunftreligion bestimmen zu lassen scheinen; ihr Glaube an ein höchstes Wesen sei jedenfalls sehr unbestimmt. Nach Bruce geben die Gallas und Schangallas ihren Leichen Geräthe und selbst Lebensmittel mit, nicht als wenn sie an eine Unsterblichkeit der Seele glaubten, sondern weil sie eine physische Wiedererweckung annehmen, da sie sich Seele ohne Leib überhaupt nicht denken können. Gebete und Opfer sind bei den Negern überhaupt ganz allgemein, sie glauben an glückliche und unglückliche Tage, an Vorbedeutungen, Orakel, Zauberei ꝛc., und sind fast noch mehr als alle übrigen Naturvölker, leichtgläubig und abergläubig. Die Priester, denen man zutraut, daß sie Verborgenes wissen und Zukünftiges vorhersagen können, sind die Vermittler zwischen Gott und Menschen und zugleich die Aerzte. Bei manchen Negervölkern finden sich Augurien und die Annahme ist doch ziemlich allgemein verbreitet, daß die Seelen guter Menschen nach dem Tode zu Gott, die der bösen zum bösen Geist gelangen, auch wieder kommen und die Seelen der Lebenden im Schlafe quälen, Geräusch machen ꝛc. Die Karabaris und andere Stämme nehmen eine Seelenwanderung an.

Aus der vorliegenden Darstellung geht bereits hervor, daß die intellektuellen Fähigkeiten der Neger im Allgemeinen*) geringer sind

*) Einzelne, besonders begabte Individuen kommen auch in dieser Rasse vor, wie denn Bory anführt, daß Lillet=Geoffroy, der geistreichste und

als die der übrigen Rassen, namentlich der weißen; schon seit der frühesten Zeit wurden die Neger für niedrigere und weniger vernünftige Wesen gehalten als die übrigen Rassen, als deren Sklaven man sie schon am Anfang der Geschichte findet. Ihre Culturfähigkeit wird sicher nur eine beschränkte sein. Trägheit, Unwissenheit, Unreinlichkeit sind nur zu sehr verbreitet. Es fehlt ihnen außer dem tiefern Verstand auch die Erfindungsgabe und gestaltende Phantasie, so daß sie fast nur nachzuahmen fähig sind. Ihre Industrie besteht vorzüglich nur in Bearbeitung des Holzes, Eisens, dem Gerben der Häute, Weben und Färben mancher Stoffe; die Künste stehen auf einer tiefern Stufe als bei jeder der andern Rassen, so wie es die Neger auch nie zur Aufführung großer Bauwerke, zur Einrichtung bleibender geordneter Staatswesen, zur Schöpfung wirklicher Religionssysteme gebracht haben. Viele leben in zügelloser Freiheit, andere sind dem wildesten Despotismus verfallen. Die Welt ist zwar überall reich an Gräueln, aber kaum haben sich andere Völker so mit Blut und Schmutz besudelt, als die Schwarzen Afrikas. Die Despoten bestreiten ihre Ausgaben und bezahlen ihre Schulden mit Sklaven, die sie gewöhnlich andern Völkern rauben, was zu immerwährenden Kriegen führt; selbst die Herrscher Aegyptens rauben Menschen, wenn sie nichts anderes nehmen können. Die Despoten Afrikas feiern ihre Thronbesteigung und andere Feste mit großartigen Menschenschlächtereien; eine Negerfürstin Xinga ließ Kinder lebendig in Mörsern zerstampfen, und Richardson (Bericht über eine Sendung nach Centralafrika S. 264) erzählt von dem grausamen Regiment des Sultans von Zinder im Sudan, welcher die Verurtheilten nicht hängen oder köpfen, sondern ihnen die Brust aufschneiden und das Herz herausreißen, oder die Menschen verkehrt an „dem Baum des Todes“ (von einer Kanisa genannten Baumart) aufhängen und langsam sterben ließ. Niemand darf unter diesem Baume, auf welchem R. 50 schmutzige Geyer sitzen sah, bei Lebensstrafe weggehen. Im Jahre finden 2 — 300 Hinrichtungen statt, oft wegen kleiner Vergehen. — Diebstahl und Mord kommen unter den Heidennegern Afrikas sehr selten vor; bei vielen Stämmen herrscht Vielweiberei; die Untreue der Frauen wird streng bestraft, während die Mädchen große Freiheit genießen.

Schon bei den eigentlichen Negern nimmt man kleinere Abweichungen in der physischen Bildung und Unterschiede der Cultur-

---

gelehrteste Mann auf Ile de France ein Neger gewesen sei. Graf Lainé war ein Mulatte.

stufe wahr. Zu den häßlichsten und rohesten Negern gehören die Papels, Bulloms und viele Stämme an der Sklavenküste und der Bai von Benin. Die Einwohner von Bornu sollen langes, nicht krauses Haar haben. Die schönsten Neger sind wohl die von Guber und Haussa, so wie auch die Congoneger und Dscholoffen, — sämmtlich einigermaßen cultivirte Völker; Letzteres gilt auch von den Mandingos und Ashantis, ebenfalls hübschern Völkern. Noch mehr vom eigentlichen Negertypus weichen die Fulahs, ein industriöses nationalstolzes Volk, durch ihre bräunliche oder kupferrothe Hautfarbe ab; nach ganz andern Richtungen wieder die Kafirs, welche manchmal Europäern ähneln und die Hottentotten. Merkwürdig genug finden sich unter vielen selbst niedrigen, fast affenartig aussehenden Negerstämmen einzelne sehr schöne Gesichter unter Umständen, wo an Beimischung europäischen oder arabischen Blutes kaum zu denken ist.

Viele Negervölker gehen fast ganz nackt; die bekleideten lieben grelle Farben. Tätowirung kommt selten vor; manche Stämme machen sich Einschnitte mittelst Rasirmessern an verschiedenen Körperstellen, die mit heißer Butter beschmiert, schnell groteske, die Tätowirung vertretende Vorsprünge bilden. Bei vielen Negervölkern findet Beschneidung der Knaben statt, bei einigen auch der Mädchen. Jener Dispersionstrieb, welcher die rothe Rasse in eine Unzahl von Horden und Sprachen zersprengt hat, wohnt den Negervölkern nicht ein. Die Abgeschlossenheit des afrikanischen Continents und der besondere Umstand, daß in Centralafrika andere Rassen fast gar nicht lebensfähig sind, hat die Schwarzen Afrikas seid unbekannter Vorzeit vorzugsweise auf sich selbst angewiesen und vielfache Vermischungen herbeigeführt. Es hat auch nicht an Wanderungen und Eroberungen gefehlt; die Hottentotten sind vielleicht von Nordafrika nach der Südspitze gekommen; die Sudanneger wurden von den Felatahs gedrängt, die Abyssinier von den Galla, die Hottentotten von den Kaffern. In Südafrika haben die Eroberer Matebele und Sebituane, dann das aus Centralafrika gekommene Volk der Damaras bedeutende Bewegungen und Aenderungen hervorgerufen. — Die Bevölkerung Innerafrikas ist nach Barth äußerst stark in den unangetasteten Heidenländern, mittelmäßig in den muhammedanischen, sehr geschwächt in den halb oder ganz unterworfenen Heidenländern, ganz verschwunden auf den Gränzen zwischen Islam und Heidenthum.

Erste Section: Uebergangsvölker.

Man muß von den genuinen Negern und von den südafrikanischen Völkern eine Anzahl von Nationen unterscheiden, welche mancherlei Aehnlichkeiten in der Beschaffenheit des Haares, der Schädel- und Gesichtsbildung mit Völkern der arisch-oceanischen Rasse zeigen und sich bald mehr den Berbern (wie die Tibbus und Gallas), bald mehr den Aethiopiern und Arabern (wie die Nubavölker) nähern. Der Gesichtswinkel ist bei manchen Stämmen dieser Völkergruppe etwas größer als bei den genuinen Negern, die Lippen sind minder dick, das Haar hat die wollige Beschaffenheit mehr oder minder verloren und die psychischen Fähigkeiten scheinen größer zu sein als bei jenen.

A. Die **Fúlbe** (in der einfachen Zahl Pullo) oder wie sie auch heißen Fúla, Fullán, Féllain, Felláta, Pouls, das intelligenteste Volk der ganzen afrikanisch-australischen Rasse und das mächtigste des Sudan, sind von Senegambien im Westen bis Bornu und Mandara im Osten, von der Südgrenze der Sahara bis zu den Gebirgen von Guinea verbreitet, über einen Raum $^1/_4$ so groß wie Europa, und mögen etwa 3 Millionen Seelen zählen. Ihre Hautfarbe ist bronce oder lohbraun, kupferroth, manchmal selbst weißlich, das schwarze Haar bezeichnen Einige als seidenartig, die Meisten als kraus, selbst wollig, aber lang. Das ovale Gesicht zeigt angenehme, verständige Züge, die Augen sind schwarz, die Nase ist viel weniger stumpf als bei den wahren Negern, oft von wahrhaft griechischer Form, die Lippen sind dünn, dunkel, nicht roth wie bei den Negern, die Statur ist groß. Man wollte die Fulas aus Asien eingewandert sein lassen, aber ihre Sprache ist afrikanisch und hat mit der Kafir-Sprache wenigstens den euphonischen Accent gemein, der in der grammatischen Veränderung des Anfangsbuchstabens besteht. Auch sollen die Kaffern, unter welchen es sogenannte rothe Kaffern gibt, in Gestalt und manchen Sitten und Gebräuchen mit den Fulas übereinstimmen, was die gewagte Meinung einer ursprünglichen Verwandtschaft der Fulahs und Kafirs erzeugt hat. Die Fulahs sind ein kriegerisches Hirtenvolk, treiben hauptsächlich Rindviehzucht und Milchwirthschaft, halten auch Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, zahlreiche Hunde zum Schutz ihrer großen Heerden, ziehen viel Geflügel. Sie pflanzen Reis, Mais, Hirse, Guineakorn, Baumwolle, und treiben auch Garten- und Obstkultur. Die Männer besorgen ihre Heerden, den Landbau und weben; die Frauen verrichten die häuslichen Geschäfte und spinnen. Die Fulahs

sind auch geschickte Jäger und erlegen unter Anderem viele Elephanten, mit deren Stoßzähnen sie Handel treiben. Sie machen ihre Kleidung, die aus einem Hemde und langen blaugefärbten Hosen besteht, immer nur aus selbstgefertigtem Baumwollenzeug und bedecken den Kopf mit einem kegelförmigen Strohhut. Die Frauen wenden viel Sorgfalt und Zeit auf ihre Toilette; sie bemalen die Augenlider mit Schwefelspießglanz und flechten die Haare in vier Zöpfe; der Körper wird zur Erhöhung der natürlichen Farbe und um die Hautausdünstung zu maskiren, mit rother Farbe bestrichen, und zweimal des Tages gebadet. Drei Schneidezähne färben sie, den einen gelb, den zweiten purpurn, den dritten gelb, der vierte bleibt weiß; Hände und Zehen werden purpurn gefärbt. Wie bei allen afrikanischen Völkern sind nächtliche Tänze sehr beliebt. Die Moscheen und Häuser werden aus Luftsteinen gebaut, letztere einstöckig, mit plattem Dach, die Aermern haben nur kleine kegelförmige Hütten aus Baumstämmen gemacht, mit Stroh belegt. Für Anlage und Erhaltung guter Straßen und Wege wird Sorge getragen.

Die Fulahs gelten für ein leutseliges, freundliches, gastfreies und hilfreiches Volk, welches nicht nur für seine Alten und Kranken sorgt, sondern auch andern Negervölkern in Hungersnoth beisteht. Ungeachtet ihrer Sanftmuth sind sie doch sehr tapfer. Sie haben ein lebhaftes Gefühl für das, was recht und billig ist und werden von ihren Vorgesetzten auf die sanfteste Weise regiert. Die Sprache der Fulahs ist gegenwärtig die herrschende im innern Afrika, und wird fast überall verstanden.*) Dieß rührt davon her, daß die Fulahs, welche verschiedene Staaten gebildet haben, als Eroberer zur Verbreitung des Islam, den sie von den Arabern angenommen haben, aufgetreten sind. In Senegambien und dem Bergland inner Sierra Leona haben sie die vier Staaten Futa-Toro, Futa-Bandu, Futa-Dschiallo und Fulahdu gebildet, die von einem Oligarchenrath mit einem Wahlfürsten an dessen Spitze, welcher den Titel Almamy führt, regiert werden. In vielen Negerländern z. B. der Körner-, Elfenbein-, Goldküste, am Senegal, unter den Dscholoffen, Mandingos, Susus zahlen die daselbst wohnenden Fulahs als Lehensleute für die Ländereien Tribut an die Landesfürsten. In vielen Ländern des Sudan haben sie sich der Gewalt bemächtigt; überall wohin sie gelangen, verbreiten sie den Islam mittelst des Schwertes und der Lehre, und rotten bei den wilden Negerstämmen die Menschen-

*) Nach Kriegk hätte die Fulahsprache einige Aehnlichkeit mit der der Malayen auf Java; für ihn sind die Fulahs ein wahres Räthsel.

opfer und die Anthropophagie aus. In Timbu, einer großen Stadt der westlichen Fulahs befindet sich seit 1835 eine christliche Mission, es wird sich fragen, ob die Bibel gegen den Koran aufzukommen vermag. Muhammedaner wie Christen arbeiten aber der Sklaverei entgegen; der Koran verbietet wenigstens, daß ein Mensch zum Sklaven gemacht wird, der von freien Eltern stammt und sich zum Islam bekennt.

In neuester Zeit hat man durch den berühmten Reisenden Barth genauere Berichte über Centralafrika und demnach auch über die Reiche erhalten, welche die Fúlbe oder Felláta im Sudan gegründet haben und welche zusammen wohl 15000 Quadratmeilen groß sind, (Sókoto mit Ádamaua 8000 Q.-M.) Man ersieht jedoch daraus, daß daselbst wie in den übrigen Sudanstaaten Alles in beständiger Fluctuation ist; kein einziges all dieser Reiche ist noch consolidirt und seine Existenz für längere Zeit gesichert, — an vielen Punkten machen sich fortwährend Araber, Fúlbe und wahre Neger den Boden und die Herrschaft streitig. Nach Barth stammen die Fúlbe wahrscheinlich aus Ostafrika, aber die Zeit, wo sie daselbst lebten, fällt vor unser erstes Wissen von ihnen.*) Schon im 16ten Jahrh. findet man sie in Westafrika, wahrscheinlich am Senegal, von wo ihre Eroberungszüge gegen Osten sich richteten. B. hält die F. für die Pyrrhi Aethiopes des Ptolomäus. Im 16ten Jahrh. übten sie schon großen Einfluß in den Ländern östlich von Kuára, am Anfang des 17ten siedelten sie sich in Baghirmi an. In unserm Jahrh., von 1802 an, stürzte ihr Scheich 'Othmán den heidnischen Negerfürsten von Góber, Báua mit Namen, und gründete ein ausgedehntes Reich, dessen Osthälfte, das jetzige Reich Sókoto mit der gleichnamigen Hauptstadt bei seinem Tode sein Sohn Mohammed Bello, dessen Westhälfte mit der Hauptstadt Gándó sein Bruder Abd-Alláhi erhielt. Bello war ein berühmter und ausgezeichneter Herrscher, aber schon unter seinen nächsten Nachfolgern begann das Reich wieder in Verfall zu gerathen; die einzelnen Statthalter der zahlreichen Provinzen suchen sich immer unabhängiger zu machen und die Einkünfte sinken; Sókoto hat etwa 22000 Einwohner, die jetzige Residenz Wurnó 13000; das Reich Sókoto mit Ádamaua ist fast 8000 Quadratmeilen groß, die Einkünfte betragen etwa 100 Millionen Muscheln, (Kauri, etwa

*) Pruner erwähnt, daß am obern Nil und am Niger ein kupferrother, schlichthaariger Stamm mit Fuhlahgesicht, die Nueir, sich zwischen den Negervölkern findet.

65000 preuß. Thaler) und eben so viel Werth in Sklaven, Baumwolle und importirten europäischen und arabischen Handelsartikeln. Das Heer zählt an Reiterei, die im Sudan fast immer den Ausschlag gibt, 22—24000 Mann und eine mehrmal größere Zahl von Fußgängern. Dieses Reich umfaßt die ehemaligen Haussa-Staaten Biram, Dáura, Kanó, Kátsena, Ségseg, Sánfora, Kébbi, dann die Landschaften Kasáure, Katagúm, Sehéra, Méssau, Báutschi, Boberú und Adamaua. Die Hauptstadt der Provinz Kanó hat wohl 20000 industriöse Einwohner und treibt einen blühenden Handel bis Tripoli und zum atlantischen Ocean. Kanó fabrizirt besonders Baumwollenzeuge aus einheimischer Baumwolle und färbt sie mit selbstgezogenem Indigo. Eine andere bedeutende Stadt ist Sária oder Sóſó in der Provinz Sóſó, Tóto in der Provinz gleichen Namens, welche jetzt noch im Kampf mit den Fúlbe liegt. Andere bedeutende Städte sind Dárassó, Wáse, Hamárrua.

Adamaua, eines der schönsten Länder Centralafrikas, wasserreich, mit vielen Bergen und Hügeln gehört nur noch dem Namen nach zum Reiche Sókoto und sein Statthalter, welcher in der 12000 Einwohner zählenden Stadt Yóla residirt, nennt sich wohl Sultan. Die Fúlbe haben dieses kleine Reich auf den Trümmern mehrerer Heidenstaaten gegründet, die zusammen den Namen Fúmbinà führten; die gebirgigen Landschaften sind aber jetzt noch in den Händen der heidnischen Neger. Die Berge dieses Landes erheben sich z. Th. als ganz isolirte Kegel aus der Ebene; berühmt ist der Berg Mendif, etwa 5000 Fuß über das Meer hoch, nach Barth ein Basaltberg, von unzähligen Vögeln bewohnt; die Spitzen seiner beiden Hörner erscheinen, obschon das Gestein schwarz ist, ganz weiß, von Guano, wie B. glaubt. Alle die kleinen Häuptlinge, welche mehr oder minder dem Herrn von Adamaua gehorchen, können 3—4000 Reiter und 10 mal so viel Fußvolk stellen. Der zahlreichste unter den eingeborenen Negerstämmen ist der der Batta; andere Stämme sind Mbúm, Buté, Yángeré, Báia, Kótofo ꝛc.

Südwärts von Adamaua bestehen noch unabhängige Heidenstämme, die Köana, Mitschi, Akpoto und das im Verfall begriffene Reich Korórofa mit seiner bedeutenden Hauptstadt Wukári.

Auch das am Niger und seinen Zuflüssen gelegene Reich Gándó von fast 4000 Quadratmeilen Flächeninhalt außer den herrschenden Fúlbe hauptsächlich von Haussáua- und Sourhaynegern bewohnt, besteht aus gleich lockern Elementen wie Sókoto und seine meisten Provinzen sind der Anarchie verfallen. Gleich Sókoto ist auch

16*

Gándó auf den Trümmern der früheren Haussa-Staaten errichtet. Unter seinen zahlreichen Städten steht die ehemalige Hauptstadt Birmi-u-Kébbi oben an und war bis 1806, wo das Land von den Fúlbe erobert wurde, Mittelpunkt eines bedeutenden Goldhandels. In der Provinz Núpe werden sehr viel Baumwollenzeuge fabrizirt und aus diesen unter andern die schwarzen Hemden, Toben genannt, verfertigt, welche im Sudan sehr allgemein von den Männern getragen werden; manche sind aus Seide und Baumwolle gemischt, schwarz und weiß gesprenkelt; es gibt auch roth und weiße, mit Stickerei von grüner Seide; ein Theil des Tributs muß von den Provinzen Gandos in Sklaven, ein anderer in Toben errichtet werden.

Die Länder im Westen und Süden des Nigerstroms werden von heidnischen Negern, den Gúrma, Tómbo und Móssi bewohnt, welche früher auch am Oberlauf des Niger wohnten, dort von den Mandingos und Sourhays vertrieben wurden und gegenwärtig mit den vordringenden Fúlbe an vielen Punkten in erbittertem Kampfe stehen.

Das alte Sourhay-Reich Mássina am obern Niger, etwa 3000 Quadratmeilen groß, wurde nach Sókoto und Gándó von den Fúlbe unterworfen, ist aber jetzt durch innere Kriege auch schon wieder dem Verfall nahe; außerdem haben viele Sourhaygemeinden ihre Unabhängigkeit von den Eroberern noch immer bewahren können. Die Hütten in diesem Lande sind meist aus Thon mit sehr spitzen Rohrdächern gebaut; in manchen Dörfern sieht man auch hohe thurmartige Kornschober mit spitzen Rohrdächern in großer Zahl, welche einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. In Mássina liegt die berühmte Handelsstadt Timbúktu mit 13000 Einwohnern, welche sich Fúlbe, Araber und Tuareg fortwährend streitig machen. Die bessern Häuser in derselben sind aus Thon erbaut, daneben gibt es aber auch viele Rohrhütten. Timbúktu, dieses wichtige Emporium Centralafrikas, hat fast keine eigene Industrie; bloß einige Schmiedewaaren und (z. Th. zierliche) Lederarbeiten werden dort verfertigt.

Die Reiche Móssi und Tómbo, so weit sie jetzt noch bestehen, indem viele ihrer Gebiete und Stämme wie vorher erwähnt, von ihnen losgerissen sind, liegen zwischen Gúrma im Osten und den Fúlbegebieten im Norden und Westen und waren früher mächtige heidnische Negerreiche, welche jetzt durch die Angriffe der Fúlbe sehr herabgekommen sind. Südlich von diesen Ländern leben Mandingostämme, noch weiter südlich liegt das Königreich Asanti.

B. Die **Tibbus** leben im südöstlichen Theil der Sahara und haben im Westen die Tuariks, im Norden die Berbern der Oasen Audschilah und Siwah, im Osten die Kopten und Barabra, im Süden die Nuba-Völker, Mobbas und Bornuaner zu Nachbarn. Die Hautfarbe ist nach den Stämmen kupferrothbraun, mattschwarz, glänzend schwarz, das Haar wollig, aber viel länger als bei den gemeinen Negern. Die glänzend schwarzen Tibbu-Sklavinen, leicht und zierlich mit feurigen Augen, mit Adlernasen, hübschen Lippen und Zähnen, werden wegen ihrer Schönheit sehr gesucht. Die Tibbus sind schlank, gewandt, von klugem Aussehen und werden wegen ihrer Beweglichkeit die Vögel der Wüste genannt. Die im Süden der Oase von Fezzan sind seßhaft und bekennen sich zum Islam, die im Innern sind nomadisirende, jedoch feige Räuber oder Handelsleute, oft beides zugleich, sie leben in rohem Naturzustande und es soll vollständige Gütergemeinschaft bei ihnen herrschen. Die Tibbus, welche mit ihren schnellen Dromedaren weite Reisen in kürzester Zeit machen, vermitteln den Handel aus dem Sudan bis Fezzan; sie bringen namentlich aus Bornu Sklaven (als Hauptartikel), dann Schafe, Ziegen, Löwenhäute, Honig, Trinkschaalen, Baumwollenzeuge und tauschen dafür Berberpferde ein, die in Bornu guten Absatz finden. Die wilden Stämme leben besonders von Datteln und dem Fleisch ihrer zahlreichen Schaafe und Ziegen; sie tragen bloß eine Thierhaut um die Schultern und leben z. Th. in Felslöchern und Grashütten. Die Frauen der bessern Stämme tragen als Kleidung einen großen Shawl von blauem oder blau- und weißgestreiften Baumwollenzeug, den sie geschmackvoll so zu drapiren wissen, daß manche Körpertheile unbedeckt bleiben; sie haben auch viel Schmuck an Kopf, Hals und Gliedern, z. Th. Gold und Silber, Korallen und Agat, wissen Körbe zu flechten und aus Palmblättern zierliche Trinkgeschirre zu fertigen, die in ganz Fezzan beliebt sind. Sie sind sehr fruchtbar und zärtliche Mütter. Tätowirung und Einschneiden der Haut kennt dieses Volk nicht. Als Waffen führt man Lanze, Schwert, Dolch und einen eigenthümlichen Wurfspieß, Sagar genannt, manchmal auch ein Pistol. Die Tibbus lieben Tanz und Musik und haben als Instrumente eine Pfeife, eine große Trommel aus einem Palmstock gehöhlt und eine kleine Trommel. Die Sprache soll mit den Negersprachen keine Aehnlichkeit haben und sehr harmonisch sein.

C. **Gallavölker.** a) Die Galla, ein sehr zahlreiches Volk, lebten früher auf dem afrikanischen Hochland, etwa zwischen 10—5° n. B. und haben sich von hier aus von der Mitte des

16ten Jahrhunderts an gegen Norden und Westen verbreitet. Die Hautfarbe ist braun oder schwarz, der Wuchs hoch und kräftig, die Gesichtszüge drücken stolze Wildheit aus, das schwarze Haar ist lang, dick, buschig und hat die wollige Beschaffenheit fast ganz verloren. Die Männer lassen das Haar in wenigen, die Frauen in sehr zahlreichen dünnen Zöpfen über die Schultern fallen. Erstere schlagen bloß eine Art Mantel um den Leib, die Frauen, welche sich durch Schönheit auszeichnen, tragen einen kurzen, ledernen, mit Muscheln verzierten Rock und die wohlhabenderen darüber noch einen offenen Rock aus Baumwollenstoff. Wie viele andere Afrikanerinnen haben sie die ekelhafte, aber durch das Klima und die Wuth der stechenden Insekten gerechtfertigte Gewohnheit, ihre Haut mit Fett und Butter zu salben. Die Galla wohnen in kegelförmigen Hütten, deren dorfartige Gruppen stets von Mauern umgeben sind; manchmal liegen die Ortschaften in Wäldern versteckt. Als Waffen führen sie Lanzen, Schild und Schwert. Sie haben zahlreiche treffliche Pferde und große Heerden von Schafen, Rindern und Ziegen. Die Männer liegen dem Landbau ob, den sie von den Abyssiniern gelernt haben; die Weiber besorgen das Haus, das Vieh und die Bienen. Die kriegerischen Galla, welche nach Pruner den afrikanischen Heroentypus am reinsten aussprechen und denen als Eigenthümlichkeiten breiter Kopf und Schultern, etwas plattes Gesicht, gerade oder Adlernase, dichtes, glattes Haar, oft sehr helle Hautfarbe, breite Kniee, leicht gebeugte Waden zukommen, liefern (gleich den Abyssiniern) was Geist und Gemüth betrifft, keine sehr erfreulichen Ergebnisse. Sie lernen so leicht als die Europäer, sind geschickt in Nachahmung und Verstellung, von Sinnlichkeit und Geschlechtslust beherrscht. Bei ganz verschiedenen Formen haben sie mit dem Neger Trägheit des Geistes und Leibes gemein. Indem die Natur selbst die Schamröthe ihnen entzogen, scheinen die edlern Gefühle ihnen fremd zu sein.

Manche ihrer zahlreichen Horden sind Mohammedaner, andere Heiden, welche ein höchstes Wesen, Wack genannt annehmen, Priester und Zauberer beiderlei Geschlechts haben, ihre Gebete und Opfer unter einem besondern Baume darbringen und jährlich 2 große Feste zu Ehren des Gottes Ogli und der Göttin Ateti, der Förderin der Fruchtbarkeit feiern. Die Sprache ist wohlklingend und manche Individuen zeichnen sich als Redner aus. Einige ihrer Sitten und Gebräuche sollen denen der Griechen und Römer in ihrer frühesten Geschichtsperiode ähnlich sein. Die heidnischen Stämme werden demokratisch regiert; die mohammedanischen im Frieden von

Stammesältesten, im Kriege ordnen sie sich einem obersten Heerführer unter. — Nach Beke (Berghaus geograph. Jahrb. 1850, S. 14 ff.) verbreiteten sich die Gallastämme vom Lande der Meremongáo aus, einem Gebirgslande weit im Süden von Abyssinien, in der Nachbarschaft eines großen Flusses (des Nils), ostwärts nach dem indischen Ocean, nordwärts in die Länder zwischen ihrer Heimath und Abyssinien, zuletzt in Abyssinien selbst, welches wie andere Nachbarländer von den Einfällen und Verwüstungen dieses stürmischen und unmenschlich grausamen Volkes viel zu leiden hat. (Die Abyssinier vergleichen ihr Land, weil es von zahlreichen wilden Raubstämmen umgeben ist mit der prächtigen, aber von zahlreichen Dornen umgebenen Blume Denguelet.) Die Galla wurden im Laufe der Zeit, wie die Mongolen und Komantschen zu einem kühnen Reitervolk, dessen anderes Geschlecht fast eben so gut reitet, als die Männer. Jetzt umgeben sie einen Theil Kordofans im Süden, Abyssinien im Süden und Osten und sind vom Bahr el Abiad bis an die Küste des Golfs von Aden und des indischen Meeres verbreitet.

b) Die Dankali leben am Ostrand des abyssinischen Hochlands und am Küstensaum des rothen Meeres; sie sind von schöner kräftiger Gestalt und gleich c) den Adaïel nomadische Hirten, welche auch viele Kameele besitzen und nur sehr wenig Landbau treiben. d) Die Sumali oder Somahli wohnen an der Ostküste Afrikas von der Straße Bab el Mandeb bis zum Jubaflusse. Sie zerfallen nach Guillain in 3 große Familien: Somal-Adschi (zu denen die Medjertin gehören), Somal-Hauija und Somal-Rahan'uin. Sie sind ein arabisirtes Gallavolk und demnach eine der Uebergangsstufen von Semiten zu Negern. Körperbau proportionirt, Farbe schwarzroth, Stirne hoch, seitlich eingezogen, Schädel hoch, Gesichtswinkel 80—84°, Haar schwarz, hart, kraus, Augen dunkel, tiefliegend, ziemlich klein, Wangen hohl, Ohren mittelgroß. Gesichtszüge nicht angenehm, ohne Leben; Arme und Beine hager. Die Männer kleiden sich in 2 Stücke Baumwollenzeug, deren eines über den Oberleib, bisweilen auch über den Kopf drapirt wird, während sie das andere zu einer Art Weiberrock formiren; die Sandalen sind aus Rindsleder. Sie führen stets ein langes Dolchmesser und einen Speer, oder statt dessen Bogen und Pfeil, nebst einem kleinen Schild aus Rhinocerosbaut. Die Frauen tragen eine Art Schürze und einen Rock, dazu ein großes Umschlagtuch, das bald wie ein Mantel, bald wie ein Shawl umgenommen wird; das schlecht besorgte Haar hüllen sie in ein blaues, turbanartig

geschlungenes Tuch. Die Somahli sind wie die Schoho, Guragié und Sawahili dem Namen nach Mohammedaner, haben aber weder Priester noch Moscheen. Sie bürden den Frauen alle Arbeit auf, selbst den Bau der Hütten, die Männer beschäftigen sich mit Krieg, Jagd, Sammeln von Gummi, der Aufsicht über das Vieh, und dem Handelsverkehr aus dem Innern an die Küste, wohin sie Sklaven, Lastthiere, Elfenbein und Gold, Weihrauch und Gummi ꝛc. für die indischen Kaufleute bringen und diese Waaren z. Th. selbst verschiffen. Die Ehen werden oft schon im 15ten, bei den Mädchen sogar im 13ten Jahre geschlossen; die Braut wird vom Vater erkauft und der Bräutigam muß ihr außerdem eine Aussteuer zusichern. Beim Tode eines Ehemanns ist dessen Bruder gehalten, die Wittwe zu heirathen. Die Somahli haben Blutrache und leben ohne Staatseinheit und Oberhaupt ganz unabhängig. e) Bei den Schoho am Ostabhang des abyssinischen Hochlands (auf welchem sie die Sommermonate zubringen) ist das Gesicht mehr rundlich als bei den Galla, die Nase gerade, kurz, durch eine Vertiefung von der Stirne geschieden, die Lippen sind dicker, die Haare stark gekräuselt, doch nicht ganz wollig, die kleinen Augen liegen tief, die Sprache ist eigenthümlich. Nichtsdestoweniger hält sie Rüppell für eine Abzweigung der Galla. Es sind nomadische Hirten, welche viel Vieh besitzen und ihre Maulthiere und Esel zum Waarentransport vermiethen, aber auch als Räuber berüchtigt sind, von welchen die Handelsleute den Durchzug erkaufen müssen.

Es ist bei den wenigen Nachrichten über sie zweifelhaft, ob zu dieser Völkergruppe auch die im Süden von Abyssinien lebenden, außerordentlich wilden Doko gehören, welche völlig nackt gehen, langes, nicht wolliges Haar, kleine Augen und breite Nasen haben und deren Männer bartlos sein sollen. Sie werden von den Einen zwerghaft klein geschildert, was Andere in Abrede stellen. Sie sollen ihre Nägel an Händen und Füßen zum Aufwühlen der Ameisenhaufen lang wachsen lassen und den Gebrauch des Feuers nicht kennen. Alljährlich macht man zu ihnen Raubzüge, um Sklaven zu holen.

Ueber die Völker Ostafrikas überhaupt hat Petermann (Mittheilungen ꝛc. 1858, 10tes Heft) einen guten Artikel besonders nach Guillain und Krapf bearbeitet und demselben eine Tafel vom Schiffscapitän Guillain aufgenomener Daguerreotyp-Portraits nebst einem Kärtchen beigegeben, auf welchem Ostafrika etwa vom 13° n. Br. bis 18° s. Br. und von 25—50 östl. L. von Paris dargestellt ist. Zunächst südlich von Habesch leben die Guragié, War-

sangeli und Medjertin, Theile des größern Stammes der Somahli; weiter südlich an der Küste des ind. Oceans, auf der Insel Sansibar und den benachbarten leben die Sawahili, landeinwärts um die großen Schneeberge (Kilimandscharo, Kignea ꝛc.) hausen die Wakamba, Tschaga, Wakuafi; südl. von diesen die Bongu, Wakamanga, Wamakua; an der Südostküste des großen Sees von Uniamesi die Rimak und Wanyamoesi, an der Südküste die Wanyassa. Alle diese letztgenannten Völker scheinen zur südafrikanischen Familie zu gehören; die Bewohner von Guragié hingegen zählt man zur äthiopischen Sprachgruppe, die nördlichen sind abyssinische Christen, die südlichen Mohammedaner. Aus dem Lande Guragié, welches zwischen Abyssinien und Kaffa liegt und in dem ebenfalls die Galla sich verbreitet haben, werden jährlich gegen 3000 Sklaven, meist Christen ausgeführt.

D. Nuba-Völker. Sie bilden eine nach ihrer Beschaffenheit nahverwandte Gruppe, deren einzelne Nationen aber keine Sprachverwandtschaft erkennen lassen. Sie haben die Länder nördlich von Abyssinien und östlich von Mobba inne, nämlich Dar-Fur (d. h. das Land Fur) Kordofan, Sennaar, Dongola und das nubische Nilthal und stehen nach ihren physischen Merkmalen, namentlich dem wolligen Haar und der meist schwarzen Farbe den wahren Negern viel näher als die vorigen Uebergangsvölker, so daß sie mit erstern unmerklich zusammenfließen. Den Namen Nuba legen sich selbst jene bei, welche Kordofan bewohnen.

1. Die Barabra (im Singular Berberi, wobei nicht an Berbern zu denken) bewohnen das nubische Nilthal von Sennaar abwärts bis Assuan und ostwärts bis zum rothen Meere. Bei diesem broncebraunen Volke ist das Gesicht länglich eiförmig, die Nase gekrümmt, die Augen sind lebhaft, die Lippen nicht sehr dick, das Kinn steht zurück, der Bart ist schwach, das Haar lockig, doch nicht wollig, der sehr wohl proportionirte Körper nur mittelgroß. Sie stammen nach geschichtlichen Zeugnissen und Sprachverwandtschaft von den Nubas Kordofans, haben aber eine sehr starke Beimischung arabischen Blutes erhalten, wie denn auch unter ihnen zahlreiche arabische Ansiedelungen vorkommen. Die durch den Druck der ägyptischen Herrscher, unter denen sie stehen, ausgesaugten Barabra und Araber haben die gleiche armselige und schmutzige Kleidung, die bei beiden Geschlechtern der Barabra bloß in einem großen über die Schultern geworfenen Baumwollentuch besteht. Die stark mit Fett geschmierten Haare hängen in Zöpfen über die Schultern; an den Füßen trägt man Sandalen. Die Frauen schmücken sich

mit silbernen Ringen an Ohren und Nase, manche haben auch Spangen von gleichem Metall an Armen und Füßen und silberne mit Korallen verzierte Glöckchen, Glasperlen und Bernsteinkugeln im Haare. Die Männer tragen am linken Arm ein Messer, einige Amulete und ein Fläschchen mit Krokodilmoschus und führen bei weitern Ausgängen stets Schwert und Schild mit sich. Der Ackerbau kann im nubischen Nilthal nur durch mühsame Bewässerung betrieben werden; öfters tritt Mißwachs ein. Deßhalb müssen sich die Barabra, welche in armseligen Strohhütten mit dürftigem Hausrath leben, mit sehr kärglicher Kost begnügen. Nichtsdestoweniger sind sie stets heiterer Stimmung und vergessen in Folge ihres leichtsinnigen Temperaments bei Tanz und Gesang leicht ihr Elend, können auch ihr Lieblingsinstrument, die Tambura, eine 5saitige Leier jeden Tag stundenlang mit Entzücken klimpern; als Pauken dienen Kürbisschaalen, die man umgestürzt in einem Wassetzuber schwimmen läßt und mit Stäbchen schlägt. Gemeinsinn, Freundschaft, Dankbarkeit ist ihnen nach Rüppell fremd, auch sind sie sehr träge. Die Männer, mit Ausnahme einiger Zimmerleute, Schmiede, Weber, welche täglich ein paar Stunden arbeiten, gehen meist müßig, die Frauen hingegen müssen Haus und Ernte besorgen, die Baumwolle reinigen und spinnen, das Wasser oft in weiter Ferne holen; Sklaven und Knaben liegt der Feldbau ob. Die Frauen, welche in der Jugend hübsch sind, aber sehr rasch verblühen, werden als Bräute durch den Bräutigam von den Eltern gekauft. Fast in jedem Dorfe befindet sich ein Fakir, Bettelmönch, welcher die Kinder unterrichtet und die Zauberformeln und Amulete macht. Die Hauptdialekte der sanften und harmonischen Barabrasprache sind a. Nuba, b. Kensy und c. Dongolawi; viele Barabra sprechen auch arabisch.

2. Die Kordofani's verrathen ebenfalls eine Beimischung arabischen Blutes und verbinden mit Wollhaar und ziemlich aufgeworfenen Lippen z. Th. noch wohlgebildete Nasen. Die Hautfarbe ist meist schwarz, seltener kastanienbraun. Namentlich im mittlern und nördlichen Theil von Kordofan wird Ackerbau getrieben, jedoch auf die einfachste Weise, auch besitzen sie viel Rindvieh, aber wenig Kameele und Schafe. Sie gerben die Schaf- und Ziegenfelle sehr gut und verstehen auch, sie hübsch zu färben, aus den Ochsenhäuten verfertigen sie große Wasserschläuche für die Wüstenreisen. Die Bewohner der bergigen Theile nähern sich durch dickere Lippen und kurze kleine Nasen mehr den Negern, als die der ebenern Gegenden; die Frauen sind durch ein stark vorstehendes Hintertheil charakterisirt, weil sie schon als Mädchen immer die

kleinen Kinder auf den Hüften herumtragen. Diese Bergbewohner legen ihre Dörfer auf schwer zugänglichen Felsgipfeln an und umgeben sie mit Zäunen aus stacheligen Sträuchern; sie treiben ebenfalls Ackerbau und Viehzucht, wissen auch eiserne Waffen und Zinnwaaren zu verfertigen, Leder- und Töpferarbeiten zu machen, Baumwollenzeuge zu weben; ihr Charakter wird als hartnäckig und jähzornig angegeben. Die Kleidung in Kordofan besteht fast immer nur in einem Stück Baumwollenzeug, welches um die Hüfte gewunden wird; als Waffen dienen vergiftete Lanzen und wunderlich gekrümmte Säbel. Sie lieben Tanz und Musik; Sklaverei herrscht wenigstens bei den im Gebirge lebenden; aller Verkehr wird nur durch Tausch vermittelt. Wie viele genuine Negervölker haben sie den Gebrauch, den jungen Mädchen symmetrische Figuren in die Haut an Armen und Unterleib zu schneiden. Die Braut wird von den Eltern erkauft. Die meisten Kordofanis sind noch Heiden, einige der südlichen Stämme Mohammedaner. Die Heiden beten den Mond an, bringen Thieropfer, halten Fasttage und haben einen Priesterstand. Alle Widerwärtigkeiten kommen nach ihrer Meinung von den bösen Geistern; den Gestorbenen legt man in's Grab Nahrungsmittel. Nach den Sprachen unterscheidet man in Kordofan vier Völker: a) Koldagi, b) Schabun, c) Takele, d) Dahera. Die Harazas sind Mischlinge von Nubas und Dongolawis.

3. Die Furis oder Bewohner von Dar-Fur (Dar-Fór) gleichen in physischer Beschaffenheit den Kordofanis, haben aber eine eigenthümliche, jedoch stark mit Arabisch gemischte Sprache. Sie sind sämmtlich Mohammedaner und bedienen sich zu ihrer geringen Correspondenz der arabischen Sprache. Die Furis treiben Landbau und Viehzucht und bereiten aus Datteln und Weizen einen häufig genossenen Branntwein. Aus den Häuten der Elephanten, Nashörner und Flußpferde verfertigen sie Peitschen (Schamboks), welche einen bedeutenden Handelsartikel für Aegypten abgeben. Als musikalische Instrumente haben sie Flöten, Pauken und zweierlei Geigen. — Zu wiederholtenmalen hat dieses Volk die Kordofanis theilweise zinspflichtig gemacht.

4. Bei den Schilluk tritt der Negercharakter am deutlichsten hervor. Die ächten Schilluk sollen von sehr hohem Wuchse sein und gehen ganz nackt. Sie haben vollständiges Wollhaar, führen als Waffen Pfeil und Bogen, Lanzen und Keulen, leben namentlich von Fischen und Durra, haben auch Rindvieh, aber keine Kameele und Pferde. Die Häuser sollen von Steinen und Lehm gut

gebaut sein und es außerdem noch größere Bauwerke bei ihnen geben. Dieses heidnische Volk, welches Sonne und Mond anbetet, hat sich von seiner gebirgigen Heimath am weißen und blauen Nil, den Inseln des erstern und vom ganzen Nordabfall Abyssiniens im 16. Jahrhundert nordwärts im Nilthale als Eroberer verbreitet, Sennaar unterjocht, und die Hauptstadt gleichen Namens errichtet, wobei die Schilluks den arabischen Namen Fungi, d. h. Eroberer annahmen, ihre im Bertat zurückgebliebenen Landsleute hingegen Ahbils nannten. In Sennaar, wo sie Mohammedaner wurden, und eine Zeit lang auch Kordofan und das nubische Nilthal sich unterworfen hatten, änderte sich durch Vermischung auch ihre physische Beschaffenheit, ihre Gesichtszüge wurden hübscher und ihre Hautfarbe kupferbraun. In Sennaar haben sich überhaupt verschiedene Mischstämme aus Schilluks, Arabern und Barabras gebildet. — Zu den Schilluk gehören auch die Schangalla der Abyssinier, wilde Jäger, Fischer und Räuber, welche die Sumpf- und Waldgegenden am Fuß des abyssinischen Hochlands (Kulla, Heißland genannt) bewohnen, wahrscheinlich auch Sonne und Mond anbeten, zum Theil in Klüften und Höhlen wohnen und mit den umgebenden, cultivirteren Völkern, namentlich den Abyssiniern, die sie in diese Wildnisse drängten, wo sie meist ein armseliges Leben führen, sie wie Thiere hetzen und von ihnen Sklaven rauben, in ewiger Fehde liegen.

5. Kleinere Nubavölker sind die Nunga, Bego, Zeghawa, Fertit, Denka. Die letzten leben auf dem Ostufer des weißen Nils (Bahr el Abiad) und haben die Sitte, um die Zeit der Geschlechtsreife Mädchen und Knaben einen Zahn aus dem Oberkiefer zu brechen. Sie erweisen einem Stierkopf, von Holz gemacht, göttliche Verehrung und begraben ihre Leichen in aufrechter Stellung. Der König der Denka-Neger besitzt eine ungeheure Menge Elfenbein; seine Hütte ist befestigt durch eine Umwallung von Elephantenzähnen, deren dickes Ende im Boden steckt und die sich oben kreuzen.

Zweite Section: **Genuine Neger.**

A. Die **Mandingos** haben ihre alten Sitze am obern Senegal, an der Gambia und dem Dscholiba Quorra, von welchen aus sie sich in die umgebenden Länder des Westens von Mittelafrika verbreitet haben, woselbst sie nächst den Fulbe die mächtigste Nation bilden. Sie sind schwarz, mit einem Zusatz von gelb, nach Einigen wohlgebildet und groß gewachsen, nach Andern häßlich mit

dicken Lippen und platter Nase, — Abweichungen, die bei einem in vielerlei Zweige zerfallenen Volke nicht undenkbar sind. Allgemein gelten die Mandingos als fleißige Viehzüchter und Ackerbauer, welche auch viel Palmen, Bananen und Feigenbäume pflanzen, von gutmüthigem, gastfreundlichem Wesen; zum Theil sind sie aber auch schlaue Kaufleute, welche auf ihren Eseln, deren sie viele ziehen, weite Reisen machen und den Handel vom ganzen Westen Mittelafrikas in Händen haben. In der trockenen Jahreszeit treiben sie auch Fischerei; die Frauen spinnen und färben Baumwolle, die Männer weben. Sie sind auch geschickte Gerber, schmelzen Eisen und verfertigen mancherlei Geräthe daraus. Die meisten können schreiben; in den Schulen lehren die Marabuts den Kindern, den Koran zu lesen, denn die Mandingos sind die strengsten Mohammedaner in Afrika, welche gleich den Fulbe den Genuß berauschender Getränke verabscheuen. Sie rauchen stark selbstgebauten Tabak und lieben sehr eine Art Brettspiel. Beim Gruß schütteln sich die Männer die Hände; der Gruß einer Frau hingegen besteht darin, daß man ihre Hand an die Nase hält und zweimal beriecht; den zurückkehrenden Hausherrn empfängt die Frau auf den Knieen und reicht ihm einen Trunk Wasser. Sie haben eine Art Leibeigener, die jedoch sehr gut, fast wie die Herren selbst gehalten und nie verkauft werden. In allen großen Städten haben die Mandingos Magistrate und Richter; in den Senegalstaaten, wo sie doch in großer Minderheit sind, haben sie sich der Gewalt bemächtigt und die Regierungsstellen mit ihren Leuten besetzt. Von eigentlichen Mandigo-Staaten, welche zum Theil eine beschränkt monarchische, zum Theil eine republikanische Verfassung haben, nennt man besonders Bambuk, Sakadu und Konkadu. Von Stämmen dieses Volkes, welchen zugleich verschiedene Dialekte zukommen, führt man an a) die Bambukis mit einer durch fremde Einmischungen sehr verdorbenen Sprache; b) Kurankos, noch heidnisch, wild; feilen sich wie viele andere Heidenneger die Zähne spitz zu und tättowiren sich Brust und Rücken; das Haar wird in große Kugeln über die Schläfe gekämmt; c) Bambarras, ein plumper, träger, stupider Stamm, dabei aber heiter und gutmüthig; zum Theil noch heidnisch; die meisten sind arm, weil sie wenig Thätigkeit und keine Industrie haben; zugleich sind sie unreinlich und gefräßig, so daß sie auch Reptilien ꝛc. genießen. d) Die Dschallonkos bewohnen die Gebirgswildniß Hoch-Senagambiens. e) Die Sokko oder Asokko leben hinter der Goldküste längs dem Kong-Gebirge und haben eine Religion, die aus Christenthum und Islam gemischt sein

soll. f) Die Serrawallis oder Tilubunkoes, welche im Lande Galam oder Kadschaaga wohnen, nach Einigen dunkelbraun, nach Andern glänzend schwarz von Hautfarbe, sind ein Handelsvolk, dessen von den Mandingo-Idiomen ziemlich abweichende Sprache weit herum verstanden wird. Die Stadt Galam ist ein Hauptstapelplatz für den Sklavenhandel ans weiter einwärts liegenden Ländern.

B. Die **Dscholoffen** oder wie sie auch genannt werden Dschalofs, Walofs wohnen im Unterlande Senegambiens zwischen Senegal und Gambia und bilden ebenfalls noch ein mächtiges und kriegerisches Negervolk. Ihre Hautfarbe ist glänzend schwarz, sie haben regelmäßige hübsche Gesichtszüge, etwas abgerundete Nase, mäßig dicke Lippen, und sind groß und schlank, — dabei stolz auf die Ueberlegenheit ihrer Nation, aber abergläubig, träg und arbeitsscheu und weil deshalb leicht in Noth gerathend, zu Plünderung, Menschenraub und Mord aufgelegt. Man gibt ferner an, daß sie zwar gesellig, munter und gastfrei, aber auch lügnerisch, gefräßig und dem Trunke höchst ergeben seien. Sie besitzen außer einer geringen Anzahl von Rindern, Pferden und Sklaven nichts und werden jetzt von zahlreichen übermüthigen Despoten regiert, während sie früher in ein größeres, von einem Fürsten beherrschtes Reich vereinigt waren. Man rechnet zu ihnen auch die Sereren, ein kleines nomadisches Hirtenvölkchen in den Gegenden am grünen Vorgebirg, welches völlig nackt geht.*)

C. Die **Küstenvölker Senegambiens** sind ziemlich zahlreich, aber kein einziges zeichnet sich durch eine bedeutende Zahl von Individuen aus; sie sind ihrer physischen Bildung nach meist häßlich und stehen sämmtlch noch auf sehr niedriger Culturstufe. Weder der Islam noch das Christenthum haben bis jetzt bei ihnen Eingang gefunden. Die Sprachen sind eigethümlich und unter sich wieder sehr verschieden, so daß man hier nur eine geographische Gruppe vor sich hat. a) Das zahlreichste dieser Völker sind wahrscheinlich die Felups oder Flüps, welche in den Waldgegenden am Casamanca- und Vintain-Fluß ihre Dörfer haben und in den Gesichtszügen den Hindu's ähneln sollen, dabei aber einen wilden Ausdruck haben. Sprache und Sitten derselben sind rauh; sie gelten auch als träge, rachsüchtig und bedienen sich vergifteter Pfeile. Sie ge-

*) Von Negervölkern, die in der Nähe der französischen Besitzungen am Senegal leben, nennt Lejean Uolofs, Sereres, Mandingos, dann rothe oder Fulahs. Dem Meere zunächst wohnen die Trarzas oder Teghazas; weiter im Inern die Braknas; Trarzas und Braknas sind Maurenstämme.

hen fast unbekleidet und machen sich Einschnitte in Gesicht und Leib. Unter ihnen wohnen b) die etwas gesittetern Banyonen. Südlich von den Felups wohnen c) die wilden, rachsüchtigen, mit ihren Nachbarn in beständiger Fehde liegenden Papels. d) Noch häßlicher als sie und eben so roh sind die Balanten. e) Die Bewohner der Bißagos-Inseln werden als groß, stark, grausam, dem Trunk ergeben geschildert. Als wohlgebildet hingegen f) die Biafaren oder Dscholas am Gebafluß. g) Die Basaren sind Anthropophagen. Sehr wenig bekannte kleine Stämme sind ferner die Natuben, Zapen, Fulis, Cocolis, Nalez.

D. Die **Völker an der Küste von Sierra Leona** und dem Hochland hinter derselben sind von schöner Körperbildung, angenehmen Gesichtszügen, meist glänzend schwarzer Hautfarbe und haben sich zu einiger Kultur und Gesittung erhoben. Die Männer, namentlich der Timannis, sind stark und ziemlich groß, und ihre Frauen sehr hübsch und von angenehmen Benehmen. Alle diese Völker treiben Landbau, Viehzucht und Fischerei; sie haben hölzerne Hausgötter oder Fetische und werden von Häuptlingen regiert. Zu den an der Küste lebenden gehören a) die Susus, bei denen die Körperbildung weniger vortheilhaft und deren Hautfarbe schwarzgelblich ist. Es besteht bei ihnen eine Art Vehmgericht, Purrah genannt, dessen Beisitzer nur Männer über 30 Jahren, welche furchtbare Proben bestehen müssen, werden können, und das seine Wirksamkeit auch über Häuptlinge und Fürsten erstreckt. Es haben sich unter ihnen christliche Missionäre niedergelassen. Die Fúlbes üben eine gewisse Oberherrlichkeit über sie aus. b) Die Bulloms wohnen um die Kolonie von Sierra Leona. c) Die kriegerischen Timannis zeichnen sich durch vortheilhafte Körperbildung, aufgeweckten Geist und offenes Wesen aus. Wenig bekannt sind d) die Bagous oder Bagas. — Im Hochland hinter Sierra Leona hausen e) die Sulimas, ein schönes, zahlreiches und kriegerisches Volk, welches auf einer gewissen Stufe der Bildung steht und außer Landbau und Viehzucht einen lebhaften Handel mit Sklaven und Elfenbein treibt. Aehnlich sind ihnen f) die Sangarer. Kleine, wenig bekannte Stämme, von welchem die Sulimas oft Sklaven rauben sind die Kissi und Limbas.

E. **Neger der Gegenden um Cap Palmas.** Auf der Körner- oder Pfeffer- und der Zahn- oder Elfenbeinküste Guineas und dem dahinter liegenden Lande wohnen zahlreiche, meist kleine Völker mit verschiedenen Sprachen, in mehr oder minder barbarischem Zustande. a) Das bekannteste unter ihnen sind die Kruhs

oder wie sie die Engländer nennen **Kroomen**, starke Küstenbewohner, geduldig, ausdauernd, tapfer, welche die Sitte haben, sich auf den europäischen Küstenfahrern für einige Jahre als Matrosen zu verdingen und als solche sehr geschätzt sind. Sie sprechen eine Kehlsprache und sind Feinde des Sklaventhums. Ihre Hauptstadt heißt Settra-Kruh. b) Die zahlreichen kriegerischen **Kassuhs** wohnen im Innern und fallen mit Mord und Brand oft über die Küstenstämme her, um Sklaven für den Verkauf zu rauben. Andere kleine Völker der Körnerküste sind die Kangas, Mangries, Giens, Gorahs, Bassas, Fihs, Quojer, Folgis (deren Sprache unter all diesen die schönste sein soll), die Timmas 2c. — Auf der Elfenbeinküste leben c) die großen, wohlgestalteten **Quaquas**, welche ihre Zähne ganz scharf und spitz zufeilen, ihre Nägel lang wachsen lassen und ihr langes, geflochtenes Haar mit Palmöl und Röthel schmieren. Kleinere Stämme dieser Küste sind die Isinis, Veteren, Esieps. d) Im Hinterlande leben die zahlreichen, mächtigen **Buntakuhs**.

F. **Asantis**, auch Aschantis oder Intas genannt, bewohnen die zum Konggebirge und Hochsudan aufsteigenden Terrassenländer Westguineas und sprechen ein gemeinsames Idiom, die Inta- oder Aminasprache, von welcher die Sprachen der Fanti, Ashanti, Warsaw, Akripoa, Akim, Assim, Aquapim, Krepe Dialekte sind. Sie gehören zu den wohlgebildetsten Negern, sind von tiefschwarzer Hautfarbe; das Gesicht oval, hübsch, die Augen glänzend mit hohen, dicken Brauen, die Ohren klein, Nase nicht sehr breit, Mund mäßig mit frischrothen, mäßig dicken Lippen; die Frauen sind oft sehr schön, mit fast griechischem Gesicht. Die Asantis sollen schnell fassen und ein gutes Gedächtniß haben; die im Innern sind bloß Landbauer, die an der Küste zugleich Fischer. Die Sitten sind nach den Stämmen sehr verschieden; die im Innern lebenden Aquapim sollen harmlos und friedlich sein und die meiste Zeit zu Putz und Vergnügen verwenden, da bei der überschwänglichen Fruchtbarkeit des Landes wenige Wochen hinreichen, um für das ganze Jahr Nahrung zu gewinnen; die an der Küste lebenden Stämme, namentlich der mächtigste, die eigentlichen Asantis, sind despotisch regiert, bringen Menschenopfer und martern häufig die Gefangenen zu Tode, die sie in ihren immerwährenden Kriegen machen; sie fröhnen blutigem Götzen- und Fetischdienst. Die Frauen werden gekauft, der König der Asantis soll deren 3000 haben.*)

*) Barbot hat die sonderbare Angabe, daß bei den Fanti's beide Geschlechter lange, gelockte Haare haben.

G. Die ehemals mächtigen **Akras** sind von den Ashantis, die sie rings umgeben, fast aufgerieben und der Rest ist letztern unterthan geworden. Ihre Sprache ist ganz eigenthümlich, schwer zu erlernen; sie sprechen aber sämmtlich auch das Amina. Die Akras, zu welchen man auch die Bergneger von Adampi und die wenig zahlreichen Adaer am Rio Volta zählt, sind nur mäßig groß und stark und haben feine Gesichtszüge. Die Kleidung aller Völker Guineas ist, wenn sie nicht ganz nackt gehen, sehr einfach; die Akras beider Geschlechter tragen einen Gurt um den Leib und eine Art Mantel aus selbst gewebtem Zeug, der um die Schultern oder um den Leib geschlagen wird, dabei allerlei Schmuck; die Frauen schmücken sich und bemalen das Gesicht blau und grün, den Körper weiß. Sie leben hauptsächlich von Mais, dann von Gemüse und Obst, halten auch Rindvieh, Schafe, Schweine, Geflügel, treiben Jagd und Fischerei, brauen sehr gutes Bier und verstehen sich auf das Goldwaschen. Sie glauben an ein höchstes Wesen, Numbo, was aber zu hoch steht, als daß es sich um die Handlungen der Menschen bekümmern sollte, weßhalb viele Untergötter angenommen werden. Der Fetischismus ist nirgends so ausgebildet als bei den Guineavölkern; ein zahlreicher, betrügerischer Priesterstand und mancherlei roher Aberglauben sind nothwendige Zugaben. — Zwischen den Akras und Dahomeys leben zwei kleine Völker mit eigenen Sprachen, die Tembu und Wawu.

H. Die **Dahomeys** wohnten früher in dem Lande Foy, welches nordöstlich vom jetzigen Königreich Dahomey liegt, sind groß und wohlgestaltet, haben aber unangenehme Gesichtszüge. Sie zerfallen in verschiedene Stämme, welche Idiome sprechen, die man für Dialekte derselben Sprache ansieht; man führt namentlich die Whidah (Ouidah, Dschudah), Ardrah, Papaa (Popo) mit den Fong, die Atsche und Watsche an. Dieses Guineavolk ist eines der betriebsamsten Afrikas, wie man annimmt in Folge der alten Verbindung, in die sie mit den Europäern des Sklavenhandels wegen traten, da die meisten brasilischen Sklaven in Whidah eingeschifft werden. Sie bauen palastähnliche Häuser, sind geschickt im Weben der Baumwolle, Flechten von Matten, Färben und Edelsteinschleifen. — Die Dahomeys vereinigen sehr widersprechende Eigenschaften; sie sind bis auf einen gewissen Grad civilisirt, großmüthig, gastfrei, würdevoll in ihrem Benehmen und auf der andern Seite greulichem Thierdienst und Fetischismus, so wie dem blutigsten Despotismus verfallen. Sie verehren die Schlange und den Panther; die vornehmsten Tempel sind der Schlange geweiht. In den

Tempeln und bei den Processionen spielen junge Priesterinnen die Hauptrolle, welche prächtig geschmückt fast täglich vor den Fetischen tanzen. Der König, in ihren Augen ein göttliches Wesen, hat das unbeschränkteste Recht über Gut und Blut der Unterthanen, seine Befehle werden mit fanatischem Gehorsam ausgeführt, die Unterthanen können mit schweren Abgaben nur durch seine Güte Frauen erhalten, er hat das Monopol, die Frauen des Landes als Sklavinnen zu verkaufen. Die früheren Herrscher von Dahomey hatten eine Leibwache von Amazonen; alljährlich besprengt der König die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut. Zu Ehren des großen Eroberers Guadscha-Trodo feiern sie im Januar jedes Jahres ein großes Volksfest, bei welchem 40 — 50 Gefangene, Verbrecher oder Sklaven enthauptet werden und wobei der König von ihrem Blut leckt, welches ihm ein Würdenträger in einer Schale credenzt. Einer dieser Könige antwortete auf die Frage, warum er, der große Sklavenhändler, diese Opfer nicht lieber verkaufe? — daß es ihm nicht gestattet sei, einen Gebrauch so alt wie das Königreich abzuschaffen, wenn er nicht Rebellion der Unterthanen veranlassen wolle — ein deutlicher Fingerzeig, daß der eingewurzelte Despotismus hier wie anderwärts ein Erzeugniß des Volksgeistes selbst ist, und mit diesem steht und fällt.

I. **Völker des Niger-Delta.** Im Niger-Delta und etwas landeinwärts lebt eine ziemliche Zahl meist kleiner Völker mit verschiedenen Sprachen sämmtlich im Zustand der Wildheit, von welchen man sagen kann, daß im Allgemeinen die Küstenbewohner sich durch thierischere Bildung und größere Rohheit vor den von der Küste entfernteren unterscheiden. Das zahlreichste dieser Völker sind die Ibus oder Eboes, ein starker, dauerhafter Menschenschlag; viele von ihnen haben eine hellkupferfarbige Haut, manche eine gelbliche und auch das Weiße der Augen gelb unterlaufen. Der Prognathismus ist oft sehr entwickelt. — Andere Stämme zum Theil mit abweichenden Sprachen sind die Kalabari, Igan, Evo, Bibi, Mocco, Binins, Calbra, Acunu-Cunus, ein ziemlich schöner und verständiger Stamm 2c. Viele dieser kleinen Negervölker, sowohl von dieser Gruppe als von andern sind miteinander in immerwährenden Kriegen begriffen.

Eine Anzahl nun folgender Gruppen bewohnt das innere Afrika, den Sudan der Araber, das Nigritien der Alten. Diese Länder wurden ursprünglich bloß von genuinen Negern bewohnt; in den letzten Jahrhunderten drangen arabische und Berberstämme nebst den Fulbe in sie ein, stürzten die Negerreiche und gründeten auf

ihren Trümmern neue, die sich wieder befehdeten und zum Theil vernichteten, während die autochthone Negerbevölkerung theilweise ausgerottet, theilweise unterworfen wurde, oder in manchen Gegenden auch noch ihre Unabhängigkeit zu bewahren vermochte. Man kann aus der Negerbevölkerung des Sudan nach den Sprachen sieben Gruppen bilden, die im folgenden kurz betrachtet werden sollen.

K. Die **Kißurs** (N'Kißurs) sollen ihren Namen von dem Lande Inkizar (N'kizar) haben, welches die Gebiete der großen Krümmung des Niger von Dschenni hinunter über Timbuktu bis Kagho auf dem rechten Ufer des Stromes begreift. Dieses Land und Volk West-Sudans wurde auch Sangai, Zaghaï genannt; sie hatten viel von den Mandingos und Fúlbes, besonders aber von den Mauren und Tuariks zu leiden. Man schildert sie als einigermaßen civilisirt, und zwar schon vor der Einführung des Islam; die Kissurs sind höflich und freundlich, in religiöser Beziehung tolerant. Sie haben Schulen, in denen das Arabische gelehrt und der Koran erklärt wird; bauen Mais, Reis, Hirse, Tabak, Baumwolle, treiben etwas Viehzucht, und verstehen sehr dauerhafte Matten aus Blättern zu flechten. Die Aermern unter ihnen sind Handwerker, die Reichern Handelsleute; die Sklaven müssen das Land besorgen, — sie werden von Stämmen genommen, die noch nicht zum Islam bekehrt sind. Die Frauen werden gut behandelt und genießen ziemliche Freiheit. Ihre Städte haben das Ansehen großer Dörfer, sind aber mit Mauern umgeben; die aus Luftsteinen gebauten Häuser haben die Fenster stets nach dem Hofe gerichtet und sind mit einer Terrasse versehen. Die Kleidung ist fast wie bei den Mauren. Den Handel, welcher hauptsächlich auf dem Niger stattfindet, der von unzähligen, zum Theil sehr großen Barken belebt ist, vermitteln hauptsächlich die Mauren und Mandingos, doch haben auch die Kißurs einen Antheil daran; sie bringen auf die großen Handelsplätze Dschenni uud Timbuktu irdene Gefäße, gedörrte Fische, Elfenbein, Sklaven und tauschen dafür Salz, Bernstein, Korallen, Glasperlen ꝛc. ein. Die Kißurs, von welchen man als besondere Stämme Dirimans, Makaras, Dschimbalas anführt, bildeten einen Haupttheil der Bevölkerung des ehemaligen Sourhay-Reiches Massina und sind jetzt meist den Fúlbe unterworfen.

L. Die **Haussaer** nehmen einen Theil des östlichen Sudans ein, reden die Guber-Sprache und werden als ein intelligentes Negervolk geschildert. Ihre Hautfarbe ist minder schwarz als die anderer Negerstämme, die Gesichtszüge sind interessant, die schwarzen Augen ausdrucksvoll, die kleine Nase ist nicht platt, die Gestalt

viel weniger widrig als die der Guineaneger. Manche Frauenzimmer sind wahrhaft schön und werden für die Harems in Marocco theuer bezahlt; sie färben sich oft Haar, Hände, Füße, Lenden und Augenbrauen blau; beide Geschlechter tingiren ganz allgemein Lippen und Zähne. Die Dörfer und Städte gleichen im Bau denen der Kißurs; es gibt sehr große unter denselben. Die Haussaer treiben Landwirthschaft, Viehzucht und die verschiedensten Gewerbe, namentlich Lederfabrikation im Großen. Sie sind leidenschaftliche Liebhaber von Boxen, Tanzen und Singen und in der Gegenwart fast sämmtlich Unterthanen des Fúlbereiches Sokoto, größtentheils auch zum Islam bekehrt.

M. Die **Bornuaner**, oder wie sie sich selbst nennen, Kanowry, ein sehr zahlreiches Volk, sind dunkler als die Haussaer, plumper von Gestalt, niedriger in physischer Bildung. Sie bauen hauptsächlich Getreide, die Viehzucht wird von eingewanderten Arabern betrieben; Industrie ist nur wenig vorhanden, doch fabriziren sie schöne Thongeschirre und hölzerne Mulden; der Handel ist in den Händen von Arabern und Mauren, welche von Tripoli und Fezzan aus europäische Waaren hieher bringen und dafür besonders Sklaven einhandeln. Die Sklaven, welche die Bornuaner selbst halten, werden von ihnen sehr mild, fast wie Familienglieder behandelt. Auf dem Lande wohnt man in Stroh- oder Erdhütten, die Häuser in den zum Theil sehr großen, mit hohen und dicken Mauern umgebenen Städten sind gut gebaut und oft sehr geräumig. Wie im ganzen Sudan, haben alle Wohlhabenden mehrere Frauen, die dem Eheherrn gegenüber ungemeine Demuth üben und sich ihm nur auf den Knieen nähern dürfen. Der Charakter der Bornuaner wird als friedfertig, ihr Benehmen als höflich geschildert. Es ist noch Tättowirung in Gebrauch. Die meisten Bewohner Bornus bekennen sich seit langem zum Islam, sind aber duldsam, auch gegen Christen; manche, namentlich in den Gebirgsgegenden lebende, Bedies genannt, sind noch rohe Heiden. Seit fast einem Jahrtausend hat Bornu eine maurische Dynastie; der Hof hält auf barbarische Pracht, doch ist die Gewalt mehr in den Händen der Großen als des Königs. — Ob die heidnischen, streitbaren Mangowies, welche den Bornuanern in physischer Bildung ganz gleich, eben so häßlich wie diese sind und mit ihnen in beständiger Fehde liegen, auch sprachlich hieher oder zu den Bagbirmis zu stellen sind, ist zweifelhaft. Das Gleiche in letzterer Beziehung gilt für die Biddomahs, einen sehr häßlichen, wilden Negerstamm.

N. Manche **Völker am Unterlauf des Quorra**, ebenfalls zum Fúlbereiche von Sokoto gehörig, weichen in der Sprache, den Sitten und der Lebensweise von den Haussaern bedeutend ab. Dieß ist der Fall a) bei den Eyeos, Oyos oder Okyou, deren Idiom in der Provinz Jarriba oder Eyeo und in der Landschaft Borgho gesprochen wird. Es soll ein sehr wohlgebildetes Negervolk sein mit minder dicken Lippen und keineswegs platten Nasen; manche sind kupferfarbig; die Augen werden meist als matt und gelblich angegeben. In Borgho treibt man viel Ackerbau aber wenig Viehzucht, die Bewohner verschmähen auch Ratten rc als Speise nicht. Ein Theil bekennt sich zum Islam, die andern sind Heiden, welche Thieropfer bringen, Schlangen, Krokodile und Schildkröten verehren und schwarze Stiere, Hunde und Schafe opfern. b) Die Cumbries nehmen die mehr bergigen und waldigen Theile im Lande der Eyeos ein und werden als träge und harmlos geschildert. c) Die ziemlich wohlgebildeten Ibbodas leben in der Provinz Ibboda oder Kakunda.

O. Die **Mobbas** oder **Barguer** bewohnen das Land gleichen Namens zwischen dem Tsad-See und Kordofan, welches die maurischen Handelsleute Wadaï nennen. Die Hautfarbe dieser eben nicht häßlichen Neger ist ein nicht ganz dunkles Schwarz; sie sind mittelgroß, meist hager, mit schwach entwickeltem Bart und werden als sanft und aufrichtig charakterisirt. Die Wohnungen werden meist nur aus Pfahlwerk mit dazwischen geflochtenem Rohr gebaut, mit flach kegelförmigem Rohrdach und haben innen nur einen einzigen Raum. Doch gibt es in der Hauptstadt Wara eine Moschee, mehrere Kapellen und ein von Ziegeln und Lehm gebautes weitläufiges Königsschloß. Die Moschee wird durch gläserne Oellampen erleuchtet, die Hütten, wenn nothwendig, was selten der Fall ist, bloß durch Feuer. Die Industrie besteht in Fertigung irdener Gefäße, Flechten von Matten aus den Blättern der Dellebpalme, Schmelzen der Eisenerze und Verarbeitung des Eisens zu mancherlei Geräthen; die im Lande ansässigen Araber gewinnen auch Steinsalz. Außer Pferden, Hunden, Katzen hält man Büffel, sammelt den Honig der wilden Bienen und genießt wie in Bornu sehr allgemein Heuschrecken als Speise. Das Land wird bloß mit der Hacke bearbeitet, man baut außer etwas Weizen meist Durra und Hirse, Reis, sehr viel Baumwolle; Gummibäume sind sehr häufig. Das Leben erinnert durch seine Einfachheit an die ältesten Zeiten z. B. der Araber und Juden; man zerreibt das Getreide noch zwischen Steinen mit der Hand; zum Wasserschöpfen und

und Trinken dienen ausgehöhlte Kürbisschalen; man hat zwei berauschende Getränke; Kaffe und Tabak hingegen waren wenigstens bis in die neueste Zeit unbekannt. Die Mobbas gehen barfuß oder tragen bloß Sandalen; die Frauen sind unverschleiert und haben die Sitte, den Umkreis der Augen zu schwärzen; man küßt sie nicht auf den Mund, sondern auf den Vorderarm. Die Waffen bestehen meist nur aus Pfeil und Bogen, Säbel und Lanze, da Feuergewehre noch selten sind; die Abgaben werden in Feldfrüchten und Hausthieren entrichtet. Die musikalischen Instrumente und der Gesang sind von sehr primitiver Beschaffenheit. Die meisten Einwohner des Reiches Wadaï bekennen sich zum Islam; in den Schulen lernt man etwas Arabisch lesen und schreiben. Es herrscht Beschneidung bei beiden Geschlechtern. — Zahlreiche Negerstämme in den südlich von Mobba und Baghirmi liegenden Gegenden sind noch rohe Heiden, welche völlig nackt gehen und ihre Lehmhütten, zu welchen man auf einer Leiter emporsteigt, auf 12 Fuß hohe Pfähle stellen. Auch bei diesen Heidennegern, von welchen die Herrscher der zum Islam sich bekennenden nördlichen Reiche häufig Sklaven rauben, herrscht Beschneidung, die also indigen sein muß, nicht von den Arabern angenommen.

P. Die **Baghirmis** stehen auf einer etwas höhern Kulturstufe und werden (wenigstens in manchen Provinzen) als ein wohlgebildetes, stolzes, kriegerisches, gewerbfleißiges Volk geschildert, dessen Baumwollenzeuge, welche sie mittelst des Farbstoffes einer dem Indigo ähnlichen Pflanze blau färben, im Sudan sehr verbreitet sind. Man baut hier die Häuser zweistöckig. Nach langen unglücklichen Kämpfen wurde dieses Volk an Bornu und Wadaï tributpflichtig.

Q. Die **Mandaras** bilden ein kleines, ebenfalls an Bornu tributpflichtiges Reich, dessen Bewohner als lebhaft und verständig, mit lebhaften Augen und gekrümmten Nasen geschildert werden; sie sind sehr geschickt in Verfertigung eiserner Geräthe. Selbst die meist sehr wohlgebildeten Frauen tragen außer einem Streifen blauen Baumwollenzeugs um den Leib keine Kleidung. Die Sprache soll ganz eigenthümlich sein. Die Mandaras bekennen sich meist zum Islam, was auch bei den im Norden ihres Landes lebenden Kardies der Fall ist.

Die von K bis Q aufgeführten Negervölker sind, wie schon früher angedeutet wurde, größtentheils unter die Herrschaft der Fülbe oder der Mauren gerathen. Der Reiche, welche durch die Fülbe im Sudan errichtet wurden, ist nach Barths Aufschlüssen schon

früher gedacht worden; es sind hier noch einige Angaben des genannten Forschers über die Länder mit berberischen oder maurischen Herrschern beizufügen. — Der wichtigste Theil des Sudans ist der mittlere zwischen Wadaï und Timbúktu, dem Südrande der Saharah und der Bai von Benin. In den nördlichen Gegengen dieses großen Areals gibt es jetzt keinen geordneten Staat mehr; im Osten hausen hier die Horden der Tébu oder Téda, im Westen durchziehen die nomadisirenden Tuáregs oder Tuariks das ehemalige mächtige Sourhay-Reich, in welchem nur noch schwache Reste der Sourhaynation leben, die sich gegen die erobernden Fellata behaupten konnten; weiter östlich zwischen den Tuariks im Norden und den Fúlbe im Süden wohnen die heidnischen Stämme Marádi, Góber und Adar, die Todfeinde der Fellata. Die eigentlichen Sudanstaaten beginnen im mittlern Theil erst beim 14° nördl. Br. und reichen nur am obern Niger bis gegen den 18° n. Br.

Um den Tsad-See liegen die Reiche Bornu, Lógone, Mándara, südlich von Bornu mehrere heidnische Grenzländer und das Reich Kánem; auf den Inseln des Tsad-Sees wohnen die Yedína. Die seit dem 9. Jahrhundert in Bornu regierende, durch Ssaef, einen Mann aus dem lybischen Stamme der Berdóa gegründete Dynastie der Ssaefua, welche im 15. Jahrh. durch den kräftigen König Ali-Dunamámi neu befestigt wurde, kam mit dem Reiche durch die Angriffe der Fúlbe am Ende des vorigen Jahrh. in große Gefahr, und wurde durch einen arabischen Scheich Mohammed-el Kánemi, der die Fúlbe schlug und dessen Sohn 'Omar vom Thron gestoßen; letzterer ist seit 1846 Herrscher von Bornu und residirt in Kúkaua. Er vermag aber nicht, seine nördlichen Provinzen gegen die raubgierigen Tuáregs zu schützen. Die kleinen Reiche Lógone und Mándara sind ihm tributpflichtig; seit etwa 60 Jahren haben deren Bewohner theilweise den Islam angenommen; viele sind noch Heiden; Lógone wird von den Fúlbe und vom Lande Baghirmi hart bedrängt. An der Südgrenze Bornus leben die heidnischen Stämme der Músſgu und Túburi, von denen die Bornuaner fortwährend Sklaven holen, die Marghi, Bábur, Sina u. a. Die Frauen der Músſgu stecken Knochen durch die Unterlippe, die der Marghi, eines sehr schönen, regelmäßig gebildeten Stammes, Metallplatten. Bei allen Marghi sind die Lippen aufgeworfen, doch haben manche unter ihnen kaum etwas vom Negertypus; die Hautfarbe ist bei einigen Marghi glänzendschwarz, bei andern kupfer- oder besser rhabarberfarbig; Mittelnuancen sieht man nicht. Alle diese heidnischen Stämme gehen ganz nackt, nur ziehen sie einen

Lederstreifen oder eine seilähnliche Binde zwischen den Beinen durch und befestigen sie um die Hüfte. — Kánem, sonst eine Provinz von Bornu, ist jetzt fast ganz von Wadaï abhängig. Die heidnischen Yedina oder Buddúma auf den Inseln des Tsad-Sees sind berüchtigte Seeräuber. Zwischen diesem See und Kordofan liegen die Reiche Wadaï und Baghirmi, in welchen seit dem Anfang des 17. Jahrh. der Islam eingeführt ist und die vor dieser Zeit im Besitz der heidnischen Tündjur waren, die vermuthlich aus Dongola kommend, die einheimische Negerbevölkerung unterwarfen und Kádama zur Hauptstadt ihres Reiches hatten. Auf den Ruinen des stürzenden Tündjurreiches erhob sich das heidnische Reich Dar-Fór und die mohammedanischen Reiche Wadaï und Baghirmi, die seit langem in Feindschaft mit einander stehen. Die alte Hauptstadt von Wadaï ist Wára; das Reich Wadaï, dessen Bewohner aus zahlreichen Negerstämmen und aus seit 500 Jahren eingewanderten, fortwährend nomadisirenden Araberstämmen bestehen, befindet sich jetzt in völliger Zerrüttung. Es ist in vier große Verwaltungsbezirke getheilt und stellt außer dem Fußvolk etwa 7000 Reiter; die Abgaben werden in Korn, Rindern, Pferden, Kameelen, Sklaven, Elephantenzähnen, Honig entrichtet. — Das Reich Baghirmi, vor etwa 300 Jahren gegründet, wurde in Folge unglücklicher Kämpfe gegen Bornu und Wadaï 1815 an diese Länder tributpflichtig. Der Tribut wird vorzüglich wieder durch Unterjochung der südlichen heidnischen Negerstämme gewonnen und der Reichthum des Sultans von Bornu besteht vorzüglich in Sklaven. Die Bevölkerung beträgt etwa anderthalb Millionen, das Heer zählt 10,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter. — Im Süden all dieser mohammedanischen Sudanstaaten bilden die Gebiete der unabhängigen Heidenstämme eine ununterbrochene Zone. Die gegen die Nilquellen wohnenden Berrs und Berys sind gutmüthige Negerstämme; Knoblecher fand bei den Berrs Artikel indischen Ursprungs, so daß eine Verbindung mit dem rothen Meer bestehen muß. Das Logwayagebirge begrenzt das Land der Berrs; jenseits dieses Gebirges hausen wilde Gallas.

Innerafrika nördlich vom 20° südl. Br. ist nach Livingstone wohl bewässert, von wahren Negern bevölkert, bei welchen die Weiber in großem Ansehen stehen und häufig Anführer der Stämme werden. Während die Bechuanas bei ihrem Vater, so schwören diese Neger bei ihrer Mutter. Livingstone rühmt die Freundlichkeit dieser Frauen, welche die bewiesene Verehrung verdienen.

Dritte Section: **Südafrikaner.**

Ich trenne diese Section in zwei Unterabtheilungen, von welchen die erste, drei Gruppen begreifend, wohlklingende nahe unter sich verwandte Sprachen redet, während die zweite, aus einer einzigen Gruppe bestehend, eine Sprache mit Schnalzlauten hat. Auch die Völker der ersten Abtheilung sind nicht sowohl durch ihre physischen Charaktere, welche vielmehr bedeutende Abweichungen zeigen als durch die Sprachen mit einander verbunden, welche wie die Forschungen von Lichtenstein nud Marsden dargethan haben, sich sämmtlich als Zweige desselben Stammes erweisen und sich etwa ähnlich zu einander verhalten wie die romanischen Sprachen in Europa.

A. Die **westliche** Gruppe oder die **Congovölker** haben als gemeinschaftliche Sprache die Magia-lua (soviel als „Sprache der Herrscher"), von welcher die Abunda oder Bunda nur eine Abart ist. Die Magia-lua ist die Sprache des einst aus dem Innern gegen die Westküste erobernd vorgehenden Volkes der Molua und hat als Töchter die Bunda oder Angola, die Congosprache (mit den Dialekten Mahunga-Cacondo, Sonjo, Malimba, Embomma, Loango, Camba, Mandongo) und die Benguela; Congo wäre nach Douville durch die Portugisen aus Nongo verdorben, wie die Molua dieses Land nennen. Bedeutender weicht von diesen Sprachen die Bomba ab, welche die Bewohner von Ho, von Sala oder Macoco (auch Anziko genannt) und die Nineanay, Völker der innern, unter dem Aequator liegenden Gegenden sprechen und welche von der außerordentlich sanften und fließenden Congosprache sich durch Härte unterscheidet. — Der physische Charakter dieser Völker des südwestlichen Afrikas schließt sich an den der genuinen Neger an, doch ist die Nase, obschon breit, weniger flach gedrückt, die Lippen sind minder dick; hingegen ist wie bei jenen die Stirne niedergedrückt, das Kinn kurz, die Kiefer sind lang gezogen, das Haar ist wollig, die Haut schwarz, in verschiedenen Nuancen. Die Congoneger haben einen großen, starken, wohlproportionirten Körper, — mit Ausnahme der physisch mehr depravirten, welche unter portugisischer Herrschaft stehen, wie die von Angola und Benguela. Auch in Rücksicht auf Muth und Energie in Jagd und Krieg zeigt sich ein Un-



terschied zwischen den freien und unterjochten Negern zum Nachtheil letzterer. Dann soll die Körperstärke aber auch desto mehr abnehmen, je näher eines dieser Völker am Aequator lebt, weil daselbst fast nur vegetabilische Nahrung genossen wird. Das weibliche Geschlecht ist bei den Congovölkern auffallend kleiner als das männliche und die Frauen altern noch früher als die Männer, welche mit 30 Jahren fast schon Greise sind und selten über 40 Jahre alt werden. Wie bei den Kordofanis sieht man auch bei den Congonegerinnen den Hintertheil stark vorragen, auf welchem sie fast beständig ihre Kinder herumschleppen, die darauf sitzen und sich anklammern können. Merkwürdigerweise geht die Zahnbildung bei diesen Kindern fast schmerzlos vor sich und die Kinder erkranken beinahe nie. Die Albinos, hier Dondos genannt, von leichenfahler Farbe mit grauen Augen und blondem oder rothem Haar läßt man scheu gewähren; die Herrscher stellen sie als Zauberer an. Die Züge der Congoneger sind rauh, oft selbst wild und grausam, was keineswegs so sehr mit ihrem Charakter übereinstimmt, der mehr zum unmäßigen Genuß aller sinnlichen Vergnügungen, namentlich auch berauschender Getränke und zum behaglichen Nichtsthun neigt. Es herrscht Vielweiberei; den Frauen, welche gekauft und zwar auf Probezeit gekauft werden, liegen sowohl Haus- als Feldgeschäfte ob; die Männer thun außer Jagen fast nichts; die Jagd liefert übrigens einen großen Theil der nöthigen Lebensmittel, da Ackerbau und Viehzucht nur gering sind. Von Hausthieren findet man am verbreitetsten die Ziege und den Hund, dann das Schwein; Pferde und Esel sind diesen Völkern unbekannt. Die Molua des innern Plateaulandes treiben etwas Bergbau, verstehen Kupfer- und Eisenerze zu verarbeiten und Edelsteine zu schneiden. Die Dörfer bestehen aus zerstreuten kleinen aber reinlichen Hütten, die aus kreisförmig gestellten mit Lehm beworfenen Pfählen gebaut und mit Stroh gedeckt sind und neben sich eine besondere Frauenwohnung, Kapellen für die Fetische, Vorrathskammern und Ställe haben. Die aus zahlreichern solchen Wohnungen bestehenden Städte sind mit Erdwällen oder Pallisaden umgeben. Die gemeinen Congoneger schlagen nur ein Stück Baumwollenzeug um den Leib und etwa ein zweites über die Schultern und tragen ein kleines Horn um den Hals, das mit einem von den Zauberern bereiteten Oele gesalbt wird; bei den Vornehmern in den Küstenstädten ist die Kleidung reichlicher. Die Sklaverei war früher mehr nur Leibeigenschaft, aber seit dem Verkehr mit den Europäern hat sich der Sklavenhandel hier wie anderwärts ausgebildet. Alle Congovölker sind

rohe Fetischdiener, die Fetische geschnitzte Menschen- und Thierformen; dann Bäume und Gewächse; man findet aber auch wahren Thierdienst. Auf dem innern Plateaulande, namentlich in Cassange sind dem Adler und dem Donnergott als den zwei vornehmsten Göttern Tempel errichtet. Hie und da an der Küste verehrt man Sonne und Mond; die Vorstellung der Seelenwanderung ist sehr verbreitet. Bei manchen Congonegern kommen Menschenopfer vor und die Körper hingerichteter Verbrecher werden dem Volke als Speise überlassen. Die Congoneger stehen zunächst unter kleineren Häuptlingen und diese unter mächtigeren Herrschern, unter welchen der Dschaga von Cassange am meisten bekannt ist.

B. Die **Beschuana-Völker** bilden die centrale Gruppe der südafrikanischen Familie und nehmen vorzüglich das innere Hochland ein. Sie weichen in physischer Beziehung von den Congonegern wesentlich ab, stehen aber auf etwas höherer Culturstufe. Die Häuser der eigentlichen Beschuanas, meist unter großen Mimosenbäumen gebaut, sind von einem bedeckten, nach außen offenen Gang umgeben und wie die Straßen der oft ziemlich großen Städte (Battaku, die Hauptstadt der Batklhapis hat 8000 Einwohner und ist nicht die größte) sehr reinlich. Jeder Stamm hat als Centralsitz eine Stadt, um welche dann die einzelnen Hirtenwohnungen zerstreut sind. Es wird viel Garten- und Ackerbau getrieben. Der Charakter der Beschuanas wird als lügenhaft, verrätherisch, habsüchtig und grausam geschildert. In ihren Rathsversammlungen (Pitsos), wo dem Herrscher gegenüber große Redefreiheit stattfindet, sinnen sie meist auf Anschläge zu Raubzügen gegen die Nachbarstämme, um einander das Vieh zu stehlen. Von Zwillingen wird stets das schwächere Kind getödtet, sind sie verschiedenen Geschlechts, das Mädchen. Wie bei den Kaffern, herrscht auch bei den Beschuanas die Sitte der Beschneidung. Die Sprache, welche sie reden, heißt Seschuana und läßt die Verwandtschaft mit der der Kaffern und der Moluas deutlich erkennen, so wie auch die Religionsbegriffe aller südafrikanischen Völker gleich dürftig und dunkel sind. Fetischdienst kommt bei den Beschuanas, welche keine sehr lebendige Phantasie haben, nicht vor; sie glauben an verderbliche oder wohlthätige Einflüsse übermenschlicher Wesen, ohne sich zur Idee eines persönlichen Gottes erheben zu können. — Man unterscheidet

1. Eigentliche Beschuanas mit einer ziemlichen Anzahl von Stämmen, worunter namentlich die Batklhapi, Tammaha, Murutsi, Macquaina, Mutschuaseli, Wankitsi, Mantáties, Bukahs, Meklak, Sikitaï ꝛc.

2. Die Macaronga im Lande Monomotapa, Sedanda, Manica, am Flusse Sofala. Viele Wörter ihrer Sprache haben einen pfeifenden Ton.

3. Die Bororos mit den Maravi, ein Räubervolk im Osten des großen Sees von N'yassa.

4. Die Mowiza sollen einige Cultur haben; wie manche andere Negervölker feilen sie sich die Zähne spitz zu. Andere Stämme sind noch die Mucawango, Mutschiva, Monomoezi, die hellfarbigen Wambungo, Massi, Ruenzas; ganz auf der Nordwestkante des afrikanischen Hochlands leben die etwas cultivirten Duala, die Amboser, die anthropophagischen Kaylies.

5. Das Volk der Ovambos ist in neuester Zeit von Galton und Andersson besucht worden. Im Norden von den Damaras wird ein weiter Landstrich von Hottentotten bewohnt; nördlich von diesen leben die intelligenten und gutmüthigen Ovambos. Ihr Land heißt Ondonga und besteht größtentheils aus schönen angebauten, fruchtbaren Flächen. Sie bauen das gewöhnliche Kaffeekorn und eine andere Art mit ganz kleinen Körnern, welche ein vortreffliches Mehl gibt. Die Stengel beider Arten sind sehr zuckerreich. Außerdem pflanzen sie Kalebassen, Wassermelonen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen, Tabak. Das Volk lebt ohne Städte und Dörfer in Familien beisammen; jede Wohnung liegt von starker Einzäunung umgeben, mitten in einem Kornfelde. Sie besitzen viel Vieh, unter anderem ungeheure Schweine. Ihr König Nangoro ist nach Andersson ein ungemein feister, fast ganz nackter Neger; in manchen Gegenden Afrikas ist es Sitte, daß man nur Personen zu Königen wählt, die große Anlage zum Fettwerden haben oder sie auch zu diesem Zwecke förmlich mästet. (Bei den Matabilis ist nach Harris fett zu sein, das schwerste Verbrechen, weil nur der König das Recht hiezu hat.) Die Ovambos sind ein schöner Negerstamm, verständig, fleißig, ehrlich, gastfrei. Bei ihnen giebt es keine Armen; Kranke und Alte werden gepflegt, während sie bei manchen andern Negerstämmen vernachlässigt, selbst getödtet werden. Die Erwachsenen brechen sich zwei mittlere untere Schneidezähne aus. Sie haben keine Häuptlinge, nur einen König; unter ihnen leben zahlreiche Buschmänner, die in einer Art Lehensverhältniß zu den Ovambos stehen. Letztere treiben mancherlei Gewerbe, z. B. das Schmiedehandwerk.

C. Die Völker der **östlichen Gruppe** weichen in körperlicher Bildung von den genuinen Negern sowohl als von den Congo- und Beschuanavölkern mehr oder weniger ab. Dieß ist namentlich

bei den Kaffern der Fall, welche sehr eigenthümliche Züge in ihrer physischen Bildung erkennen lassen. Bei den Völkern, die mit ihnen in näherer sprachlicher Verwandtschaft stehen bemerkt man, daß die mehr nördlich, gegen den Aequator wohnenden, sich viel näher an die eigentlichen Neger anschließen, als die südlicheren; einige der ersteren haben jedoch durch Zusatz arabischen Blutes eine bedeutende Veränderung erfahren. Dieß ist namentlich der Fall bei den Sawáhili.

1. Die Sawáhili oder Suhaili, sind nach Krapf Autochthonen ihres Landes, nach Guillain stammen sie von arabischen Kolonisten, die aber durch Vermischung mit Negern ihre Charaktere fast ganz verloren haben. Manche gleichen noch den Arabern, andere den Negern; die Farbe variirt von olivenbraun bis schwarz, der Wuchs ist ziemlich hoch. Die einen sind fast ganz wild, die Bildungsstufe der andern nähert sich der orientalischen Cultur; Tracht, Sitten und Lebensweise sind auch sehr verschieden. Sie tragen gewöhnlich ein weißes Baumwollhemd mit weiten Aermeln, um die Taille durch einen Gürtel festgehalten; in der kältern Zeit und außer dem Hause eine Weste und enge kurze Beinkleider unter dem Hemd, bei feierlichen Anläßen einen Kaftan; auf dem Kopfe Mütze oder Turban, an den nackten Füßen schwere Sandalen aus Holz oder Kupfer. Die Frauen haben außer dem Hemd und weiten Beinkleidern ein großes Umschlagtuch und ein kleineres um den Kopf und bedecken das Gesicht mit zwei Binden aus schwarzem Taffet; um die Knöchel tragen sie große Silber- oder Kupferringe und am Körper noch allerlei Schmuck. Mit den Vorschriften des Korans wird es bei diesem Volke nicht genau genommen. — Auf Sansibar findet man auch ziemlich viele Araber.



2. Die Stämme im Westen der Sawáhiliküste sind Heiden. Die Wakamba wohnen südöstlich und östlich vom Schneeberg Kignea und leben von Ackerbau, Viehzucht und Handel, wodurch sie den Verkehr zwischen der Küste von Mowbas und dem Innern vermitteln. Sie sind kräftig und wohlgebaut, nicht eben häßlich von Gesicht; Lippen etwas aufgeworfen, Bart sehr schwach, Haut schwärzlich. Sie gehen bis auf einen Lappen oder ein Fell von Antilopen ꝛc. um die Hüften nackt, beschmieren den Leib fast immer mit Butter und Röthel und hängen allerhand Schmucksachen an sich. Es herrscht

Polygynie; die Bräute müssen den Eltern gegen eine Anzahl Kühe abgekauft und dann listig geraubt werden; sowohl Hausgeschäfte als Landbau werden den Frauen aufgebürdet. Die Wakamba sind zwar muthig und unternehmend, aber auch lügnerisch, geschwätzig, bettelhaft; sie mögen etwa 70,000 Seelen zählen, die gemeindenweise von den Aeltesten regiert werden, ohne einen Staatsverband unter sich zu haben. Um Macht und Ansehen zu erlangen, muß man reich, der Rede mächtig, von Person imponirend sein und besonders im Ruf stehen, zaubern und Regen machen zu können. Gleich den andern ostafrikanischen Völkern findet Beschneidung statt. Die Sprache gehört nach Krapf zum großen südafrikanischen Stamm, der vom Aequator bis zu den Kafirs reicht.

3. Die Sprache der Wakuafi und Masai, zwei sehr nah verwandter Völker, gleicht etwas einem sehr alten Arabisch. Sie wohnen etwa 2° nördlich bis 4° südlich vom Aequator, also wahrscheinlich im Quellgebiet des weißen Nils und sind Nomaden, die oft mehrere Monate lang am gleichen Ort bleiben und dort große Dörfer bauen, deren Hütten mit Ochsenhäuten oder Gras bedeckt sind. Sie leben bloß von Milch, Butter, Fleisch, Honig und sind barbarische Räuber, welche auf ihren Zügen gegen die Wakamba, Galla, Wachaga und Wanika Alles vertilgen, was sie erreichen können und namentlich Keulen 50 — 70 Schritte weit mit größter Sicherheit und Kraft zu werfen verstehen. Große Carawanen der Sawähilihändler werden manchmal bis auf den letzten Mann von ihnen getödtet. Sie sind groß, schlank, schwarzbraun mit schönen Gesichtszügen, weßhalb Sklavinnen aus diesem Stamm sehr gesucht sind. Die Frauen bedecken den ganzen Leib mit einem ledernen bis unter die Kniee reichenden Rock. Es findet wie bei andern ostafrikanischen Völkern, Beschneidung beider Geschlechter statt; um bequemer ausspucken zu können, brechen sie sich einen untern Schneidezahn aus. Der Tabak wird leidenschaftlich geliebt, besonders zum Schnupfen, zum Trinken dient Olmarua (Honigwasser). Das höchste Wesen heißt bei ihnen Engai, welches Wort auch Regen, Himmel bedeutet; ein vermittlender Zwischengott, an den sie sich zunächst wenden, ist Neiterkob. Die Namen der Verstorbenen werden von den Lebenden sogleich verändert, weil sie erscheinen und die Lebenden beunruhigen könnten, wenn ihr Name auf Erden noch genannt würde.

4. Die Bewohner von Chaga oder Dschagga, welche sich Wakirima, Hügelbewohner nennen und südlich und östlich vom Kilimandscharo leben, sind tief schwarz, gleichen aber sonst den Nachbarvölkern. Während bei den Wakamba fast alle Autorität

fehlt, erheben die einzelnen Horden der Wakirima ein Individuum zur unumschränkten Gewalt mit dem Titel Mangi, für dessen Dienst alle Knaben schon von früher Jugend gemeinschaftlich erzogen werden und ohne dessen Willen auch keine Heirath geschlossen werden darf. Alle Arbeit fällt den Frauen zu; die Männer haben hauptsächlich die Aufgabe den Mangi zu bewachen und führen fast immer Spieß und Schild, aus Elephanten- und Büffelhaut schön gearbeitet mit sich. Sie sind gesund und kräftig, doch arm; die nöthigsten Geräthe für den Krieg und das Haus verstehen sie zu verfertigen und die Frauen verzieren ihre Lederröcke mit Stickerei und Glasperlen. Man betet zu den Seelen der Verstorbenen und setzt Milch auf ihre Gräber.

5. Von den Wabongu, Mukamango, Wamakua, Wanyassa, Wanamoési ist fast nichts bekannt und es sind auch ihre Wohnsitze unsicher. Wanyassa nennt man überhaupt die Umwohner des Nyassa-Sees, von welchen zahlreiche Sklaven nach Kiloa kommen, indem diese heidnischen Stämme fortwährend gegen einander wüthen. Auch die Moénomoési, oder was dasselbe ist Uniamesi, im Osten des nach ihnen genannten großen Sees, welche sich selbst Wakodongo heißen, bekriegen sich fortwährend und bringen in großen Carawanen alljährlich Sklaven und Elfenbein an die Sawáhiliküste. — Möglicherweise sind manche diese Stämme, über welche Krapf und Guillain Nachrichten geben, zur Beschuanagruppe zu stellen.*)

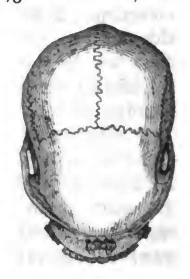
6. Nördlich von den Kaffern an der Küste von Mozambik leben die kriegerischen Makua, ein heidnisches zahlreiches Volk, welches sich vergifteter Waffen bedient, die Zähne spitz feilt und anthropophagisch sein soll; die Madschowyin, Mondschus, Mtschauva; einwärts im Binnenland die Mnischempan'i, Mlomoi, Marawi. Im innern Lande am Zambesi hausen die Mumbos, ein zahlreiches, sehr wildes Volk, näher an der Küste bei Senna die anthropophagischen Gimbas oder Mazimbas.

7. Die Kaffern (verdorben aus dem arabischen Kafir, Ungläubiger, weil sie sich nicht zum Islam bekennen) bewohnen das Land vom Keiskamma, dem Grenzfluß der Capcolonie bis beinahe

*) Der See Ukerewe, dessen Ufer jetzt Burton und Beke aufnehmen (auch Uniamesi, Niandscha, Niodassa genannt) soll nach den Eingeborenen etwa 165 geographische Meilen lang und 75 breit sein. Der Kilimandscharo muß die Wasserscheide zwischen dem weißen Nil und dem See von Uniamesi bilden.

zur Delagoabai und von der Küste des indischen Oceans im Osten bis in die Quellgegenden des Orange- und Mapulaflusses im Westen und mögen etwa eine Million Seelen zählen. Zwischen den östlich wohnenden Beschuanas und den Kaffern bildet im Ganzen der Zambesistrom die Grenze, im Süden haben sie Namaquas, Damaras und Ovambantierus zu Nachbarn. Madagaskar wird von den Hovas, welche die Inseln beherrschen und Malayen sind, von den Betsimarakas, die wohl zur kaffrischen Familie gehören und von den Virzimbern, die man für Haraforas halten will, bewohnt. — Die Kaffern haben einen hochgewölbten Schädel von oft





angenehmer Form, hohe Stirne, sehr eigenthümliche Gesichtszüge, lebhafte Augen, Nase mit erhabenem Rücken, vorragende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, blendend weiße Zähne, vereinigen demnach Merkmale der arischen Völker mit solchen der Neger und zeigen Sprachverwandtschaft mit den Congovölkern und Beschuanas, von denen sie doch ihre physische Beschaffenheit bedeutend entfernt, — in der That räthselhafte Verhältnisse. Die Hautfarbe wechselt von nicht sehr tiefem Braun zu Dunkelbraun, Bronce bis gesättigtem Schwarz (bei den dem Aequator nähern), das kurze, wie der Bart schwarze Haar ist wollig. Besonders die Männer zeichnen sich durch einen schlanken und doch kräftigen, wohlproportionirten Bau aus. Baron von Stutterheim schildert wenigstens die Amakosa als ein großes, schlankes, männlich schönes Volk von stattlicher Haltung; Köpfe ziemlich groß mit kurzem, wolligem Haar, Stirne hoch und frei, Gesichtszüge zwar unschön, aber sehr ausdrucksvoll, Augen wie die Haut schwarz-



braun, Blick kühn und durchdringend, Nasen meist platt, manchmal aber auch ganz griechisch oder römisch, Lippen mäßig aufgeworfen, Zähne blendend weiß. Sie seien sehr scharfblickend in Bezug auf Schönheit und Symmetrie bei Menschen und Thieren, erkennen z. B. mit einem Blick alle Eigenschaften eines Pferdes. Gespräch und Gestikulation sehr lebhaft, geistige Fähigkeiten außerordentlich, Charakter kühn, edel, tapfer; excelliren im Reiten, Fechten, Schwimmen. Die Sprache ist nach Lichtenstein volltönend, weich, wohlklingend, ohne Schnalzlaute, ohne Diphthongen, mit ein- oder zweisylbigen Wurzelwörtern; der Accent ruht auf der vorletzten Sylbe. Von ihren Wohnungen sagt der Missionär Schultheiß (die Bewohner der Ostküste Afrikas, Berl. 1854), sie sehen wie Bienenkörbe aus, messen 12 — 16 Fuß im Durchmesser bei 6 — 7′ Höhe; inwendig werden sie durch einen Kreis von Pfeilern getragen, außen sind sie mit langem Gras oder Binsen gedeckt, mit niedriger Thüre, ohne Fenster. Vor den Häusern steht der Viehkraal. Es gibt keine Städte und Dörfer, sondern jeder Eigenthümer wohnt für sich. Die Männer werfen bloß einen Mantel über, die Weiber tragen eine vollständigere Kleidung aus selbstgegerbten Fellen und allerlei Schmuck, namentlich in den Ohrläppchen. Die Kaffern sind ein unreinliches Volk und da sie sich fast nie waschen, voll Ungeziefer; ehe sie sich zum gemeinschaftlichen Mahle setzen, stecken sie die Hände in frischen Kuhmist und reiben sie dann am Grase ab, was für vollkommene Reinigung gilt. Es herrscht bei ihnen vielerlei Aberglauben; sie haben Zauberer, Regenmacher und Aerzte. Für einen Häuptling aus großer Familie erscheint es angemessen, getödtet zu werden, zum Zwecke, daß sein Schädel als Gefäß eine Wurzelabkochung aufnehmen könne, mit welcher ein neugeborenes Kind gewaschen wird, was wie sie glauben, das Aussterben der Familie verhindert. Es kommt Tödtung der Alten und Schwachen vor, wenn sie zur Last werden, man brennt und martert vermeintliche Hexen. Welchen Einfluß angebliche Propheten auf Völker dieser Culturstufe haben, hat sich in neuester Zeit gezeigt, wo Kreli und Umhala unter falschen Vorspiegelungen von Sieg u. s. w. das Volk zu überreden wußten, sein sämmtliches Vieh zu tödten, weil sie dadurch hofften, es zum rücksichtslosen Kampf gegen die Weißen zu treiben; als die erwarteten Früchte dieses verzweifelten Verfahrens ausblieben, brach über die Kaffern grimmige Hungersnoth herein, sie mußten sich unterwerfen und 30,000 arbeiten nun als Dienstboten in der Kolonie.

Die Sitten der übrigens muthigen Kaffern sind im Ganzen nicht kriegerisch; sie sind Viehzüchter und Ackerbauer, welche von Zeit zu Zeit ihren Aufenthalt wechseln. Reiche Kaffern haben einige 100 Rinder. Sie verstehen Eisen und Kupfer zu gewinnen und zu verarbeiten. Die Heirathsgebräuche, so einfach bei den Negern, sind bei ihnen sehr complicirt, indem alle Umwohner bei einer beabsichtigten Verheirathung mitzusprechen das Recht haben. Die Frauen, deren man mehrere nimmt, werden gekauft; 10 Stücke Vieh sind der gewöhnliche Preis bei den Ama-Kosa. Die bei den Kaffern übliche Beschneidung besteht seit undenklicher Zeit, man wird aber um so weniger, wie Maury (l. c. S. 359) thut, deshalb die Kaffern für ein südwärts gewandertes Mischvolk von Aethiopiern und Negern halten dürfen, weil bei Aegyptern und Aethiopiern nicht nur, sondern auch bei so vielen Negervölkern dieser Gebrauch besteht, bei welchen letztern an fremde Mittheilung oft nicht gedacht werden kann. Die Frauen der Kaffern befinden sich in einem erträglichen Zustande, die Kinder haben Achtung vor den Eltern. Nach Schultheiß hat dieses Volk keine Religion, man betet nichts an, weiß von einem höchsten Wesen nichts, glaubt im gewöhnlichen Leben an keine Unsterblichkeit, bringt aber doch den Geistern der Ahnen Opfer und verehrt abergläubisch und sinnlos manche Kräfte der Natur, irgend einen Gegenstand, einen Fluß, Stein ꝛc. Sie haben weder Cultus noch Tempel und heilige Zeiten. Auch die Kaffern sind aber, wie Schultheiß bemerkt, bereits von der Kultur beleckt und sie werden neben technischen und ökonomischen Vortheilen derselben auch richtigere religiöse Vorstellungen aufzunehmen wohl im Stande sein. — Jeder der vier Hauptstämme hat sein eigenes Fürstenhaus, aber unter diesem noch eine Anzahl erblicher Häuptlinge, deren Einfluß bis in das Familienleben reicht, so daß Alles durch die Autorität geregelt ist. Den Häuptlingen, welche Abgaben an Vieh und Getreide erhalten, steht aber ein Rath angesehener Männer zur Seite, welche Ausschreitungen ihrer Gewalt entgegenwirken; Klagen werden in öffentlicher Gerichtsverhandlung angehört und entschieden. Kriege entstehen meist wegen Viehraub; die Buschmänner werden von den Kaffern vertilgt, wo sie sie nur irgend finden. Außer ihren Kriegen mit den Beschuanas und der Capcolonie geriethen wiederholt nach die verschiedenen Stämme der Kaffern selbst in Streit gegen einander; einer ihrer hervorragendsten Herrscher war der Zula-König Tschaka oder Chaka, welcher seine Gewalt weit umher ausbreitete und beständig 15,000 Mann unter den Waffen hielt; dann der Umkunkani (Herrscher) der Ama-Ponda Fako und jener der

Ama-Kosa, der auch den Europäern wohlbekannte Hintza. Die einzelnen Stämme sind:

a) Die Ama-Kosa, zunächst an der Grenze der Capcolonie, das vorzugsweise Kaffern genannte Volk.

b) Die Ama-Temba oder Tambukis, westlich und nördlich von vorigen bis einwärts zur Karriwüste; sie sprechen den gleichen Dialekt wie die Ama-Kosa.

c) Die Ama-Ponda heißen auch Hambonas oder Mambukis vom Baschi-bis an den Sikaliafluß.

d) Die Ama-Zula, welche auch Hollontotes, Batwahs, Butwah genannt wurden, zwischen Port-Natal und der Delagoabai, landeinwärts bis zu den Quellen des Orangeflusses, ein zahlreicher Stamm, der seine Eroberungen weit ausgebreitet hat und wenigstens früher streng monarchische Regierungsform hatte.

e) Um die Delagoabai wohnen die Stämme Ma-Puta, Mafumo, Matoll und Temby, welche Mischlinge der Kaffern und Neger sind, aber die Sprache der erstern reden.

Die **zweite** Unterabtheilung der Südafrikaner spricht eine eigenthümliche Sprache mit Schnalzlauten. Dieß ist der Fall

8. bei den Koi-Koin (nach frühern Angaben Quai-quae) oder wie die Europäer sie nennen Hottentotten und Saabs oder Buschmänner und den Damaras. Nach den neuesten Forschungen wäre man zum Resultat gekommen, daß die Hottentotten zu dem großen Sprachenstamme gehören, welcher die Indo-Germanen, Semito-Afrikaner und Aegypter umfaßt und die Vergleichung des Hottentottischen mit dem Koptischen biete lexikalische wie grammatische Uebereinstimmung und Verwandtschaft dar. Die Hottentotten waren noch im Anfang des vorigen Jahrh. sehr zahlreich im äußersten Südwesten Afrikas und wurden von den holländischen Kolonisten größentheils ausgerottet. Bei vielen der noch übrigen ist der Originaltypus und die Sprache vermischt; sie sind meist Mulatten und sprechen das Capische Holländisch. Bloß im Norden des Gariep sind die ächten Namaqua, Aunin (Topmaar) und Griqua noch ziemlich zahlreich (etwa 30,000), so auch die Koranna (20,000). — Die eigentlichen Hottentotten nennen sich selbst Koi-Koin und reichen nach Norden nicht über den 19° nördl. Breite hinauf. Die Saabs oder Buschmänner, früher für vagabundirende proletarische Hottentotten gehalten und allerdings von gleichem Stamme und verwandter Sprache werden nun mit Wahrscheinlichkeit für die Urbewohner des Landes gehalten, welche von den einwandernden Hottentotten zum Theil ausgerottet, zu Sklaven gemacht und vertrieben wurden.

Nördlich von den Ovambo wohnt ein rothgelbes, freies Volk, von ganz anderer Sprache als die Ovambo, die Nawusin oder Herero, mit festen Wohnsitzen, gleichfalls zum Hottentottenstamme gehörend, dessen Verbreitung in Südafrika demnach bis zum 17° südl. Breite bis jetzt constatirt ist. Nun soll es aber unter den Arabern der Küsten Nordostafrikas dunkelfarbige Stämme geben, welche die Schnalzlautein ihrer Sprache haben und auf den Markt von Kairo kommen Sklaven, welche eine der hottentottischen ähnliche Sprache reden, so daß es gelbe und schwarze Stämme mit dieser Sprache gibt. Die unter dem Namen Damara bekannten Schwarzen um die Walfischbai, nun größtentheils ausgerottet, in ihren Resten freie Stämme, haben ebenfalls die Hottentottensprache. Wahrscheinlich besteht ein auf dem Land. wege vermittelter Zusammenhang der verschiedenen Stämme des Nordostens und Südwestens Afrikas, welche die Hottentottensprache reden.

Die ächten Hottentotten, welche früher das südlichste Afrika bis zur Südspitze bewohnten, haben ein zurückstoßendes häßliches Aeußere. Ihre Lippen sind dick, aufgeworfen, die Nase platt, die Augen klein, funkelnd, die Ohren sehr groß, die Backenknochen treten stark hervor, das Haar ist kurz, wollig, schwarz, der Bauch steht stark hervor, namentlich gleich unter der Brusthöhle. Am Hintertheil der Weiber findet sich ein Fetthöcker, welchen Nott (Types of mankind chapt. 13) als eine spezifische, ursprüngliche und charakteristische Bildung ansehen will; komme sie jetzt nicht mehr bei allen Individuen vor, so sei dieses nur Einwirkung der Kreuzung mit andern Völkern. Die gelbbraune Farbe der Haut ist unter dem Ruß und Fett, womit sie sich beständig einreiben und unter Schmutz, da sie sich nie waschen, kaum erkennbar. Sie sind mittlerer Größe und ziemlich gut, wenn auch nicht schön gebaut, nur die Hände und Füße sind niedlich und klein. Bloß die Färbung der Haut und die Stellung der Augen verleiht ihnen eine entfernte Aehnlichkeit mit den Chinesen; der ganze Skeletbau stimmt vielmehr mit dem der Neger überein. Lichtenstein gibt an, daß die Nasenknochen wie bei den Makaken zu einer einzigen breiten Knochenplatte vereinigt seien und die Höhle des Ellenbogenhöckers am Oberarmknochen von einem Loche durchbohrt werde; die Lippen seien blaugrau, der Prognathismus sehr ausgeprägt, der Fuß sehr eigenthümlich gebildet. Die Zähne, namentlich der Buschmänner, nützen sich, da sie häufig an Knochen nagen, ohne cariös zu werden, bis auf das Zahnfleisch hinunter ab. — Ihre unangenehme Sprache, für die Europäer so schwer zu erlernen, hat dreierlei Zungenschnalzlaute, bewirkt durch Zurückziehen der Zun-

genspitze von den obern Schneidezähnen oder den obern Backenzähnen oder des Zungenrückens vom Gaumen; dieser ist ansehnlich kleiner als bei den Europäern, nach hinten viel weniger gewölbt, die Zunge kürzer, runder, dicker. Frühere Beobachter verglichen die Hottentottensprache mit der Sprache Stammelnder oder Kropfiger, mit dem Glucksen der Truthähne, dem Geschrei der Elstern oder Eulen.

Sie kleiden sich in einen sogenannten Karoß, eine Art kurzen Mantel, bei den Aermern aus Schaf-, bei den Reichern aus Pantherfell, bei den Weibern mit einer Tasche, um Kinder zu tragen; außerdem wird der Unterleib mit einer Schürze bedeckt. Die einem Bienenkorb oder Backofen ähnlichen Hütten sind oval, aus Stäben und regendichten Binsenmatten construirt, ganz niedrig und erhalten nur durch die Thüre Licht, das Hausgeräth besteht bloß in einigen Töpfen; eine Gruppe solcher in einen Kreis gestellter Hütten heißt Kraal. Psychisch ist dieses Volk keinesweges so unvollkommen, wie manche Beobachter sie geschildert; ihr Stumpfsinn und ihre Arbeitsschen scheint mehr Folge der grausamen Behandlung, der butdürstigen Verfolgung, der Beraubung ihrer Subsistenzmittel zu sein, welche sie durch die rohen holländischen Kolonisten (Boers) zu erdulden hatten. Sie erlernen mit Leichtigkeit das Holländische und einzelne Individuen haben es zur Fertigkeit in mehrern europäischen Sprachen gebracht; neuere Beobachter sagen selbst von den Buschmännern, sie seien bei aller Verkommenheit voller Talente und Freiheitslust, die geschicktesten Viehhirten, tüchtige Kapitäne von Namaquakraalen, Meister in Jagd und Krieg und die einzigen in Südafrika, welche ihre Geräthe und die Berghöhlen mit Skulpturen bedeckt hätten. Ihr Hauptsitz ist noch in der großen Karri-Karri-Wüste; dort sind sie ganz unabhängig. Auch gegen den See Ngami und mehrere Tagreisen nördlich von diesem trifft man sie, dann unter den Ovambo, unter welchen Negern sie ein „stehendes Heer" bilden. Die Hottentotten, welche noch nicht einmal den Einfluß der Missionen erfahren haben, wurden schon früher als ehrlich und treu, mitleidig und hülfreich, keusch, zärtlich gegen ihre Kinder geschildert. Außer fremden Sprachen lernen sie auch Land- und Gartenbau sehr leicht. Merkwürdigerweise sind ihnen (wie den Kaffern) Kähne ganz unbekannt, so daß sie sich, um Ströme zu übersetzen, auf einen Baumstamm legen und Hände und Füße als Ruder gebrauchen. Die Waffen sind Lanzen, Bogen und Pfeile, oft mit vergifteten Spitzen. Die Hottentotten sind dem Rauchen und Kauen des Tabaks und noch mehr des indischen Hanfs leidenschaftlich ergeben.

Die religiösen Vorstellungen dieses Volkes scheinen sehr mangelhaft und dunkel zu sein; der sonst so kluge Namaquahäuptling, Jonker Afrikaner bekannte vor seiner Bekanntschaft mit den Missionären keinen Begriff von einem Geist oder Schöpfer gehabt zu haben. Doch scheinen sie gute und böse Wesen anzunehmen und haben Zauberer als Vermittler zwischen diesen und ihnen; von einem Cultus hat man nie etwas wahrgenommen. Von Seelenwanderung haben sie hingegen eine Idee und glaubten namentlich, daß die Seelen ihrer Verstorbenen in Hasen eingehen, weil diese sich oft vor ihre Hütten setzten, als wenn sie mit ihnen sprechen wollten. Als die Portugisen nach Südafrika kamen, trafen sie die Hottentotten als ein zahlreiches, wohlhabendes, kräftiges Volk mit großen Viehheerden nomadisirend, unter erblichen Häuptlingen. Jetzt sind sie theilweise durch die europäischen Ansiedler und durch Kriege und Raubzüge unter ihren eigenen Stämmen ausgerottet, oder zu Hirten und Knechten der Boers geworden, oder in kleinere Abtheilungen zersprengt und ins Innere gedrängt. Man unterscheidet

A. Damaras oder Ovaherero, kriegerische Nomaden, im Westen des südlichsten Afrikas bis an die Küste des atlandischen Oceans wohnend, einst eine zahlreiche Nation, in neuester Zeit ganz von den Namaqua-Hottentotten namentlich unter Jonker Afrikaner aufgerieben oder südlicher gedrängt. Sie waren vor etwa 100 Jahren aus dem central-afrikanischen Hochlande gekommen und hatten sich, bedeutende Umwälzungen veranlassend, der Gegenden zwischen dem Kuisip und dem 19° südl. Breite bemächtigt. Dieses Volk glaubte, daß es aus einem Baume entstanden sei. Sie schwören „bei den Thränen ihrer Mutter"; ihr Tanz bestand (nach Andersson) meist in mimischer Darstellung der Bewegungen von Rindern und Schafen. — Zu ihnen gehören auch die Ovambantieru.



B. Die Koi-Koin oder Hottentotten zerfallen a) in Koi-Koin im engern Sinne, in der Capcolonie. b) Koraaqua oder Koranas, am Oberlauf des Gariepflusses. Ein Theil von ihnen hat durch Beraubung sein Vieh verloren und ist daher zu oft hungernden Jägern geworden. c) Namaaqua oder Gonaaqua um den Unterlauf und die Mündung des Gariep. — Die Griqua an der Nordgrenze der Colonie sind ein Bastardvolk

zwischen den Boers und Hottentottenweibern, welches sich stark vermehrt, und zahlreiche Rinder, Schafe und Pferde besitzt; sie haben einen Hauptort, Griquastadt, woselbst christliche Missionäre wirken. Sie sind von kriegerischem Charakter, aber auch der Gesittung fähig.

C. Die Saabs, wie sie sich selbst heißen, oder Buschmänner (Bosjesmans) sind wie gesagt die wahrscheinlichen Urbewohner der später von den Koi-Koins besetzten Länder und diesen sprachverwandt. Jetzt findet man sie vorzüglich in den dürren Wüsteneien von den Roggenfeldbergen bis an den Gariep, wo sie ohne Wohnungen und Eigenthum in kleinen Horden oder nur Familienweise ohne Oberhäupter umherirren. Ihre Augen sind feuriger, ihre Gebärden lebhafter als die der Hottentotten, der Wuchs klein. Den Namen Buschmänner haben sie erhalten, weil sie aus Gesträuch durch Zusammenflechten der Aeste sich eine Art Nest machen, in welchem oder in Höhlen und Erdlöchern sie bei Nacht zusammenkauern. Sie führen lange Bogen und vergiftete Pfeile, haben zur Nahrung oft nur Reptilien und Insekten, müssen ihren Durst oft durch Kauen von Saftpflanzen stillen, und werden von den Kolonisten, Kaffern und Hottentotten als Viehräuber auf das grausamste gehetzt und überall, wo man sie trifft, getödtet, wofür sie sich wieder durch Zerstörung von Eigenthum und listigen Ueberfall nach Kräften rächen. Sie rauben sich unter einander selbst die Frauen und betrachten den Ehbruch nicht als Verbrechen.

Auch in Südafrika haben große Völkerbewegungen (z. Th. in neuerer Zeit) stattgefunden, wie in Nordafrika, welche letzteren Barth trefflich geschildert hat. Die Eroberer Matebele und Sebituane haben in den Reichen, die sie in Südafrika gründeten, außer Kaffern- und Hottentotten- auch Negerstämme vereinigt. Das bedeutendste Negerreich in Südafrika ist das des Matiamvo. Jenes Schwanken und fortwährende Aendern des Territorialbestandes, wie es in den Sudanreichen stattfindet, kommt aber in wohl noch höherem Grade in Südafrika vor. — Bereits Vater und Lichtenstein haben Afrika von Norden her sich bevölkern lassen, wobei die nachrückenden Völker die frühern immer weiter gegen Süden drängten, so daß die Hottentotten, welche bis zur Südspitze hinabgeschoben wurden, demzufolge das älteste der in Afrika eingewanderten Völker wären. Zuerst von den Kaffern mancher Landstriche beraubt, wurden sie in den letzten zwei Jahrhunderten von den Holländern von der Küste in das Innere zurückgeworfen.

II. Indisch-Australische Abtheilung.

Bory, welcher die hieher gehörigen Menschen unter seiner „Melanischen Art" zusammenfaßt, betrachtet sie als die **letzten** Menschen, welche die Erde erzeugt hat; demgemäß seien sie auch die rohesten und Schamgefühl ihnen durchaus fremd. „Den Bogen kennen sie nicht. Wahrscheinlich halten sie sich blos an den Küsten auf und das Innere des jüngsten Welttheils, wo die erst neulich entstandenen Menschen noch sehr spärlich vorkommen, dürfte ganz menschenleer sein." Diese Behauptungen sind sehr gewagt; manche Forscher sehen eben die schwarze Rasse überhaupt als die älteste und demgemäß als die unvollkommenste an; die geringe Zahl der Neuholländer erklärt sich leicht aus der Armuth Neuhollands an größern Thieren und eßbaren Pflanzen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Alfurus dieses Continents von der Südküste Neuguineas, die auch jetzt nur von ihnen bewohnt ist, eingewandert, als in einem Erdtheile entstanden seien, der selbst noch so unentwickelt, so wenig vorbereitet für den Menschen ist, als etwa Europa in der Jurazeit. Australien hat keine höhern Säugethiere, auch keine Affen; es fehlen alle vermittelnden Formen die in unbekannt langen Zeiten anderwärts dem Erscheinen des Menschen vorausgegangen sind.

Die indisch-australischen Schwarzen, zu welchen die Alfurus, Haraforas (von den Papuas Endamenes genannt), die pelagischen Neger und Papuas gehören, bewohnen Madagaskar, die indischen Inseln und manche Gegenden des indischen Festlandes*), Neuguinea, Neuholland und zahlreiche Inseln des stillen Oceans, — in letzterem jedoch nur westlichere Tropeninseln, indem die östlichen blos von Polynesiern bewohnt sind. Die Neucaledonier haben zwar noch die dicken Lippen der Neger, aber lange Bärte, welche letzteren fehlen. Auf vielen Inseln finden sich die indisch-australischen Schwarzen mit Malayen vermischt und zum Theil von ihnen in das Innere gedrängt. Einige schwache Horden haben sich auch noch auf dem indischen Continent erhalten, dessen Urbevölkerung sie vor der Einwanderung von Ariern und Turaniern gebildet haben. — Alle diese sehr wenig zahlreichen Völker stehen auf ganz tiefen Culturstufen, so wie auch ihre physische Bildung eine sehr niedrige ist. Nur wenige von ihnen pflanzen einige Nahrungsgewächse und außer dem Hund haben sie kein Haussäugthier und auch kein Geflügel gezähmt,

---

*) In alter vorhistorischer Zeit waren sie über einen großen Theil Südasiens verbreitet.

deshalb müssen viele ihrer Stämme fortwährend wandern. Es fehlt ihnen alle Geschichte.

A. **Kraushaarige.** Gesichtswinkel etwas größer als bei den Schwarzen Afrikas, Nase sehr platt, Glieder dünn. Diese Abtheilung hat wahrscheinlich einst die Urbevölkerung des indischen Festlands gebildet und die sogenannten Rawats (Radshis) und Doms sind wohl Ueberbleibsel derselben; sicher ist dieses bei den Samang und Bila in den Gebirgen Hinterindiens der Fall. Ferner leben Menschen dieser Art auf den Andamaninseln, der Insel Hainan, mehreren Philippinen, Neuguinea und umliegenden Inseln, Neubrittanien, Luisiade, Salomonsinseln, den neuen Hebriden und Neucaledonien. Sie heißen nach den Orten des Vorkommens Negritos, Australneger, pelagische Neger, Papuas, Arfakis (diese in den Gebirgen Neuguineas), und man unterscheidet wohl auch eigentliche und gemischte Papuas, welche letzteren durch Vermischung mit Malayen entstanden sind. — Der Bart dieser Menschen ist meist schwach, das Haar mehr oder minder kraus, Arme und Beine sind (bei starken Hinterbacken) auffallend schwach; die Frauen sind häßlicher als die Männer, zum Theil vielleicht in Folge harter Behandlung und Ueberbürdung mit Arbeiten. Beide Geschlechter gehen nackt mit Ausnahme eines Stückes Zeug, das um den Leib gewunden und nach hinten zwischen den Schenkeln durchgezogen wird. Viele durchbohren Nasenknorpel und Ohren und stecken Holzstücke oder Knochen durch die Löcher; sie tragen auch Ohrgehänge, Muschelbänder um Arme und Beine, manche tätowiren sich. Auf Neuguinea bauen sie bedeutend große Häuser auf Pfählen am Strande, so daß in den einen nur Eheleute, Greise und Mädchen, in andern die unverheiratheten Männer und Jünglinge wohnen; in andern Gegenden dieses Landes wohnen sie blos unter einem Dache oder einer bienenkorbähnlichen Hütte. Alle Hausarbeiten, auch das Flechten der Matten liegt den Weibern ob, die Männer beschäftigen sich blos mit Jagd, Fischerei und Krieg; die Waffen sind Pfeil und Bogen, Keulen, Wurfspieße, Schleudern. Die Boote sind zum Theil ansehnlich groß, mit Ausleger auf jeder Seite. Die Nahrung ist meist animalisch und man hat bei diesen Menschenstämmen bedeutende Gefräßigkeit beobachtet. Anthropopha-

gie kommt wenigstens bei vielen vor. Im Salomonsarchipel herrscht Polygynie. Tanz, Gesang und Musik, freilich sehr roher Art, hat man bei den meisten gefunden, obwohl der Charakter nicht so fröhlich ist, wie bei den afrikanischen Negern; unter den Instrumenten findet sich eine Panflöte mit acht Pfeifen; große Schnecken (Tritonium) dienen als Blasinstrumente. Auf manchen Inseln ist keine Spur von Cultus wahrzunehmen, auf andern fand man Götzenbilder, selbst Tempel; hie und da zeigen sich Spuren einer polytheistischen Religion. Manche Stämme sind dem Diebstahl sehr ergeben. Die Sprachen sind fast ganz unbekannt, aber so viel man weiß, ungemein verschieden; die Sprache der Samangs soll eher Vogelgezwitscher als menschlicher Rede gleichen. Von einer staatlichen Organisation kann auf dieser Bildungsstufe keine Rede sein; jede Familie lebt für sich und höchstens hält ein Dorf gegen das nächste zusammen und im Falle des Krieges wird vorübergehend die Führerschaft dem Stärksten und Muthigsten übertragen.

Man unterscheidet a) Pelagische Neger. Sie bewohnen die Andamans-Inseln im Meerbusen von Bengalen, Neuirland, Neubrittanien, die Salomonsinseln, Santa Cruz, die neuen Hebriden, Neucaledonien, Sumatra, Mindanao, Basilan, manche Philippinen (dort Negros, Negritos genannt), früher auch Vandiemensland. Zu ihnen gehören ferner die Vilas und Samangs in den Urwäldern und Gebirgen Indiens. Einige dieser Schwarzen des indischen Festlandes haben es nach v. Hügel nicht einmal zur Bildung einer Horde gebracht, kaum eine Familie findet man vereinigt; Mann und Frau leben einzeln und flüchten affenähnlich auf die Bäume, wenn man ihnen begegnet; es sei von ihnen kaum noch ein Schritt zum Thiere. (Ber. üb. d. Versammlung deutsch. Naturf. zu Prag 1837, S. 44) Major Gairdner fand in den Wäldern von Chillagong, nur 50 Stunden östlich von Calcutta, die Kukies, einen wilden, schwarzen, menschenfressenden Stamm, der das Fleisch der Erschlagenen warm verschlingt. Sie wohnen in Hütten auf Baumwipfeln, in die sie auf Leitern steigen und gehören eher hieher als zu den Indochinesen.

b) Die Papuas finden sich nur auf Neuguinea und einigen kleinern umliegenden Inseln. Sowohl ihre Kopf- als Körperhaare haben die charakteristische (bei der Kreuzung mit Malayen jedoch verschwindende) Neigung, in Büscheln zu wachsen, worauf die Besitzer gewisse Arten sich zu frisiren gründen; ihre gewaltige Perücke ist also Kunstprodukt. Die Malayen nennen Neuguinea Tanna Papua, das Land der frisirten Menschen. Die Glieder der Papuas

sind schlecht, mager, namentlich die Beine krumm. Dieß wilde ungastliche Geschlecht scheint ursprünglich (auch auf andern Inseln als Neuguinea) die Küsten bewohnt zu haben; manche können noch Kähne bauen. Sie machen sich Einschnitte in Schultern, Brust, Hinterbacken und Schenkel, während die Alfurus sich tätowiren. Alle Wilden haben sich den Hund beigesellt, nur die Papuas nicht. Manche unterscheiden noch gemischte Papuas, aus Kreuzung von Papuas und Malayen entstanden. Sie sind klein, furchtsam, dem Aussatz unterworfen; Hautfarbe dunkelbraun bis blauschwarz. Haar weder wollig noch schlicht. Auch die Religionsgebräuche lassen malayische Beimischung erkennen. — Maury nimmt an, daß die Austral-Neger, welche sich bis zu den neuen Hebriden und Fidji-Inseln verbreitet haben, durch Kreuzung mit Polynesiern entstanden seien; die Wilden der Fidji-Inseln hätten noch den charakteristischen Haarwuchs der Papuas, während sie dem malayischen Blut ihre sonstige Ueberlegenheit verdanken.

B. **Schlichthaarige**; Alfurus, Haraforas, Endamenes. Man findet sie auf den meisten Inseln des indischen Archipels, auf Formosa, den Philippinen (dort Aetas, Negritos del Monte geheißen) im Innern von Neuguinea (hier von den küstenbewohnenden Papuas Endamenes genannt), endlich in Neuholland; vielleicht gehören auch die Virzimbern in den Gebirgen Madagaskars hieher; sie sollen aber fast wolliges Haar haben. Die Haraforas bildeten wie man glaubt, überall die Urbevölkerung des indischen Archipels. — Die Dayaks oder Biadschos im Innern Borneos, welche man auch hieher zählt, halten Sklaven und sind furchtbare grausame Menschenräuber, bei welchen der Mord begangen an Menschen anderer Völker Ehre bringt; bisweilen kommen sie an die Küste und tauschen gegen Gold, indisches Rohr und Reis, Zeuge, Töpfer- und Glaswaaren ein. Sie gehen fast nackt und tätowiren sich, haben Wahrsager und glauben an einen Schöpfer. Die Endamenes im Innern Neuguineas pflanzen nach Forrest Bananen, Pisang, Hülsengewächse und vertauschen diese an die Papuas gegen eiserne Werkzeuge und chinesische Manufakturprodukte. Sie bauen ihre Häuser auf Bäumen und ersteigen diese sehr leicht auf einer Kerbstange. Die Aetas auf den Philippinen sind herumschweifende Wilde und bekleiden sich nur mit einer Schürze von Baumrinde; die auf den Molukken, Cele-



des ꝛc. tragen bloß einen breiten vielfarbigen Gürtel aus Baumrinde um den Leib und auf dem Kopf eine Cocosnußschale, um welche die Haare gewickelt werden, so wie einige hohe Federbüsche. Sie sind reizbar und sehr empfindlich für Beleidigung; ihre Waffen sind breite Säbel und eisenbeschlagene zackige Wurfspieße nebst einem Hackmesser, das sie fast immer bei sich führen; manche Haraforas der indischen Inseln führen auch Pfeile und Bogen. Sie haben Häuptlinge, die hie und da die Obergewalt eines höhern Häuptlings anerkennen. Die Endamenes, welche Lesson sah, haben eine abstoßende stumpfsinnige Physiognomie, platte Nasen, vorstehende Backenknochen, große Augen, vorragende Zähne, lange und dünne Beine, sehr schwarzes, dickes, rauhes, doch nicht langes Haar, sehr harte dicke Bärte, dunkel schmutzigbraune Haut.

Meinicke schildert die Australier als mittelgroß, mager, rauchig schwarz, blauschwarz, braunschwarz, auch dunkelbraun; die Weiber seien häßlicher als die Männer. Die Haare sind hart, sehr schwarz und dick, der rauhe Bart bildet an der Seite des Gesichts Büschel. Gesicht platt, Nase und Mund sehr groß, Nasenlöcher fast quer, Lippen dick, Zähne vorspringend, Augen halb geschlossen, Ohren fast zirkelrund, groß, herabhängend, Physiognomie wild, abschreckend. Viele stecken durch die Nasenscheidewand runde Stäbe. Brust breit, Bauch oft vorspringend, Sinnesschärfe groß; sie scheinen nicht alt zu werden. In den Tropengegenden gehen die Neuholländer fast nackt, in den kühlern Gegenden tragen sie Gürtel und Mäntel von Beutelthierfellen. Sie machen sich Einschnitte in die Haut, bemalen sich, haben allerlei Schmuck, namentlich Hals- und Armbänder; die Männer brechen sich öfters 1 — 2 Schneidezähne aus. Sie bauen nichts, sind herumschweifende Jäger und Fischer, binden sich an keine bestimmten Mahlzeiten, sondern essen, wenn sie etwas haben, dann unmäßig. Sie zerfallen in zahlreiche, aber sehr kleine, nur aus wenigen Familien bestehende Stämme, die sich unter Anderem durch abweichende Bemalung des Körpers unterscheiden. Zur Unterhaltung dienen Kämpfe, mimische Darstellungen, Tänze, Gesang. In Westaustralien haben sie eine gewisse Zeitrechnung; man theilt den Horizont in 4 — 8 Striche, bezeichnet die hauptsächlichsten Sternbilder mit Namen. Die ungemein zahlreichen Sprachen sind wahrscheinlich doch nur Dialekte derselben Grundsprache. Ihr Charakter erscheint bei näherer Bekanntschaft viel besser, als das abschreckende Aeußere erwarten läßt; sie sind viel sittlicher als die Polynesier, gutmüthig und fröhlich, kräftig und selbstständig, mu-

thig, allerdings auch reizbar und leidenschaftlich, bei erlittener Beleidigung zur Rache geneigt. Obschon die Vortheile der höhern Cultur ihnen einleuchten, vermögen sie doch wegen ihrer unbezwinglichen Wanderlust selbe nicht zu erreichen; diese Wanderlust wurde ihnen durch die Natur ihres an Lebensmitteln so armen Landes gleichsam angebildet. Am rohesten sind die an der Süd- und Westküste, etwas weniger roh die in Ostaustralien, und an der Nord- und Nordwestküste; am cultivirtesten verhältnißmäßig noch die Bewohner der Nordostküste, die etwa mit den Papuas auf gleicher Stufe stehen.

Bruhn (Mittheil. über die australischen Colonien, Hamb. 1855) läßt die Neuholländer von Norden, vielleicht über Neuguinea eingewandert sein. Sie leben in nie sehr zahlreichen, einander stets befehdenden Stämmen von meist sehr verschiedenen Sprachen, ziehen beständig in gewissen Gebieten herum, bauen sich für die Nacht eine Schutzwehr von Baumzweigen gegen die Windseite, bedecken sich mit Opossumfellen, führen stets eine Menge Hunde mit sich und sind zu keiner sitzenden Lebensweise zu bringen. Sie sind zwar träge und gleichgültig gegen Vieles, doch nicht gerade dumm und ungelehrig, geben auf den landeinwärts gelegenen Stationen gute Schaafhirten, Boten, gute Reiter ab; die berittene schwarze Polizei in Victoria weiß Uebelthäter im „Busch" trefflich zu verfolgen. Kinder lernen in Schulen lesen und schreiben, manche werden später sehr brauchbar; die meisten wollen aber nicht in der Schule aushalten, sondern laufen mit Zurücklassung der Schulkleider zu ihrem Stamm, wenn er in die Nähe kommt. Die Zahl nimmt immer ab; im Innern der Colonien, namentlich längs den Flüssen trifft man noch etwas mehr Urbewohner. Sehr geschickt sind die Australier im Klettern, Schwimmen, Speerwerfen, Aufheben kleiner Gegenstände mit den Fußzehen. Sie haben eine Art Beschneidung, sind sehr abergläubisch, verehren den Mond, manche auch die Plejaden. Einige Stämme glauben nach dem Tode nach Vandiemensland zu gelangen und dort als Weiße wieder aufzuerstehen. Ihre Sprache ist arm, wird sehr schnell geredet, klingt aber nicht übel, da viele Worte auf a endigen; Eigennamen von Mädchen sind z. B. Katinjia, Koorijia. Statt des f, das viele nicht aussprechen können, nehmen sie p, statt des x das t. — Durch die gewaltigen Keulenschläge, welche sie sich auf ihre Köpfe versetzen, entstehen zahlreiche Exfoliationen und Ulcerationen, deren Spuren die skeletirten Schädel oft deutlich zeigen. Wie alle Wilden haben sie nach Gerstäcker's Bemerkung ein außerordentlich zähes Leben und

können bedeutende Verwundungen und Verstümmlungen viel leichter ertragen als die weit zartern Europäer. Sie haben noch eine unerklärte, wahrscheinlich nur ihnen eigene Krankheit; es schwindet nämlich das Fleisch unter der Haut an Armen und Beinen, (gewöhnlich nur an einem Arm oder Bein) so daß die Glieder skeletartig werden; vielleicht kommt dieses Uebel vom Schlafen auf der feuchten Erde. Aderlässe wenden sie nur bei Männern an, den Frauen sind sie verboten. Die Australier, welche sonst nie kranke Zähne haben, bekommen manchmal hohle, wenn sie 6 — 7 Jahre mit Europäern in Verkehr gestanden haben. Gerstäcker sah unter ihren Kindern nie Mischlinge, indem wahrscheinlich alle mit Europäern erzeugten Kinder getödtet werden; ebenso alle verkrüppelten Kinder. Gleich nach der Geburt sollen auch die Kinder der Australier fast ganz weiß sein. — Ihre Sagen und Legenden sind mit höchst geringen Ausnahmen ohne alle Poesie, „mit einer widerlichen Mischung von Blut und Schmutz.“

Nach Browne (Petermann's Mitth. Heft 11, 12, 1856) verschwinden die Süd-Australier durch die Berührung mit den Europäern noch rascher von der Erde als die nordamerikanischen Indier. Sie haben keine Regierungsform, nicht einmal Häuptlinge; manchmal sprechen sie allerdings von einem großen und ausgezeichnetem Individuum, aber bei genauerer Untersuchung ist dasselbe nur ein geschickterer Speerwerfer oder herrschsüchtiger und grausamer als seine Nachbarn. Stirbt ein Glied eines Stammes auf natürliche Weise oder sonst wie, so hat der nächste Verwandte die Pflicht, ein Glied eines andern Stammes zu tödten; dieser rächt sich wieder auf gleiche Weise und so kommen sie aus der beständigen Furcht und Feindseligkeit nicht heraus. Dabei suchen sie nicht durch Krieg, sondern hinterlistig sich zu morden, so daß oft der Wirth von seinem Gast getödtet wird, oder Weiber und Kinder, wenn der Mann abwesend ist. — Die Beine der Australier sind dünn, die Arme zwar auch, doch kräftiger. Die Känguruhs erlegen sie mit dem Wurfspeer und verfolgen sie oft Meilen weit mit erstaunlicher Schärfe des Gesichts und Geräuschlosigkeit der Bewegungen. Die Hütten bauen sie aus langem Gras, Binsen, Rinde, Baumzweigen; jede faßt nur 2 — 3 Personen, die sich wie Igel zusammenkauern. Sie gleichen in Form einem Bogen; der höchste Theil ist etwa 3 Fuß über dem Boden, die Vorderseite vollkommen offen, nach dem Hintergrunde dachen sie sich allmälig ab. Beide Geschlechter tragen als einzige Bekleidung einen Mantel aus Känguruhfellen, die Männer außerdem einen Gürtel vom Pelz des Beutelthieres, in welchen sie

ihre steinernen Tomahawks, Messer rc. stecken und mit ihm in Hungerszeit den Magen zusammenschnüren. Auf ihren Bart halten sie stets sehr viel; kein Mann darf sich verheirathen oder ein Emu tödten, bevor er einen Bart hat. Die Frauen sind armselige, elende Gestalten, Arme und Beine scheinbar ohne Muskeln, Augen eingesunken, Wangen hohl, Gesicht und Kopf mit Schrammen bedeckt von Mißhandlungen ihrer Männer oder z. B. beim frühen Tod eines Kindes, Verwandten, Freundes selbst zugefügten. Außer dem Mantel aus Känguruhfell tragen sie noch einen weiten Sack aus demselben Stoff auf dem Rücken an einem über die Brust laufenden Riemen, in ihm meist das jüngste Kind mit andern tragbaren Gegenständen. Mittelst eines starken, an einem Ende spitzen Stockes graben sie eßbare Wurzeln aus. Auf den Frauen liegt alle Arbeitslast, sie bauen die Felder, tragen auf Reisen die Kinder, Waffen, vielleicht auch einen jungen Hund. Ein Mann darf so viele Weiber haben, als er will und kann. Hochzeitsceremonien gibt es nicht; es bedarf bloß der einfachen Anordnung des Vaters oder eines Vormunds. Ungemein geringfügig sind ihre Waffen (Speer, Wurfstock, Bumarang, Keule; Bogen und Pfeil kennen sie nicht) und Geräthe; zugleich sind die Süd-Australier wahrscheinlich die einzigen Wilden, welche keine Wasserfahrzeuge haben und nicht schwimmen können. Die Australier der Nordküste, obschon noch viel wilder als die eben beschriebenen besitzen doch Boote und Katamarans oder schwimmen kühn auf Holzklötzen durch die Brandung, denn sie sind in und auf dem Wasser ganz furchtlos und geschickt. Das Ungeschick der Bewohner der entgegengesetzten Küsten erklärt Browne also: Seit undenklichen Zeiten besuchen große Flotten Malayischer Schiffe die Nordküste, um den Trepang für die Chinesen zu suchen. Manche wurden an die Küste oder an eine der Inseln auf der andern Seite der Torresstraße geworfen und so wurde der Norden Australiens zuerst bevölkert. Die allmälig wachsende Bevölkerung breitete sich im Laufe der Jahrhunderte über den Continent aus und hatte, als sie an den entgegengesetzten Küsten angelangt war, die Erinnerung an die Schifffahrt rc. verloren. Aber die Malayen sind anderer Rasse; sie müßten daher auf ihren Schiffen etwa Alfurus mit sich geführt haben.

Die Zahl der Urbewohner Australiens ist jetzt auf wenige Tausende herabgekommen; von den Vandiemensländern ist 1846 der letzte verschwunden, während schon 1854 ein und eine halbe Million Weiße in Australien waren.

III. Hauptstück.

Von dem Leben der Menschheit.

Vergleicht man die gesellig lebenden Thiere, besonders die sogenannte Thierstaaten bildenden, mit dem Menschengeschlechte, so kann dem unbefangenen Blick weder Aehnlichkeit noch Verschiedenheit entgehen. Wir sehen jene Thierstaaten aus kleineren Anfängen entstehen, entweder aus Stammpaaren oder sich ablösenden Colonien; sie breiten sich aus und wachsen an Zahl, — jedoch nur bis zu einer gewissen für jede Spezies bestimmten Grenze. Sie haben den Kampf um ihr Dasein zu kämpfen, sie erfahren günstige oder widrige Schicksale, ändern etwa auch ihren Aufenthalt, wandern, um anderwärts bessere Verhältnisse zu finden, erhalten sich eine unbestimmte Zeit. Neben diesen und andern Aehnlichkeiten finden sich aber auch die größten Verschiedenheiten von den menschlichen Staaten und deren Schicksalen, die ihre Quelle hauptsächlich in dem Mangel des Freiheitsprincips haben. Es verläuft in den Thierstaaten Alles nach immer gleichen Normen; es fehlt die Differenz der Individuen, die unter den Menschen den Einen unberechenbar hoch über Andere stellt, es fehlt die Originalität, der Ehr- und Thatentrieb, welcher große Veränderungen erzeugt, neue Bahnen bricht, Verderben oder Segen über die Völker bringt. Alles Thun und Treiben der Thiere trägt im Vergleich mit dem der Menschen den Charakter der Beschränktheit und Einseitigkeit an sich; alle Individuen oder alle Kategorien von Individuen derselben Spezies thun das Gleiche; ihre Handlungen sind immer nur auf Erhaltung und Fortpflanzung gerichtet; die Existenz der Art ist hier der Hauptzweck, für dessen Erreichung die Individuen nur die unbewußten und immer gleich wichtigen Werkzeuge sind. Dem Menschen wurden zugleich mit den viel zahlreichern Trieben die entsprechenden Fähigkeiten gegeben, so daß er außer den zur

Erhaltung seiner Spezies (die eigentlich ein ganzes Reich ist, dessen Spezies die Individuen wären) nöthigen Handlungen eine Menge anderer Dinge vollbringt, welche Offenbarungen seines Wesens sind und eine ganz neue Welt bilden. Weil das menschliche Wesen im Vergleich mit dem der Thiere eine unbegrenzte Tiefe hat, so verläuft seine Geschichte nicht als bloße Wiederholung schon dagewesener Zustände und Erscheinungen, sondern bietet wirklich Neues dar, das Alte kehrt niemals in gleicher Weise zurück und das in unsagbarer Ferne liegende Endziel ist verborgen, die ganze Bahn also unübersehbar und ihre wahre Beschaffenheit unbekannt. Wenn man eine Thiergattung, beziehungsweise eine solche, welche einen Thierstaat bildet, vollständig schildern will, so gehört hiezu nicht nur die Darstellung ihres Körperbaues, ihrer Varietäten und geographischen Verbreitung, sondern auch die Betrachtung ihrer Sitten und Triebe, ihrer Lebensweise und Kunstprodukte, ihrer Schicksale im geologischen Prozeß. So muß auch nothwendig der übersichtlichen Darstellung der ethnographischen Verzweigung der Menschheit, welche das zweite Hauptstück dieses Buches gegeben hat, die Darstellung der culturgeschichtlichen Verhältnisse folgen, um, wenn man so sagen will, ein naturgeschichtliches Gesammtbild der Menschheit zu erhalten. Man weiß übrigens, daß eben mit dem Geist, welcher dem Menschen allein unter allen Wesen der Erde zukömmt, nothwendig auch das Freiheitsprincip gegeben ist, und die Schranken der Nothwendigkeit im Leben des Einzelnen wie der Gattung theilweise durchbrochen werden, so daß jener Ausdruck „naturgeschichtliches Gesammtbild" nur eine Analogie ist. — Ich darf wohl auf Nachsicht hoffen, wenn ich jene großen und wichtigen Verhältnisse, welche durch den Reichthum der menschlichen Natur entstehen, dem Zwecke dieses Buches gemäß nur mit wenigen charakteristischen Zügen darzustellen versuche.

Die Bedingungen menschlicher Cultur.

Der Mensch ist vor den Thieren körperlich ausgezeichnet durch Lebensfähigkeit in den verschiedensten Gegenden (daher allverbreitet), durch das Gleichgewicht seiner verschiedenen Vermögen, Ausdauer der Kräfte, langes Leben, Vielfältigkeit der Nahrung, — geistig durch den Besitz der Vernunft und durch Perfektibilität bis zu einer unbekannten Grenze. In ihrer gegenwärtigen Gestalt zeigt uns die Menschheit die verschiedensten Culturstufen, wie etwa in einem Garten die einen Pflanzen bereits abgeblüht und Samen ausgestreut

haben, andere in voller Blüthe stehen, die letzten eben hervorsprossen. Die am tiefsten stehenden Völker oder Horden erscheinen uns bald noch unentwickelt, primitiv, bald wie degenerirt, von einer früher innegehabten höhern Stufe herabgesunken. Es ist unmöglich für die Wissenschaft, den Zustand der Urmenschen mit Sicherheit zu bestimmen. Der Naturforscher, welcher Alles von unvollkommneren und einfachern Zuständen zu höhern und complicirtern sich entwickeln sieht, wird geneigt sein, die ersten Menschen den jetzigen Wilden ähnlich sich vorzustellen. Auf einem andern Standpunkte Stehende kehren das Verhältniß um, glauben an eine außerordentliche geistige und körperliche Kraft der Urmenschen, an eine erstaunlich große Urbevölkerung (wie denn Silberschlag u. A. dieselbe auf 20,000 Millionen berechneten), an gewaltige Leistungen im Wollen, Können, Wissen, auch an unerhörte Gräuel und Laster derselben 2c. An die Existenz einer alten ursprünglichen Natur-Weisheit glaubten namentlich Friedrich v. Schlegel, Kreuzer, Görres, Windischmann. Man beruft sich auch auf die colossalen Bauten der Urzeit, — aber diese können ebensowohl durch unzählige Sklaven bewerkstelligt worden sein, wie durch eine geringe Zahl Giganten. Die ältesten uns bekannten menschlichen Ueberreste zeigen denselben Bau und dieselbe Größe der Menschengestalt, welche sie gegenwärtig hat und die ältesten Bau- und Kunstwerke sind keineswegs von der Art, daß sie nicht durch die jetzigen Kräfte der menschlichen Natur hervorgebracht werden könnten, wobei jedoch nicht geläugnet werden soll, daß sowohl Sprachen als Thaten im Verhältniß, als sie älter sind, mehr durch ihre Macht und Größe imponiren.*)

Keineswegs in allen Beziehungen dürften aber die Urmenschen den jetzigen Wilden ähnlich gewesen sein. Weil ihrem Entstehungsquell näher und am Orte ihres Ursprungs, konnten gewisse Anla-

---

*) Chateaubriand, Génie du Christianisme schreibt: „l'homme tel que nous le voyons n'est vraisemblablement (!) pas l'homme primitif. Il contredit la nature; déréglé quand tout est réglé, double, quand tout est simple, il est veritablement dans l'état d'une chose qu'un accident a bouleversé: c'est un palais écroulé et rebâti avec ses ruines, on y voit des parties sublimes et des parties hideuses." Aber Chateaubriand's l'homme primitif ist nur ein existenzloses Ideal, die Sehnsucht nach einem paradiesischen Zustand, welcher statt in der Zukunft, in der Vergangenheit gesucht wird. Das ist eben das Wesen des Menschen, daß er seiner Anlage nach doppelt und in widersprechende Interessen verwickelt, durch sittliche Kraft zur Einheit mit sich selbst und Gott gelangen soll.

gen bei ihnen energischer und sicherer wirken, als bei den Wilden der Gegenwart. Sie mochten außer den gewöhnlichen Kräften des Taglebens, welche jedoch bei ihnen in größter Frische sich geltend machten, instinktive Kräfte und eine Art Hellsehen besitzen, durch welches sie die Culturpflanzen, die Hausthiere, die wichtigsten Metalle und das Feuer entdecken und gebrauchen lernten. Ihr Geist mußte für die großen Eindrücke der Welt und die durch ihn gehenden Strömungen des unendlichen Geistes ungeschwächte Empfänglichkeit haben und in seiner innersten Tiefe erregt werden können, wobei ihnen auch die visionären Fulgurationen ihres eigenen Genius als Stimmen und Gestalten von außen erschienen und sie die höchsten Regungen ihres eigenen Wesens, das Unendliche in ihnen selbst nach außen projicirten. Noch weniger als Kinder rücksichtlich der Kenntnisse und Fertigkeiten einer spätern Zeit, hatten sie hingegen für sich die frische ungeschwächte Kraft und den sicher leitenden Instinkt, der sie schnell in ihrer Umgebung orientirte und heimisch nicht nur, sondern in gewisser Art zu Herren derselben machte. So konnten sie mittelst der vom Schöpfer in sie gelegten Anlagen sich in der Natur um so mehr behaupten und erhalten, als sie — gleich allen andern an Gaben ihnen untergeordneten Geschöpfen — nur da entstanden waren, wo die Verhältnisse und äußern Bedingungen ihr Entstehen gestatteten. — Es verräth eine einseitige Auffassung der menschlichen Natur, anzunehmen, wie dieß Bory thut, daß der Mensch überall von einem allerwildesten, „überall von Cannibalismus begleiteten" Zustande aus erst allmälig zu einiger Cultur gelangt sei, daß die Menschen sich anfangs Alles, namentlich die Frauen streitig gemacht, daß Mann und Weib endlich es gerathener gefunden hätten, dauernd beisammen zu bleiben, als sich jeden Tag neu zu verfolgen. Der Mensch war nie ein bloßes Raubthier, nur von roher Begierde beseelt; von jeher hatte er in seiner Natur den Geselligkeitstrieb, sanfte Neigungen und das Gefühl der Liebe, welches ihn bewog, Andern hülfreich beizustehen. Dadurch allein ist seine Ausbreitung über die Erde und seine Cultur möglich geworden. Die Urmenschen waren nicht Unmenschen, sondern unentwickelte Menschen, ohne alle jene Hilfsmittel, welche der Verstand später geschaffen hat. Es zerstören sich ja nicht einmal die Individuen einer Raubthierart!

Die Wilden der tiefern Stufen, wie wir sie gegenwärtig beobachten können, sind weder glückliche, noch in irgend einer Beziehung beneidenswerthe Wesen. Ihre Physiognomie ist ausdruckslos, ihr Blick nichts sagend, starr, ihr Gesicht oft aufgedunsen, ihr apathi-

sches Wesen verräth Stumpfsinn und Unbiegsamkeit der Seele. Fern von höhern Ideen und edlern Genüssen vermag sie nur die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse aus ihrer Indolenz zu wecken. Ihre kalte, harte, zärtlichen Gefühlen schwer zugängliche Seele wird selten bewegt und wenn dieses durch Schmerz oder Liebe einmal geschieht, so haben ihre Aeußerungen meist den Charakter widerlicher Uebertreibung, so daß sie sich bei Seelenschmerz verstümmeln und verwunden, bei der Freude sich oft unsinnig gebärden. Die Neger haben Heul- und Klageweiber, die bei Todesfällen gegen Lohn Tage und Wochen lang ihr Geschäft zu verrichten haben. Barbaren unterscheiden sich von den Wilden durch Ansätze von Civilisation und Industrie. Wilde und halbgebildete Völker zeichnen sich meist durch große Sinnenschärfe aus; man weiß wie sie z. B. Spuren zu verfolgen und zu deuten wissen; Rastro nennen die amerikanischen Indianer, Kiafat die Araber diese Spuren von Menschen und Thieren im Sande, aus denen sie so viel errathen.

Die gebildeten Nationen vereinigen mehr oder minder die verschiedensten Culturstufen und die verschiedensten Beschäftigungen, obschon wieder mit Vorwalten der einen oder andern Richtung, während tiefer stehende Völker mehr nur einer Beschäftigung hingegeben sind; diese sind einseitig, jene vielseitig und die Beschäftigungen sind bei ihnen zu Gewerben herabgesetzt. Wir unterscheiden in dieser Beziehung also drei Gruppen. Die erste würde die civilisirten Völker umfassen, welche feste Wohnsitze und geordnete Staatswesen haben; sie theilen sich wieder nach der vorherrschenden Richtung in geistige Völker, bei welchen Wissenschaften und Künste die höchste Ausbildung und Pflege erfahren (Deutsche), in Handels- und Industrievölker, bei welchen diese Interessen und die Seefahrt in erster Linie stehen (Engländer, Franzosen, Nordamerikaner rc.) und in Landbauvölker, bei welchen die Bodencultur und Viehzucht noch die vorzüglichste Beschäftigung bilden (Russen, Spanier, Ungarn rc.). Eine zweite Gruppe vereinigt die barbarischen Völker, die nur Anfänge der Bildung und sehr oft noch keine festen Wohnsitze haben und bei welchen es zu keiner rechten Gliederung der Stände und Berufe, zu keinem gesetzlich geordneten Staatswesen gekommen ist. Hieher gehören die Nomaden, Fischer, Jäger und Raubvölker zu Land und See.*)

*) Es gab stets Völker, die aus der Beraubung Anderer hauptsächlich ihre Subsistenz zogen. Seit uralter Zeit fallen von Zeit zu Zeit Steppenvölker über die ackerbauenden her, um sie zu plündern und Bergvölker brechen

Despotisch regierte Staaten, z. B. Hinterindiens, wo der Wille des Despoten das höchste Gesetz und die Unterthanen ihm gegenüber rechtlos sind, gehören ebenfalls hieher. In die dritte Gruppe kommen die Wilden zu stehen, welche kaum Spuren der Civilisation und Staatenbildung erkennen lassen, zum Theil sogar ohne Häuptlinge und stets ohne werthvolles bleibendes Eigenthum sind. Auch bei ihnen fehlt es jedoch keineswegs an Beweisen von Vernunft und Rechtsgefühl. Zwischen diesen Gruppen und Arten, — von welchen nur die erste eine wahre Geschichte hat, kommen vielfache Uebergänge vor oder ein Volk gehört etwa zwei Arten zugleich an. Daß ein Volk auf dieser oder jener Stufe steht, ist theils Folge seiner ursprünglichen Anlage, theils der Zeit, die seit dem Beginn seiner Entwicklung verflossen ist, theils der äußern Umstände. Ist dann einmal die Richtung fixirt, so erlangen auch Charakter und Gesinnung eines Volkes bestimmtere Fassung. Die großen, spärlich bewachsenen Ebenen des mittlern Asiens begünstigten von jeher das Nomadenleben, die Waldgegenden sind der Tummelplatz der Jägervölker; die Nomaden müssen Zelte mit sich führen, was zum Theil auch die Jäger thun. Gegenden, von größern Gewässern durchflossen, wo baumlose Ebenen mit Wald wechseln, oder die Strommündungen und Küsten laden zur dauernden Niederlassung und zum Bau fester Wohnungen ein. Waldvölker sind im Allgemeinen düster, ungastlich, räuberisch, abergläubig, von blasser Gesichtsfarbe, hagerer Gestalt. Bergvölker sind mißtrauisch, freiheitliebend, tapfer; die See und ihre Nähe erweitert den Geist und erweckt in ihm Sehnsucht nach fremden Ländern und Meeren. Ein monotones Klima begünstigt träges Brüten und Träumen, ein Klima mit schärfer geschiedenen Jahreszeiten und wechselnden atmosphärischen Zuständen, wie das Europa's, fördert die Beweglichkeit des Geistes und Gemüths.*) An den Ufern und in den Deltas einiger großen

zu gleichem Zweck aus ihren unwirthlichen und armen Gegenden über die Völker der Ebenen herein. Zu allen Zeiten kam auch die Erscheinung vor, daß Räuberbanden, die sich lange erhielten und sehr zahlreich wurden, eine staatliche Organisation annahmen und neben der bestehenden mit mehr oder weniger Glück eine Afterautorität usurpirten. Im indischen und chinesischen Meer gibt es noch, und in Nordafrika gab es Piratenvölker.

*) Pruner l. c. 77: „Die Schrecken der Wüste, die vulkanischen Erschütterungen des Bodens, die kühnen Gipfel des Libanon mit den ewigen Cedern ebensowohl als die grausen Schluchten im Westen und Norden haben im jüdischen Zweige der semitischen Völkerfamilie einen Ernst geweckt und eine geistige Tiefe begründet, welche in der Geschichte früherer und späterer Zeiten nie ihres Gleichen gefunden.“ Aber es waren nicht bloß diese

asiatischen und afrikanischen Ströme hat sich die älteste Cultur entwickelt; die ägyptische am Nil, die assyrische und medische im Euphrat-Tigris-Land, die indische im Indus- und Gangesdelta, die chinesische am Yangtsekiang. — Die Geschichte lehrt, daß die höchste Cultur sich nie da entwickelt, wo die Natur all ihre Gaben in verschwenderischer Fülle fast freiwillig spendet, wie in manchen Tropenländern und auch nicht, wo die Erde den größten Theil des Jahres kalt und öde liegt, sondern da, wo dem Boden sein Ertrag abgerungen, mit der Natur gekämpft werden muß, der Kampf aber lohnend ist.*) Oft sind ungebildete Völker, wenn sie zugleich noch unentwickelt sind, origineller und naturkräftiger als gebildete.

Es ist eben so unrichtig zu behaupten, daß kein Volk durch eigene Kraft sich in den Stand der Cultur aufzuschwingen vermochte, sondern diese immer von frühern Culturvölkern erhalten habe, als wenn man die Sprachen aller übrigen Völker von einer einzigen Grundsprache eines Urvolks ableiten und jenen das Spracherzeugungsvermögen absprechen wollte. Die so ganz verschiedene Cultur der Aegypter, Hindus, Chinesen, semitischen Völker lehrt, daß wir es hier mit selbstständigen Produktionen der Volksgeister zu thun haben. „So wie sich der Vorhang der Geschichte zum erstenmal hebt, im fünften Jahrtausend vor Christus, sieht man sagt Gobineau, das Weltdrama im engen Raum der Nil- und Euphratländer schon im vollen Gang, Kunst und Luxus, alle bewegenden Leidenschaften wie heute.“ Wenn fremde Civilisationskeime, die einem Volke von andern zukommen, bei ersterem Wurzeln geschlagen und als Faktoren in seine Entwicklung eingetreten sind,

physischen Momente, sondern eben so sehr, vielleicht noch mehr die besondere Anlage und die merkwürdigen Schicksale dieses Volkes. Jener „Ernst und jene geistige Tiefe“ reichen in die Zeiten vor Noah zurück, als die Stammväter der Juden Palästina noch nicht betreten hatten. Ueberall sind die ethnischen Verschiedenheiten ursprünglich, angeboren und bleibend, keineswegs Ergebniß der politischen und religiösen Formen oder des Bodens und Klimas.

*) Eben die Leichtigkeit des Lebens in vielen warmen Ländern, abgesehen von der erschlaffenden Wirkung der Hitze ist ein Hinderniß höherer Cultur. Betrachten wir z. B. die Bewohner Javas. Der Javanese baut sein Haus aus Bambusstämmen, Bambusrohr, starken, aus Bambus verfertigten Schnüren, aus Atap oder Nipahblättern und Rohrmatten, ohne Nagel, Haken, Riegel, Klammer von Metall und braucht hiezu bloß sein Hackmesser, Gollok, und ein kleines Messer, Gollok-Kitjil, mit dem er außerdem die künstlichsten Schnitzarbeiten auszuführen vermag. So ist auch die Kleidung einfach und die Nahrung leicht zu erwerben, Beleuchtung und Heizung der Wohnungen nur wenig nöthig.

so fehlt es ebensowenig an Beispielen, daß solche Civilisationskeime beharrlich abgestoßen wurden, wenn sie dem Volksgenius zuwider waren. Niemand wird deßhalb läugnen, daß fremdes Gut häufig zum selbsterworbenen gekommen sei, um den Bildungsschatz zu vermehren und daß wechselseitige Mittheilung eine Hauptbedingung sei, um die Entwicklung im Fortgang zu erhalten und zu höhern Produktionen zu befähigen. — Der Glaube, daß alle Völker zu einer höhern Civilisation oder zur gleichen Art derselben bestimmt seien, hat keine sichere Grundlage. Man will die Hindus, die Chinesen mit Gewalt zu Christen machen, wogegen ihre ganze bisherige Denk- und Gefühlsweise, ihre selbstständige, uralte Cultur sich sträubt. Man wollte die Peruaner und Mexikaner bekehren und hat sie großentheils ausgerottet; man hat die nordamerikanischen Indianer aus tapfern, treuherzigen, in ihrer Art glücklichen Jägervölkern zu armseligen, ihrer Vernichtung nahen Wilden gemacht. Die Erfahrung lehrt, daß viel öfter wilde Völker durch civilisirte ausgerottet oder in einen elenden Zustand herabgestoßen, als daß sie zu einem bessern erhoben wurden, namentlich wenn sie sich nicht unterwerfen, wenn sie ihre Selbstständigkeit behaupten wollten. Fast muß man glauben, daß jene farbigen Rassen, welche an Zahl untergeordnet und in deren Ländern die Weißen lebensfähig sind, zum unabwendbaren Untergange bestimmt seien, so die in den neuentdeckten Erdtheilen lebenden Amerikaner und Australneger, dann die Polynesier. Die mongolischen Völker scheinen zu zahlreich, als daß sie durch die Weißen so leicht ausgerottet werden könnten, und was Afrika betrifft, so sind wenigstens in dessen Centraltheilen die Weißen nicht einmal in ihrem semitischen Zweige lebensfähig, so daß hier die schwarze Rasse vor der Vernichtung gesichert scheint, wenn sie auch allmälig mehr unter den Einfluß der die Küsten besitzenden und auf verschiedenen Wegen in's Innere dringenden Weißen geräth. Eine Trennung der Menschheit in eine active und passive Rasse, wie sie Klemm in seiner Culturgeschichte oder in männliche und weibliche Stämme, wie sie Gobineau macht, ist viel zu abstract*). Die Unterschiede sind nur gradativ und die Qualification ist nur relativ, so daß dasselbe Volk sich zu einem andern activ, zu einem dritten passiv verhalten kann.

---

*) Die active Rasse Klemm's ist wanderungs-, eroberungs- und ruhmsüchtig, die passive liebt Heimath, Frieden und Ruhe. Nach ihm wären die Drusen des Libanon, die Kaukasier, Kurden, Afghanen, Kafirs Kaschmirer, Mahratten und die Bewohner der Gats Ueberreste der ursprünglich activen Rasse, die sich von ihrer alten Heimath aus über die

Eine wesentliche Bedingung des Fortschreitens in der Cultur ist der gegenseitige Verkehr. Jedes größere und begabtere Volk wird zwar die Erfindungen machen, die zu seinem Leben nothwendig sind; bleibt es aber abgeschlossen, so vermag es die einmal erreichte Stufe nicht mehr zu überschreiten, seine Culturbewegung steht still. Kleinere und minder begabte Völker bleiben ohne Verkehr immer in der Barbarei. Die weiße Rasse besonders hat die große Bestimmung, die Völker einander zu nähern und in Wechselwirkung zu setzen, wobei freilich auch selbstsüchtige Motive und schlechte ihr beigemischte Elemente ihre verderbliche Wirksamkeit entfalten. Soll ein Volk eine selbstständige Cultur erlangen, so müssen aus seiner Mitte bevorzugte geniale Individuen aufstehen, welche ihrer Zeit voran sind, geistig über den großen Haufen hervorragen, ihn beherrschen und seine Kräfte zu bestimmten Leistungen vereinigen. Fehlen solche meist als Gesetzgeber und Religionsstifter auftretende Genies, so kann ein Volk nur von andern vorgeschrittenen zu einer höhern Stufe erhoben werden. Uebrigens müssen schon in den kleinern und kleinsten Kreisen vorragende Köpfe als Mittelpunkt des Denkens und Handelns vorhanden sein, wenn in irgend einer Rücksicht regeres, fortschreitendes Leben erwachen soll. — Der mächtigste Hebel zur Erhaltung des Einzelnen wie der Gesellschaft ist die Arbeit; der Mensch ist so organisirt, daß er immer nach Genuß strebt und in selben sich glücklich glaubt und daß der dauerhaft befriedigende Genuß am sichersten durch Arbeit erlangt und in seinem vollen Werthe gefühlt wird. In der Welteinrichtung fehlt es nicht an zwingenden Nothwendigkeiten und auch nicht an besondern Reizen, welche die Menschen zur Erweiterung ihrer Thätigkeitssphäre veranlassen und die Völker in Berührung bringen. Die Entdeckung fremder Länder eröffnet dem Handel und der Industrie neue Wege, die Auffindung großer Goldlager lockt Menschenströme in bis dahin wüste und unbekannte Gegenden, nähert und mischt die verschiedensten Nationen unter einander und bereitet durch den Aufschwung, welchen sie dem Verkehr gibt, allseitige vermehrte Thätigkeit, zugleich auch Aenderung bestehender Verhältnisse aller Art, — namentlich auch des Werthes der Arbeit und ihrer

---

ganze Erde verbreitet hat. Passive Völker sind Lappländer, Nordsibirier, Kalmücken, Buschmänner, Pescheräh's, Eskimos, Kalifornier. Ursitz der activen Rasse Kaukasus oder Himalayah, wahrscheinlich ersterer; die passiven Völker scheinen in den Tiefländern der ganzen Erde entstanden zu sein. Gegensatz also Hochlandrassen und Schlammrassen. — Diese Theorie ist nicht haltbar.

verschiedenen Produkte vor, welche mehr oder minder im Preise steigen, während die Rentenbesitzer hingegen eine Einbuße erleiden, die dem verminderten Geldwerth proportional ist.

Die Civilisation überhaupt ist keine stätig fortschreitende Größe der gesammten Menschheit; es gab zu allen Zeiten verschiedene Civilisationen, mancherlei Culturformen, jede auf eigener Grundlage errichtet und mit den andern wenig oder nichts gemein habend*). Treten im Laufe der Zeiten in derselben Erdgegend verschiedene Civilisationen auf, so finden sich zwischen ihnen Zeiten der Barbarei, welche auf die zerstörten ältern Civilisationen folgen und in denen sich die Keime der neuen entwickeln (Griechenland, Italien, Amerika). Gobineau meint, jede Civilisation daure nur eine gewisse Zeit und finde ihren Untergang, sobald ein Volk sich mit andern vermischt. Das Volk entartet, sagt er, in dem Verhältniß, als es nicht mehr das Blut seiner Urväter in seinen Adern hat; wird die Natur dieses Blutes durch die vielfältigen Mischungen eine andere, so bildet sich auch eine andere Nationalität heraus; das Volk stirbt und seine Civilisation mit ihm, sobald sein ursprüngliches ethnisches Element im Zusatz der fremden ethnischen Elemente untergegangen ist. Bis jetzt sei keine Civilisation untergegangen, welche von andern Nationen sich abzuschließen im Stande war. Die Kasteneintheilung sichere den Bestand eines Volkes; erst mit der Verwirklichung des Princips der Gleichheit, das nach außen und innen alle Schranken aufhebt, sterben die Nationen ab**). Ich bemerke hiebei nur, daß

---

*) Gobineau nimmt zehn derselben an: eine indische, ägyptische, assyrische, griechische, chinesische, altitalische, drei verschiedene germanische, drei amerikanische (eine alleghanische, mexikanische, peruanische.)

*) v. Lasaulx (Versuch einer Philosophie der Geschichte 2c. München 1857. S. 147, 150) bestreitet diese Vorstellung Gobineaus; jedes Volk (wie die Menschheit selbst, vergl. S. 120) sei ein Organismus, der die Stufen der Kindheit, Jugend, des Mannes- und Greisenalters durchlaufe und zuletzt auch ohne alle fremde Beimischung an Marasmus sterben müsse, wobei dann, zum Theil nach Vollgraff, die begleitenden Erscheinungen angegeben werden, namentlich Erlöschen der Zeugungs- und sprachbildenden Kraft, der politischen und idealen Energie, das Aufhören aller idealen und metaphysischen Bedürfnisse, „bis endlich der ganze Organismus, nur auf die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse reduzirt, seelenlos auseinander fällt.“ G.'s sowohl als von L.'s Vorstellungen haben meines Erachtens nur theilweise Wahrheit und können deshalb nicht als geschichtsphilosophische Axiome gelten. Da niemals ein Volk existirt hat, welches von aller fremden Beimischung frei geblieben wäre, die ja sogar in Aegypten, China und Japan stattgefunden hat, so kann man wenigstens aus der Erfahrung nicht sagen, was geschehen würde, wenn ein Volk ganz isolirt für alle Zeiten bestehen könnte; sicher dürfte dasselbe keinen hohen Grad der

die Ursachen des Verfalls physischer oder moralischer Art sein können; Schiller hat bekanntlich Verwilderung und Erschlaffung als solche angegeben. Manche bessere Völker wurden durch klimatische Aenderungen, Naturkatastrophen, Krankheiten aufgerieben oder gingen in kriegerischen Conflicten zu Grunde, während andere, irreligiöse und sittenlose üppig fortbestehen. So kann man auch im Allgemeinen nicht sagen, daß gute Regierungen die Fortdauer der Völker verbürgen oder schlechte sie unmöglich machen. Das ist eben das tragische Moment im Leben der Menschheit, daß weder der Einzelne noch ein Volk seiner Erhaltung sicher ist; der mitgegebene Instinkt und der sich später entwickelnde Verstand geben einerseits die Mittel hiezu ein, während andererseits oft unabweisbare Verwicklung in ein größeres Getriebe Wohlfahrt oder Verderben bringen kann. So gingen die Reiche von Mexiko und Peru durch die kräftigeren Spanier zu Grunde, deren für jene ganz zufällige und unvorsehbare Ankunft den verderblichen Conflikt in ihrem Gefolge hatte. Man sieht deutlich, daß nur die Existenz der Menschheit als Ganzes, so weit wir dieses Verhältniß ergründen können, durch Naturgesetze gesichert ist.

Durch den immer mehr vervielfältigten Contact der Rassen und Nationen wird eine immer vollständigere Mischung des Blutes her-

---

Civilisation erreichen, wozu eben Wechselwirkung mit andern Nationen und theilweise Verbreitung über die Erde nothwendig ist. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß wenn Fortpflanzung nur in einem beschränkten Kreise, z. B. nur innerhalb einiger Familien oder einer Aristokratie, oder nur zwischen Bewohnern desselben Ortes statt findet, sogar eine Abschwächung der Fruchtbarkeit und ein Absterben gleichsam von innen heraus eintritt. — Die schon öfter und auch durch von Lasaulx ausgesprochene Vergleichung eines Volkes mit einem Organismus hat sicher nur eine beschränkte Geltung. Nimmermehr hat ein Volk die individuelle Geschlossenheit eines solchen mit seinen fest bestimmten typischen Form- und Lebensgesetzen, und wenn Völker verkümmern oder untergehen, so geschieht dieses fast immer durch Mißregierung, durch das Aufkommen mächtiger Concurrenten (wie etwa auch ganz kräftige Bäume verkümmern, wenn sie zwischen solche einer andern schneller wachsenden Art zu stehen kommen) oder fremde Gewalt. Es wechseln oft Zeiten der Kraft und der Schwäche miteinander ab, ohne jene bestimmte Succession, welche die Lebensalter eines Organismus charakterisirt. Oft bedarf es nur einer guten Regierung, günstiger Ereignisse, neuer mächtig erregender Ideen, um ein scheinbar altersschwaches Volk wieder zu Kraft und Wohlstand zu erheben. Doch soll nicht geläugnet werden, daß in manchen Fällen eine gewisse Analogie der Erscheinungen zwischen dem Leben eines Organismus und dem eines Volkes statt finde; im Ganzen aber möchte sich das Leben der Völker vielleicht eher mit den Mischungen und Wandlungen der Massen durch den geologischen Prozeß als mit dem Leben einzelner Organismen vergleichen lassen.

beigeführt und es werden gewisse Erfindungen, Werkzeuge und Sitten nach und nach allgemein bekannt und über die ganze Erde verbreitet; die Nationen erhalten ein immer mehr übereinstimmendes Gepräge, wie ein solches schon jetzt den sämmtlichen Culturvölkern der weißen Rasse aufgedrückt ist, welche so viele Aehnlichkeiten in ihren Sitten und Einrichtungen und eine gewisse allgemeine Form der Bildung bei aller Verschiedenheit erkennen lassen, die historische Verhältnisse und Klima bedingen mögen. — Es ist wenigstens denkbar, daß alles bewohnbare Land allmälig bewohnt und bebaut wird, daß die rohen Naturkräfte überall gebändigt in den Dienst der Menschheit treten und diese selbst mit allen ihren Gliederungen zu einer organischen Verbindung gelangen werde. In der alten klassischen Zeit war der Haupttummelplatz der Völker das Mittelmeer, in unserer Zeit ist es der atlantische Ocean; es wird eine Zeit kommen, wo auch um den großen Ocean derselbe rege Verkehr sich entfaltet. Wie weit dieß Alles fortschreiten könnne, ob die Menschheit eine ewige Dauer haben oder ihr Ende in einer nächsten geologischen Katastrophe finden werde, um etwa einer neuen vollkommenern Art von Geschöpfen Platz zu machen, ist uns gänzlich verborgen.

Es gibt einige Vorurtheile, die sehr allgemein verbreitet und wie verwachsen mit dem Volksgeiste sind. So bilden sich die meisten Völker ein, Aboriginer oder Autochthonen zu sein und sind stolz darauf. Jedes größere Volk hält sich ferner auf einer gewissen Stufe der Cultur für das erste und vorzüglichste. Mit der National-Selbstsucht steht der Fremdenhaß in Zusammenhang, der, um so lebendiger und blinder, je barbarischer ein Volk ist und durch Verschiedenheit der Religion noch sehr gesteigert wird. Je abergläubiger ein Volk, desto mehr sucht es in allen Erscheinungen etwas Uebernatürliches und bildet sich von rein naturgesetzlichen Vorgängen die wunderlichsten Vorstellungen. Man sieht dieses auch bei zahllosen Individuen der gebildeten Völker, wenn ihnen das Talent objektiver Auffassung fehlt, indem sie an die Stelle des natürlichen Verhalts überall ein Produkt ihrer Phantasie setzen. Endlich wird von der großen Masse Alles, besonders das Neue nicht sowohl mit dem Verstande als nach dem subjektiven Gefühl beurtheilt und demgemäß über Gebühr erhoben oder unter seinem Werthe geschätzt.

Betrachten wir nach diesen einleitenden Bemerkungen, wie sich der Mensch in den mancherlei Richtungen seines Genießens und Thuns auf den verschiedenen Stufen seiner Cultur verhält.

Lebens- und Genußmittel.

Mehr oder minder spricht sich auch hierin die Universalität der menschlichen Natur aus; die Eintheilung nach der Nahrung in fleischessende Völker (mehr gegen die Pole), pflanzenessende (in der heißen Zone) und beides essende (in den gemäßigten Ländern) ist nur ganz im Allgemeinen richtig. Die alten Schriftsteller ließen die ersten Menschen nur Pflanzennahrung genießen; allerdings waren wohl Baumfrüchte die erste Nahrung des Menschen; manche halbwilden Stämme leben jetzt noch größtentheils von ihnen, verbinden aber doch das Fleisch der Fische und Mollusken, auch der Jagdthiere hiemit. Barbarische Völker genießen das Fleisch noch roh; die Abyssinier haben jetzt noch besondere Vorliebe hiefür; ebenso die Samojeden, Eskimos, Feuerländer. Später briet oder kochte man es (nannte ja doch Burdach den Kochtopf den Vormagen des Menschen), zur Aufbewahrung trocknete man es an der Sonne, salzte und räucherte es. Barbarische Völker braten das Fleisch in einem Erdloch zwischen Steinen, die durch ein Feuer darüber glühend gemacht werden. Mongolische Reitervölker begnügen sich zum Theil das Fleisch, statt es zu kochen, unter dem Sattel mürbe zu reiten. Bei jedem Volk gestaltete sich die Ernährungsart anders und wurde, wie alles Uebrige theils von äußern, theils von innern Momenten bestimmt: von der Natur des Landes und seiner Produkte, der leiblichen und geistigen Beschaffenheit des Volkes, seinem Thun und Treiben. Bei den Polarvölkern überwiegt der Genuß von Fleisch und Thierfetten, welche namentlich Fische, Seehunde und Walthiere liefern; sie stumpfen zugleich Geschmack und Geruch durch übermäßigen Genuß von Thran ab; bei den Völkern der warmen Länder im Allgemeinen zuckerreiche gewürzte Pflanzennahrung, häufig mit Zusatz von Fischen. Die Hindus, Japanesen, Molukkesen leben fast ganz von Vegetabilien; eben so viele Afrikaner und die alten Mexicaner; dann Indianerstämme am Amazonas und viele Polynesier. Seit alter Zeit wie jetzt noch nähren sich große Volksstämme am persischen Meerbusen fast ausschließlich von Fischen; Jägervölker leben meist vom Fleisch des Wildes (ein Theil der nordamerik. Indianer von dem des Büffels) und Ackerbauer von dem der zahmen Thiere, Lappen und Sibirier vom Rennthier, Kalmucken von Pferdefleisch, Südseeinsulaner und Chinesen essen Hunde, die mit Pflanzenstoffen gemästet werden. Die Gauchos in den Pampas essen nach Darwin Monate lang nichts als Rindfleisch, und sehr viel Fett. Deßhalb können sie sich viel-

leicht, „wie andere fleischfressende Thiere," lange der Nahrung enthalten. Ein Trupp Soldaten verfolgte einige Indier drei Tage lang, ohne zu essen. Armselige Wilde verschmähen auch ekelhafte Thiere nicht; viele Negerstämme, die Garos in Assam, manche Polynesier essen Schlangen und Kröten, manche Australier Ungeziefer, mexikanische Kinder große Schnurasseln (Julus maximus). Die trächtigen Weibchen der Wanderameise in Zucker eingemacht genießen Creolen und Europäer als Naschwerk.

Eine dauernd gesicherte Existenz haben weder Jäger- noch Fischervölker; sie gewährt nur der Landbau. Seit den ältesten Zeiten haben die indoeuropäischen Völker unsere Getreidearten gepflanzt, Chinesen und Hindus auch den Reis, andere asiatische und afrikanische Völker noch andere Cerealien, namentlich der Sippen Sorghum, Panicum, Poa; das sogenannte Kaffernkorn ist Holcus Caffrorum. Das Obst kann seiner chemischen Beschaffenheit nach nur eine angenehme erfrischende Zuthat zur Nahrung liefern, mit Ausnahme der für Nordafrika, Persien und Aegypten so wichtigen Dattel und der Paradiesfeige, einem Hauptnahrungsmittel in allen Tropenländern. Im alten Aegypten wurden ganz allgemein die Kerne der Lotospflanze genossen. Araber und Syrer genießen viel Sycomorfeigen, die Griechen sehr viel gewöhnliche Feigen. In der Berberei, Südspanien, Portugal lebt das Volk zum Theil von den Eicheln der Quercus ballota und esculus, in der Campagna, Savoyen, manchen Gegenden Südfrankreichs von Kastanien. Die Californier leben von einer Cactusfrucht, ein Theil der Brasilianer von der des Anacardium occidentale, die Ceylonesen von Cynosurus coracinus, die Abyssinier von Sesamkörnern. In den malayischen Ländern sind Igname und Sago Hauptnahrungsmittel, auf den Südseeinseln Brodfrucht, Cocosnuß, auf einigen auch Tarowurzel. Die Amerikaner hatten seit uralter Zeit den Mais, Manioc, die Batate, die Peruaner die Quinoa; ob sie die Kartoffeln im Großen gepflanzt haben, ist mir unbekannt. Die Nordvölker nehmen Pflanzenstoffe nur in kleiner Quantität; die Kamtschadalen Sarana (Zwiebel einer Lilie), die Sibirier Tschina (Knollen von Lathyrus tuberosus), die Jakuten Polygonum viviparum, die Isländer Lichen islandicus, die Grönländer den Zuckertang, Beeren, Löffelkraut; die Tataren leben in der langen griechischen Fastenzeit fast nur von Schwämmen, selbst giftigen.

Während wilde Völker nur wenige roh genossene oder nur oberflächlich zubereitete Nahrungsmittel kennen, hat mit der steigenden Cultur die Raffinerie in der Wahl, Zusammenstellung und

Zubereitung der Speisen eine erstaunliche Höhe erreicht. Die Wilden wissen aber auch Speise und Trank da aufzufinden, wo sie der Europäer nicht entdeckt. In den wasserlosen Einöden Australiens findet der Eingeborene Sträucher, die er aus der Erde reißt und deren zerbissene Wurzeln erfrischende Flüssigkeit enthalten. Barbarische Völker haben auch einige Nahrungsmittel bereiten gelernt, welche wenig Raum einnehmen, sich leicht fortbringen und längere Zeit erhalten lassen, so das Pemmican, eine Speise der nordamerikanischen Indier und Trapper, welches aus Hirsch- oder Rennthierfleisch bereitet wird, das man an der Sonne trocknet, dann im Mörser zerstößt und mit Fett vermengt. Das Nahrungsbedürfniß der Völker ist höchst verschieden, so daß der Araber mit einer Hand voll Reis oder Mehl und Datteln einen Tag ausreicht, während besonders nördliche Völker bedeutender Nahrungsquanta bedürfen, Eskimos und namentlich Jakuten, überhaupt mongolische und manche türkische Völker, auch manche Schwarze sich durch außerordentliche Gefräßigkeit bemerkbar machen. Einige Völker verschlingen zur Abstumpfung des Hungers Mineralsubstanzen (lettige Erden, öfter mit organischen Beimischungen); so die Ottomaken am Orinoco und manche Stämme in Bolivia, auf den Fidji- und andern Südseeinseln. Die nordamerikanischen Indier benutzen den Tabak zur Minderung des Hungerreizes.

Nur die allerrohesten Wilden begnügen sich mit Wasser als Getränk und nur selten sind die Menschen mit dem natürlichen Saft der Früchte zufrieden. Bald erkannte man, indem man saftige Früchte aufzubewahren versuchte, die Eigenschaft zuckerhaltiger Pflanzensäfte in weingeistige Gährung übergehen und so erregende und berauschende Getränke darstellen zu können. Der Traubensaft nimmt unter allen den ersten Rang ein; die Arier gewannen aus Asclepias acida oder Sarcostemma viminalis einen berauschenden Trank; in Tropenländern liefern verschiedene Palmen den sogenannten Palmwein; die Neger Afrikas trinken Bier, verschiedene Branntweine, Palmwein; in Indien gewinnt man aus Reis und dem Saft der Areca Catechu den Arak, in Amerika aus dem Zuckerrohr den Rum, in Europa aus Cerealien, Kartoffeln, verschiedenen Baumfrüchten, der Enzianwurzel ꝛc. geistige Getränke. Die Mongolen bereiten aus der Milch, die vermöge des in ihr enthaltenen Milchzuckers in weingeistige Gährung übergehen kann, ihren Kumiß. Die alten Celtiberier und Germanen berauschten sich in dem aus Honig bereiteten Meth; Deutsche, Engländer, Scandinavier brauen aus verschiedenen in Gährung versetzten Getreidearten das

Bier, wozu auch das Chang der Tübeter gehört, welches wohl mit dem aus Hirse bereiteten Marwabier im Himalayah identisch ist. Auf den Südseeinseln wird aus Pfeffer der verderbliche Cavatrank bereitet und südamerikanische Indier gewinnen aus dem gährenden Mais ihre Chicha; die Chinesen haben ihren Saki, die Malabaren den Tari.

Neben den berauschenden Getränken existiren andere, welche eine sanftere Aufregung hervorbringen; vier derselben sind durch große Aehnlichkeit der sie charakterisirenden organischen Stoffe merkwürdig; Caffeein, Theein, Theobromin und der im Paraguaythee enthaltene Stoff sind nur Modificationen derselben Substanz*). Während der Theestrauch ursprünglich den Chinesen angehört, der Kaffeebaum semitischen Völkern, sind die Cacaopflanze und der Maté Amerika eigen. Es wäre unter den Getränken noch die Milch anzuführen (namentlich der Kuh, Ziege, des Schafes, Rennthieres, Pferdes, Esels), wenn dieselbe nicht eben so gut zu den Nahrungsmitteln gerechnet werden müßte.

Die Menschen haben auch zu betäubenden Stoffen gegriffen, um sich in angenehme Aufregung zu versetzen. Das unschädlichste unter diesen Lust- oder Genußmitteln ist noch der Tabak, welcher sich, schon seit langem den amerikanischen Indiern bekannt, seit dem 16. Jahrh. von Amerika aus trotz aller Hindernisse mit unwiderstehlicher Gewalt und großer Schnelligkeit über die ganze bewohnte Erde verbreitet hat. Viel schädlichere Narkotika sind Opium und Dawamesc; ersteres hat sich von Indien aus über die malayischen Länder und China, westwärts bis Europa, namentlich England verbreitet und herrscht besonders in China vor. Die Schritte des Kaisers dagegen, die großen Strafen vermögen um so weniger, als zahlreiche, selbst hochgestellte Beamte leidenschaftlich Opium rauchen. Man gebraucht hiezu eine eigene Composition, Tschanda genannt. Gesundheit und Moralität des Volkes werden hiedurch tief untergraben, das Leben verkürzt. Das merkwürdige Hallucinationen erzeugende Dawamesc oder Haschisch, wozu die Blätter des

---

*) Die Ursache, warum diese Getränke so vielen Nationen zum Bedürfniß geworden sind, findet Liebig im Stickstoffgehalt des Theeins oder Caffeeins, welcher zur Bildung des Taurins in der Galle verwendet werde. Thee und Kaffee sind denen, welche viel nährstoffhaltige Nahrung genießen und sich wenig Bewegung machen, die zur Umbildung nöthig ist, nützlich; dem nordamerikanischen Indier, dessen Gewebe so schnell consumirt werden, wären sie schädlich; dieser findet im Tabak und Branntwein ein Mittel, die zu schnelle Umbildung der Materie zu hemmen.

indischen Hanfs gebraucht werden, ist auf den Orient beschränkt. In Aegypten dient die persische Wasserpfeife nicht blos zum Rauchen des Tabaks, sondern auch anderer Narkotika, namentlich des Opiums, dann des Haschisch, dessen Blätter man raucht, während Kapseln und Samen mit Aromen zur Bereitung von Latwergen und Zuckerwerk dienen. In ähnlicher Absicht kauen die Bewohner des glücklichen Arabiens die jungen Blätter des Katt, Celastrus edulis und unzählige Menschen in Asien und Amerika die Betel- oder Cocablätter, meist mit andern Substanzen vermischt. Wilde und civilisirte Völker wenden berauschende Mittel an, um sich zum Kampf zu erhitzen; die Mahratten geben zu diesem Zweck sogar ihren Pferden Opium. — Endlich ist noch der Arome und Parfüms zu gedenken, welche namentlich die Orientalen und überhaupt Völker wärmerer Länder lieben; sogar manche Wilde stecken in die durchbohrte Nase und Lippen wohlriechende Blumen. In Europa scheint der Gebrauch der Parfüms im Gegensatz zum sonstigen Luxus eher in Abnahme begriffen.

Kleidung, Schmückung, Verunstaltung *).

Die Nothwendigkeit der Kleidung ergibt sich hauptsächlich für die Bewohner der gemäßigten und kältern Länder, obwohl auch die meisten Völker der heißen Zone fast nie ganz nackt gehen, sollten sie Kleidungsstücke auch mehr zum Putz, als aus Bedürfniß tragen. Blätter und Rinden, Thierfelle und bald auch einfache Gewebe aus Pflanzenfasern lieferten die ersten Kleidungsstücke. Es gibt sehr wenig wilde Völker, denen Schamhaftigkeit ganz unbekannt wäre und wo nicht wenigstens das andere Geschlecht den Unterkörper verhüllte, so daß man die Schürze als das ursprünglichste Kleidungsstück ansehen kann, welche zu einem Umschlagtuch vergrößert wurde, aus welchem dann der Rock mit seinen so verschiedenen Formen entstanden ist. Nach Hallé war die Kleidung der östlichen und südlichen Völker jederzeit so, daß sie auf den Schultern ruhend dort befestigt war, von da auf den übrigen Körper herabfiel und nur durch Gürtel gehalten wurde, die entweder über der Brust oder über den Hüften angebracht waren. Die Kleidung der nörd-

*) Für diese Gegenstände, aber auch für Geräthschaften, Waffen, Bauwerke, Sitten rc. verweise ich auf das treffliche Werk: Weiß, Kostümkunde. Handb. d. Geschichte der Tracht, des Baues und Geräthes rc. Stuttg. bis 1858 7. Lief.

lichen Völker hingegen ist jederzeit in zwei Stücke abgetheilt gewesen, deren eines die untere Körperhälfte bedeckend und über den Hüften befestigt, den Rock ausmachte, während das andere auf den Schultern ruhte, bis an den Gürtel mehr oder weniger dicht an den Körper anschloß und dann über den Rock mehr oder weniger weit herunterlief. Wie nun beim andern Geschlecht aus der Vervielfachung des untern Kleidungsstückes, während das obere eng anliegend blieb, die Idee von den vermeintlichen Vorzügen und Annehmlichkeiten einer feinen und schlanken Taille entstand, wie um den Contrast zwischen oberer und unterer Körperhälfte immer mehr zu steigern, die bedenklichen Schnürleiber und im Gegensatz hiezu die übertrieben weiten lächerlichen Reifröcke sich ausbildeten, kann man in Moreau de Jonné's Naturgesch. d. Weibes nachlesen.

Die Menschen bekleiden sich nicht blos, um sich vor der Kälte des Nordens oder hoher Gebirge oder vor der versengenden Sonne zu schützen, sondern fast eben so sehr, um sich zu schmücken. Es ist derselbe Trieb, hier mit Bewußtsein ausgeübt, der in der Natur den Thieren und Pflanzen die reizenden Farben und Zeichnungen gegeben hat, welcher den Menschen anregt, sein Aeußeres angenehm oder imponirend erscheinen zu lassen. In gewisser Weise spiegelt die Kleidung den Geist und die Gesinnung der Zeiten und Völker; mit dem verfeinerten Wesen und der freiern Denkweise unseres Jahrhunderts würden weder die Eisengewänder der mittelalterlichen Ritter noch die Zöpfe und steifen Kleiderformen des 17. u. 18. Jahrh. in Harmonie stehen. Der bewegliche Geist der Abendländer offenbart sich auch im Wechsel der Mode, die bei den Morgenländern seit Jahrtausenden wenig geändert hat. Nach Chardin waren die Perser zu Tamerlans Zeit gerade so gekleidet wie zu der seinigen; die Türken fröhnen schon mehr der Mode, wechseln namentlich die Form des Turbans. Die Europäer lassen den Bart bald wachsen, bald rasiren sie ihn ab; die Asiaten tragen einen Bart heutzutage wie vor drei Jahrtausenden. Die mehr enge, unschöne Kleidung der Abendländer entspricht ihrer arbeitsamen Beweglichkeit, die weite, wallende, prächtige Kleidung der Asiaten ihrer stolzen Gravität. Goguet macht die richtige Bemerkung, daß auf der ganzen Erde die Frauen anders gekleidet sind, als die Männer; beider Kostüm hat sich im Laufe der Zeiten und bei den verschiedenen Völkern zu einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Formen entwickelt.

In manchen Fällen sehen wir die Kleidung in deutlicher Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen und dem Klima eines Landes;

der weiße Mantel der Araber (Burnus), der Poncho mancher südamerikanischen Indianer schützt den Körper gegen die Sonnenstrahlen, ohne ihn zu sehr zu erwärmen; der Okonch der Tschuktschen, aus Walfisch- oder Seekalbdärmen gemacht, ganz wasserdicht, ist für das dortige naßkalte Klima ein unschätzbares Kleidungsstück; eben in den kältesten und höchsten Ländern der Erde fehlt es nicht an See- oder Pelzthieren, mit deren Häuten der Mensch sich gegen die Härte des Klimas zu schützen vermag. Die Polarvölker hüllen sich in warme Pelzkleidung, zu welcher auch mit Pelz gefütterte Stiefeln und Handschuhe gehören, sie schützen die Augen mit Schneebrillen und manche von ihnen überschreiten die endlosen blendenden Flächen und Hochebenen auf Schneeschuhen. Die nordamerikanischen Indianer bekleiden den Fuß mit den vortrefflichen wasserdichten Mocassins, die aus eigens präparirter Büffelhaut gefertigt werden, die Bewohner heißer Länder hingegen tragen häufig nur Sandalen, welche den Zehen freie Bewegung gestatten.

Auf die Dressur des Haupthaares und Bartes verwenden die meisten Völker eine gewisse Sorgfalt*); die äußerst zierliche Haarkräuselung der Assyrer begegnet uns auf allen Basreliefs; bei den alten Aegyptern finden wir eine große Mannigfaltigkeit im Haarkostüm; die vornehmen Damen Japans tragen oft Zöpfe länger als sie selbst. Bei den Römerinnen der alten Zeit herrschten erstaunlicher Luxus und zahllose Formen im Hauptputze; zur Kaiserzeit war der Geschmack schon verbildet, daher das Streben nach imponirender Pracht und Fülle. „Das hoch aufgeflochtene Haar mancher Kaiserin glich in der That einem künstlichen Bauwerk, sagt Krause, und Juvenal hat in dieser Beziehung wirklich den Ausdruck aedificare gebraucht." Dem aufmerksamen Betrachter menschlicher Dinge entgeht nicht, daß auch hierin gewisse Formen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern, allerdings mit Modificationen wiederkehren. Nach Hallé ging unter der Regierung Karl VI. in Frankreich der schlechte Geschmack so weit, daß man am Haarputze offenbare Unformen anbrachte, „um dem Kopfe dadurch Anmuth und Würde zu verschaffen"; die Modedamen trugen überaus hohe und prächtige Hörner. Der Carmeliter Thomas Connectus aus der Bretagne predigte aus allen Kräften gegen diese ungeheuren Kopfputze, richtete aber nichts gegen die Mode aus; die Hörner wurden immer größer und prächtiger. Nach einem

*) Krause, Plotina oder die Kostüme des Haupthaares ꝛc. Lpz. 1858. Mit 5 Tafeln.

überall wiederkehrenden Entwicklungsgesetz nahmen sie in der Folgezeit eine leichtere und geschmackvollere Form an und verwandelten sich in Fontangen. Zur Zeit ihrer größten Ausbildung waren diese Kopfputze eine Art Gebäude von mehrern Stockwerken aus Eiseudraht, auf welchem Stücke von Leinen oder Flor angebracht waren, die durch mit Haarlocken geschmückte Bänder von einander abgesondert wurden. Die ungemein vielen Bestandtheile hatten die wunderlichsten und lächerlichsten Namen.*) — Viele wilden und anfänglich nackten Völker reißen sich gerne sämmtliche Haare am Körper aus, mit Ausnahme der Kopfhaare und Augenwimpern. (Die amerikanischen Indianer sind keineswegs von Natur unbebartet, obschon ihr dünner Bart spät erscheint.) Auch die Europäer vor 2000 Jahren hatten diese Gewohnheit. Thraker, Britten und fast alle Kelten und Germanen rissen sich alle Körperhaare aus, nur den Schnurrbart ließen sie öfters wachsen, um in der Schlacht schrecklicher auszusehen.

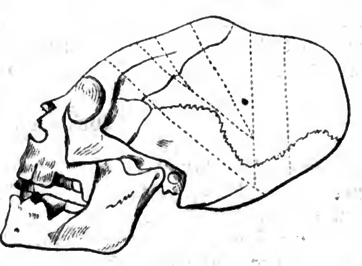
Bei den rohesten Wilden tritt schon die Neigung, sich zu schmücken hervor; die europäischen Seefahrer befriedigen dieselbe meist auf sehr wohlfeile Weise mit Glasperlen, falschen Korallen, glänzenden Blechstückchen 2c. Die nackten Catauiris und Purupurus vom Amazonenstrom tragen doch Ringe um Arme und Beine, die Dayaks auf Borneo Kupferringe, Schmucksteine, Goldzierrathen; die Botocuden in Brasilien stecken in Unterlippe und Ohren große Holzscheiben. Viele barbarische Völker bemalen sich den Körper (wie ja die Picten, die alten Bewohner Schottlands davon den Namen haben sollen) oder nur einzelne Theile, wie z. B. Nägel, Wangen, Lippen, oder sie versehen ihn mit Einschnitten oder sie tätowiren ihn, d. h. sie bilden mittelst unzähliger kleiner Stiche oder selbst Schnitte bestimmte Zeichnungen auf der Haut, desto reicher und ausgebreiteter, je höher der Stand des Tätowirten und reiben verschiedene Farben in dieselben ein. So besonders malayische und polynesische, dann auch einige tungusische Stämme; aber auch bei Araberinnen und selbst in Europa kommt Tätowirung vor. Die alten europäischen Völker gebrauchten beim Tätowiren den Waid, Isatis tinctoria. Die Tätowirung ist bei den Wilden (und war es wohl auch bei unsern Voreltern) eine für Tapferkeit erlangte unvererbliche Zier. Später bezeichnet oft die Kleidung den Stand, die Uniform noch besonders den Rang, Dekorationen markiren die persönliche Auszeichnung. — Bei den Papuas, die ganz

*) Moreau de Jonné, a. a. O. II. 277.

nackt gehen, tragen bloß die Häuptlinge eine grell gefärbte Matte von Bananenblättern auf dem Kopf, andere barbarische Völker zieren den Kopf mit Federn ꝛc. Im Ganzen tritt die Neigung sich zu schmücken, wie billig mehr beim weiblichen Geschlechte hervor und spricht sich nach den Umständen in den verschiedensten Abstufungen aus, von der armen Wilden, die einige Blumen in ihr Haar steckt bis zu der mit Diamanten übersäeten Fürstin der civilisirten Völker.

Da nur die civilisirten Völker und unter diesen wieder die einen mehr als die andern — sich zum richtigen Begriff der Schönheit erhoben haben, so werden tiefer stehende Nationen Verhältnisse für schön halten, die dem geläuterten Geschmack als häßlich erscheinen und solche herbeizuführen, oder wenn schon vorhanden, zu steigern suchen. — Die Mode der Chinesinnen, ihre Füße durch Binden und kleine Schuhe zu verkrüppeln, ist über alle Stände verbreitet; sieht man einen naturgemäßen Fuß, so gehört er sicher einer Person tatarischer Abkunft oder von den auf dem Wasser lebenden Stämmen an. Viele Neger Afrikas, die Hottentotten und manche Australneger üben bei den Neugeborenen einen bedeutenden Druck auf die Nasenknochen aus, ziehen die Ohren in die Länge, die Lippen in die Dicke und quetschen das Gesicht platt, um die typische Negerschönheit noch zu steigern. Viele nordamerikanische Indianer (wie früher die alten Peruaner und vielleicht auch die Hunnen thaten,) pressen bei ihren Neugeborenen durch zum Theil grausame, Monate lang fortgesetzte Methoden den Schädel zusammen, aber nur bei den Freien, während es bei Sklavenkindern nicht gestattet ist. Nach Townshend wird der Kopf zwischen zwei Brettern oder zwischen einem Brett und einer Grasmatte oft mittelst Bandagen und Compressen eingeschnürt, um die ganze Stirn vom Superciliarbogen bis zur Kreuznath einzudrücken, welche Operation 4—8 Monate dauert. Nach Schoolcraft herrschte der Gebrauch, die Köpfe in den ersten Monaten zusammenzudrücken früher bei den Natchez (1730 durch die Franzosen ausgerottet), bei den Choctaws, Warsaws, Muskegons oder Cheeks, Catawbas, Attacajas, Nootka-Columbiern, Peruanern. Die Zusammendrückung geschah durch verschiedene Vorrichtungen und in verschiedener Richtung, so daß der (bei sämmtlichen Amerikanern von Canada bis Cap Horn nach Morton) ursprünglich rundliche Kopf dadurch konisch, symmetrisch länglich (nämlich von oben niedergedrückt; so bei den Peruanern) unregelmäßig, viereckig ꝛc. wurde. Alle Stämme wollen nämlich ihren eigenthümlichen Typus hiemit noch stärker ausprägen, deshalb

pressen die mehr hochscheiteligen Indianer den Kopf von vorne nach hinten, die langschädeligen von oben nach unten platt. Allerdings erleidet das Volumen des Hirns hiebei keine Veränderung; nichts destoweniger ist es merkwürdig, daß auch der intelligente und moralische Zustand hiedurch nicht affizirt zu werden scheint, wie Schoolcraft und Townshend versichern. Letzterer z. B. sah nie intelligentere und schlauere Indianer als die Chirucks und Klikatas, bei welchen diese Sitte herrscht. Abschaffung derselben will nicht Eingang finden, da ein verdrückter Schädel für kriegerisch und edel gilt; ein runder Schädel bleibt verachtet und untergeordnet. — Manche wilde Völker, namentlich Neger, haben die Gewohnheit, sich einzelne Vorderzähne auszubrechen oder dieselben sich nadelspitz zuzufeilen. Es muß schließlich noch einer andern Verunstaltung gedacht werden, die noch mehr als die Schädelverdrückung den Zweck ein National-Merkmal zu schaffen verfolgt und zugleich mit religiösen Vorstellungen in Verbindung tritt. Es ist dieses die Beschneidung, ihrer ursprünglichen Bedeutung nach ein Unterscheidungszeichen der — nach ihrem Begriffe reinen und gläubigen Völker von den unreinen und ungläubigen. Bei keinem nördlichen Volke findet sich eine Spur hievon. Die Beschneidung der Juden wurde von Abraham als ein von Gott verordnetes Zeichen des Bundes zwischen ihm und dem auserwählten Volke dargestellt, welches später die Beschneidung von jenen Fürsten und Völkern verlangte, die mit ihm in nähere Verbindung treten wollten. Die Kenntniß derselben scheint Abraham aus Aegypten zugekommen zu sein, wo sie schon früher in Gebrauch war; nach Herodot waren die Kolcher, Aegypter und Aethiopen die einzigen Völker, die sich seit undenklicher Zeit beschneiden. Als unter den Juden Gräcomanie einriß, schämten sie sich der Beschneidung und suchten die Vorhaut wieder herzustellen, wodurch sie auch den Bedrückungen und Erpressungen zu entgehen glaubten, denen sie als Juden ausgesetzt waren. (Vergl. Friedrich, zur Bibel ꝛc. II, 39 ff. Molitor, Philosophie der Geschichte III, § 477.) Beschneidung findet auch bei den Mohammedanern statt, bei den Negern auf der



Westküste Afrikas, Kaffern, Damaras, Madegassen, manchen Südaustraliern, (während andere australische Stämme die Sitte haben, die regio pubis zu enthaaren, was sie Wharepin nennen), bei amerikanischen Indianern*), auf den Südseeinseln, besonders Tahiti. Die arabischen Beduinen haben statt der Beschneidung den noch aus ihrer heidnischen Zeit stammenden Salkh, einen widerwärtigen Brauch, der darin besteht, die ganze Haut vom Nabel über die Geschlechtstheile bis zu den Schenkeln abzuschinden. Bei den meisten Völkern scheint die Beschneidung die Bedeutung eines Opfers zu haben, namentlich an die Stelle der früheren Menschenopfer getreten zu sein; sonst konnte sie Manchen als Reinigungsakt, als Nationalkennzeichen oder kriegerisches Ehrenzeichen erscheinen. Manche wilden Völker verletzen die Zeugungstheile der Neugeborenen zum Zeichen der Demüthigung und um die bösen Götter zu versöhnen.

Wohnungen.

In den meisten Erdgegenden war der Mensch bald gezwungen, sich eine Wohnung zu bereiten, nicht bloß um in ihr Zuflucht gegen die Unbilden des Wetters zu finden, sondern auch zum Schutz für seine Familie und sein Eigenthum. Die Libyer und Ligurer schliefen noch auf bloßer Erde, letztere nur selten in schlechten Hütten. Manche wilden Stämme am Amazonenstrom haben bei ihren immerwährenden Wanderungen keine feste Wohnung, sondern schlafen auf der Erde oder auf Bäumen, deren Zweige sie als Dach über sich biegen, wie dieses auch manche Wilden der malayschen Halbinsel und Bengalens thun. Die ebenfalls stets herumziehenden Australier bauen sich schlechte Hütten aus in die Erde gesteckten, zusammengebogenen Aesten. Selbst die Gurbis mancher Araber in Algerien sind aus solchen gemacht, ganz nach Art der alten Numidier. Die Hirtenvölker, aber auch wandernde Araber wohnen meist in Zelten, gewöhnlich aus Thierfellen oder Filz; die „Jurten" der sibirischen Völker gehören hieher. Die Eskimos machen ihre Zelte aus Walroß-, die Grönländer aus Seehundshaut und verschließen sie mit den durchscheinenden Därmen dieser Thiere. Im Winter hingegen wohnen die Polarvölker zum Theil in unterirdi-

*) Auf Yucatan, der Insel Kosumel, am mexikanischen Meerbusen, der Spitze von Florida. Bei den westlichen Mexikanern fand keine Beschneidung statt, wie Mallet irrig behauptete, sondern man machte nur einen leichten Schnitt in die Vorhaut (und in die Ohren), aus dem einige Tropfen Blut fließen mußten.

schen ausgehöhlten Räumen. Andere Stämme verschiedener Gegenden (von den Alten unter dem Namen Troglodyten zusammengefaßt) wählen, weil es die Beschaffenheit des Landes gestattet, Felshöhlen zur Wohnung, so ein Theil der alten Gallier und Ligurer, die Guanchen (Lavahöhlen) und jetzt noch einige Stämme an der Südküste Arabiens. Um eigentliche Häuser aus Holz oder Stein zu bauen, ist schon ein gewisser Grad von Civilisation erforderlich; manche Neger am Niger und einige malayische Stämme bauen sie der Sicherheit oder auch der Ueberschwemmungen wegen auf Pfählen, so daß man nur mittelst Leitern zu ihnen gelangen kann. Dieses thaten auch viele Ureinwoher Europas im steinernen Zeitalter. Aehnlich sind die „Campongs" der Dayaks auf Borneo und zum Theil sogar befestigt. In die gleiche Kategorie gehören die S. 181 erwähnten Casas grandes der aztekischen Indianer. In Griechenland, Montenegro, Corsika, manchen Gegenden des Caucasus findet man jetzt noch viele befestigte Steinhäuser, in kleinerem Maßstabe den Burgen des Mittelalters vergleichbar. — Vom einfachen für eine Familie bestimmten Hause finden sich alle Zwischenstufen bis zum Palast und zur Kunsthalle, oder zum colossalen Fabrikgebäude, der Caserne und Festung, welche Hunderte und Tausende von Menschen aufnehmen können; eben so vom Opferstein oder Steinaltar der wilden und barbarischen Völker alle Mittelformen bis zu den erhabenen Tempeln, in welchen die civilisirten Völker die Gottheit verehren.

Aus der Vereinigung menschlicher Wohnungen auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume sind die Dörfer, Flecken, Städte mit den oft so riesigen Dimensionen letzterer hervorgegangen, wo manchmal Millionen von Menschen dicht gedrängt beisammen leben, wie in den Metropolen Rom, Babylon, Ninive der alten Zeit, in Paris, London, Peking, Jeddo der neuen, in welchen neben der höchsten Verfeinerung die tiefste Rohheit, neben dem glänzendsten Reichthum das bedauernswürdigste Elend, ferner alle Formen und Zustände der Gesellschaft und gewissermaßen alle Phasen der Geschichte sich dicht nebeneinander finden.

Geräthe und Waffen

verschiedener Art bedurften zunächst die Hirten- und Ackerbauvölker; es galt die Erfindung und Herstellung solcher von möglichst zweckmäßiger Form und Einrichtung. Sie bedurften Gefäße für Aufbewahrung der Milch und der Lebensmittel, mancherlei Werkzeuge zum Bauen der Erde und zum Ernten. Man brauchte an-

fänglich ausgehöhlte Früchte, zusammengerollte Blätter, später auch geflochtene Körbe und mit schneidenden Werkzeugen aus Holz gefertigte Urnen oder Gefäße aus getrockneter Erde. Da der Ackerbau anfänglich nur in den fruchtbarsten Schlammländern betrieben wurde, so reichte eine rohe Hacke zum Umwühlen des Bodens, ein gespitzter Stein zum Bohren der Löcher für den Samen hin; erst spät wurde der Pflug erfunden, wahrscheinlich von solchen Ackerbauvölkern der weißen Rasse, die auf härterem Boden angesiedelt waren. Der Ochse erschien wegen seines langsamen Schrittes vorzüglich tauglich, ihn zu ziehen. Die Wahl des Stoffes für die verschiedenen Geräthe richtete sich nach der Natur des Landes und nach der Culturstufe; zur Bearbeitung diente vor der Periode der Metalle hauptsächlich das Feuer, welches auch zum Fällen der Bäume und zum Aushöhlen der Stämme diente. — Die häuslichen Geräthschaften waren anfangs von einfachster Art; Thierfelle oder Streu dienten zum Lager. ein Klotz als Tisch und Sitz. Alle diese Productionen des Menschen haben im Laufe der Zeiten erstaunliche Umwandlung und Vervollkommnung erfahren; man begnügte sich nicht damit, die Geräthe, die mit den Bedürfnissen und Genüssen des Lebens an Zahl sich stets vermehrten, immer brauchbarer zu gestalten, zum Theil aus den kostbarsten Stoffen, feinen Hölzern, werthvollen Steinen und Metallen rc., sondern es war auch der Schönheitstrieb im weitesten Umfange hiebei wirksam. So erreichte zuletzt die innere Einrichtung der Häuser, Paläste und Tempel eine Vollendung, bei welcher Schönheit und Bequemlichkeit häufig mit dem höchsten Luxus vereinigt sind. — Besondere Geräthschaften waren den Jäger- und Fischervölkern zum Fangen und Erlegen der Thiere nothwendig, Netze und Fallen verschiedenster Art, Wurfschlingen, Spieße, Harpunen und andere Wurfwaffen.

Die ersten Waffen dienten zugleich zur Jagd und zum Kriege und waren einfach und roh, die ursprünglichsten aller wohl Prügel und Keule. Bald wurden zugeschärfte Steine, sehr oft Feuersteine, seltener auch Muschelschaalen zur Herstellung höchst roher Messer und Aexte benutzt, indem sie mit Wurzel- oder Bastfasern oder mit Thiersehnen an hölzerne Griffe befestigt wurden. Streitäxte, ähnlich denen, welche vor Jahrtausenden in den Boden Europas versunken, von Zeit zu Zeit zu Tage gebracht werden, sind heutzutage noch bei vielen Wilden Amerikas und Polynesiens im Gebrauch. Das Fell der Jagdthiere wurde zu Riemen zerschnitten, Fischgräten zu Lanzenspitzen und Dolchen verwendet, harte Hölzer

zu Kriegsgeräthen verarbeitet. Die Keule wurde auch geschleudert; eine eigenthümliche Modification derselben ist der Bumerang oder Kiley der Australier, ein drei Fuß langes, gekrümmtes Stück Holz, welches geworfen mit unglaublicher Schnelligkeit eine Parabel beschreibt und wieder zu seinem Herrn zurückkehrt. Nächst der Keule ist der Spieß die ursprünglichste Waffe, ein Stab mit harter scharfer Spitze, zu welcher außer Gräten auch Pflanzenstacheln oder Stoßzähne von Thieren gebraucht werden. Die Lanze diente zum Stoß und als Wurfspieß; mit metallenen Spitzen blieben diese Waffen durch alle Zeiten hindurch gebräuchlich uud erstere hat sich auch bei einem geringen Theil der Reiter der gegenwärtigen Heere erhalten, während die Spitze als Bayonnet sich mit dem Feuergewehr verband. Man warf Steine auf den Feind und erfand um ihnen größere Geschwindigkeit zu geben, die Schleudern und Katapulten. Pfeil und Bogen haben sich unter verschiedenen Modificationen auch bei den europäischen Völkern bis zur Erfindung des Feuergewehrs erhalten und die Armbrust ist nur die vollkommenste Form dieser Waffen. Viele Völker der heißen Zone vergiften ihre Wurfwaffen mit verschiedenen Pflanzensäften. Zum Schutze wurden Schilder, Helme und Harnische ersonnen und ursprünglich aus Holz, Rinden und Thierhäuten gemacht.

Die Kunst die Metalle zu gewinnen und zu verarbeiten, welche bis in die vorhistorische Zeit zurückreicht und keineswegs bei den sie übenden Völkern einen besonders hohen Culturgrad voraussetzt, übte auf die Verfertigung der Schutz- uud Trutzwaffen, wie aller übrigen Geräthe den mächtigsten Einfluß. Auf die Anwendung der Steine folgte zuerst die des Kupfers, dann erst des Eisens; hierauf gründen sich die Benennungen Steinalter, Erzalter, Eisenalter. Man findet auch bei wilden Völkern schon manche sinnreiche Waffen und Geräthe zur Erlegung der Thiere, wie denn die Eskimos eine höchst zweckmäßige Walfischharpune, die Neger am Ngami-See eine solche für die Flußpferde haben. — Größern Einfluß noch als der Gebrauch der Metalle, übte die Erfindung des Schießpulvers auf die Kriegskunst, welche seitdem eine gänzliche Umänderung erfahren hat. Mit ihr wurden Waffen möglich, die an Sicherheit, Fernwirkung und durchschlagende Kraft jene der frühern Zeiten ungemein übertreffen und die Wirkuug des Feuers zur Zerschmetterung und Durchbohrung gesellen.

Zur Bereitung seiner Nahrung, zur Wärmung und Beleuchtung, zur Herstellung verschiedener Geräthschaften, oft auch zum Verbrennen seiner Todten, zur Verscheuchung wilder Thiere ꝛc.,

hatte der Mensch das Feuer nöthig. Manche Schriftsteller behaupten, es sei mit Zuverlässigkeit kein einziges Volk bekannt, dem das Feuer gefehlt hätte, — aber es sollen anfänglich ohne Feuer gelebt haben die Phöniker (nach Sanchuniathon bei Eusebius), Aegypter (Diodor Siculus), Griechen (Diodor S., Plutarch, Pausanias), Chinesen (Martini), manche Wilde neuerer Zeit. Es ist schwer glaublich, daß ein Volk den Gebrauch des Feuers nicht gekannt habe, der höchstens einer rohen Horde einige Zeit verborgen bleiben konnte. Man brachte es zuerst hervor durch Reibung von Hölzern aneinander oder Drehung des einen in einem zweiten durchbohrten, später durch Kiesel und Eisen, zuletzt durch chemische Mittel. Als Brennmaterial diente ursprünglich das Holz, erst später Torf, Braunkohle, Steinkohle, bei den Nomaden oft der getrocknete Mist der Heerden, in Bolivia des Lama; die Tschuktschen, welche fast kein Holz haben, feuern mit in Walfischthran getränktem Moos oder mit Walfisch- und andern Thierknochen, die mit Thran benetzt werden.

Transportmittel

waren vor Allem dem Nomaden nothwendig, der seine größern Thiere dazu brauchte, in Westasien das Kameel, in Hochasien das Pferd. Der von den Ariern später erfundene Wagen diente manchen Völkern, das Zelt dauernd auf ihm anzubringen; die Germanen hatten Wägen, die Skythen Filzzelte auf diesen, welche Einrichtung sich in den Kibitkas der Kosaken erhalten hat. Die arischen Völker spannten das Pferd oder Rind vor den Wagen und brachten diese nach Europa; das Pferd zu reiten lernte man erst später. Der Norden braucht statt des Wagens, — zu dessen Erfindung es keine der niedern Rassen gebracht hat — den Schlitten.

Leichter als die Erfindung des Wagens und des Rades, das ursprünglich wohl durch eine Walze oder Scheibe dargestellt wurde, mußte die Erfindung des Flosses und des Bootes fallen, da in der Natur so viele Vorbilder des letztern existiren: in den Formen und Gehäusen der Wasserthiere, den Schalen der Früchte; jeder hohle Baum konnte auf die Idee des Bootes führen. Es gibt äußerst wenige Völker, die keine Wasserfahrzeuge besitzen; die in den meisten Beziehungen so tief stehenden Australier gehören hiezu. Das Floß, seiner Natur nach ein Flußfahrzeug, wurde von manchen alten Völkern auch zur Küstenschifffahrt benutzt; man machte es aus verflochtenen Zweigen, Schilf, Baumstämmen; auch heutzutage haben sich noch an manchen Küsten Flösse mit Mast erhalten, z. B. die

Catimarons in Indien. Seefahrende, wenn auch barbarische Völker haben es zum Bau sehr vollkommener Wasserfahrzeuge gebracht; man kennt die Cajacs der Grönländer, die Piroguen der Polynesier mit ihren Auslegern; manche sind sehr groß, doppelt, zur Unternehmung weiter Seefahrten geeignet. Die Schiffe, zuerst nur durch den Wind und Menschenhände bewegt, werden jetzt zum Theil durch Dampf getrieben, sie haben an Vervollkommnung und auch an Größe (die jedoch offenbar ein gewisses Maaß nicht überschreiten darf) sehr zugenommen, so daß für die besten und größten Gebäude der Neuzeit der Ocean einen Theil seiner Macht und seiner Schrecken verloren hat.

Gewerbe.

Die zahlreichen Gewerbe, welche im Laufe der Zeit entstanden sind, bezwecken theils die Gewinnung von Naturprodukten, wie Land- und Bergbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang ꝛc. theils deren Verarbeitung, wie die Manufakturen und Fabriken oder deren Verbreitung, wie der Handel. Die Gewerbe sind den verschiedenen Beschäftigungen der Thiere analog; man könnte glauben, daß manche aus Beobachtung der Handlungen und Organe der Thiere entstanden seien. Die Waffen sind zum Theil den Thierwaffen nachgebildet, der Mensch webt Netze wie die Spinne, klettert, schwimmt, steigt in die Luft, gräbt, macht was alle Thiere und noch viel mehr. Die Gewerbe, anfangs sehr einfach, entnehmen zu ihrer Ausbildung Principien und Aufschlüsse aus den Wissenschaften, namentlich der Physik und Chemie. Die Alten wendeten zur Bewegung die Kräfte der Menschen und Thiere an, zugleich das Gewicht schwerer Körper. Schon früh erfand man Hebel, Welle, Rolle, Rad. In der ersten Zeit benutzte man bloß starre Körper, in einer viel spätern flüssige, Wasser und Luft, in einer folgenden wird man wohl auch chemische und electromagnetische Kräfte zur Bewegung brauchen. — In der unendlichen Fülle der Natur findet der Mensch doch nur wenige Dinge, wie er sie braucht, er muß das Meiste erst umgestalten und seinen Bedürfnissen gerecht machen. Wie alle Entwicklung schreitet auch diese Umgestaltung um so weiter fort, je höher die Cultur steigt. Die Gewerbe bezwingen die Stoffmassen, verändern ihre Form und Substanz, trennen und verbinden sie, unterwerfen sie der Auflösung, Gährung, Verbrennung. Nur mit unendlicher Arbeit und in langer Zeit wurden die Gewerbe ausgebildet; etwas Entehrendes im Alterthum und Mittel-

alter, den Leibeigenen überlassen, verschmäht von Kriegern, Staatsmännern und Priestern, fanden sie die Stätte ihres Gedeihens in den ummauerten und verschanzten Städten bei den Bürgern. Der unzureichende Verkehr ließ die Concurrenz beschränken und veranlaßte die Einrichtung der Zünfte, welche jetzt bei veränderten Umständen ihrem Verfalle nahe sind. Die Zeit des Aufblühens der Gewerbe brachte das merkwürdige 15. Jahrhundert mit seinen großen geographischen Entdeckungen, den Erfindungen der Feuerwaffen, des Buchdruckes 2c. Das Verhältniß der Stände änderte sich, der geistige Verkehr wurde allgemein; die Gewerbe wurden jedoch durch die religiösen und kriegerischen Bewegungen wiederholt zurückgedrängt, und erreichten erst im 19. Jahrhundert ihre wunderbare Ausbildung. Viel schwere Arbeit überläßt nun die Industrie den Maschinen, dem Wasser, Wind, Luftdruck, Dampf, und die Association vereinigt zerstreute Kräfte des Capitals, des Geistes und Leibes in größere Massen zu gewaltigen Leistungen. Hatte das 18. Jahrhundert von wichtigen Erfindungen die Dampfmaschinen, Dampfschiffe, Luftballons, Blitzableiter, die Krempel- und Spinnmaschinen gebracht, so gesellte ihnen das 19. Jahrh. die Dampfwagen, Eisenbahnen, die Gasbeleuchtung und Luftheizung, die hydrostatische und Schnellpresse, die Kunstwebstühle und Münzmaschinen, die Lithographie und Photographie 2c. bei, während elektrische Dräthe, den Nerven des thierischen Körpers ähnlich, die fernsten Punkte miteinander in Verbindung setzen. Der Handel, zuerst nur in Austausch von Produkten bestehend, hat schon sehr früh sich edler Metalle als Ausdruck des Waarenwerthes bedient, die später durch gemünztes Geld und in der neuesten Zeit durch Werthpapiere theilweise ersetzt wurden.

Sprache und Schrift.

Die Sprachen gehen aus dem innern Leben der Völker hervor, zum größern Theile als unwillkührliche Produkte desselben, einigermaßen den Erzeugnissen der Kunsttriebe im Thierreich vergleichbar. Was einzelne ausgezeichnete Individuen, Dichter, Gesetzgeber, Geschichtschreiber 2c. hierin leisten, ist weniger bedeutend, die Hauptsache bringt das Volk hervor und die Vollkommenheit einer Sprache steht deßhalb von Anfang her im Verhältniß mit Geist und Seele des sie produzirenden Volkes. Wilh. v. Humboldt betrachtet die Sprache nicht als ein Erzeugniß der (bewußten) Thätigkeit, als ein Werk der Völker, sondern als eine

unwillkührliche Emanation des Geistes, ein ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe; ihre Hervorbringung ist ein inneres Bedürfniß der Menschheit, nicht ein bloß äußerliches zum Verkehr und zur Hilfleistung. Sie ist in ihren Anfängen durchaus menschlich und dehnt sich absichtslos auf alle Gegenstände sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprachen der Wilden zeigen überall eine das Bedürfniß überschießende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Sowohl die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache als die sekundären Bildungen späterer scheint Wilh. v. Humboldt unerklärbar.

Man hat über den göttlichen oder menschlichen Ursprung der Sprache viel gestritten und doch ist die Sache sehr einfach. Ist der Ursprung des innersten Wesens des Menschen ein göttlicher, woran wir nicht zweifeln, so ist auch die Sprache göttlicher Herkunft; freilich nicht so, wie die meisten Vertheidiger dieser Ansicht wähnen, als habe Gott den Menschen die Sprachen gelehrt, wie der Lehrer dem Schüler oder ein Wunder thuend sie ihnen fertig eingegeben, (Süßmilch) sondern so, daß mit den Volksgeistern der Keim des ihrer Specialität entsprechenden Sprachsystems gegeben war, welcher im Einklang mit der intellektuellen, gemüthlichen und physischen Eigenthümlichkeit eines bestimmten Volkes, in Wechselwirkung mit den äußern Umständen und seinen geschichtlichen Beziehungen zum Baume erwachsen ist. Es ist falsch, wenn Rousseau, Herder u. A. den anfangs sprachlosen Menschen sich erst nach und nach über die Thiere erheben und die Sprache erfinden lassen; Bonard (recherches philosoph. t. II: „de l'origine de language") hat mit Recht gesagt: l'homme a toujours parlé ou il n'aurait jamais parlé. Nach Rousseau namentlich hätten die sich nähernden Geschlechter vom Bedürfniß gedrängt sich ihre Liebesgefühle mitzutheilen, die Sprache erfunden. Nach Herder hätte sich der Mensch seine Sprache aus Interjektionen und Naturlauten gebildet, durch das Medium der Vernunft sie weiter entwickelt, — offenbar eine zu dürftige Ansicht von Entstehung der Sprache. Weil diese, die wesentlich aus einem phonetischen, (lautlichen, sinnlich wahrnehmbaren) und einem logischen (grammatikalischen, geistigen) Element besteht, vielmehr aus dem instinktiven bewußtlosen Schaffen als aus dem reflektirenden Denken hervorgegangen, so vermag erst eine spätere Zeit durch die Sprachwissenschaft die wunderbaren Schöpfungen zu begreifen und zu verstehen, welche der Volksgeist mit bewußtloser Nothwendigkeit hervorgebracht hat. Daraus erklärt sich, daß so manche wilde Stämme, nament-

lich Nordamerikas, ungemein complicirte, sehr ausgebildete Sprachen haben, zu welchen in eminenter Weise sich auch das Baskische gesellt. Sieht man, wie es sein muß, nicht auf den äußern Wort- sondern auf den innern, grammatikalischen Reichthum, so findet man im Allgemeinen die Sprachen desto zusammengesetzter und schöner, je älter sie sind, und sieht, daß die Zeit sie vereinfache und schwäche. Doch gibt es einige Ausnahmen, wie denn nach de Dumast's Bemerkung die semitischen Sprachen je älter, desto einfacher sind. Ebenso die chinesische und ihre Verwandten, deren Idiome, wenn auch sehr alt, höchst einfach erscheinen. Weil aber der Sinn der Wörter hier in deren musikalischem Ausdruck liegt, kann man diese Sprachen gar nicht mit den gewöhnlichen Wortsprachen vergleichen, meint de Dumast (bei Feé, études philos. sur l'instinct et l'intelligence des anim. p. 130); die Oceanischen Sprachen seien fast nur aus Vokalen gebildet, wie der Gesang der Vögel.

Wocher (in seinem trefflichen Werke: Allgemeine Phonologie oder natürliche Grammatik der menschlichen Sprache, Stuttg. und Tübing. 1841) schreibt: „Der mit Gefühl und Phantasie die Sprache bildende Geist folgte unbewußt und unwillkürlich dem Naturgesetze, das ihn zunächst an die einfache Ordnung der menschlichen Sprachorgane bindet. Freie Bildung und Gebundenheit durch das Gesetz der Natur sind daher in allen Formationen der Sprache innigst verschlungen. So ist jede Sprache zur organischen lebendigen Einheit geworden, dergestalt, daß alle ihre Theile nicht bloß äußerlich oder zufällig aneinander gereiht sind, sondern auch zueinander im innigsten Verhältniß stehen und in Ansehung der eigenthümlichen Bildung und Flexion der consonanten und vokalen Elemente, eines das andere bedingend und gestaltend, zu und für und ineinander gebildet erscheinen. Wir nennen dieses heimliche, vornehmlich an die Einrichtung der Sprachorgane gebundene Weben und Gestalten der Sprache organische Lautbildung, Phonetismus." Die Consonanten haben in der Entwicklung der Sprachen mehr Consistenz als die feinern mehr körperlosen Vokale; beide stehen aber zufolge der allgemeinen Lautgesetze im innigen Verhältniß; das vokale Element kann überwiegen oder zurückstehen. Als Grundprincip der Lautgesetze bezeichnet Wocher die Euphonie und zwar in doppelter Beziehung: als Euphonie für das Sprachorgan (die Sprache soll bequem und gut fließen) und als Euphonie für das Ohr (sie soll angenehm und gefällig lauten.) Das spracherzeugende Vermögen der verschiedenen Menschenstämme ringt nun, dieser doppelten Forderung nachzukommen und es gelingt ihm in verschiedenen For-

men und Graden. Die melodische Gliederung modificirt sich zugleich in jeder Sylbe durch das **Forte** und **Piano** der Stimme, was die Schrift nicht oder nur unvollkommen ausdrückt. Weil die Lautgesetze auf physischen Bedingungen ruhen, so können gewisse Völker (z. B. die Chinesen) manche Laute anderer nicht hervorbringen. Der Sprachsinn hat die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegrenzter Artikulationen zu bilden, der Verstand strebt dahin, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie zur Fesselung des unendlich mannigfaltigen, flüchtigen Gedankens bedarf — beide erwecken einander ohne Aufhören. Die phonetische und logische Gliederung bildet im Großen und Ganzen die besondern Sprachorganismen, die bis auf's Einzelnste herab ihre Eigenthümlichkeit behaupten, so daß, wenn man den Versuch machen wollte, aus einer Sprache nur wenige Theile herauszuheben und sie ohne Umbildung und Veränderung einer andern einzuverleiben, sogleich die Härte und Disharmonie fühlbar würde. Wegen des wesentlichen Antheils von Gefühl und Phantasie an der Spracherzeugung darf man vermuthen, daß anfänglich jedes Wort in der Zurückwirkung seiner Laute auf die empfindende, die Natur der Dinge belauschende Seele eine Symbolik des Gedankens war. Nebst den Gefühlen wußte aber die sich im Laute vergnügende, schaffende und malende Phantasie auch die Vorstellungen der sinnlichen Dinge und die lebhaften Wahrnehmungen des innern Sinnes in bestimmten Artikulationen des Lautes zu fixiren. Je näher eine Sprache ihrem Ursprung, um so sinnlich bedeutsamer ist ihr Lautliches, dessen Symbolik aber mit der Fortbildung der Sprache mehr und mehr schwindet oder unverständlich wird, wobei die Sprache allerdings an Anschaulichkeit und Lebendigkeit verliert, dabei aber an inniger Durchdringung des Lautes und des Gedankens gewinnt. Im Sprachorganismus als einem Lebendigen gibt sich überall Bewegung und Stätigkeit zugleich kund. Ist die Sprache noch jung, so stellt sich ihr noch rohes Material in vollern und breiteren Formen dar, der Vokalreichthum ist viel größer wie eine Vergleichung z. B. des Gothischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen sehr anschaulich macht; so hatte auch das Sanskrit eine überaus breit gedehnte volle Aussprache. Solche Schnelligkeit und Gewandtheit der geistigen Mittheilung, solche Fülle leicht schwebender Redetheile, solche Feinheit und Geschliffenheit der Flexion und Wortableitung, wie sie die ganz ausgebildete Sprache zeigt, darf man von ihrer Jugendperiode nicht erwarten.

Die Sprachen der Völker modifiziren sich durch deren Mischung, durch Eroberung, politische Ereignisse und vor allem durch die Zeit, d. h. die geistige Bewegung eines Volkes. Ganze Nationen, z. B. der Gallier, Hispanier, Berbern ꝛc. haben die Sprache der Eroberer angenommen, sie jedoch nach der Beschaffenheit ihrer eigenen Sprachorgane verändert, so das Lateinische, das durch den Koran verbreitete Arabische. In den Zustand des Patois übergehende Sprachen verschlechtern und zersetzen sich, eben so wenn ihr Leben vom Leben der Nation losgerissen wird, wie z. B. die deutsche Sprache in Nordamerika. Die Veränderung ist um so auffallender, wenn eine Sprache keine bedeutende Literatur hat, wo sie dann im Munde der Unwissenden den ursprünglichen Charakter fast ganz einbüßen kann. Ihre Grammatik lebt zwar noch lange fort, aber ihre Worte werden fortwährend durch neue verdrängt, bis endlich auch der grammatikalische Rahmen zerbricht. Sprachen mit starreren Formen zeigen hiebei mehr Lebenszähigkeit und Beharrungsvermögen als solche mit beweglichern Formen; zuletzt erliegen aber auch die erstern.*)

Die Sprachen der civilisirten Völker zeigen mehr Verwandtschaft untereinander als die der Wilden, welche unzählbare Idiome sprechen. Hiedurch vorzüglich entsteht die große Anzahl der Sprachen, deren Balbi (1837) 860 (153 in Asien, 53 in Europa, 115 in Afrika, 117 in Oceanien und 422 in Amerika) mit 5000 Dialekten annahm. Die deutsche Sprache allein hat ungefähr 80,000 Worte und bildet immer noch neue. Wäre auch die Verwandtschaft der sämmtlichen Sprachen und ihr Ursprung aus einer Ursprache besser nachgewiesen, als dieses bis jetzt der Fall ist, so könnten wir doch die vermuthliche Ursprache nicht enträthseln, da seit der Entstehung der Menschheit zu viele Umwandlungen und Mischungen stattgefunden haben.**)

*) Nach Moffat wird unter den Städtebewohnern Südafrikas die Reinheit der Sprache durch ihre Pitchos oder öffentlichen Zusammenkünfte, durch Festlichkeiten, Gesänge und beständigen Umgang erhalten. Die Wüstenbewohner hätten dieß Alles nicht; Junge und Kinder, sich fast selbst überlassen, gewöhnen sich nach und nach an eine selbstgemachte Sprache. Aus der Vermischung dieser mit der Sprache der Erwachsenen geht ein wahres Babel hervor und binnen einer Generation verändert sich der ganze Charakter einer Sprache. Nach Whewell machen die sich selbst überlassenen Kinder der Fabrikarbeiter in Manchester auch eine gute Portion neuer Sprache; auch sonst bringen Kinder ganz neue Worte in den Gebrauch der Familien und es hat wohl jede Familie einiges Eigenthümliche in Aussprache und Satzbildung. So konnte die große Zahl der Sprachen entstehen.

**) J. Grimm sagt von der Ursprache: „Ihr auftreten ist einfach, kunstlos, voll leben, wie das blut in jugendlichem leib raschen umlauf hat.

Maury (la terre et l'homme, Paris 1857), dem ich bei der folgenden Uebersicht im Wesentlichen folge, nimmt drei Epochen der Sprachentwicklung an: Einsylbigkeit, Aneinanderhängung (agglutination) und Beugung, doch muß nicht jede Sprache alle drei durchlaufen haben. Es scheint vielmehr, daß die physische und psychische Beschaffenheit gewisse Völker für einsylbige Sprachen disponire und sie über dieselben nicht hinauskommen können, andere hingegen gleich anfänglich eine agglutinirende oder Beugungssprache hatten.

I. In den einsylbigen Sprachen gibt es nur einfache Wörter; sie sind zugleich Haupt- und Zeitwörter und drücken den Begriff, die Idee aus; die Art und Weise, wie ein Wort in Beziehung mit andern gesetzt wird, gibt ihm seinen bestimmten Sinn im Satze. Hieher gehören Chinesisch, Siamesisch, Tibetisch und die Himalayah-Sprachen. Nur das alte Chinesisch ist aber eine rein einsylbige

---

Alle wörter sind kurz, einsylbig, fast nur mit kurzen vocalen und einfachen consonanten gebildet, der wortvorrat drängt sich schnell und dicht wie halme des grases. Alle begriffe gehn hervor aus sinnlicher ungetrübter anschauung, die selbst schon ein gedanke war, der nach allen seiten hin leichte und neue gedanken entsteigen. Die verhältnisse der wörter und vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereihte wörter ausgedrückt. mit jedem schritt, den sie thut, entfaltet die geschwätzige sprache fülle und befähigung, aber sie wirkt im ganzen ohne maß und einklang. ihre gedanken haben nichts bleibendes, stätiges, darum stiftet diese früheste sprache noch keine denkmale des geistes und verhallt wie das glückliche leben jener ältesten menschen ohne spur in der geschichte." (über den ursprung der sprache in Abh. der Berlin. Akademie von 1851, S. 133). S. 125 liest man: „Aus dem verhältniß der sprachen nun, welches uns über die verwandtschaften der einzelnen völker sichereren aufschluß darreicht, als alle urkunden der geschichte es vermögen, läßt sich auf den urzustand der menschen im zeitraum der schöpfung und auf die unter ihnen erfolgte sprachbildung zurückschließen." S. 126: „Nothwendig sind 3, nicht bloß 2 staffeln der entwickelung menschlicher sprache anzusetzen, des schaffens, gleichsam wachsens und sich aufstellens der wurzeln und wörter, die andere des emporblühens und der vollendeten flexion, die 3te des triebs zum gedanken, wobei die flexion als noch nicht befriedigend wiederfahren gelassen, und was im 1ten Zeitraum naiv geschah. im 2ten prachtvoll vorgebildet war, die verknüpfung der worte und gedanken, abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind laub, blüthe und reifende frucht, die wie es die natur verlangt, in unverrückbarer folge neben und hintereinander eintreten." S. 133—35 werden nun diese 3 Stufen geschildert. S. 136 wird bemerkt, wie die Wälder den Reben und mehltragenden Halmen großentheils weichen mußten, so würden nur solche Sprachen des Feldes Meister werden, die nährende Geistesfrucht gebracht hätten. „Und statt das die menschensprachen vom babylonischen thurm aus getrübt und zerrüttet ausgetreten sein sollen, könnten sie wohl in unabsehbarkeit einmal rein und lauter zusammenfließen."

Sprache; im neuen Chinesisch läßt sich schon Agglutination wahrnehmen. In den Himalayah-Sprachen erleiden die Worte schon häufiger Elisionen der Euphonie wegen und es treten schon viele zweisylbige Worte auf. Jedes chinesische Wort fängt nur mit einem Consonanten an; manche Consonanten z. B. B, D, R fehlen ganz; diese Sprache enthält nicht alle möglichen, sondern nur 450 Combinationen von Vokalen und Consonanten. Der Accent drückt sich durch singende Intonation aus, die auf viererlei Arten statt finden kann und nach welchen die Sylbe (oder das Wort), oft in Verbindung mit der Stellung im Satze sehr verschiedene Bedeutung erhält. Buchstabenschrift paßt für eine solche Sprache nicht, weil eine Menge Worte auf gleiche Weise geschrieben werden müßten, was greuliche Verwirrung verursachen würde; daher wird das Chinesische mit etwa 50,000 Zeichen geschrieben, den Hieroglyphen der alten Aegypter vergleichbar und ähnlich wie diese veränderte oder verkürzte Zeichen der gemeinten Objekte. *)

II. Agglutinationssprachen finden sich bei zahlreichen barbarischen oder wilden Völkern der alten und neuen Welt und auch einigen gebildeten. Es gehören zu ihnen 1) die Dravidischen oder Althindostanischen Sprachen, welche in die des Nordens und Südens der Halbinsel zerfallen. In diesen Sprachen ist die Einsylbigkeit nicht mehr Grundcharakter. Zwar sind die Wurzeln noch immer einsylbig, aber durch deren vollständige Verbindung mit Partikeln für den Ausdruck grammatikalischer Kategorien entstehen zahlreiche zwei- und auch dreisylbige Worte, welche Verbindung von Beziehungssylben mit den Wurzeln man Agglutination nennt. Die nördlichen heißen auch Vinhyasprachen und begreifen das Male, Uraon, Kole und Gonde, die südlichen das Tamul, Telegu, Telinga, Malayalam, Carnatik u. a., von welchen das Tamul die reichste und wichtigste ist. Durch ihre phonetischen Elemente

*) Den Chinesen fehlen das b, d, r, w, und z, so daß sie unsere Sprachen kaum verständlich aussprechen können; z. B. statt Christus sagen sie Kulissut-oo-suh. Whewell vergleicht ihre Sprache der der Kinder oder Taubstummen, indem sie einfache unverbundene Wörter und viele abgebrochene, schwerfällige Töne haben. Sie sagen z. B.: Unser Vater, Himmel im, wünsche deinem Namen Respekt, wünsche deiner Seele Reich Vorsehung komme, wünsche dein Wille thun Himmel Erde Gleichheit rc.

Die Bewohner der Andaman- und Nicobarinseln wegen ihrer schwarzen Hautfarbe sonst zu den Ureinwohnern vor Einwanderung des Sanskritvolkes gerechnet, sollen nach Latham eine einsylbige Sprache reden, obschon sie im Körperbau entschieden von den übrigen monosyllabischen Völkern abweichen. — Nach Latham wäre auch die Athapascagruppe der nordamerikanischen Sprachen einsylbig.

erinnern die Dravidischen Sprachen an die afrikanischen und australischen; wie die Sprachen fast aller Rassen ohne metaphysische Anlage haben sie sehr wenig Worte für abstrakte Gedanken. Sie scheinen wie gepfropft auf eine Gruppe noch älterer Sprachen, und enthalten Spuren des grammatikalischen Systems, das 2.) in den australischen Sprachen vollkommen dargestellt wird. Diese letzeren sind höchst einfach und ermangeln ganz abstrakter Worte und generischer Bezeichnungen. — Die Zahlennamen der Dravidischen Sprachen zeigen Spuren eines Quinarsystems, das wieder auf Combination von Binar und Ternar beruht. Im allgemeinen Bau sind sie den Turanischen Sprachen ähnlich.*)

3. Diese, besser ugro-japanische, ugro-tatarische oder skythische genannt (Mandschu, Mongolisch, Türkisch, Finnisch, Magyarisch, Esthisch, Lapponisch, Samojedisch, Coreanisch, Japanisch), zeigen bedeutende Uebereinstimmung in der Vokalisation, Harmonie in den Sylben der Wurzelwörter, denen Endvocale angefügt sind, euphonische Umwandlung der Vokale in den suffixen Partikeln. Ihre meisten Worte sind zweisylbig, mit dem Accent auf der ersten Sylbe. Die westlichen dieser Sprachen sind vollkommener als die östlichen, die einfachste ist die mongolische. Obschon dieselbe mehrsylbige Worte hat, ist sie doch in Fügung der Sätze und Rangordnung der Begriffe der chinesischen ähnlich.

4. Die amerikanischen Sprachen zeigen die Agglutination am ausgebildetsten, weßhalb man sie polysynthetische, vielleicht besser holophrastische (alles sagende) nennt, weil die Worte die Idee ganz ausdrücken, obschon auch das entgegengesetzte analytische Moment nicht völlig fehlt. Und zwar sind die Worte, welche einen complicirten Gedanken aussprechen, bei ihnen nicht bloß aneinandergefügt, sondern ineinander geschachtelt, wie kleinere Schachteln in immer größere verpackt werden; Beugsamkeit der Worte fehlt hiebei ganz. Diese Sprachen haben keine Geschmeidigkeit und Klarheit und man kann in ihnen keine feinen Ideen ausdrücken. Wegen der Allgemeinheit dieser Kennzeichen sind die amerikanischen Urbewohner offenbar stamm- und geistesverwandt und blieben, weil ihnen die analytische Fähigkeit fast ganz abgeht, in dieser Stufe der Sprachentwicklung stecken. Doch bilden deßhalb die amerikani-

*) Caldwell billigt die Ansicht Max Müllers, daß die südindischen oder dravidischen Sprachen den skythischen Rask's verwandt seien; aber nach seiner Meinung gehören die vorarischen Völker Nordindiens nicht demselben skythischen Zweig an wie die südlichen; zugleich sollen die südind. Dravidas keineswegs von einer asiatischen Negerrasse abstammen.

schen Sprachen keine absolut verschiedene Gruppe, sondern grenzen an die ugro-japanischen. (Nach Wilh. v. Humboldt hätten die Sprachen der alten und neuen Welt noch 170 Worte gemeinsam. Nach Zhisman geben jedoch die ihm bekannten Wörtersammlungen amerik. Sprachen, z. B. der Araucaner und Cherokees bis jetzt keine Hoffnung, einen Zusammenhang mit den ostasiat. Sprachen zu entdecken. Haidingers Berichte VII, 107). Im Bau zeigen sie große Uebereinstimmung, im Wortschatz weichen sie aber sehr bedeutend von einander ab, da ihre wenig zahlreichen Worte sich leicht ändern, und eine Horde, die sich von ihrem Volk abgelöst hat, kann leicht dazu kommen, ihren ganzen Wortvorrath zu ändern. Die Agglutination gibt diesen noch in der Kindheit befindlichen Sprachen den Schein, als wenn ihre Worte sehr lang wären. Von den nordamerikan. Indianern*) werden oder wurden weit über 100 Sprachen gesprochen; sie scheinen nach Buschmann ihren gemeinschaftlichen Ausgang von der Athapaskagruppe genommen zu haben, welche Verwandtschaft mit der Sprache von Neu-Californien hat. Maury meint, die Eskimo- und Athapaskagruppe könnte dem Princip nach wohl von der ugro-japanischen Gruppe ausgegangen sein. Die noch wenig bekannten Sprachen von Texas und Neumexiko nähern sich im Wortschatz manchen centralamerikanischen, welche zwar auch den polysynthetischen Charakter haben, aber sich im Wortschatz und in den grammatikalischen Formen wesentlich von den nordamerikanischen unterscheiden. Vermöge des Polysynthetismus entstehen Worte bis 10, 12, 14 Sylben lang; Achichillacachocan, der Name einer alten Stadt bedeutet: Ort, wo die Menschen weinen, weil das Wasser roth ist, zusammengesetzt aus atl Wasser, chichiltic roth, tlacatl Mensch, choca weinen. Im eigentlichen Mexikanischen (nahuatl) fehlen eine Menge unserer Consonanten, nämlich b, d, f, g, r, s, j, v, in der Otomisprache f, i, k, l, r, s, in der Totonakasprache b, d, f, r. — Die südamerikanischen Sprachen zeigen meist die Eigenthümlichkeit, daß die Pronomina auf verschiedene Weise mit den Zeitwörtern verschmolzen sind; zugleich haben sie wie die semitischen Sprachen zwei Arten der Pronomina. Zu ihnen gehören das schöne und reiche Quichua oder die Incasprache und andere peruanische, dann die arme rohe Mochossprache, das Guarani, Caraibische.

*) Nach Stansbury haben dieselben eine Zeichensprache, welche von den verschiedensten Stämmen verstanden wird, so daß sie sich, so abweichend ihre Sprachen sind, doch gut unterhalten können.

Die sogen. lengua geral der Portugisen ist ein Dialekt des Guarani. — Bei den Caraiben sei die Sprache der Frauen der der Männer ungleich*).

5. Die Sprachen im Caucasus sind so agglutinirend, daß manchmal mit einem Wort ein ganzer Satz ausgedrückt wird; ihr Hauptdialekt ist das Georgische oder Karthouli, unter allen die grammatikalisch entwickeltste. Ferner gehören hieher Tscherkessisch, Lesghisch, Lazisch, Mingrelisch ꝛc. alles Sprachen mit harter Vocalisation uud vielen Consonanten. Während die caucasischen Sprachen einerseits den amerikanischen ähneln, verbinden sie sich andererseits durch den Gebrauch der Postpositionen mit den ugro-japanischen und afrikanischen. Im Wortschatz zeigen sie Verwandtschaft mit nord- und südasiatischen, sogar afrikanischen Sprachen, zum Beweis, daß die verschiedensten Völker nacheinander in die Schluchten des Caucasus getrieben wurden. — 6. Sehr stark macht sich endlich die Agglutination im Euskarie oder der Baskensprache geltend, in der auch noch andere Züge an die amerikanischen Sprachen erinnern und wo die Declination durch Postposition geschieht, wie in den ugro-tatarischen Sprachen, mit welchen auch hinsichtlich der Conjugation Aehnlichkeit besteht, so daß die Baskensprache zwischen ihnen und den amerikanischen ein Bindeglied darstellt.

7. Die afrikanischen (chamitischen) Sprachen, durch Kölle genauer bekannt geworden, besitzen eine mächtige Phonologie und manchmal fast rythmische Anordnung, die Consonanten häufen sich nie, die Aussprache der Vocale ist hell und rund, Doppelbuchstaben sind selten. Ihr Vocabular ist sehr verschieden; die Wurzeln sind meist einsylbig und stellen gewöhnlich durch Präfixa neue Worte dar. Die Anwendung der Zeitwörter ist in diesen Sprachen wie in den semitischen eine sehr reiche: wie z. B. in der Congosprache sala arbeiten heißt, salila die Arbeit erleichtern, salisia mit Jemand ar-

*) Aus den Forschungen Duponceaus soll nach Squier (the serpent-symbolic in America 1851) hervor gehen: 1) daß die amerikanischen Sprachen sämmtlich sehr reich an Worten und grammatik. Formen sind und daß in ihren complicirten Constructionen überall die größte Ordnung, Methode und Regelmäßigkeit herrscht; 2) daß jene complicirten synthetischen Formen in den verschiedensten amerikanischen Sprachen, von Grönland bis zum Cap Horn, durchaus gleichmäßig sind; 3) daß diese Formen von denen aller Sprachen des alten Continents stets ganz wesentlich sich unterscheiden. — Die Ethnographen der Union erblicken in diesem Verhältniß natürlich eine kräftige Stütze für ihre Annahme einer autochthonischen Entstehung der amerikanischen Menschheit.

beiten, salanga im arbeiten geübt sein, salistonia die einen arbeiten für die andern, salangana arbeiten gewohnt sein. Demungeachtet ist oft der Wortschatz dieser Sprachen so gering, daß für viele ganz gewöhnliche Begriffe keine Worte da sind und sie nur durch Umschreibung ausgedrückt werden können. Die Negersprachen sind viel näher unter sich verwandt, als z. B. die amerikanischen, so daß nach Ritter Neger der Ost- und der Westküste sich zum Theil verstehen könnten. — Die Sprachen Nordwestafrikas, das Fulup, Bola, Biafada, Bulom 2c. und Südafrikas haben als gemeinschaftlichen Charakter die veränderlichen Präfixa. Im Nordwesten von Hoch-Sudan spricht man Mandingo, Bambara, Vei, Soso, Landora, Gbese 2c., von welchen das Vei am besten bekannt und äußerst einfach ist. Die Namen für die fünf ersten Zahlen in dieser Sprache scheinen die Worte zu sein, die man früher zur Bezeichnung der fünf Finger brauchte, um zehn zu sagen, vereinigt man diese Worte, die Worte von zwei Decaden bedeuten dann zwanzig. In Oberguinea spricht man Kru, Dahomey, Akuigala, im Nordosten von Hoch-Sudan Guren, Legba, Koama 2c., im Nigerdelta Ibo, Okuloma, Utcho 2c., im Tschaddabecken Nupe. in Centralafrika Bornu, Buduma. Das eigentliche Bornu oder Kanuri zeigt von alter Kultur, trägt alle Grundzüge der afrikanischen Sprachen, nämlich Postpositionen, sehr markirte Gesetze der Euphonie, Mangel der Geschlechtsbezeichnung, Verschmelzung des Artikels mit dem demonstrativen Pronom, keine wahre Copula und hat eine gewisse Verwandtschaft einerseits mit dem Aegyptischen, andererseits mit den Sprachen Guineas: Aschanti, Fanti, Odji. Das in Senegambien gesprochene Wolof oder Ghiolof hat hingegen im Grammatikalsystem gewisse Züge mit den semitischen Sprachen gemein; eine andere Sprache dieser Gegend ist das Fulah, welches im Wortschatz merkwürdig genug den malayisch-polynesischen Sprachen ähnelt. Im Golf von Benin spricht man Yoruba, im Gambiabecken Landoma und Nabu. Die Sprachen Südafrikas bilden die Zeitwörter dadurch, daß sie ein einsylbiges Präfixum mit dem Hauptwort verbinden, hieher die Congosprachen, und die des Südostens: Kihiau, Maravi, Nyamban 2c., dann das Suahili in Zanzibar und die an grammatikalischen Formen sehr reichen Kaffern-Sprachen: Zuluh, Sechuana, Damara 2c. Die Zimbischen Sprachen der Ostküste und einwärts liegender Länder haben gewisse Analogieen mit den semitischen, von denen sie aber grammatisch ganz abweichen; mehr noch schließen sie sich an die sogen. chamitischen oder nilotischen Sprachen des Nordens und Nordostens an, zu welchen das Tumali,

Nuba, Dongolawi ꝛc., dann das Galla, Chilluk, Fazoglo, Danakil, alle zwischen dem weißen Nil und dem rothen Meere gesprochen, gehören. Die nubischen, Galla- und zimbischen Sprachen sind sowohl im Vocabular als im Bau dem Malgache, Malagasy, der Sprache von Madagaskar ähnlich, dann auch dem Aegyptischen, das durch die Hieroglyphen bekannt wurde, deren Anwendung wenigstens schon 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung stattfand. Das Aegyptische nähert sich im Wortschatz der Gallasprache, das Conjugationssystem hat es mit den meisten andern Sprachen gemein, und zeigt ebenfalls Spuren von Agglutination. Endlich gehören zur chamitischen Gruppe die immer mehr durch das Arabische verdrängten Berbersprachen: das Algierisch-Kabylische, Mozabi, Cheluh, Zenatya, Tuarik (die Tuariks stammen wahrscheinlich von den alten Getulern), die Sprache der untergegangenen Guanchen und der Numidier. Die Nachkommen der Numidier und Mauren haben sich mit den Arabern vermischt, ihre Sprache angenommen, werden nun auch Araber genannt und sind zum Theil bis gegen Senegambien vorgedrungen. Sehr wenig bekannt sind die Sprachen des Sudan und Nigritiens: Tombuctu, Baghirmi, Koro, Kambali, Mfut, Nso, Haussa ꝛc. Die letzte ist die merkwürdigste, weitverbreitete Handelssprache und Bindeglied zwischen den nilotischen und guineischen Sprachen. Die Hottentottenidiome: Buschmännisch, Namaqua und Korana sind charakterisirt durch eine auffallende, schnalzende Aspiration beim Aussprechen der meisten Worte und haben, obwohl eine eigene Gruppe bildend, doch die Hauptkennzeichen der übrigen afrikanischen Sprachen, Agglutination und gleiches Lautsystem für den Ausdruck der verschiedenen Weise der Handlung.*)

8. Die malayisch-polynesischen Sprachen von Madagaskar bis über die Inselwelt des großen Oceans verbreitet und mit den afrikanischen (sie haben mit mehrern dieser die doppelte Form des Plurals gemein) durch das Malgache verbunden, zerfallen in den malayischen und polynesischen Zweig. Die malayischen Sprachen von Madagaskar bis zu den Philippinen zeigen die höchste Entwicklung mit den reichsten phonetischen und grammatikalischen Elementen, während die — auf den verschiedenen Inselgruppen des großen Oceans sich sehr ähnelnden — polynesischen Sprachen in

*) de Froberville berichtet von einem stotternden Negerstamm in Südafrika, den Niambàma-Negern; sie schalten in die Mitte jedes Wortes die Sylbe schil oder eine andere ein. Bullet. de la soc. de Géographie, Juin 1852.

beiden Rücksichten ungleich ärmer und wahrscheinlich durch Verschlechterung der malayischen entstanden sind. Andere, wie Gaußin betrachten sie hingegen mehr als noch unentwickelte, kindliche Sprachen, in Folge des Mangels geistiger Thätigkeit und immer gleich bleibender Umstände. Das Malayische hat auf die Sprachen der indischen Inseln stark eingewirkt und auf manchen derselben die Ursprache ganz verdrängt, so namentlich die den australischen ähnlichen Papuassprachen.

III. In den Sprachen mit Beugung, den am höchsten entwickelten erfährt das Wurzelwort eine phonetische Veränderung für den Ausdruck der Modificationen, die aus den verschiedenen Beziehungen der Wurzel zu andern Worten entstehen, die Elemente verlieren den starren Charakter, den sie in den agglutinirenden Sprachen haben, werden einfacher und organischer, der grammatikalische Bau erreicht die höchste Ausbildung und macht diese Sprachen zum Ausdruck und zur Entwicklung des Gedankens vorzüglich geeignet. In den agglutinirenden Sprachen zeigt die Declination kaum eine Trennung zwischen dem Fall und seiner Postposition, die Zahl wird einfach durch einen Anhang am Ende ausgedrückt, die Verschmelzung zwischen diesem und dem Haupt- oder Wurzelwort hat noch nicht stattgefunden, der Unterschied des Geschlechts ist undeutlich; in den Beugungssprachen hingegen sind die Verhältnisse des Geschlechts, der Zahl, der Beziehung durch Modificationen am Hauptwort selbst ausgedrückt, dessen Ton, Form und Accent hiedurch unaufhörlich verändert werden. Noch vollkommener und tiefer greifend ist die Umbildung der Wurzel in der Conjugation; die agglutinirenden Sprachen kleben hiebei die Sylbe nur äußerlich an, die Flexionssprachen verändern die Wurzel selbst nach Zeit und Modus.

Die Beugungssprachen sind der sogenannten kaukasischen Rasse eigen, unserer arisch-oceanischen mit Ausschluß der Malayen, und zerfallen in die semitische und indisch-europäische Gruppe. A. Erstere wird meist von semitischen Völkern gesprochen, doch gibt es Ausnahmen, indem z. B. die phönikische Sprache dieser Gruppe angehört, während die Phöniker nach der Bibel doch von Cham abstammen sollen und die Elamiten, der Abstammung nach Semiten, doch kein semitisches Idiom sprechen, weßhalb Manche den Namen syro-arabische Gruppe für passender halten. Diese Sprachen, zu den ältesten der Menschheit gehörend, jetzt zum größern Theil ausgestorben, begreifen einmal das Hebräische, von den Israeliten gesprochen, die selbst zum Canaaneischen Stamm gehör-

ten*), das Phönikische, welches viel dem Hebräischen glich, das Aramäische, ehemals in Syrien gesprochen, mit seinen Dialekten Biblisch-Chaldäisch, Targumisch-Chaldäisch (Sprache des Talmud) und Samaritanisch; das Heiden-Aramäisch, welches die alten Nabateer und Sabäer sprachen; das Syrische, Himjaritische, die alte Sprache von Yemen, das Aethiopische, Ghez oder Ghis, die alt-abyssinische Sprache; dann das Arabische, die fast allein noch lebende semitische Sprache, welche durch den Koran weite Verbreitung erlangt und auch in den Ländern, aus welchen der Islam wieder weichen mußte, wie in Malta, Spanien, Portugal eine Menge Worte zurückgelassen hat. In vielen Gegenden Innerafrikas, wo der Islam immer vordringt, ist Arabisch Gelehrten- und Handelssprache und seine Schrift ist von den meisten mohammedanischen Völkern, auch den Türken, ferner auch von den Malayen, manchen Hindus und Persern angenommen worden.

Die syro-arabischen Sprachen überhaupt sind sehr gleichartig, alle Wurzeln zweisylbig; die Verschiedenheit der Idiome dieser Gruppe beruht auf den besondern Verhältnissen der semitischen Völker und auf der Länge der Zeit, welche sie existirt haben. So ist das Aramäische arm, ohne Harmonie, das Arabische fast überschwänglich reich, das Hebräische hält die Mitte. Ihr Charakter ist wesentlich analytisch; statt die Gesammtelemente der Rede in einer Einheit zusammen zu fassen, zergliedern sie dieselben und drücken sie nacheinander aus, häufen zugleich den Ausdruck der Beziehungen um das Wurzelwort (so namentlich das Hebräische, die älteste der uns bekannten semitischen Sprachen) und nähern sich daher etwas den agglutinirenden Sprachen. Die große Gleichartigkeit der semitischen Idiome beruht auch auf der Aehnlichkeit ihrer Worte, so wie auf ihrer geringen Entwicklungsfähigkeit und Veränderlichkeit. Im Ganzen sind sie grammatikalisch ausgebildeter, im Wortschatz reicher als die chamitischen Sprachen, zäher als diese, erfuhren daher von diesen keine eingreifende Aenderung, wirkten vielmehr auf mehrere von ihnen durch Einführung von Worten und grammatikalischen Formen ein, z. B. auf das Aegyptische und Galla. Bei manchen Völkern, die nicht alle Laute der semitischen Sprachen her-

*) Nach neuesten Entdeckungen wird das Hebräische gleichsam oasenartig in Palästina noch heutzutage gesprochen, z. B. im Dorfe Buknah im Gebirge von Galiläa. Auch das Syrische hat sich in Syrien in einigen kleinern, besonders gebirg. Distrikten bis jetzt namentlich bei den Christen erhalten, so um Mosul und Damaskus, dann zwischen dem Wan- und Urumiehsee.

vorbringen konnten, mußten dieselbe eine andere Pronunciation sich gefallen lassen, so namentlich im Amhari, der neuabyssinischen Sprache*).

B. Die indoeuropäische oder Japetische Sprachenfamilie theilt sich im Gegensatz zur semitischen in eine große Anzahl Formen, welche sich mehr oder weniger dem Sanskrit, deren ältestem und bedeutendstem Repräsentanten nähern. Je weiter nach Osten zu, desto größer wird die Aehnlichkeit der japetischen Sprachen untereinander, so daß die keltischen als die westlichsten am weitesten vom Sanskrit abweichen. Ursitz dieser Sprachen sind die Gegenden zwischen dem Kaspisee und Hindukuh. Schon sehr früh theilten sich die indoeuropäischen Völker in die zwei Zweige der Indo-Arier und der Iranier, von welchen erstere südlich, nach Hindostan wanderten, während die Iranier, die Stammväter der Perser südwestlich zogen: von ihnen scheinen die meisten europäischen Sprachen zu stammen. Maury theilt die ganze Familie in sechs Zünfte: die arische oder hinduische, iranische oder persische, pelasgische oder griechisch-lateinische, slawische, germanische, keltische.

1. Ihre gemeinsame Grundlage, wie die besondere der arischen Familie (um deren Kenntniß sich Burnouf das Hauptverdienst erworben hat), das Sanskrit, ist die alte Religions- und wissenschaftliche Sprache der Brahmanen, welche vor mehr als zwei Jahrtausenden gesprochen wurde, dann als wissenschaftliche Sprache fortlebte und in Folge dieser langen Dauer der vollkommenste Typus der Flexionssprachen wurde, wie das Hinduwort Sanskrita, d. h. das in sich Vollendete anzeigt und welche Jene, die sie schreiben die Göttersprache, ihre Schrift die Götterschrift, Devanâgari heißen. (J. Grimm nennt das Sanskrit eine der reinsten und ehrwürdigsten Sprachen der ganzen Welt.) Die älteste Form ihrer höchst complizirten Grammatik findet sich im heiligen Buche Rig-Veda, die neueste in den vom Ende des Mittelalters stammenden Puranas, poetischen Legenden. Das Sanskrit ist eine ganz synthetische Sprache; die Worte sind im Satze nach dem System geordnet, wie es z. B. das Lateinische in typischer Weise zeigt; sein Wortschatz hat mit den semitischen Sprachen nur eine äußerst kleine Zahl, meist wohl onomatopoischer Worte gemein. Nach Burne's Entdeckung wohnen auf dem Hindukuh Menschen, die, weil sie nicht

*) Während manche Sprachforscher wenig von Verwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachenfamilie wissen wollen, wird diese von Delitzsch, Fürst, Burnouf entschieden behauptet; in den Wurzeln und vielen Nominalendungen soll überraschende Aehnlichkeit mit dem Sanskrit vorhanden sein.

Mahommedaner sind, von den Umwohnenden Ungläubige und Schwarzröcke, Kafirs und Siahposch gescholten werden und noch jetzt Sanskrit sprechen. Es ist ein Hirtenvolk mit weißer Haut und blauen Augen. Die älteste Tochter des Sanskrit, das Pali, ehemals im Osten von Hindostan gesprochen, wurde von da mit dem Buddhaismus vertrieben und gelangte mit dessen flüchtigen Bekennern nach Ceylon und Madura, Birma und Indochina. Jüngere Töchter sind das Pracrit, das Hindi, die Dichtersprache der Mitte von Hindostan, mit vielen Dialekten, worunter das Hindostani, welches die bessern Classen von Calcutta bis Bombay sprechen und dem zahlreiche arabische und persische Worte beigemengt sind. Andere arische Sprachen sind das Bengali, in Bengalen von etwa 30 Millionen Menschen gesprochen, Uria, Guzerati, Mahratti, Concani, die Nepalsprache, das Tzigane oder die Zigeunersprache, welche obschon mit vielen Worten ganz fremder Sprachen vermischt, in der Grammatik ganz das arische Gepräge hat.

2. Die iranischen oder persischen Sprachen, vom Pendschab bis zum Caucasus reichend, haben Altpersisch und Zend zu ihren Typen, von welchen ersteres durch die Keilschriften bekannt wurde, das zweite durch das religiöse Gesetzbuch der Magier: Zend-Avesta. Das Zend war schon lange vor der christlichen Zeitrechnung ausgestorben und wurde zur Priestersprache der medisch-persischen Völker, der Feueranbeter. Das Vocalsystem ist im Altpersischen weniger entwickelt als im Sanskrit, indem es nur die Vocale a, i, u hat, wobei a vorherrscht, wie im Sanskrit; der einzige lange Vocal ist â, Diphthonge fehlen, der Consonanten sind weniger als im Sanskrit; die Nasenlaute, in diesem so reichlich, kommen im Altpersischen nur sparsam vor. Das Zend zeichnet sich durch häufige Anwendung der sogenannten Epenthesen oder Intercalationen aus; die Reihe der Gaumen- und Lippenlaute ist vollständig, Halbvocale sind unbekannt, namentlich das l, das auch im Altpersischen fehlt; hingegen hat das Zend zahlreiche Zisch- und viele Nasenlaute und einen Conjunctiv, der dem Sanskrit der Vedas mangelt. In Grammatik und Wortschatz stimmen Zend und Altpersisch sehr mit dem Sanskrit überein. Nach dem Einbruch der Muselmanen wandelte sich das Altpersische zum Farsi oder Parsi um, welches türkisch-arabische Beimischung hat, Jahrhunderte hindurch die Poetensprache war und zwischen Alt- und Neupersisch die Mitte hält; das Zend hingegen gab der Guebarasprache den Ursprung, welche die nach Indien geflüchteten Abkömmlinge der alten Magier reden. Zur Persischen Sprachgruppe

gehören ferner Afghanisch, Beludschisch, Kurdisch, dann das Armenische, welches seit 1400 Jahren eine ununterbrochene Literatur hat, lange als selbständige Sprache galt, aber wegen seiner Wurzeln und Beugungen hieher zu zählen ist; das Oßetische; das Pehlvi, ein Bindeglied der iranischen und semitischen Sprachen, indem es von erstern meist sein Vocabular, von letztern seine Grammatik hat, früher in Medien geredet und durch den Islam vertrieben, ist nur in einem Buch des Zend-Avesta, dem Bundehesch erhalten. Die Parther sprachen nach einigen Forschern Pehlwi; andere halten die Parther für ein skythisches Volk. Die Sprache der Assyrer war wahrscheinlich auch eine iranisch-semitische Mischsprach; wohin das gleichfalls in Keilschriften erhaltene Medisch gehört, ist noch unbekannt.

3. Die griechisch-lateinische Gruppe umfaßt einen großen Theil der Sprachen Südeuropas und stammt von dem Pelasgischen, aus welchem zunächst als Schwestern Griechisch und Lateinisch hervorgingen, von welchen das Latein wahrscheinlich das ältere ist, weßhalb das Aeolische als der älteste griechische Dialekt, dem Latein am meisten gleicht. Letzteres zeigt sehr ausgezeichnet den synthetischen Charakter der alten Sprachen; die grammatikalischen Elemente sind noch in verschiedene Worte getrennt; Satzbildung, Conjugation und älteste Declinationsart zeigen auffallende Aehnlichkeit mit dem Sanskrit; die alte Form zahlreicher lateinischer Worte ist ganz sanskritisch. Es hat von den ältesten Zeiten bis gegen das fünfte Jahrhundert nach Christus eine Reihe grammatikalischer und syntaktischer Umwandlungen erfahren. Neben ihm bestanden eine Anzahl später verschwundener Dialekte, wie Sabinisch, Umbrisch, Japygisch rc., während das äußerst wenig bekannte Etruskische wahrscheinlich ein selbständiger Zweig des pelasgischen Stammes ist. Letzterer dürfte sich am reinsten in der Sprache der heutigen Albanesen oder Schypetars erhalten haben, die im grammatikalischen System dem Sanskrit viel näher steht als das Griechische. Letzteres hat während seiner mindestens 3000 Jahre dauernden Lebenszeit nicht besonders tief eingreifende Veränderungen erlitten. Seine fünf Hauptdialekte: Aeolisch, Dorisch, Jonisch, Attisch und Makedonisch verschmolzen unter dem Einfluß der Literatur in die schlechthin griechische Sprache, welche durch Kolonieen und die makedonischen Eroberungen ihr Gebiet ungemein erweiterte und sich an die Stelle fast ganz untergegangener, wahrscheinlich auch indo-europäischer Sprachen setzte, namentlich in Thrakien, Phrygien, Lydien, Karien, Lykien, Kappadokien,

während es in Syrien, Judäa, Unterägypten zur wissenschaftlichen Sprache wurde. In Sicilien hingegen siegte die Römersprache über das Dorische der griechischen Kolonieen. Die griechische Sprache erfuhr in den vierzehn Jahrhunderten von Einführung des Christenthums bis zur mohammedanischen Herrschaft eine leichte Umbildung, wobei ein Theil ihres synthetischen Charakters verloren ging und die grammatikalischen Formen sich vereinfachten. So entstand das Neugriechische, das den verlorenen Reichthum der Conjugation durch Hilfszeitwörter ersetzt; zugleich verkürzten sich die Worte und die Verwandtschaft mit dem Sanskrit wurde schwächer. Viel größere Umwandlungen erfuhr das Lateinische in den von den Römern besetzten Ländern mittelst Rückwirkung der in diesen lebenden Nationen, wodurch die italienische, spanische, portugisische, provençalische, französische, dakisch- und rhäto-romanische Sprache entstand. Sie hatten von Anfang an den barytonischen, d. h. auf der letzten Sylbe ruhenden Accent des Lateinischen gemeinsam; die Beugung erlitt bei ihnen aber bedeutende Aenderung durch die Abstumpfung der letzten Sylbe, welche deßhalb nicht mehr zur Bezeichnung der Fälle dienen konnte, sondern Präpositionen vor das Hauptwort und Einführung des Artikels nöthig machte. Weniger Veränderungen erlitt wenigstens im Italienischen und Spanischen die Conjugation, aber doch wurden wegen der Unvollkommenheit der Endigungen Hilfszeitwörter nothwendig. Die Construction des Satzes hingegen wurde logischer und die Worte reihten sich in ihm nach ihrer Bedeutung. Am verwandtesten blieb der Stammsprache noch das Italienische, gleichsam ein weicher gewordenes Latein; schon weiter entfernt sich durch die Aussprache und die Beimischung arabischer und iberischer Worte das Spanische; noch mehr ist die Aussprache im Portugisischen geändert, in welchem die Nasenlaute das Uebergewicht über die Kehl- und Zischlaute gewinnen; das Provençalische hält die Mitte zwischen Spanisch und Portugisisch. Im Französischen erscheint das Latein noch mehr abgestumpft und verkürzt, an Wohlklang daher vermindert, aber in der Wortverbindung sanfter, so wie in ihm auch mehrere Kehllaute unterdrückt sind. Mancherlei Dialekte, zum Theil noch als Patois existirend, sind in ihm aufgegangen, so das Burgundische, Wallonische, Nieder-Normannische; neben dem Provençalischen besteht noch der Dialekt von Languedoc und Limousin fort. Auf das Rhätoromanische hat die Deutsche, auf das Piemontesische die französische Sprache eingewirkt, auf das Rumänische der Moldau-Wallachen die russische.

4. In den lettischen und slawischen oder slavischen Sprachen circulirt noch der arische Lebenssaft. Die noch weniger entwickelten sind die lettischen oder lithauischen, so daß z. B. ihr Substantiv nur zwei Geschlechter, das der slawischen hingegen drei hat und auch ihre Conjugation der slawischen nachsteht. Zu dieser minder vorgerückten Gruppe gehört das eigentliche Lithauisch, welches von allen in Europa gesprochenen Sprachen am meisten an das Sanskrit erinnert (unter anderem durch Beibehaltung des Dualis); das Altpreußische, nun durch das Deutsche verdrängt, das Lettische oder Liefländische. Das Lithauische verhält sich zur ganzen Gruppe wie das Gothische zu den germanischen Sprachen; das Lettische steht zu ihm in einem Verhältniß etwa wie das Italienische zum Latein. Viel verbreiteter als die lettischen sind die slawischen Sprachen, die unter allen europäischen wohl von der größten Menschenzahl geredet werden. Der Name Slawen, den sie sich selbst beilegen, hat zur Wurzel den Gedanken des Ruhmes, bedeutet also „glorreiche Männer." Mit Ausnahme des Bulgarischen sind diese Sprachen so nahe unter sich verwandt, daß Jemand, der eine derselben genau kennt, sich von Montenegro bis Kamtschatka verständlich machen kann; eine ihrer ältesten Formen ist das sogenannte Kirchenslawisch, in welchem sich der synthetische Charakter besonders klar ausspricht und das sich zum modernen Slawisch etwa wie Altgriechisch zu Neugriechisch verhält. Weil näher stehend der Urquelle haben begreiflich die slawischen Sprachen lange Worte, sind daher viel weniger als das Griechische und Deutsche zur Bildung zusammengesetzter Worte geeignet. Es herrscht in ihnen eine eigenthümliche Mischung von Euphonie und Consonantenhäufung und man kann sie in eine südöstliche und westliche Zunft trennen. Zu ersterer gehört außer dem Kirchenslawisch das Russische, welches allmälig die finnisch-ugrischen und tatarischen Dialekte verdrängt hat und äußerst melodisch in seinen verschiedenen Dialekten klingt, zu welchen auch der ruthenische gehört, der in einem Theil Galiziens, Nordungarns und der Bukowina gesprochen wird; ferner das Bulgarische und Illyrische, letzteres mit zahlreichen Dialekten: so dem serbischen, der harmonischsten und vokalreichsten aller slawischen Sprachen, dem syrmischen, kroatischen, slavonischen ꝛc. Zur westslawischen Zunft zählt man die polnische Sprache, die reichste und entwickeltste dieser Zunft mit ausgedehnter Literatur, zu welcher als Dialekte Mazurisch (in und um Warschau gesprochen), Cracauisch, Lithauisch-Polnisch, Caßubisch gehören; dann das Czechische oder Böhmische, weniger entwickelt und sanft als die

polnische Sprache, aber mit genauerer Prosodie; slowakisch ist dessen in Ungarn gesprochener Dialekt; endlich das Sorbische oder Wendische, sonst zwischen Saale, Elbe und Oder, jetzt nur noch in einem Theile der Lausitz gesprochen. Ganz verschwunden, und zwar gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, ist der obotritische Dialekt.

5. Die germanischen Sprachen haben in vielen Gegenden die slawischen verdrängt und bestehen heutzutage aus einer bedeutenden Zahl von Dialekten, die selbst aus und über frühern sich entwickelt haben. Gewisse gemeinsame Charaktere derselben geben sich als normale Aenderungen der Sanskrit-Grammatik kund; J. Grimm bezeichnet als solche folgende vier: a) Es wird der Vokal sanfter, wenn die Bedeutung oder Anwendung des Worts eine Modification erleidet; b) die sogenannte Methatese d. h. die Umbildung eines Consonanten in einen Consonanten der gleichen Classe, aber mit stärkerer oder schwächerer Pronunciation; c) das Dasein schwacher und starker Conjugationen, nämlich solcher, in welchen der Wurzelvokal nach gewissen Gesetzen sich ändert oder solcher, in welchen er unverändert bleibt; d) Gebrauch schwacher Declinationen für die Haupt- und Eigenschaftsworte, nämlich solcher, in denen der Wurzelvokal in den verschiedenen Fällen gleich bleibt, so daß sich letztere nur durch die Endigung unterscheiden. — Von jener Art Tonleiter, welche die Laute und Articulationen im Sanskrit bilden, finden sich noch Spuren in den germanischen Sprachen. Wie im Sanskrit und Griechischen, so durchlaufen auch in ihnen die Consonanten und Vokale bestimmte Wandlungen sowohl in den verschiedenen Formen desselben Wortes wie im Uebergang der Wurzel zum zusammengesetzten Wort oder im Uebergang eines Dialekts in den andern. An diesem allen germanischen Sprachen eigenen bestimmten System der Buchstaben-Veränderung erkennt man die nahe Verwandtschaft dieser Idiome und kann zugleich leicht zu den Sanskritwurzeln aufsteigen. So reich diese Sprachen im Wortschatze, so arm sind sie in der Conjugation, wo bloß gegenwärtige und vergangene Zeit unterschieden wird und die übrigen durch Hilfszeitwörter ausgedrückt werden müssen. Man kann sie in eine gothische und deutsche Zunft trennen; zu ersterer, die man fast nur aus den Fragmenten einer Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas im 4. Jahrhundert kennt, gehören das Isländische, aus welchem durch gradweise Umbildung das Dänische und Schwedische entstanden sind, das Angelsächsische, welches, gemischt mit altfranzösisch und unter keltischem Einfluß sich verändernd, das heutige

Englisch bildet, endlich das Niederdeutsche mit dem Friesischen, Holländischen und Flamändischen als Dialekten, sämmtlich aus dem Altsächsischen entsprungen, in welchem einige der ältesten Denkmäler germanischer Literatur geschrieben sind. Der in diesen niedergelegten Sprache kommt wohl das heutige Flamändisch oder Flandrisch am nächsten, welchem wahrscheinlich auch die Sprache der nach Gallien vordringenden Franken sehr nahe verwandt war. Die deutsche Zunft begreift das Hochdeutsch, die Sprache der Gebildeten in ganz Deutschland, das Schwäbische, auch im Elsaß und einem Theil der Schweiz gesprochen, das Bayrisch-Oesterreichische und zuletzt das Fränkische. Das alte Oberdeutsch stand dem Sanskrit in mancher Rücksicht sogar noch näher als das Gothische; aus einem seiner Dialekte, der eine vollständigere Entwicklung erfuhr, ist das gegenwärtige Hochdeutsch entstanden.

6. Die Keltischen Sprachen, von der französischen und englischen überwuchert, sind gegenwärtig zu einigen Provinzialdialekten herabgekommen und verlieren täglich noch mehr Gebiet. Man kann auch in diesen Sprachen noch zu den Sanskrit-Wurzeln gelangen, aber ihre grammatikalischen Formen weichen von denen der übrigen indo-europäischen Sprachen bis zur Unkenntlichkeit ab. Charakteristisch für sie sind die Veränderungen, welche das Subject in seinen Anfangsbuchstaben erfährt, je nach den Präpositionen, mit welchen es verbunden wird; casuale Endigungsveränderungen kommen bei ihnen nicht vor; das Pronomen hat noch am meisten den indisch-persischen Charakter beibehalten; das Zeitwort wird hauptsächlich mittelst Aenderungen conjugirt, die mit der Wurzel verbunden werden; eigentlich unregelmäßige Zeitwörter haben diese Sprachen nicht. Man kann sie in die kymrische oder bretonische und in die gälische Zunft theilen; zu ersterer gehören das eigentliche Kymrisch, in Wales gesprochen, der Dialekt von Cornwallis, dann der armorikanische, die Sprache der Niederbretagne. Zur gälischen Zunft zählt man das Irländische, welches unter allen keltischen Sprachen die alten Formen am meisten beibehalten hat, das Ersische, in Hochschottland gesprochen, zuletzt den Dialekt der Insel Man. — Man hat von dieser Sprachfamilie keine Denkmäler über das 10. oder 11. Jahrhundert hinauf. Zu ihr gehörte ohne Zweifel auch die Sprache der Gallier, mit ihren verschiedenen Dialekten, den der Belgier inbegriffen — von welcher man nur wenige Worte kennt und die allmälig durch das von den Eroberern aufgedrungene Lateinisch ersetzt wurde. (Die

alten Helvetier waren ein gallisches Volk, ebenso die um den Plattensee und in Böhmen wohnenden Bojer.)*)

Zur Vergleichung folgt hier (aus J. Grimms Gesch. der deutschen Sprache S. 239) eine Tabelle mit den Namen der zehn Grundzahlen in einigen der arischen Grundsprachen. (In ihnen allen sind auch die Namen für Vater, Mutter, Sohn, Schwester, für Kuh, Pferd, Hund, Schwein, Maus, Gans, dann für Wohnung, Dorf, Stadt, König, Fürst, Gott — endlich für Gerste, nach Plinius die älteste Getreideart, verwandt.)

*) In seinem Werke: la terre et l'homme läßt Maury die Tendenz erkennen, eine allgemeine Verwandtschaft der Sprachen, auch der amerikanischen mit denen der alten Welt — zu erweisen, aber in Nott's und Gliddon's Indigenous races of the earth, Lond. et Philadelphia 1857, wozu Maury den Abschnitt über die Sprachen geliefert, spricht er die Ansicht aus, daß alle wahrhaft eigenthümlichen linguistischen Typen ebenso ursprünglich seien, wie die Menschenstämme, welche an verschiedenen Orten entstanden und daß eben so wenig später neue Ursprachen als neue Menschenrassen entstanden seien, jedoch durch Kreuzung, Uebergänge und örtliche Verhältnisse jene Ursprachen vielfältig verzweigt, abgeändert und umgebildet wurden, auch wohl neue Zweige wieder abgestorben seien und so die außerordentliche Zahl der Sprachen sich entwickelt habe.

Deutsch.	Sanskrit.	Zend.	Persisch.	Griechisch.	Lateinisch.	Litthauisch.	Slawisch.	Gothisch.	Althochd.	Kymrisch.	Keltisch.
Eins.	eka.	aeva.	jeki.	εἷς.	unus.	wienas.	jedin.	ains.	ein.	un.	unan.
Zwei.	dua.	dua.	du.	δύο.	duo.	du.	dwa.	twai.	zwene.	dau.	daou.
Drei.	tri.	thri.	sih.	τρεῖς.	tres.	trys.	tri.	threis.	dri.	tri.	tri.
Vier.	tschatuar.	tschatwar.	thschehar.	τέσσαρες.	quatuor.	keturi.	tschetiry.	fidvor.	fior.	pedwar.	pewar.
Fünf.	pantschan.	pantschan	pendsch.	πέντε.	quinque.	penki.	pjat.	fimf.	finf.	pump.	pemp.
Sechs.	schasch.	csuas.	schesch.	ἕξ.	sex.	szeszi.	schest.	saihs.	sehs.	chwec.	chouec.
Sieben.	saptan.	haptan.	heft.	ἑπτά.	septem.	septyni.	sedm.	sibun.	sipun.	saith.	seiz.
Acht.	aschtan.	astan.	hescht.	ὀκτώ.	octo.	asztuni.	osm.	ahtau.	ahto.	wyth.	eiz.
Neun.	navan	navan.	nuh.	ἐννέα.	novem.	dewyni.	devjat.	niun.	niun.	naw.	nao.
Zehn.	dasan.	dasan.	deh.	δέκα.	decem.	deszimt.	desjat.	taihun.	zehan.	deg.	dek.

Die Schrift hat man in zwei Hauptarten: Begriffsschrift und Tonschrift getrennt. Natürlich ist erstere, welche die Gegenstände selbst durch ein Bild oder Zeichen darstellt, die ältere und scheidet sich in eigentliche Bilderschrift und in symbolische Schrift, bei welcher letztern abstrakte oder sinnliche untastbare Gegenstände durch Bilder ähnlicher oder vergleichbarer Dinge bezeichnet wurden: so in den ägyptischen Hieroglyphen und bei den Chinesen in älterer Zeit. Die Aethiopier und später auch die Aegypter brauchten statt der Bilder wirklicher Gegenstände willkürliche Zeichen, wodurch die Zeichenschrift entstand. In der neuern Zeit haben die Chinesen die sogenannte Wörterschrift eingeführt, indem sie jeden ihrer Begriffe und jedes ihrer Wörter durch ein bestimmtes einfaches oder zusammengesetztes Zeichen ausdrücken, — eine Schrift, die mit ihren 40—50000 verschiedenen Zeichen die größte Schwierigkeit in der Anwendung darbietet. Ob die Runenschrift der alten skandinavischen Völker eine Zeichenschrift oder eine Buchstabenschrift und dann ob sie originell oder nur eine Umwandlung der lateinisch-griechischen Schrift ist, steht noch in Zweifel. Die neuere chinesische Schrift bildet bereits einen Uebergang zur Tonschrift, die entweder ganze Sylben, wie die Schrift der Japanesen, oder nur einzelne Töne durch willkürliche Zeichen ausdrückt, wie die Buchstabenschrift, deren Erfindung in die älteste geschichtliche Zeit fällt. Nach den Phönikern hat sie Thaaut erfunden, nach den Chaldäern Oannes, nach den Aegyptern Thot, Mammon, Hermes; phönikische Einwanderer, unter den Namen Cadmus personifizirt, hätten sie etwa zur Zeit Mosis nach Griechenland gebracht, wie man glaubte.

Jedenfalls gebürt der Ruhm der Erfindung der Buchstabenschrift, einer der wundervollsten, auf welcher vor Allem unsere Cultur ruht, der arischen Rasse. Es war hierzu die schwere, schon in sehr früher Zeit vollbrachte Geistesarbeit nöthig, die Sprache in ihre vocalischen und consonantischen Elemente aufzulösen, diese zu erkennen und zu sondern, worauf sie durch Zeichen fixirt werden konnten. Man hat bemerkt, daß je unbewußter, instinktmäßiger die Schrift gebildet wurde, um so organischer und geheimnißvoller die Verbindung zwischen Sprache und Schrift, Laut und Zeichen geworden sei. — Die Worte werden bald in Zeilen hintereinander geschrieben, bald im Kreise, bald untereinander in Säulen (so die Chinesen und Japanesen). Wir schreiben von links nach rechts, die semitischen Völker von rechts nach links.

Keine Negersprache hat sich zur Bilder- viel weniger zur Buchstabenschrift erhoben. Bei den Mexikanern hatte sich eine Bilder-

schrift entwickelt, bei den Peruanern kam es zu den sogenannten Quipus, Schnüren aus farbigen Fäden, in welche Knoten zur Erinnerung gemacht wurden, — wenn man will, eine Art Zeichenschrift.

Nach Prinsep wäre die älteste griechische Schrift nur verkehrte Sanskritschrift (das obere nach unten gewendet); Weber (Indische Skizzen S. 125 ff.) läßt beide von der phönikischen Schrift abstammen. Doch hat das Sanskrit nur wenige semitische Zeichen erhalten und gelangte nur nach langer Zeit dazu, die zahlreichen ihm eigenthümlichen Laute durch Umbildung der bereits vorhandenen oder neu erfundenen Zeichen auszudrücken. Die Mittheilung jener phönikischen Schriftzeichen geschah entweder durch den Handelsverkehr an die wahrscheinlich noch im Pendschab ansäßigen Arier oder von Babylon aus.

Der Versuch ein für alle Sprachen brauchbares Alphabet zu finden, welches an die Stelle der so vielerlei Schriften*) gesetzt, den wissenschaftlichen und bürgerlichen Verkehr unendlich erleichtern würde, ist vielleicht Lepsius gelungen. (Das allgem. linguistische Alphabet rc. Berlin 1855). Lepsius erkannte in der scheinbar willkürlichen Buchstabenfolge unseres Alphabetes eine organische Ordnung und gewann werkwürdige geschichtliche Aufschlüsse über die Entwicklung der Laute und Zeichen. Seinem allgemeinen Alphabet, welches sich durch große Einfachheit und Natürlichkeit auszeichnen soll, liegt wesentlich das lateinische zu Grunde, mit Ausnahme nur zweier griechischer Buchstaben. Die einfachen Buchstaben bilden die Grundlagen der nach den Organen verschiedenen Classen; die Modifikationen deuten einfache diakritische Zeichen an. Die k. Akademie zu Berlin hat 1855 dieses Alphabet angenommen und die Anfertigung der Typen beschlossen.

Kunst und Wissenschaft

entstehen erst, wenn die Völker aus dem Zustand der Kindheit herausgetreten und zu größerer Freiheit und Selbstständigkeit des geistigen Lebens gelangt sind und zwar gehen die Künste den Wissenschaften voraus. In der Kunst verschmilzt ein Ideales mit dem

*) Eine treffliche Uebersicht derselben geben die zwei großen Tabellen mit dem Titel: „Die Schriftzeichen des gesammten Erdbodens", welche der in Wien erscheinenden Zeitschrift „Gutenberg" vom Jahre 1856 beigegeben sind und die Schriftzeichen aller alten sowohl als neuen Völker — Hieroglyphen und Keilschriften nicht ausgeschlossen — darstellen, deren Typen sämmtlich in der k. k. Staatsbuchdruckerei vorhanden sind.

sinnlichen Stoff um so inniger, je energischer das Ideale und je durchdringbarer der Stoff für dasselbe ist. Man kann Architektur, Plastik und Malerei, welche einen vorzugsweise stofflichen Charakter haben und im Raum ausgedehnte, sichtbare Produkte erzeugen, als bildende Künste zusammenfassen; die musikalische Kunst schafft zeitlich erscheinende, vom Ohre wahrgenommene Tongestalten, die Poesie bedient sich zur Verwirklichung ihrer Ideen und Anschauungen der Sprache, welche selbst schon ein Doppelgebilde von Natur und Kunst ist.

Die ersten Gegenstände der Kunst sind theils historische Ereignisse und hervorragende Persönlichkeiten, deren Andenken erhalten werden soll, in welcher Beziehung das Denkmal die früheste Kunstproduktion ist oder es sind religiöse Anschauungen und Empfindungen, welche durch Bild, Wort und Ton ausgedrückt werden. Der Kunsttrieb ringt hiebei, das Kunstwerk in Uebereinstimmung mit seiner Idee zu setzen und letzteres wird um so vollkommener sich gestalten, je höher einerseits die Kunstidee und je weiter fortgeschritten andererseits die Fähigkeit ist, sie durch den sinnlichen Stoff auszudrücken, wobei bestimmte Entwicklungsgesetze wahrgenommen werden. Bloße Nachahmung der Natur, auch noch so getreue, erzeugt für sich allein noch kein Kunstwerk, wenn dieses nicht zugleich von der Idee durchdrungen, idealisirt ist. Völker niedriger Culturstufen vermögen deßhalb z. B. keine naturwahre plastische Menschengestalt zu erzeugen, weil ihnen die Idee des Menschen noch nicht aufgegangen ist und es ist von hohem Interesse, in den Sälen der Glyptothek zu München sich von dem Fortschreiten dieser Idee zu überzeugen, die im ägyptischen Saal noch in ihrer Gebundenheit und Starrheit erscheinend, sich in den Sälen der griechischen Bildwerke mit immer größerer Freiheit und Schönheit verkündet. Deßhalb hat auch die Architektur früher preiswürdige Kunstwerke geschaffen als die Sculptur und es wird ein Gegenstand steter Bewunderung bleiben, wie sehr alte Völker, oder solche, die gleich den Mexikanern und Peruanern kaum die Stufe der Barbaren überschritten hatten, bei so mangelhafter Kenntniß der physischen und mechanischen Gesetze und beim Fehlen aller complizirteren Apparate doch staunenswerthe Bauwerke auszuführen vermochten. In der Reise des preuß. Prinzen Waldemar von Preußen wird z. B. als Beweis von der Genauigkeit der Ausführung der Pyramiden, jener mächtigen Königsgräber, angeführt, daß man aus der untern Kammer der Cheops-Pyramide, durch die abwärts führende enge, den Eingang bildende Passage den Polarstern erblickt, so daß die vier Seiten der Pyramide genau

den vier Hauptpunkten des Kompasses entsprechen.*) — **Nationen** tieferer Culturstufen als die Aegypter, namentlich Kelten und Nordgermanen begnügten sich mit Denkmälern von einfachster Beschaffenheit; sie thümrten Erdhügel auf oder errichteten Steinwerke oft von sehr bedeutender Größe, wie namentlich die von Carnac in der Bretagne, der Steinkreis von 1600′ Durchmesser bei Abury in Wiltshire, dann die sogenannten Stonehenge in der gleichen engl. Grafschaft. Aber auch in Indien hat man solche gefunden. Bei Nartiang im Chasiagebirge, in einem schönen Haine traf Hooker eine sehr große Menge der merkwürdigsten Steindenkmäler, welche diesen Landschaften ein so eigenthümliches Ansehen geben, in einem geschlossenen Raume beisammen. Mehrere Morgen Landes sind mit gigantischen, meist runden Steintafeln bedeckt, die 10—20′ breit, 5′ über dem Boden auf andern Blöcken ruhen. An einer Stelle steht hinter jeder Tafel noch ein gerade aufgerichteter Stein. Der größte dieser letzteren war gegen 30′ hoch, 6′ breit, 2′ 8″ dick und wenigstens 5′ in den Boden eingesunken. Prächtige Bäume überschatten die Steine in diesem heiligen Hain; die runden Tafeln dienten wahrscheinlich zum Verbrennen der Leichen, die aufgerichteten Steine zur Erinnerung an wichtige Ereignisse oder bedeutende Männer, deren Asche manchmal in nebenstehenden Sarkophagen oder Urnen aufbewahrt wird. Als Hooker aus dem Haine zurückkehrte, ging er über einen 28′ langen, 5′ breiten, 2′ dicken Granitblock, der als Brücke über einen Bach gelegt war.

Es ist die Aufgabe der Kunstgeschichte, die Entwicklungsstufen der Kunst von diesen rohesten Erzeugnissen bis zu den prachtvollen Tempeln, Palästen und Monumenten der cultivirten Völker nachzuweisen und die Typen und Formen des Baustyls zu erkennen, welche mit der geistigen Beschaffenheit und der Geschichte der Völker in genauester Verbindung stehen; man darf in dieser Beziehung für die bildenden Künste überhaupt auf Kugler's Kunstgeschichte als das jetzt gebräuchlichste Werk verweisen. — In der Baukunst

*) Nach Lepsius bildet die Erbauung der großen oder Cheopspyramide den Anfang der Monumentalgeschichte; die Dynastie, welche zunächst auf die des Cheops folgt, reiht Lepsius einer blühenden Culturepoche im vierten Jahrtausend vor Christus ein. Die erste Pyramide ist die des Chufu oder Cheops, die zweite des Chafra, Herodots Chephren, die dritte des Mankera, Mykerinos. Die großen Pyramiden von Daschur standen schon vor dem Regierungsantritt des ersten Königs der vierten Dynastie, 3426 v. Chr. Wilkinson setzt hingegen die Entstehungszeit der Pyramiden um das Jahr 2123, und M. Dunker in seiner Geschichte des Alterthums nimmt an, daß die Erbauung der großen Pyramide nicht hinter das Jahr 2300 zurückreiche.

haben sehr viele Völker der alten und neuen Zeit Bedeutendes geleistet; anders ist dieses mit der Plastik, Malerei und Musik, Künsten, welche größere Geistesfreiheit und Idealität voraussetzen. Erst den Hellenen war es gegeben, die Menschen- und Göttergestalten mit einer Vollendung darzustellen, die später nie übertroffen wurde, während in der Malerei die Italiener, in der Musik, der mysteriösen Kunst, die Deutschen die höchste Stufe erreicht haben. In der geistigsten aller Künste, der Poesie, haben nur die in Europa eingewanderten arischen Völker und zwar von Homer an Werke von solcher gehaltvollen Gediegenheit geschaffen, daß dieselben für alle Zukunft, so lange Menschen menschlich fühlen und denken, als unsterbliche Muster der Schönheit und Wahrheit gelten werden, mit welchen die Poesien der Orientalen, denen großentheils der höhere Gehalt fehlt, aber häufig Ueberschwänglichkeit und Maßlosigkeit anhängen, den Vergleich nicht aushalten können. — Das Leben hat wenig Reize, wenn die Kunst es nicht verschönert, alle irdische Macht bedarf ihrer zur Verherrlichung, denn die größten Thaten erhalten sich nur im lebendigen Andenken der Menschen, wenn die Kunst sie darstellt, und selbst der Cultus, der ihren Schmuck verschmäht, läßt die Herzen der Menschen kalt und leer.

Ruhen die Künste vorzugsweise auf dem Grunde der Phantasie, so wurzeln im Gegensatze zu ihnen die Wissenschaften hauptsächlich im Erkenntnißvermögen; in jenen spricht sich ein mehr jugendlicher, in diesen ein mehr männlicher Charakter aus. Wenn die Menschen zu einer gewissen Sicherung der materiellen Existenz gelangt sind und einige Befreiung vom Zwang der Natur erlangt haben, beginnt der Geist über die Natur und sich selbst nachzudenken, sich erkennend und vergleichend über die Außenwelt zu verbreiten und zugleich in seine eigene Tiefe einzukehren. Philosophische Betrachtungen über die Schöpfung, über die sie beherrschenden Gewalten und über den menschlichen Geist bilden den Anfang aller Wissenschaft, die, weil alsobald mit dem sich Selbst finden des Geistes auch das höchste ihn bewegende Moment, die religiöse Idee auftaucht, vorherrschend Natur- und Religionsphilosophie sein muß. War die Religionsphilosophie des classischen Alterthums von Thales an im Ganzen pantheistisch, so daß das Göttliche bei ihr zuletzt als absoluter Weltgeist erschien, so schauten dasselbe hingegen die Israeliten als überweltlichen Gott. Diese Vorstellung einer Trennung von Gott und Welt hält auch das Christenthum fest, findet aber eine Vermittlung, wenn nicht gerade zwischen Gott und Welt, so doch zwischen Gottheit und Menschheit in Christus. Die philoso-

phische Anschauung der letzten Jahrhunderte hat im Ganzen wieder den pantheistischen Charakter, der bereits die Philosophie der vorchristlichen classischen Zeit zeigte und es muß sich noch zeigen, ob die Wissenschaft im Stande sein wird, auf diese höchste aller Fragen eine befriedigende Antwort zu ertheilen, die mit der, welche schon das classische Alterthum gab, in gar keiner Verwandtschaft stände.

Man kann das System der Wissenschaften sich unter dem Bilde eines Baumes vorstellen, dessen Stamm die Philosophie wäre, aus welchem die andern in immer feinerer Verzweigung und einen stets dichter werdenden Wipfel bildend, hervorsprossen. Finden sie aber im Stamme ihre Vereinigung, welcher aus den tiefen Gründen, in die sich seine Wurzeln senken, die abstrakte Substanz schöpft und diese in die ganze Ramification ausgießt, so schickt ihm diese, welche sich in die Welt ausbreitet, hiefür wieder die in Licht und Luft gereiften, spezifisch belebten Säfte zu, ohne welche auch sein gedeihliches Bestehen nicht möglich ist. — Die Mathematik theilt mit der Philosophie das Wesen der Allgemeinheit, bewegt sich aber, wie jene nach logischen, ihrerseits nach Zahlengesetzen. Der Philosophie und Mathematik als Grundwissenschaften gegenüber haben alle andern eine empirische Grundlage und Methode und können in zwei Gruppen getheilt werden, deren eine sich auf die Schöpfung, die andere auf den Menschen als geistig sittliches Wesen bezieht. Die erste Gruppe, welche sich näher an die Mathematik anschließt, begreift die Naturwissenschaften, die zweite, welche eine nähere Beziehung zur Philosophie erkennen läßt, kann man Geisteswissenschaften nennen; die Geschichte lehrt, daß letztere die früher cultivirten seien. Sie beschäftigen sich mit den Erscheinungen und Produkten des geistig-sittlichen Lebens der Menschheit; die Geschichte zeichnet die Thaten und Schicksale der Völker auf und entwickelt deren Gründe und Zusammenhang, die Philologie entwickelt den Bau, die Verwandtschaft und Veränderung der Sprachen, die Ethnographie schildert die Beschaffenheit, die Abstammung, die Sitten und Lebensweise der Völker; die Rechtswissenschaft und Diplomatik bestimmen, was Gesetz und Recht für die Individuen und im Verkehr der Nationen sein soll; die Theologie entwickelt den Gottesbegriff, lehrt die Grundsätze der positiven Religionen, die Formen und die Ausübung der Culten und der Seelsorge. Die Naturwissenschaften umfassen alles sinnlich Wahrnehmbare, was nicht durch menschliche Kräfte hervorgebracht wurde oder was wenigstens nach Naturgesetzen sich bewegt und wirkt. Nach den besondern Natur-

gegenständen entsteht so die Kosmologie, die Lehre von den Weltkörpern, die Geologie oder die Naturgeschichte der Erde, die Mineralogie, Botanik, Zoologie, physische Anthropologie, endlich die Physiologie oder die Wissenschaft vom Leben der organisirten Wesen. Ihnen allen leistet die Mathematik für Feststellung der Begriffe und deren präcisen Ausdruck, wesentliche Dienste. Die Medizin ist ein Complex von Theilen der Naturwissenschaften und eigenthümlichen praktischen Doctrinen und nimmt in der Anwendung derselben ein Kunstelement in sich auf, wodurch sie zur Heilkunst wird. Man hat von gewissen Seiten darüber geklagt, daß die Naturwissenschaften, die sich erst in den letzten drei Jahrhunderten ausgebildet haben, in der Gegenwart zu sehr in den Vordergrund getreten seien; dieselben haben jedoch keineswegs eine übergeordnete, sondern nur eine berechtigte nebengeordnete Stellung zu den Geisteswissenschaften gewonnen, welche letzteren auch jetzt mit keineswegs vermindertem Eifer gepflegt werden, der auch bei ihnen zu immer bedeutenderen Ergebnissen führt. Man muß Quetelet beistimmen, wenn er (über d. Menschen u. d. Entwickl. s. Fähigkeiten, Stuttg. 1838, S. 579) sagt: „Es scheint mir nichts wahrhaft Fortschreitendes zu geben als die Wissenschaft .... alle Fähigkeiten, die nicht auf das Wissen sich gründen, sind wesentlich stationär und die Gesetze ihrer Entwicklung constant." — In den Leistungen der Künste, obwohl auch bei ihnen Entwicklung und Zusammenhang nicht ganz fehlen, ist der letztere doch keineswegs so innig, wie bei den Wissenschaften, wo die Gegenwart stets auf der Vergangenheit ruht und diese der Ausgangspunkt für die Forschungen der Zukunft ist. Die Blüthe der Künste hängt vorzüglich vom Auftreten großer Genies ab, der Ausbau der Wissenschaften kann auf gegebener Grundlage auch fortgehen, wenn längere Zeit keine außerordentlichen Geister erscheinen. Die Entwicklung der Wissenschaften zeigt den Charakter stetiger Steigerung und Vervollkommnung; in der Kunst treten nur schwach zusammenhängende Perioden und Style auf. Die Wissenschaft hat eine unberechenbare Ausbildung vor sich und man darf wohl glauben, daß nicht bloß die empirischen Doktrinen dieser theilhaftig werden, sondern daß ihre Errungenschaften auch der Philosophie zu Gute kommen und dadurch Vorstellungen über Gott und Welt möglich werden, die der Wahrheit immer näher kommen. Kunst und Wissenschaft zusammen bilden aber das Doppelgestirn, das über den wechselnden Schicksalen der Menschheit in immer unveränderter Schönheit auf ihre Bahnen niederleuchtet.

Die Familie, der Stamm, das Volk.

Der Mensch kann die in seine Natur gelegten Anlagen nur durch die Verbindung mit andern Individuen entwickeln und nur durch Gemeinschaft mit diesen, zu welcher ihn schon sein Geselligkeitstrieb reizt, sich in der Natur behaupten. Die **Familie** ist die erste Grundlage aller menschlichen Gesellschaft. Bei Barbaren und Wilden kommt bisweilen die Erscheinung vor, daß die Frauen von andern Stämmen geraubt werden (Raub der Sabinerinnen, Weiberraub bei den australischen Wilden, manchen Stämmen am Amazonenstrom) eine Sitte, die bei steigender Civilisation bald verschwindet. Bei den meisten nordamerikanischen Indianern reicht das Einverständniß der künftigen Gatten zur Schließung einer Ehe hin, in der Regel aber wird Einwilligung der Eltern, namentlich des Vaters hiezu erfordert, der — in der Mehrzahl der Fälle — die Tochter ausstattet, bei manchen wenig civilisirten Völkern hingegen sie an den Bräutigam verkauft oder gegen Waaren vertauscht. Beim Kaufe geht die Jungfrau aus dem väterlichen Hause gleich einer Sache in das des Bräutigams über, so bei den Leptas, den Zuluhkaffern, manchen Australiern; das Gleiche fand statt bei den Hebräern in der Patriarchenzeit, im alten Rom, bei den Germanen. Bei den Franken wurde später der Kaufpreis der Braut dieser selbst als Dotation überlassen. Mit der fortschreitenden Bildung wurde auch nach der Einwilligung der Braut gefragt und dem Bräutigam das Recht auf Ausstattung derselben durch Eltern oder Verwandte zugestanden, als Beitrag zur Erhaltung der Familie. Da beide Geschlechter fast gleich an Individuenzahl sind, so ist die **Monogamie** das natürlichste Verhältniß und in der That nicht nur bei allen wahrhaft civilisirten Völkern, sondern auch bei vielen barbarischen, z. B. den meisten nordamerik. Indianern und vielen Wilden eingeführt. Polyandrie, Vielmännerei ist in einigen Gegenden gesetzlich, wo die Zahl der Frauen meist geringer als die der Männer ist; so in Calecut (**Tachard**) Tibet (**Stewart** und **Bogle**) bei den Nairen in Malabar, bei den Malajalam, den Khassias in Assam, beim kleinen Stamm der Kanaoris im Himalayah, der hiebei nach **Jacquemonts** Bericht sehr einig und friedfertig lebt. Viel allgemeiner ist die Vielweiberei, Polygynie (Polygamie), am verbreitetsten im Orient, wo die Frau meist nur als Lustwerkzeug betrachtet und neben den gesetzlich gestatteten Frauen schmälich genug auch noch das Concubinat geduldet wird. Bloß bei den moralisch höher stehenden Juden hatte Polygynie

keinen dauernden Bestand und hörte zuletzt, einige Könige ausgenommen ganz auf. Bei manchen z. B. den Ashantis und den Negern von Dahomey gestatten Herkommen und Gesetz den Königen Tausende von Frauen, welche dann wie Sklavinnen und Gefangene streng eingeschlossen werden. Haß und Eifersucht sind in den Harems sehr allgemein zu Hause.*) Polygynie ist (nach Bosman Description de Guinée p. 367) das Haupthinhinderniß bei der Bekehrung der Neger zum Christenthum. Obwohl Vielweiberei mehr bei Völkern warmer Klimate, also in einem großen Theile des asiatischen Continents, manchen Sundainseln, in Polynesien, Japan, bei vielen afrikanischen Völkern herrscht, kommt sie doch auch bei manchen nördlichen vor, so bei den Tataren (Prevost) Kamtschadalen (Kraschenninnikow, Steller) Sibiriern (Chappe d'Auteroche, Pallas) Nordamerikanern (Lahontan, Denys, Hennepin, Dumout). Bei einigen Völkern ist sie fakultativ, so daß wenn der Aermere sich mit einer Frau begnügt, der Reiche und Mächtige deren mehrere nehmen kann. Die alten Völker Europas: Kelten, Gallier, Römer, Griechen, Germanen lebten monogamisch; die Ehe hatte übrigens nicht immer die gleiche Festigkeit (war namentlich bei den Germanen sehr leicht löslich) und bei manchen bestand neben ihr das Concubinat; bei den alten Deutschen genoß jedoch die Concubine keineswegs die gesetzlichen Rechte der Ehefrau und bei den Römern war das Halten einer Concubine neben der Gattin oder das Halten mehrerer Concubinen verboten und die Verstoßung der Frau beschränkt. Letztere kam bei den Hebräern und andern Orientalen vor, welche großen Werth auf männliche Nachkommenschaft setzten, wenn die Frau unfruchtbar war oder es wurden neben ihr andere Weiber genommen. Ueberall, wo Sklaverei herrscht, nimmt auch das Concubinat überhand und die schmutzig habsüchtigen Juden des Orients verkauften schon im 14. Jahrhundert an die Türken die Sklaven, welche sie von den Russen und Tataren eingehandelt hatten. Je gebildeter die Völker, desto seltener wird die Scheidung der Ehe und desto geheiligter deren Band.

---

*) Die Castration läßt Sprengel (Geschichte der Chirurgie II, 801) in Aethiopien und Libyen entstehen und setzt ihren Grund in die Eifersucht und das Bestreben bei der dort herrschenden Vielweiberei Frauenwächter zu bilden. Von hier aus kam sie zu den Aegyptern, Juden und Assyrern; Semiramis ließ schwächliche Männer castriren, um eine schwächliche Nachkommenschaft zu verhüten. — Eunuchen gelangten manchmal zu großem Einfluß; besondere Geisteskraft hat unter ihnen doch nur Narses gezeigt.

Die Verheirathung der Mädchen findet sonderbarerweise bei Aequatorial- und bei Polarvölkern am frühesten statt; bei den Samojeden und Ostiaken z. B. mit zehn Jahren, und sie sind oft Mütter mit zwölf, unfruchtbar vor dreißig Jahren, ganz wie in der heißen Zone. Ein angeborenes Gefühl hat zu allen Zeiten und selbst bei den entartetsten Wilden Verbindungen zwischen den nächsten Verwandten nicht zur Regel werden lassen; in Persien und Aegypten waren indeß Heirathen zwischen Bruder und Schwester aus Rücksichten der Politik gestattet. Sehr mannigfaltig, oft mit sonderbaren und lächerlichen Ceremonien verbunden sind die Hochzeitsfeierlichkeiten der verschiedenen Völker und Zeiten. Bei der Geburt oder bald nach derselben fehlen religiöse Zeremonien wohl bei keinem Volke ganz; bei den Negern legt der Priester dem Neugeborenen irgend eine seltsame oder läppische Verpflichtung auf, welche die Mutter später dem Kinde einprägt und die das ganze Leben hindurch beobachtet werden muß. Schwer erklärbar ist die sonderbare Sitte barbarischer und wilder Völker, daß bei ihnen nach der Niederkunft der Mann sich zu Bette legt und nahrhafte Speisen zur Herstellung seiner Kräfte genießt, während die Frau alsobald der Arbeit nachgehen muß. So bei manchen tatarischen Stämmen und Bewohnern ostasiatischer Inseln, bei brasilischen Wilden, nach Moreau de Joné, l. c. II 143 sogar in einigen Gegenden an den Pyrenäen. Die alten Schriftsteller berichten die gleiche Sitte von den Thrakern, Skythen, Cantabrern, Keltiberiern, Illyriern, Liguriern, Corsen und Apollonius von Rhodus schreibt eine ähnliche den am schwarzen Meere lebenden Tibarenern zu. Die fast wilden Ureinwohner (des damals noch rauhern) Italiens, die alten Deutschen, Britten, Schotten, Irländer (wie heutzutage noch die Russen und Sibirier mancher Gegenden) tauchten ihre Neugeborenen alsobald in das kalte Wasser, oder wälzten sie im Schnee oder legten sie auf das Eis. Es läßt sich denken, daß schwächliche Kinder diesem Verfahren unterliegen mußten, wodurch fortwährend ein starkes und hartes Geschlecht erlangt wurde. — Der Zustand der Frauen ist im Allgemeinen um so härter, je uncultivirter ein Volk ist; bei den farbigen Rassen ist das Weib fast immer eine Sklavin. So ist bei den meisten Negern die Frau das arbeitende Hausthier und fast noch elender ist ihr Zustand bei den Australiern, wo sie gewöhnlich geraubt oder schon im unreifen Alter verkauft wird und ihr ganzes Leben lang die brutalen Mißhandlungen des Mannes auszustehen hat. Nicht nur alle häuslichen Arbeiten und das Aufziehen der Kinder, sondern auch die Besor-

gung des Landes, Holz- und Wasserholen, Unterhaltung der Hütte wird bei den barbarischen und wilden Völkern der Frau aufgebürdet. Diese elende Behandlung mit noch andern Motiven, namentlich des Gefallens am Neuen und Vorzüglichern, bahnt bisweilen fremder Eroberung den Weg; so kamen die Kamtschadalinnen den Russen und Kosaken, die Peruanerinnen rc. den Spaniern bereitwilligst entgegen, erleichterten die Unternehmungen der Conquistadores und verriethen die Anschläge ihrer Landsleute. Mariana, die Concubine und Dolmetscherin des Cortez, war ein Hauptwerkzeug zur Eroberung von Mexiko; die Schwester des Atabaliba, des letzten, schmählich erdrosselten Inca wurde die Maitresse Pizarros; die Buhlerin Almagros war ebenfalls eine Amerikanerin. — Es kommt selten auch das Gegentheil vor. Auf den Marianeninseln, bei den Tagalern ist die Frau Gebieterin des Hauses und des Mannes; nach Charlevoix wird bei den Huronen die Regentenwürde bloß von den Weibern bekleidet und ist auch nur durch sie erblich; Pomponius Mela schrieb von den Aegyptern seiner Zeit, daß die Frauen die öffentlichen, die Männer die häuslichen Geschäfte besorgten. — Bei vielen barbarischen Völkern gilt das weibliche Geschlecht überhaupt als unrein, nimmt an den religiösen Ceremonien keinen Antheil, darf bei manchen das Innere der Tempel nicht betreten. Viele dieser Völker halten in ihrer Unwissenheit und Ueberschätzung physischer Kraft das Weib für ein niedriges Wesen; die Frauen dürfen nicht mit dem Manne essen, nicht durch dieselbe Thüre aus- und eingehen; der Mann übt über sie die härteste Herrschaft, hat das Recht über Leben und Tod. Bei den meisten halbcultivirten Völkern, aber auch bei den alten Römern ist und war das weibliche Geschlecht während der Monatsperiode verachtet und wegen vermeintlicher Schädlichkeit gefürchtet; auch um die Entbindungszeit gelten bei vielen derselben die Frauen für unrein. Man muß sagen, daß nur das Christenthum (besonders auch der Marien-Cultus) den Vorurtheilen und der Mißachtung des andern Geschlechts, das in so vielen Rücksichten besser ist als das männliche und überall als Träger milder Sitte erscheint, ein Ende gemacht und die ihm gebührende Stellung angebahnt hat. — Es haben hie und da wohl auch Vereine bloß aus Frauen bestehend, existirt. Von Amazonen in Thrakien spricht schon Herodot; in der neuern Zeit gründete die Böhmin Walaska eine Amazonenrepublik und auch in Amerika wurde die Existenz von Amazonen behauptet. Kurz vor dem sogenannten Sonderbundskrieg in der Schweiz 1847, bildeten sich Amazonencorps in Wallis und

Freiburg; 1848 zur Insurrectionszeit in Wien. Das Dorf Madara, eine Stunde von Schumla in der Türkei soll bloß von Weibern bewohnt sein, die aus allen Theilen der Türkei sich hieher flüchten, von allen Abgaben befreit sind, sich zum Islam bekennen und eine Art Gemeinde bilden.

Bei manchen barbarischen Völkern, wo die Frauen als Eigenthum des Mannes behandelt werden und man ihre Untreue hart bestraft, bildete sich auch die Sitte, daß sie beim Tode des Mannes diesem ins andere Leben folgen mußten; daher die uralte Sitte der Wittwen-Verbrennung in Indien, die Selbstopferung der Frauen neuseeländischer Häuptlinge bei deren Tode, das Begraben der Gattin mit dem verstorbenen Gatten wie es früher bei den Komanchen Sitte war. Bei manchen Völkern sind den zu Wittwen gewordenen Frauen harte Pflichten und Beschränkungen auferlegt, sie dürfen sich entweder nie wieder verheirathen oder nur nach längerer Zeit und nach Erfüllung lästiger Verbindlichkeiten. Die alten Perser, überzeugt, daß Eheleute in der andern Welt sehr glücklich seien, mietheten für einen verstorbenen Ehelosen ein Weib, das wenige Tage nach seinem Tode ihm angetraut wurde. Aehnliche Sitten sollen noch jetzt bei einigen Mongolenstämmen und bei den Chinesen der Provinz Schan-si bestehen.

Die Herrschaft des **Familienvaters** breitet sich auch über die Kinder aus, im alten Rom und Athen bis zum Recht über deren Leben und Tod; bei den Galliern hatte der Mann hiezu auch noch das Recht über Leben und Tod der Gattin. Mit der steigenden Cultur wurde diese Gewalt mehr und mehr beschränkt. Das Aussetzen der Kinder, jetzt noch bei den Chinesen sehr allgemein, fand sich auch bei den Germanen und Doriern. Diese wie andere Sitten zeigen übrigens bei Völkern derselben Abstammung, sogar bei nahe zusammenwohnenden die größte Verschiedenheit. Auf den Inseln des großen Oceans werden meist die Familienbande heilig gehalten, die Ehelosen hingegen überlassen sich einer zügellosen Freiheit, ähnlich wie im alten Griechenland. — Bei barbarischen Völkern, namentlich solchen, welche mit Nahrungsmangel zu kämpfen haben, vermißt man oft jede Spur von Pietät gegen die alt und schwach Gewordenen; bei manchen Völkern des Alterthums mußten sich solche tödten oder wurden von den Ihrigen getödtet, wie **Diodor** und **Strabo** berichten und viele Wilden Afrikas, Amerikas und Polynesiens lassen bei Auswanderung ihre Alten und Kranken ohne Bedenken zurück.

Aus der Familie geht der Stamm hervor, welcher sich theilt, wenn er zu zahlreich wird, wobei die Theile sich einander oft so sehr entfremden, daß man die ursprüngliche Verwandtschaft nur noch an den physischen Charakteren und der Sprache erkennt, wie dieses in manchen Gegenden Indiens, Australiens, Mittelafrikas und Nordamerikas der Fall ist. Wenn die Bedürfnisse sich vervielfältigen, sind die Menschen gezwungen, sich in größern Massen zu sammeln, aber erst mit der vorschreitenden Civilisation entstehen Nationen. Wie Raubthiere einander in größerer Nähe nicht dulden, so auch Jägervölker nicht, weil ihnen zur Existenz ein größeres Gebiet nöthig ist. Der Kampf um dieses führt zu beständigen Kriegs- und Raubzügen, so wie zu gegenseitigen Verbindungen, und ließ z. B. die Bevölkerung Nordamerikas nie beträchtlich werden. Wie Jägervölker die Jagdgebiete, so machen sich Hirten die Weiden streitig, was schon die ältesten Bücher der Bibel erzählen. Zu größerer Annäherung zwingt den Menschen erst der Ackerbau mit seiner Masse neuer Bedürfnisse und gegenseitiger Dienste. Die ältesten Ackerbauvölker siedelten sich mit Vorliebe an den großen Strömen Asiens und Afrikas an, deren periodische Ueberschwemmungen die Ufer mit fruchtbarem Schlamm bedecken. Der Handel endlich bringt die einzelnen Nationen leicht in Verbindung miteinander.

Das Bedürfniß der Selbsterhaltung, welches die Stämme zur Vereinigung treibt, hat zum Resultat die Bildung eines Volkes, womit zugleich die Aufstellung bestimmter Gesetze für den gegenseitigen Verkehr, die Einrichtung eines gemeinschaftlichen Cultus u. s. w. bedingt ist: so ging es bei den Kelten, Schotten, Germanen, Griechen. Verschmelzung solcher durch mehr oder minder lockere Bande vereinigter Stämme zu einem Volk macht sich um so leichter, je weniger natürliche Hindernisse deren Berührung und Verkehr entgegen stehen, — leichter also in flachen, offenen Ländern, als in Berg- und Waldländern, wo nicht selten benachbarte Thalschaften noch ihre Eigenthümlichkeiten seit grauer Urzeit erhalten haben, wo ferner die Abkömmlinge desselben Stammvaters die Erinnerung ihrer Verwandtschaft oft durch Jahrhunderte fest halten und sich durch Namen und Zeichen verbünden. Hiemit ist gewöhnlich auch Haß und Feindseligkeit gegen alles Fremde, dem Stamm nicht Angehörige verbunden, — ein Gefühl, das bei seiner Veredlung sich in Vaterlandsliebe umwandelt. Hat der Fremde hingegen einmal gastfreundliche Aufnahme gefunden, so ist der Wirth zu dessem Schutze und Vertheidigung verbunden; das heilige

Recht der Gastfreundschaft anerkannten die meisten Völker des Alterthums, wie heutzutage es die amerikanischen Indianer, die Araber und andere anerkennen. Erst bei sehr vorgeschrittener Cultur entwickelt sich die wahrhaft humane Gesinnung und es verschwindet jene Einseitigkeit des Urmenschen oder Halbgebildeten, der nur im Stammes- oder Volksgenossen einen Freund zu sehen und seinen Widerwillen gegen Fremde nicht zu bezwingen vermag; selbst Völker auf ziemlich vorgeschrittener Civilisationsstufe kranken noch manchmal am „Fremdenhaß." So ist es auch ganz vernünftig, daß die Völker politisch nicht abstrakt geschieden, also das Nationalitätsprincip nicht ganz streng durchgeführt ist, sondern daß einzelne Theile mancher Nationen andern einverleibt sind, — indem hiedurch dem Verständniß und der einstigen Verbrüderung der Nationen die Bahn gebrochen wird.

Sitte und Lebensweise

eines Volkes werden durch seine Anlage, die natürlichen Verhältnisse, unter welchen es lebt und die jedesmalige Culturstufe bestimmt; sie zeigen sich stets im Einklang mit dem geistigen und ethischen Gehalte des Volkes. Hiernach modifiziren sich auch die Meinungen über das, was erlaubt oder verboten, anständig oder unanständig, höflich oder grob, schön oder häßlich sei, — Meinungen, die bei verschiedenen Völkern, selbst bei dem gleichen Volke in verschiedenen Zeiten oft diametral auseinander gehen. Herrscht früher das Derbe, Naturwüchsige, der ungezwungene Humor und Spaß, so schleifen sich mit dem Fortgang der Bildung die Ecken und Kanten immer mehr ab, das Benehmen der Menschen gegeneinander wird gemessener, feiner, mit der Empfindlichkeit werden auch die Berührungen zarter, an die Stelle des oft plumpen Spaßes tritt die Ironie und der Witz. Die Vergnügen, zuvor roh sinnlich, bis zum Taumel genossen, meist lärmend, nehmen einen edleren Charakter an und verlangen, wenn sie wahrhaften, auch in der Erinnerung werthvollen Genuß gewähren sollen, einen idealen Hintergrund; die bloß thierische Sinnlichkeit, welche nie ganz verschwindet, muß wenigstens, von der Mehrzahl verurtheilt, sich aus dem Licht des Tages in Nacht und Verborgenheit zurückziehen. Die Gebräuche bei den mannigfachen Vorkommnissen des Lebens sind um so barocker, auf desto sonderbarere Vorstellungen gegründet und werden mit desto größerer Aengstlichkeit beobachtet, je weniger gebildet ein Volk und je stabiler sein Charakter ist; es ist dem Unmündigen eigen, gerade auf das Unwesentliche, Conventionelle

um so stärkern Accent zu legen, je weniger zwischen Mitteln und Zwecken ein vernünftiger Causalzusammenhang einzusehen ist. Die culturgeschichtlichen Werke, unter welchen ich vorzüglich auf Klemm (Allgem. Culturgeschichte der Menschheit, 10 Bde. Lpz. 1843—52, dann dessen allgem. Culturwissenschaft, 2 Bde. Leipz. 1854 — 5) und Wachsmuth (allgem. Culturgesch. 3 Bde. Lpz. 1850 — 2) verweise, haben die zahllosen Angaben über Sitten und Gebräuche mehr oder minder vollständig gesammelt; mancher derselben wurde im zweiten Hauptstück dieses Buches bei den einzelnen Völkern gedacht; hier mögen nur noch einige bis jetzt noch nicht betrachtete Momente eine Stelle finden.

Virey (Hist. natur. du genre humain, Par. 1824, S. 197) sagt sehr passend: „Die Manieren und Gewohnheiten der Völker lassen auf ihren Genius schließen. Campanella erkannte den moralischen Charakter der Individuen aus deren Benehmen und Gebärden; indem er diese nachahmte, fühlte er in sich selbst die Gedanken, Affekte, Neigungen jener erwachen. Ich zweifle nicht, daß, indem man ein Volk an die Sitten eines andern gewöhnt, man ihm ähnliche Gedanken und Gefühle beibringt; so ändern auch Einrichtungen und Regierungsformen den Menschen; so kann die Tugend gelehrt werden, so pflanzen sich Laster durch Nachahmung fort." — Es ist in vielen Fällen sehr schwer, anzugeben, welche Gebräuche und Einrichtungen eines Volkes originell, welche ihm von andern zugekommen seien. Hooker schreibt im Himalayan Journal von Dubdi in Sikkim: „Es war mir interessant ein Kind zu sehen, das mit einer Knallbüchse von Bambus spielte, die ganz den von Federkiel gemachten ähnlich war, welche bei uns jedes Kind kennt, mit dem man ein Kügelchen, mittelst eines am obern Ende hineingetriebenen Drückers hinaussprengt. Man könnte leicht glauben, daß solche Aehnlichkeiten zwischen dem Spielzeug der Kinder in verschiedenen Ländern rein zufällig seien; ich möchte dieß jedoch nicht annehmen. In den Ebenen Indiens sieht man oft Leute, die sich stundenlang unterhalten, den papiernen Drachen steigen zu lassen und ich verschaffte mir eine thibetanische Maultrommel. Dieß sind nicht Spielsachen wilder, sondern Belustigungen mehr als halbcivilisirter Völker, mit denen wir seit den frühesten Zeiten in indirectem Verkehr gestanden haben. Die Leptscha spielen mit Wurfscheiben, wozu sie Schiefertafeln gebrauchen, wie in den schottischen Hochlanden beim Steinprellen und Steinziehen gebraucht werden. Schach, Würfel, Dame, Kasperle, Racket und Federball sind indisch-chinesischen oder tatarischen Ursprungs.

Niemand, der die wunderbaren Beispiele von Aehnlichkeit zwischen den Klöstern, rituellen Ceremonien, Attributen, Kleidungen und anderen Paraphernalia der östlichen und westlichen Kirchen kennt, wird läugnen, daß selbst die unbedeutendsten Analogieen oder Aehnlichkeiten zwischen den Sitten und Gebräuchen der Jungen wie der Alten, Beachtung verdienen."

Alle Völker der verschiedensten Zeiten haben Spiele, die nach den Culturstufen von der rohesten oder kindischen bis zur feinsten und verwickeltsten Einrichtung wechseln. Bei allen Völkern kommt der Tanz und zwar in den verschiedensten Weisen und Abstufungen vor, vom thierischen Umherspringen bis zur graciösen Vollendung. Im Mittelalter war der Tanz auch Geistlichen erlaubt; gab doch das Concilium zu Trient Philipp II. von Spanien einen Ball, den der Cardinal-Bischof von Mantua eröffnete. Alle Völker haben mit einander gemein, den gewöhnlichen Gang des Lebens durch Feste zu unterbrechen, unter welchen sich fast immer auch solche befinden, bei denen mehr oder weniger die Regeln des Verstandes und die Vorschriften der Sittlichkeit suspendirt sind.

Sehr verschieden sind die Stellungen, welche bei den Rassen und Völkern in der Ruhe angenommen werden; nicht bloß die mohammedanischen, sondern die meisten Asiaten legen sich oder setzen sich mit gekreuzten Beinen auf Kissen oder Teppiche an die Erde; die Europäer bedienen sich der Stühle, wobei die Beine herabhängen, die Amerikaner strecken sich in den Hamaks aus, die Neger kauern sich auf den Fersen wie Affen zusammen. — Die Ehrenseite richtet sich nach dem Gebrauch der Hände; bei Völkern, welche sich vorzüglich der rechten Hand bedienen, ist die rechte, bei den andern die linke Seite die Ehrenseite. Bei den Mohammedanern und andern Orientalen ist meist die linke Seite der Ehrenplatz. Die Neger essen nur mit der rechten Hand, die linke, zur Arbeit bestimmte, sagen sie, dürfe nicht das Gesicht berühren, weil dieß unanständig wäre; die gleiche Sitte, nur noch ängstlicher, herrscht bei den Malajalam. Der Handschlag als Freundschaftsbezeugung ist den farbigen Rassen fast ganz unbekannt; es treten allerlei andere oft sehr eigenthümliche Gesten an dessen Stelle, wie denn manche Polynesier sich zu jenem Zwecke mit den Nasenspitzen berühren. Während die Europäer Vornehmere gewöhnlich nur durch eine tiefere Verbeugung ehren, und der Kniefall nur hie und da in besonderen Fällen z. B. bei der Ertheilung des Segens durch den Pabst, statt findet, werfen sich viele Orientalen und Neger mit dem ganzen Leib vor den Großen zur Erde. Nach Ruschenber-

ger sind die Kniee und Ellenbogen der Siamesen wegen ihres beständigen Knieens und Rutschens auf der Erde vor Vorgesetzten ganz schwielig und hart, wie die Sohlen immer barfuß gehender Leute.

Die Völker haben über das Schöne, Gute und Wahre sehr verschiedene Begriffe, so daß nur in einer sehr geringen Anzahl von Punkten allgemeine Uebereinstimmung herrscht. Viele Wilden halten den Diebstahl für erlaubt und im Verhältniß der List, mit welcher er ausgeübt wurde, für rühmlich. Manchen kann man kaum unsere Ansichten von Gut und Böse beibringen, wie denn ein Buschmann sich gegen die Missionäre, die sich deßfalls mit ihm Mühe gaben, äußerte: Es sei gut, andern Männern ihre Frauen zu stehlen, aber böse, wenn die eigene gestohlen werde. Bei vielen barbarischen Völkern herrschen ähnliche Ideen, — das Gute ist das uns Nützliche, das Böse das, was uns schadet. Man begegnet nicht selten sogar unter Europäern gebildeter Stände solchen Ansichten. Auch über das Schöne lassen sich keine für alle Völker gültigen Regeln aufstellen, indem die wilden oder halbcultivirten Völker — eben so wie die uncultivirten Menschen unter uns selbst Gegenstände schön finden können, die Gebildeten häßlich oder abgeschmackt erscheinen. Viele Negervölker gestatten den Europäern alle Vertraulichkeit mit ihren Weibern, weil sie der Meinung sind, diese könnten nimmermehr so schlechten Geschmack haben, einen Weißen ernstlich zu lieben, indem sie sich ja auch den Teufel weiß denken. Das Gefühl für das Schöne ist eine Frucht der ästhetischen Bildung, es muß entwickelt und geläutert werden. Es geht hier, wie mit der Erkenntniß des Wahren; die höchste Schönheit, wie die höchste Wahrheit wird nur von dem ihrer würdigen Geiste gefühlt, erkannt und ertragen.

Gegen ungewöhnliche Naturereignisse reagiren die Völker je nach ihrer Bildungsstufe auf verschiedene, oft höchst widersinnige Art. Nicht nur viele wilde Völker, sogar Römer und Griechen machten bei Sonnen- und Mondfinsternissen mit Kesseln, Schellen ꝛc. gewaltigen Lärm; die ältern Peruaner tobten hiebei auf Trommeln, Hörnern, Trompeten und schlugen die Hunde, damit sie heulten. Auch die dem Brahmadienst ergebenen Indier machen hiebei Lärm mit Schlagen und Schreien. v. Pauw meint, alle diese Völker hätten hiemit jene Himmelskörper, die sie für lebende Wesen hielten, gleichsam aus einem vermeintlichen Traume oder Ohnmacht erwecken wollen; es scheint mir aber die Deutung näher zu liegen, daß sie feindliche, dieselben verdunkelnde Gewalten hiemit verscheuchen wollten.

Je roher ein Volk, desto barbarischer sind bei ihm die Strafen für Vergehen und Verbrechen und zugleich desto inadäquater denselben. Es gibt unzählige abgeschmackte oder des Menschen unwürdige Strafen. Aber selbst gebildete Völker strafen oft noch Handlungen hart, die keineswegs verderblich sind aber gegen Nationalvorurtheile oder verkehrte Einrichtungen und Gebräuche anstoßen, während sie große, jedoch mit Anstand begangene Verbrechen ungeahndet lassen.

Zu allen Zeiten haben die Menschen, wenn sie sich unfähig fühlten, die Wahrheit zu ergründen, die Entscheidung einem Gottesurtheil anheimgestellt, wobei von der Gottheit Aufhebung der Naturgesetze ꝛc. erwartet wird, — so daß z. B. der unschuldige Schwache den schuldigen Starken und Geübten besiegen soll. Es mischten sich bald auch Unverstand einerseits, List und Berechnung andererseits ein; der Unverstand, indem die verschiedensten Individuen den gleichen Proben unterworfen wurden, (z. B. der Berührung eines glühenden Eisens, dem Schwimmen oder Untersinken, dem Trinken des mosaischen „Eifersuchtswassers") und doch von der Wirkung auf Schuld oder Unschuld geschlossen wurde; List und Berechnung, indem Herrscher, Richter und Priester die Proben nach ihrem Gefallen einrichteten und beurtheilten. Während bei unsern Hexenproben die auf dem Wasser Schwimmenbleibende für schuldig, die Untersinkende für nichtschuldig gehalten wurde, nehmen die Neger, welche diese Probe ebenfalls machen, das Umgekehrte an. — Den Zweikampf, der aus altgermanischen Begriffen stammend selbst durch das Christenthum nicht ausgerottet werden konnte, haben fast nur die Europäer.

Selbstmord ist bei den wilden Völkern, die in der Sklaverei lebenden Neger ausgenommen, selten, und nimmt im Allgemeinen mit der Verfeinerung und Ueberkultur zu.

Bei manchen Völkern werden die Alten und Kranken, als unnütz und der Gesellschaft zur Last, getödtet; sogar die Wenden in der Lausitz sollen bis zum 14. Jahrhundert ihre Alten getödtet haben.

Bei einer Unzahl von Völkern alter und neuer Zeit findet sich der Greuel der Anthropophagie, wenn man auch nicht mit Virey annehmen will, daß alle Völker eine Epoche der Menschenopfer und Anthropophagie hatten, wobei er letztere vorzüglich vom Rachedurst entspringen und die Menschenopfer aus der Anthropophagie sich entwickeln läßt. Bei den Morlaken seien Rache und Heiligung synonym; nach Fortis komme osveta, Rache von osvetiti,

sich heiligen, sich rächen. In manchen Fällen ist aber, wie ich glaube die Anthropophagie aus den Menschenopfern entstanden, bei welchen man die Geopferten feierlich verzehrte. Forster setzt den Grund der Anthropophagie und anderer Abscheulichkeiten bei den Wilden in die mangelhafte Erziehung, indem die Knaben völlig zügellos aufwachsen, wodurch das Gemüth ganz eigensüchtig, jähzornig und rachgierig wird. Zuerst verzehrte man, noch wutherfüllt von der Schlacht die Leichen der Feinde; allmälig wurde die Menschenfresserei zur Gewohnheit und gehörte zum Siegesfest. Anthropophagie hängt auch mit religiösem Vorurtheil und sonderbaren Vorstellungen zusammen; viele Polynesier glauben, daß ein Mann, der seinen Feind verzehre, dessen kriegerische Tugenden in sich aufnehme. Einige Stämme am Amazonas scharren die Leiche eines Begrabenen einen Monat nach dem Begräbniß aus, verbrennen ihn zu Kohle, pulverisiren diese und mischen sie in einen Trank, den sie in der Meinung verschlucken, hiedurch die guten Eigenschaften des Verstorbenen in sich zu bekommen. Bei den Australiern kommt Anthropophagie, Fälle von Hungersnoth ausgenommen, nur bei gewissen magischen Ceremonien vor; auch anderwärts ist ein Zusammenhang mit der Zauberei zu erkennen, indem Zauber und Zauberinnen namentlich Kinder opferten und dann ihr Fleisch verzehrten, um sich zu Handlungen der schwarzen Magie geschickt zu machen.

Hunger hat wohl auch manche Völker zur Anthropophagie getrieben, z. B. die sonst sanften und friedfertigen Neuseeländer und manche Polynesier; haben ja schon schiffbrüchige Europäer das Fleisch ihrer Gefährten verzehrt. Ein Häuptling der wilden Fidjiinsulaner hatte in seinem Leben 872 Gefallene und Gefangene verzehrt, deren Knochen er aufbewahrte; manche Südseeinsulaner verzehrten bei Hungersnoth selbst ihre Kinder und Weiber. Francisco da Cunha schreibt von den wilden Aymores, Abkömmlingen der Tapuyas, daß sie das Menschenfleisch als Nahrung genießen, nicht wie andere Völker aus Rache und altem Haß, nach den Kämpfen. Die Cobeus vom Stamme der Uaupes machen sogar andern Völkern den Krieg des Menschenfleisches wegen, das sie auch getrocknet und geräuchert aufbewahren und Charlevoir schreibt in seiner Naturgeschichte von St. Domingo, daß die Caraiben ihre Kriegsgefangenen castrirten, um sie zu mästen und zu essen, was nach Dutertre auch die nächst Peru wohnenden Chiriguanas thun, nachdem sie dieselben entmannt. Nach Cavazzi und Lobos halten die Guagues und Gallas Schaaren von Weibern zu gleichem Zwecke. Man sieht bis zu welcher Ab-

stumpfung alles menschlichen Gefühls der Mensch in seiner Versunkenheit gelangen kann.

Nach Strabo und Diodor waren die Irländer (die Bewohner von Jerne) Menschenfesser, ebenso nach Ersterem Skythen, Sarmaten, Massägeten, Derbiken und Inder. Nach Plinius verzehrten die alten Gallier und Briten die den Göttern geopferten Menschen, wie es nach De Solis und Robertson die Mexikaner thaten, nach Cavazzi die Guagues und Anzingos thun. Man begreift schwer, wie für die neuere Zeit Dampier und Atkins versichern konnten, nirgends Anthropophagen gefunden zu haben; Anthropophagie ist außer Zweifel gesetzt für die Neuseeländer durch Cook und Forster, für Polynesier durch Valentin, Forrest, für die Irokesen durch Hennepin, für die Neger der Insel St. Thomas durch Oldendorp, für Dahomey durch Snellgrave. Der König von Dahomey opfert jedes Jahr regelmäßig Tausende seiner Unterthanen den Grigris (Göttern). In Amerika findet Anthropophagie nicht nur bei den Wilden heißer oder gemäßigter Gegenden, sondern auch bei den Eskimos statt, und auch die halbgebildeten Peruaner und Mexikaner waren ihr ergeben. Im südlichen Amerika leben mitten unter menschenfressenden Stämmen wieder andere, denen dieser abscheuliche Gebrauch unbekannt ist, wie z. B. den Wilden im Stromgebiet des Orinoko; die Antillen-Caraiben waren Anthropophagen, die continentalen sind es nicht. Die Battas auf Sumatra, ein sonst wegen seiner Ehrliebe und Wahrhaftigkeit gerühmtes Volk gestanden Marsden, daß Rachedurst sie zur Anthropophagie bewege. Zugleich ist aber bei ihnen das Verzehrtwerden eine feierlich und öffentlich vollzogene Strafe für gewisse Verbrechen. Früher verzehrten die Battas auch ihre alten, zur Arbeit untauglich gewordenen Eltern. In den Wäldern von Chittagong, nur 50 Stunden von Calcutta, leben die nach Menschenfleisch gierigen Kukies, und zwar in Bambusrohrhütten auf den Aesten der Bäume. Sie sind klein, mit vorragendem Bauch, scharfen Gesichtszügen, muskulösen Gliedern, eigenthümlichem Dialekt und wandern in den undurchdringlichen Wäldern umher (Froriep's N. Not. Nro. 26).

Die verschiedensten Völker aller Zeiten hatten die Gewohnheit, mit den T o d t e n nicht nur Hausgeräthe, Waffen, Geld, Lebensmittel, Thiere, sondern schrecklich genug lebende Menschen, nämlich Sklaven oder Frauen zu b e g r a b e n. Lebende begruben mit den Todten die Gallier vor Julius Cäsar, die Skythen, manche Südasiaten, Afrikaner und Amerikaner. Dieser Greuel wurde vorzüglich bei Königen und Fürsten geübt, damit sie in der andern Welt

Bedienung und Gesellschaft hätten. Auf dasselbe kömmt hinaus das Tödten von Sklaven und Beischläferinnen und das Verbrennen der indischen Wittwen. Und zwar findet bei diesen Executionen bald Zwang statt, bald bieten sich die Opfer freiwillig an, im Tode eine Ehre suchend. Viele Völker, welche an Fortdauer glauben, halten nämlich das jenseitige Leben für eine Fortsetzung des gegenwärtigen, mit den gleichen Einrichtungen und Bedürfnissen; für sie lebt nicht bloß die Seele fort, sondern auch der Körper wird wieder erweckt. In Rußland stellen Geistliche den Todten Pässe aus, zu Handen von St. Petrus behufs des Eintrittes in das Himmelreich. — Bei manchen Völkern herrscht der Gebrauch, sich beim Tode des Mannes, der Frau oder naher Verwandter ein Fingerglied abzuschneiden; so bei den Icharos in Paraguay, den Guaranis, den Kaliforniern, Hottentotten, (Kaffern?). Manche Individuen, die sich auf diese Weise öfter verstümmelten, hatten nur 5—6 ganze Finger erhalten.

Einige, geographisch und ethnographisch mehr oder minder weit getrennte Völker hatten die aus religiösen Vorstellungen und wahrscheinlich auch aus dem Glauben an eine Wiederbelebung des Körpers hervorgegangene Sitte, die Leichen auf verschiedene Weise vor der Verwesung zu schützen, zu mumisiren. So die alten Aegypter, welche in ihren Todtenkammern und Grüften Millionen von Menschen- und auch von Thiermumien hinterlassen haben, die auf verschiedene nach dem Stande mehr oder minder mühevolle und kostspielige Weise präparirt wurden. Zur Einwickelung der Mumien wurde ungeheuer viel Zeug verwendet, — mehrere Hundert bis 4000 Ellen. Man umwickelte jedes Glied, ja sogar jede Zehe für sich. Der Stoff bei den von Czermak untersuchten Mumien, war Leinwand. Die Lage des Ohres, der Zahnbau bei diesen Mumien zeigte nichts Abweichendes; die mikroskopische Untersuchung ließ den elementaren Bau der Theile, sogar die Querstreifung der Muskeln und die Fibrillen der Nerven noch deutlich erkennen. Die Mumien der Guanchen wurden wahrscheinlich an der Luft getrocknet, mit Firniß überzogen und in Ziegenfelle eingenäht. Ebenfalls auf sehr einfache Weise bereiteten die alten Mexikaner und Peruaner ihre Mumien zu. Um Arica findet man große aus der Zeit vor der Eroberung stammende Leichenfelder. Die Mumien sitzen in grobes Zeug gehüllt einzeln oder familienweise in roh mit Steinen ausgelegten Gräbern und sind mit Steinen und Sand zugedeckt. Jedes Grab enthält verschiedene Geräthschaften, auch Mund-

vorräthe. Die ganze Atmosphäre von Arica hat (nach Tschudi) seit langer Zeit einen Mumiengeruch.

Der Staat.

Der Stamm ist aus der Familie hervorgegangen, und wie in dieser die Gewalt beim Familienvater ruht, so fällt sie im Stamme einer Vereinigung der Angesehensten oder auch einem Häuptling zu. Sehr beschränkt ist die Macht des letztern z. B. bei den Scheiks der Araber, den Sachems der nordamerikanischen Indianer, schon bedeutend ausgedehnt bei den Häuptlingen der Südseeinsulaner, denen das Tabu, d. h. die Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Person noch ein besonderes Gewicht verleiht, despotisch bei den Caziken und Inkas der Peruaner und Mexikaner &c. Doch ist die eigentliche Heimath der Despotie und Tyrannei weniger in der neuen als in der alten Welt, wo man sie bei der weißen, gelben und schwarzen Rasse zu allen Zeiten und in allen Abstufungen findet. Die patriarchalische Gewalt, so naturgemäß in der Anfangszeit eines Volkes, erscheint in dieser Steigerung zum Despotismus bei weiter entwickelten Völkern als eine Calamität, deren Eintritt manchmal in der Menschenverachtung und Selbstvergötterung bösartiger Herrscher begründet ist, bisweilen auch nothwendig erscheint, um (namentlich nach Eroberung oder Revolution, oder bei noch unentwickelten rohen Völkern) den Widerstand störriger Elemente zu bewältigen oder bessere Zustände für das Ganze herbeizuführen, oft aber auch mit der sittlichen Beschaffenheit eines Volkes zusammenhängt und durch dessen Verdorbenheit und anarchische Gesinnung veranlaßt wird. Bei den Römern stellte sich mit dem Verfall republikanischer Tugenden, mit der Herrsch- und Habsucht der Großen, der Corruption und Anarchie der Massen der Despotismus naturgemäß ein. Nationen, die ihre angestammte legitime Gewalt nicht ertragen wollen, verfallen zuerst der Anarchie, dann dem Despotismus, der auf höhern Stufen der Civilisation anständigere Formen annimmt, bei rohen Völkern, z. B. vielen Negerstämmen, wo dem Herrscher nicht Unterthanen, sondern nur elende Sklaven gegenüberstehen, blutdürstig und scheußlich wird. Ein heißes und erschlaffendes Klima begünstigt den Despotismus; kühlere Klimate mäßigen die Leidenschaften und stählen, indem sie die Kraft des Menschen herausfordern, Seele und Leib. Bergvölker haben im allgemeinen mehr Unabhängigkeitssinn als Völker ebener Gegenden. — Auf einem unruhigen, zur Revolution geneigten Volke liegt der

Fluch, daß seine Regenten, wenn sie schon wollten, sich nicht mit beschränkter Macht begnügen können, sondern weil sie bedroht werden und den Partheien (die bei einem ruhigeren Nationalcharakter und in der beschränkten Monarchie nicht viel Bedeutung haben) imponiren müssen, den Thron in größere Höhe über das Volk zu stellen und sich mit ausgedehnteren Gewalten zu umgeben gezwungen sind, welche dann wieder die Spannung vermehren und zur Abschüttelung des Druckes reizen, so daß sich das Leben so gearteter Völker zwischen Despotie und Anarchie, zwischen der Bändigung gefährlicher Partheien und dem Sturz der zur Ausschreitung geneigten Herrscher in unseligem Kreislauf bewegt. In seltenen Fällen kann aber die Revolution auch das einzige Mittel sein, ein Volk vom Verderben zu retten, wenn z. B. dessen Regierung, in völliger Verkennung seiner Aufgabe und seiner Bedürfnisse, den ihm unerträglichen Zustand gewaltsam verlängert, wenn sie sich beharrlich weigert, die ihm angemessene politische Organisation einzuführen, wenn sie dessen Rechte und Machtstellung anderen Nationen gegenüber nicht zu wahren versteht. Es ist aber, wie Passavant sagt (Verm. Aufsätze, S. 16) in jeder Revolution nur so viel Wahrheit als in ihr Evolution enthalten ist und Quetelet (über den Menschen u. d. Entwickl. s. Fähigk. S. 582), welcher die Verhütung von Revolutionen durch von den Regierungen selbst eingeführte Verbesserungen bespricht, schließt mit den Worten: „Ich für meinen Theil glaube, daß die Art, wie ein Volk seine Revolutionen bewirkt, einen Maaßstab abgibt für den Stand der Civilisation, den es erreicht hat.“

Es ist eigen, daß die Menschen zu allen Zeiten in viel zahlreicheren Fällen geneigt waren sich unter die höchste Gewalt eines Einzigen zu fügen, als sich eine aristokratische oder demokratische Verfassung zu geben. Demokratieen konnten sich selten lange behaupten und die Aristokratie hat zu allen Zeiten mehr Gegner gehabt als die Monarchie. Es scheint, daß ein Fürst, mit welchem ein fester Punkt gegeben ist, um den sich das Staatsleben mit Sicherheit bewegt und der hoch genug gestellt ist, um unpartheiisch alle Interessen zu würdigen, ungeachtet seiner unnahbaren Majestät leichter zu ertragen ist, als die Herrschaft einer bevorrechtigten Kaste, welcher man auf allen Schritten begegnet und deren Ansprüche noch schwerer zu befriedigen sind. In der Demokratie herrscht mehr Oeffentlichkeit, größere Preß- und Redefreiheit, persönliche Unabhängigkeit und republikanische Einfachheit, dafür aber auch mehr Partheiwesen, Inconsequenz, Formlosigkeit, Selbstüberschätzung

und Rohheit, — die Monarchie hat für sich Raschheit in Beschluß und Ausführung, Consequenz in Regierung und Verwaltung, gemessenes Benehmen und feinere Sitte, leidet aber manchmal an Cabinetsjustiz und Camarillaunfug, an Protektion und Servilismus, Verkümmerung der Preß- und Redefreiheit, Verschwendung und Luxus. Man sollte glauben, daß die angemessenste Staatsform die Demokratie sei, in welcher Alle gleiche Rechte besitzen und wo die höchste ausübende Gewalt nur vorübergehend an die Auserwählten des Volks übertragen wird, — die Geschichte lehrt jedoch, daß dieselbe bis jetzt nur für kleinere Völker von einfacheren Sitten oder für solche Nationen möglich war, welche sich noch sehr ausbreiten können, wodurch zu großer Reibung und Spannung vorgebeugt wird, nicht aber bei Völkern von sehr verfeinerter Bildung, in welchen sich starke gesellschaftliche Unterschiede historisch gebildet haben und die dicht gedrängt auf verhältnißmäßig kleinem Raume lebend und von mächtigen Nachbarn umgeben, sich nicht zu expandiren vermögen. Deshalb dürfte noch auf Jahrhunderte hinaus die durch Volksrepräsentation beschränkte, sogenannte konstitutionelle Monarchie, welche die organische Einheit der Absolutie mit der Selbstbestimmung der Demokratie vereint, für die meisten civilisirten Staaten die geeignetste Regierungsform sein*). Was endlich die vierte Staatsform, die Theokratie betrifft, so kommt sie entweder rein für sich vor wie in der ältern Zeit der Israeliten und im heutigen Rom, oder mit der Monarchie verbunden wie bei den spätern Israeliten, den Aegyptern, Peruanern, Japanern. Es ist ein Kriterium der Theokratie, daß bei ihr das Wissen mehr oder minder esoterisch, Eigenthum der Priesterkaste, das Volk demnach unwissend bleibt. — Der Ursprung der Fürstenmacht liegt seltener in Volkswahl und Vertrag, als in der Einsetzung durch mächtigere Herrscher oder im Recht der Eroberung. Bisweilen gründet sich derselbe auf eine feinere oder gröbere Täuschung des Volkes, wie bei den Incas, die sich für Söhne der Sonne ausgaben und bei den Natchez, wo der Häuptling dem Volke eingeredet hat, daß er der Bruder der Sonne sei. Ueberall und zu allen Zeiten wurden den Fürsten die größten

*) Gervinus (Einleit. in d. Gesch. d. 19. Jahrh. S. 19) behauptet wohl zu viel, wenn er die ganze neuere Zeit seit dem Ausgang des Mittelalters durch einen einzigen Kampf, den der demokratischen Ideen ausgefüllt sein läßt, welche durch die Reformation in die europäische Menschheit geworfen, mit den aristokratischen Einrichtungen und der Absolutie in Conflikt geriethen, so wie auch der denselben von Gervinus prophezeihte Sieg schwerlich so sicher sein möchte.

Ehren erwiesen und ihnen von Allem das Beste und Schönste dargebracht. Barbarische Völker verlangen von ihren Fürsten und Priestern statt vernünftiger Dinge abgeschmackte und unmögliche; nicht nur bei jenen, selbst unter uns beurtheilt manchmal die Menge das Versäumniß irgend einer kindischen Pflicht, die Verletzung einer unwesentlichen Form strenger als die Hintansetzung der wichtigsten Pflichten und reellen Bedingungen seines Gedeihens. Ruhmsüchtige Völker lassen sich von ihren Regierungen lieber auf die Schlachtfelder führen und ökonomisch zu Grunde richten, als ihre Eitelkeit kränken und ihren oft nur vermeintlichen Einfluß verringern, weßhalb bei ihnen vielversprechende Abenteurer und politische Intriguanten leicht Eingang finden. Die Frage, warum das Volk blind in seinem Haß wie in seiner Liebe ist, hat bereits Macchiavel (Discorsi, L. I, c. 25) dahin beantwortet, daß der große Haufen sich eben so wohl mit dem Scheine als mit der Wirklichkeit abspeisen lasse, ja daß er häufig mehr durch den Schein der Dinge als durch diese selbst bewegt werde. Man darf jedoch die Hoffnung hegen, daß Macchiavel's Worte mit der steigenden Bildung und der wachsenden Einsicht der Völker in ihre wahren Interessen zukünftig von ihrer Geltung verlieren und die stets gleich bleibenden Schwächen des menschlichen Herzens durch die zunehmende Erfahrung korrigirt werden. Seit Jahrtausenden hat sich übrigens die Menschheit abgemüht, eine befriedigende Organisation der Gesellschaft zu finden. Bald wurde das Individuum einem Despoten, bald der Gesammtheit, dem Staat geopfert, bald der Staat den Individuen, die selbstherrlich und willkürlich ihre Interessen über die des Ganzen stellten. Das fragliche Problem wird in dieser unvollkommenen Welt wohl nie vollkommen zu lösen und die Völker werden zufrieden sein müssen, wenn sie für ihre jedesmaligen Zustände ein System finden, welches die widerstreitenden Interessen annähernd zu befriedigen und zu versöhnen vermag. Für jedes Volk wird die Staatsform die beste sein, welche seinem Charakter, seinen Neigungen und seiner Entwicklungsstufe am angemessensten ist und deßhalb seine Bedürfnisse am sichersten befriedigen wird.

Das Vorbild des Staates, gleichsam der embryonische Staat, ist die Gemeinde, in welcher sich eine Anzahl von Menschen unter Uebernahme bestimmter Pflichten und Rechte und mit Anerkennung der Freiheit Aller durch Alle für gemeinschaftliche Zwecke vereint und ein gemeinsames Vermögen erwirbt. In dieser ersten bürgerlichen Vereinigung beginnt bald behufs der vollkommenern Befriedigung der verschiedenen Bedürfnisse eine Theilung der Ar-

beit, welche dem Arbeitenden, indem er den Bedürfnissen Anderer abhilft, den Anspruch gibt, auch die seinigen von ihnen befriedigt zu erhalten, während der, welcher den Andern nichts Brauchbares zu bieten vermag, auch von ihnen für sich nichts erwarten darf. Mit dieser Theilung der Arbeit im weitesten Sinn, nämlich aller zum Bestehen der Gesellschaft nothwendigen Leistungen ist zugleich die Verschiedenheit der Stände gegeben. Die Theilnahme am Gemeindegut wird durch den Gesellschaftsvertrag geregelt, nach welchem allen wirklichen Mitgliedern gleiche Rechte und Pflichten zukommen; der Gesammtwille der Gemeinde, welcher verbindlich für jedes Mitglied ist, spricht sich als Gesetz aus, dessen Anwendung, die Rechtspflege, einer besondern Behörde, dem Gericht anvertraut wird. Die Polizei hingegen stellt eine das Wohl der Gesellschaft vorsorglich in's Auge fassende Anstalt dar, welche moderirend, regelnd, helfend und zugleich den Ausschreitungen entgegen tretend in alle Lebenskreise der Gesellschaft eingreift. — Eine Anzahl von Gemeinden, Stämmen oder selbst Völkern zu einem größern einheitlichen, gegliederten Ganzen vereinigt, in welchem sich die sittliche und Rechtsidee in ihrer Totalität verwirklicht, ist ein Staat. In demselben ist der souveräne Wille zu der für Alle geltenden Norm erhoben und dessen Durchführung mittelst der Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung gesichert, die geistig-sittliche Bildung des Volkes durch den Unterricht in Wissenschaft und Kunst, durch Kirche und Cultus vermittelt, die Sicherheit nach außen und innen durch die bewaffnete Macht gewährleistet. Der Gesammtwille des Volkes spricht sich in demokratischen oder constitutionell-monarchischen Staaten, da nicht alle Einzelnen gehört werden können, durch repräsentative Körper aus, denen auch das Recht der Steuerbewilligung zukömmt. Regierung und Verwaltung müssen zum gedeihlichen Bestehen des Ganzen in Einklang mit den gesetzgebenden und steuerverwilligenden Gewalten stehen und gliedern sich selbst nach den besondern Kreisen ihrer Wirksamkeit in mehrere höchste Behörden, denen die nöthige Zahl untergeordneter Organe zur Vollziehung der Gesetze und Beschlüsse zugegeben ist. In der Demokratie ruht auch die Souveränität, zu deren Attributen und Befugnissen auch der Verkehr mit andern Nationen, die Schließung von Verträgen und Bündnissen und die Entscheidung über Krieg und Frieden gehört, bei den repräsentativen Körpern; in der constitutionellen Monarchie kommt dieselbe dem Fürsten zu, der als Staatshaupt auch die Beamten und Offiziere ernennt, in der absoluten Monarchie sind sämmtliche Gewalten in der Person des Herrschers vereinigt.

Ein Staat verhält sich andern Staaten gegenüber als ein Individuum und tritt mit diesen in mehr oder weniger innigen Verkehr. Die Handels- und industriellen Interessen, der Austausch geistiger Erwerbungen, die Sicherstellung der eigenen Existenz im rastlosen Getriebe und im Wettkampf der Völker, etwa auch die eventuelle Ausdehnung der Macht und Geltung bilden die hauptsächlichsten Gegenstände der nach außen gerichteten Politik, deren Besorgung den Vertretern obliegt, welche die souveräne Gewalt eines Staates zu diesem Zwecke bei andern Staaten accreditirt.

Der Krieg

entsteht, wenn die widerstreitenden Interessen der Herrscher oder der Völker keine Ausgleichung und Verständigung zulassen und die Forderungen oder Gebote des einen Theils keine Erfüllung vom andern zu erwarten haben. Manche uncultivirte Völker, — für welche Virey's Ausspruch gelten mag, daß Nahrungs- und Geschlechtsbedürfniß den Krieg erzeugt hätten, den Rachsucht und Nationalstolz verewigen, — sind in fast immerwährende Kriege verwickelt; mit der Civilisation und deren großen Interessen müssen die Kriege seltener werden. Die ältesten Kriege waren den Kämpfen ähnlich, welche jetzt noch die barbarischen Völker gegeneinander führen: Raub- und Rachezüge, sämmtlich mit größter Wildheit verbunden, oder Vertheidigungskämpfe und endeten häufig mit gänzlicher Vernichtung der einen Parthei. Mit dem Wachsthum der Nationen begannen die Eroberungskriege, wobei es sich um die Herrschaft der einen über andere, um Freiheit oder Sklaverei handelte. Häufig wurden dann auch Kriege geführt, um gewissen Interessen oder Ideen Anerkennung zu erzwingen, um die fremde Herrschaft abzuschütteln oder zu behaupten oder Insurrektionskriege, endlich Kriege für dynastische Interessen. In der neuesten Zeit, wo sich eine gewisse Anzahl von Mächten geschichtlich gebildet hat, neben welchen, wenigstens in Europa, das Entstehen neuer schwer ist, wo alle ihr bestimmtes Gebiet und Machtverhältniß errungen haben, sahen wir einen Krieg zur Zurückweisung des Versuches führen, das sogenannte Gleichgewicht der Machtverhältnisse durch Niederwerfung eines schwächern Gegners zu stören. Mit der fortschreitenden Bildung hat die Kriegsführung zwar insoferne an Wildheit verloren, als man den Gegner nur zu schlagen, nicht zu vernichten sucht, als nicht mehr die Völker, sondern nur ihre Heere sich bekämpfen, als dem friedlichen Bürger sein Eigenthum nicht mehr so

direkt entrissen wird*) — aber die Zerstörungsmittel der Neuzeit sind desto furchtbarer und massenhafter geworden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Tapferkeit und Hingebung eines Volkes im Kampf mit einem überlegenen Gegner es weniger als in früherer Zeit vor der Niederlage zu bewahren vermögen, und daß die Zahl der Bataillone und Kanonen in der Regel den Ausschlag geben werde.

Wie jedes Individuum, so sucht auch jeder Staat seine Interessen auf Kosten der andern zu fördern; Selbstsucht ist gemeinschaftliches Merkmal beider. Beim Kriege ruft jedes Volk die Gottheit an und das siegende, war auch seine Sache die ungerechteste, glaubt oder überredet sich, im Recht und unter dem besondern Schutz der Vorsehung zu stehen. Barbarische Völker zerstören bei ihren Kriegen auch die Ernten, Fruchtbäume und Heerden des Gegners und führen die Besiegten oder Wehrlosen, so ferne sie das Schwert verschont, in die Sklaverei. Außerdem findet man manche abscheuliche Bräuche; die alten Aegypter schnitten bisweilen den überwundenen Feinden die Geschlechtstheile ab, wie dieses in neuerer Zeit Kaffern und ostafrikanische Neger thun; die amerikanischen Indianer skalpiren den getödteten oder schwer verwundeten Feind, d. h. sie lösen die Kopfhaut ab, um sie als Siegeszeichen fortzunehmen; viele malayisch-polynesische Völker häufen am Eingang der Häuser die Schädel und Knochen der Feinde als Trophäen auf. Bei manchen barbarischen Völkern alter und neuer Zeit durfte kein Mann heirathen, wenn er nicht eine bestimmte Zahl von Feinden erschlagen hatte. Früher sahen die Völker in ihren Nachbarn meist nur Feinde, deren Ausrottung verdienstlich erschien. — In Rücksicht auf den Krieg verhalten sich die Völker sehr verschieden; die einen sind wild, kriegerisch, eifersüchtig auf ihren Ruhm oder ihre Freiheit, manchmal auch zur Unterwerfung oder Beraubung der Nachbarn geneigt; andere sind friedlich, zuweilen feig, die Beute jedes fremden Eroberers. Bisweilen sind Völker der gleichen Rasse unter demselben Himmelsstrich hierin ganz verschieden, z. B. in Hindostan die Butaner zänkisch und prahlerisch, die Ghorkas kriegerisch und tapfer, die Leptschas furchtsam und friedlich — Abweichungen, welche vielleicht in der Geschichte und den Schicksalen dieser Völker begründet sind.

*) Mit Ausnahmen, wie z. B. im letzten orientalischen Kriege, wo die Engländer hunderte von wehrlosen Kauffahrern und Fischerbarken zerstörten, Dörfer und Städte niederbrannten.

Kriegerische Völker sind stets zur Bekämpfung friedlicher geneigt, besonders wenn noch hiezu ein unruhiger Charakter und das Verlangen nach Wechsel in den Zuständen kommt. Völker dieser Art suchen dann gerne bei eigenen Verlegenheiten durch Bekriegung anderer einen Ausweg. Erobernde Völker nehmen oft die Sitten und Lebensweise der unterjochten an, wenn diese ihnen in der Bildung überlegen waren; theilweise thaten dieses sogar die Römer in Nachahmung der Griechen, ganz besonders aber die das römische Reich stürzenden Barbaren. Die Bahn der Eroberung einmal betreten, sind Herrscher und Völker gezwungen, auf derselben fortzuschreiten und ihre Herrschaft weiter auszubreiten, da ihnen der Neid stets neue Gegner erweckt; zugleich nöthigt sie dieser und der Haß der Besiegten zu fortwährender Kriegsbereitschaft. Für die Menschheit erscheint der Krieg als ein nothwendiges Uebel, welches aus ihrer Unvollkommenheit entspringt und nur durch die Ausbreitung der Liebe und Vernunft vermindert werden kann. Heraklit nannte denselben die Ursache alles Werdens, den Vater aller Dinge, — es ist sicher, daß er alle Kräfte der Völker auf's äußerste spannt, zur höchsten Hingebung und Aufopferung zu begeistern vermag, die heroischen Tugenden glänzend hervortreten läßt, aber eben so gewiß, daß er den Bösen einen weiten Spielraum öffnet, die Massen verwildert und demoralisirt, unermeßliches Elend in seinem Gefolge hat und zwar neues Leben schafft, welches aber aus Ruinen aufblüht. Selbst ursprünglich sanfte Völker, einmal kriegerisch aufgeregt und religiös oder politisch fanatisirt, können furchtbar wild und blutdürstig werden: so die Tataren Tamerlans, die Osmanen, manche Hindus in neuester Zeit. — Gobineau (sur l'inégalité d. rac. humain III 343) behauptet, daß in den stehenden Heeren die Kraft der Völker liege und daß, wenn auch verdorben, sie doch noch frischer und kräftiger seien als die übrige Bevölkerung, „bei alternden Völkern der allein noch gesunde Theil, die letzte Stütze der Reiche und Pflanzschule der Kaiser." Es ist einige Wahrheit in diesen Worten; wenn aber die Zahl der Soldaten in einem übermäßigen Verhältniß zu jener der Bürger steht, so werden die Armeen zur furchtbaren Last der Völker, machen sie durch die Opfer, welche sie erfordern, verarmen und reizen zur Empörung, gegen die sie eben eine Bürgschaft sein sollten.

Sklaverei.

Wenn in neuerer Zeit civilisirte Völker in entscheidendem Kampfe unterliegen, so begnügen sich die Sieger, soferne sie nicht

durch Dritte daran gehindert werden, die politische Selbstständigkeit und Unabhängkeit der Ueberwundenen in verschiedenem Grade zu beschränken oder auch gänzlich zu brechen. Die Kriege der alten Zeit, und die der Wilden und Barbaren aller Zeiten endeten häufig mit der Ausrottung oder Knechtung der Besiegten und somit war die Sklaverei gegeben, die fast so alt, als das Menschengeschlecht ist. Die Jägervölker tödten gewöhnlich die Kriegsgefangenen, weil sie ihnen zur Last werden; die Hirten- und Ackerbauvölker halten sie hingegen zur Arbeit an und bürden ihnen in der Regel die schwerste auf; sie gehen oft auch als Waare von einer Hand in die andere über. Es hat jedoch die Sklaverei noch andere Quellen als den Krieg; manche Völker sind zu träge und weichlich, um selbst die Arbeiten zu besorgen, sie kaufen dazu Sklaven. Seit undenklicher Zeit lieferte Afrika auch den Völkern Asiens, später Europas, in neuerer Zeit auch denen Amerikas Sklaven; Menschenjagd, um das Wild als Sklaven zu benutzen oder zu verkaufen, war in Afrika immer im Schwung. Je roher ein Volk, desto härter ist der Zustand der Sklaven; bei manchen Negervölkern werden die des Königs bei dessen Leichenbegängniß getödtet, eben so beim Begräbniß der Häuptlinge einiger nordamerikanischen Stämme. Bei den Illinois und Sius in Florida und Luisiana fanden Reisende um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine große Menge als Weiber gekleideter Männer, Sklaven, welchen man vielerlei, auch weibliche Arbeiten auflegt, welche die Herren auf Reisen begleiten, während deren Weiber, die nie heirathen dürfen, zu Hause bleiben. Sie dienen jenen Wilden häufig zur Uebung eines unnatürlichen Lasters, dem sie auch untereinander ergeben sind. Im alten Rom war die Gewalt der Herren über die Sklaven fast unumschränkt und wurde wohl hart genug geübt, wie die Sklavenaufstände und Sklavenkriege erweisen. Oft wurden aber auch Sklaven freigelassen, und gelangten zu guter, selbst glänzender Stellung. Mild war im Ganzen die Sklaverei bei den semitischen Völkern, wo der Sklave gewöhnlich die Lebensweise des Herrn theilte und manchmal auf dessen Stufe erhoben wurde. Konnte ein erobernde s Volk die Besiegten nicht sämmtlich ausrotten oder zu Sklaven machen und war es zu stolz, sich mit ihnen zu vermischen, so setzte es sie öfters zu einer niedern, abhängigen Kaste herab, wie z. B. die arischen Eroberer die besiegten Dravidas zur Kaste der Vaicyas, Landbauer, und Sudras, Handwerker machten oder die Franken neben den Galliern, die Normannen neben den Angelsachsen die Adels- und Kriegerkaste bildeten. Auch bei afrikanischen, amerikanischen und polynesischen Völkern

finden sich analoge Verhältnisse. Der Stolz des Blutes gegenüber dem Hindu, Indianer und Neger tritt übrigens bei den Angloamerikanern und bei den Engländern viel stärker hervor als bei den Kolonisten romanischen Ursprungs. In Europa verschwinden nach und nach unter dem Einfluß der Bildung, der demokratischen Ideen und besonders der ändernden Vermögensverhältnisse die durch die Eroberung und die Feudalität begründeten Kastenunterschiede; in Amerika und Australien, wo die Ungleichheit der Rassen und hiemit der Lebensweise und Sitte zu groß war, als daß eine dauernde und vollständige Vermischung möglich wurde, müssen die niedrigeren Rassen unter dem Druck der Weißen allmälig erliegen, wenn sie sich nicht zur Sklaverei eignen. Da das Emporblühen der amerikanischen Kolonieen wesentlich auf den Sklaven beruht, so frägt es sich, ob es jemals möglich sein wird, daselbst die Sklaverei abzuschaffen; in der That scheinen in den vereinigten Staaten die Abolitionisten nicht an Terrain zu gewinnen und die 1837 von dem berühmten Negerfreund Fowell Burton gestiftete Aborigines protecting Society stieß auf große Gleichgültigkeit bei der englischen Nation. So scheint es, daß namentlich die Schwarzen, welche Gobineau als die Proletarier der Menschheit bezeichnet hat, auch ferner in diesem Zustand verbleiben sollen.

Religion.

Jene unbegreifliche Macht, jenes erste Bewegende und Bestimmende, von dem alle andern Bewegungen ausgehen, welches wir Gottheit nennen, verkündet sich uns durch seine Offenbarung in Natur und Geschichte; neue Thatsachen und Phänomene lassen in uns neue Ideen aufblitzen. Ohne daß Gott sichtbar und hörbar erscheint, belehrt er jedes Zeitalter in der ihm verständlichen Weise; der gleichmäßige Gang der Natur, wie der unerforschliche Ablauf der Geschichte erregen den Menschengeist und lassen ihn die Wege erkennen, die er zu gehen hat. Der noch jugendliche Geist faßt das Göttliche zuerst nur symbolisch und poetisch; er kann es kaum in Worten, vielweniger in klaren Begriffen darstellen. Jede Zeit hat ihre besondern religiösen wie politischen Ideen, ihre eigenen Inspirationen, die für sie allgemein verständlich und darum thatbegeisternd sind, in welchen die Keime der Religionen und Staaten liegen; die Wissenschaft begreift die Inspirationen aller Zeiten.

Es gibt nur wenig wilde Völker, welche gar keine Ahnung über dem Menschen stehender geistiger Gewalten hätten und eben so

wenige, in welchen eine reinere Vorstellung von Gott sich gebildet hat. In der Kindheit der Nationen fließt Himmlisches und Irdisches, Göttliches und Menschliches ungeschieden ineinander und nicht selten finden wir das Göttliche versinnlicht und entartet, in Stein und Holz, in Naturkörper verschiedener Art verlegt. Zu reineren Vorstellungen kann nur das von der Phantasie sich freier machende Denken gelangen, welches erkennt, daß Allem eine Ursache zukommt und auch für die Welt eine solche sucht. Die sonderbaren und kindischen Vorstellungen machen aber lange ihre Rechte geltend und nur wenige Völker der alten Zeit gelangten zur Vorstellung einer geistigen Macht der Welt. Es muß zuerst die Stufe des Naturalismus durchgangen werden, bei dessen rohester Form der Mensch das Göttliche in belebte oder unbelebte stoffliche Dinge, in Bäume, Steine, Thiere, Amulete ꝛc. verlegt (Fetischismus), denen dann Macht und Intelligenz zugeschrieben wird. Thierdienst ist besonders den alten Aegyptern und den schwarzen afrikanischen Völkern eigen. Schamanismus und Zauberei ist schon geistiger als der Fetischismus; wie dieser bei den schwarzen Völkern Afrikas, so hat der Schamanismus vorzüglich bei den turanischen Asiens seine Ausbildung gefunden, — obwohl Reste beider durch alle Religionen vorkommen. Bei den mexikanischen und andoperuvianischen Culturvölkern hat sich die religiöse Idee bereits vermenschlicht und es kam außer einem complicirten Cultus sicher auch zu dogmatischen Systemen, deren Kenntniß aber für uns verloren gegangen ist. Die nordamerikanischen Indianer gelangten durch die Verehrung des „großen Geistes" sogar zu monotheistischen Vorstellungen. — Bei einer edlern Form der Naturreligion werden die in der Natur waltenden Kräfte zu Göttern erhoben; die so vorgestellten Götter sind selbstständig entstanden oder durch einen höchsten Gott hervorgebracht (Zeus, Vater der Götter, Odin, Vater der Asen), ihm untergeben, und weil der Mensch kein höheres Wesen als sich selbst zu schauen vermag, so erhalten seine Götter menschliche Formen mit mehr oder minder grotesken Zuthaten nach der mehr oder weniger regsamen Phantasie. In den Rig-Vedas der Arier erscheinen die Devas oder Götter noch als personifizirte Naturformen und Kräfte, beseelt von einem übernatürlichen, göttlichen Princip des Weltalls. Das Firmament mit seinen glänzenden Gestirnen, die Atmosphäre, das Feuer, das Wasser, die Erde, werden von den arischen Völkern und vielen andern angerufen und verehrt. Der Rig-Veda erklärt Himmel und Hölle für unsere Ureltern, eine Vorstellung, die mannigfach modifizirt sich auch in

andern Glaubenskreisen wiederholt. Die Devas haben aber mit feindlichen Gewalten zu kämpfen; die Himmelskörper werden verfinstert, die Erde durch die Vulkane verwüstet; es stehen also den guten Wesen böse gegenüber, — ein Gegensatz, der bereits im Brahmanismus fühlbar, in Zoroasters Religion, wo Ahriman gegen Ormuzd kämpft, und in spätern seine volle Ausbildung erlangt. (Auch wilde Völker, wie die Ostjaken, Kamtschadalen, manche Amerikaner, Neger und Südseeinsulaner nehmen zwei solcher differenten Urprincipien an.) Unter den alten asiatischen Glaubenssystemen sind die chinesischen vorzugsweise diesseitig, praktisch, moralisch; der Brahmanismus macht sich theilweise von der Vergötterung der Naturmächte frei und strebt nach spekulativer Begründung des Gottesbewußtseins, kommt aber bei seiner Entfaltung in eine groteske und phantastische Götterwelt immer mehr um die sittlichen Begriffe der Religion. Der aus dem Brahmanismus sich entwickelnde Buddhismus strebt nach Läuterung und Vergeistigung der religiösen Idee, und schreitet, indem er alle Seligkeit in die Vereinigung mit dem Göttlichen setzt, zur gänzlichen Verläugnung der Welt fort. Im Zoroasterthum, der Religion der Westarier, wird zuerst das Göttliche als ein geistiges Reich der Natur gegenüber gestellt, zerfällt aber selbst wieder, wie gesagt, in die universalen Gegensätze eines guten und bösen Princips, des Lichtes und der Finsterniß, der Beseligung und des Fluches. Die aus kosmischen Götterbegriffen entstandene Religion der alten Aegypter, die ihrem wesentlichen Theile nach zur Geheimlehre der Priester wurde, hat in Verbindung mit den indisch-persischen Systemen einestheils auf die griechische, anderntheils auf die jüdische und christliche Glaubenslehre die mächtigste Einwirkung geäußert, wobei der Genius der Völker ganz verschiedene Erzeugnisse schuf: bei den Griechen die Vorstellung des von menschlich schönen Göttern und Halbgöttern erfüllten Olymps, bei den Semiten die Vorstellung eines einzigen, halb dieß- halb jenseitigen Gottes. Die Individualisirung und Anthropomorphose der zeugenden, schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Natur- und sittlichen Mächte hat bei den Hellenen ihre reichste und schönste Entwicklung erfahren, während bei den Hebräern, im Einklang mit ihrer dürren und einförmigen Phantasie, die ganze religiöse Idee sich in einen starren Nationalgott concentrirt, der mit menschlichen Leidenschaften noch behaftet, bald seinem Volke zürnt, bald ihm huldreich ist und sich gegen die ganze übrige Welt bald indifferent, bald feindlich verhält. Die Juden gaben ihrem höchsten Wesen den Namen Jehovah, andere Semiten nannten es

Baal, Adonaï (Herr, Gebieter) oder Moloch (König.) Im Islam ist Allah der Schöpfer aller Dinge, von welchem Gutes wie Böses kömmt; in die christliche Lehre ist ein Dualismus gekommen, der an jenen in Zoroaster's System erinnert. Bei den Germanen sind die Götter zu Heroen geworden, zu Weisen und Trägern sittlicher Ideen, durch welche Vorstellung die Germanen befähigt wurden, den im Christenthum erneuerten Spiritualismus der orientalischen Glaubenssysteme in sich aufzunehmen und dessen weltgeschichtliche Träger zu werden. Das Christenthum, einerseis wurzelnd auf dem Mosaismus und influenzirt durch die frühern Glaubenssysteme des Orients, namentlich den Buddhismus, auf den es später selbst wieder zurückwirkte, stellt sich andererseits durch seine vollkommnere Vorstellung von der Gottheit, durch die Hinweisung auf die ewige Bestimmung des Menschen und durch seinen sittlichen Gehalt als eine neue und originale Schöpfung dar, die mehr als die anderen befähigt war, zur Weltreligion und hauptsächlichsten bewegenden Macht der Geschichte zu werden. — Merkwürdig genug haben in dem kleinen Raume von Palästina und Arabien drei Weltreligionen: die jüdische, christliche und mohammedanische ihren Ursprung genommen.

So lange die Götter nur Naturmächte sind, macht man keine Bilder von ihnen, baut ihnen keine Tempel; so wie man sie individualisirt, werden sie gewöhnlich auch anthropomorphosirt und der Mensch macht Bilder von ihnen, seinem Bilde ähnlich, die er anbetet und ihnen Dienst und Opfer weiht; der Cultus richtet sich nach den Religionsformen. Der Wilde sucht durch Opfer von Gegenständen, die ihm lieb sind, die Gunst seines Gottes zu gewinnen und dessen Zorn zu versöhnen, indem er ihn wie einen mächtigen Menschen behandelt; viele wilde und halbwilde Völker ehren namentlich die bösen Geister durch Opfer, weil von den guten ohnedieß nichts zu fürchten ist; für rohere Menschen ist eben nicht die Liebe, sondern die Furcht das Motiv zur Verehrung. Bald kommt es aber zu Vermittlern zwischen dem Menschen und den unsichtbaren Gewalten; es bilden sich Priester, die in jenen rohen Zuständen vorzüglich die Aufgabe haben, die bösen Geister zu beschwören und den Zaubermitteln entgegenzuwirken. Bei den semitischen Völkern waren anfänglich die Stamm- und Familienhäupter zugleich die Priester und wenn die Stämme zu Nationen erwuchsen, war oft der König der höchste Priester, der die Opfer im Namen der Nation vollzog. Der Cultus erforderte aber zu seiner genügenden Besorgung einen Priesterstand und dieser erlangte

bei den verschiedensten Völkern aller Zeiten nicht selten fast alle Gewalt oder wurde wie bei den Hebräern, Aegyptern, Hindus, Kelten zu einer besondern, angesehenen Kaste. Zugleich wandelten sich die rohen und lärmenden Festlichkeiten der uncultivirten Völker bei den cultivirten zu feierlichen Festen mit bestimmtem Ritus um. Die Institution des Priesterthums ist eine der großartigsten in der Geschichte; dasselbe erscheint als eine der bedeutendsten civilisirenden, organisirenden und conservirenden Mächte, öfters auch als Erzeuger und Inhaber der höchsten Einsichten einer Zeit und eines Volkes, bei alternden Religionen als zäher Bewahrer des Systems, welches die Vergangenheit geschaffen. Es ist noch nie ein Volk ohne Priesterstand zu höherer Cultur gelangt.

Gewisse Ideen verhalten sich so zu sagen constitutiv für die Religionen. Die Idee der Versöhnung und Erlösung hat sich am vollkommensten im Christenthum entfaltet, aber Spuren derselben finden sich auch in andern Glaubenssystemen; die Idee des Opfers und jene der Ascese und Büßung geht, oft in den wunderlichsten Formen, durch alle Religionen.*) Die Opfer richten sich nach den Sitten und der Natur eines Landes, sind Feld- oder Baumfrüchte bei den landbauenden, lebende Thiere bei den Hirtenvölkern, bei barbarischen Nationen oft Menschen, meist Gefangene oder Sklaven. Menschenopfer kommen bei den Völkern beider Erdhälften von der ältesten bis zur neuesten Zeit vor, nach Daumer und Nork sogar noch in der ersten Periode bei den Christen. Bei den Phöniziern wurden die zu opfernden Kinder in die Arme der ehernen, glühend gemachten Statue des Moloch

*) „Wenn der bramahnische Jogi sich unter die Räder von Jaggernauts Wagen wirft, wenn die phönikische Mutter ihr Kind dem Moloch in die glühenden Arme legt, der Hellene dem Zeus eine Hekatombe darbringt, der skandinavische Wicking sich die Todesrune ritzt, Origines sich selbst entmannt, der Buddhist vor der Statue seines Propheten Blumen niederlegt, der Azteke seinem Kriegsgefangenen das Herz aus der Brust reißt und das noch schlagende dem Huitzilopochtli vor die Füße wirft, wenn die Vestalin, die Sonnenjungfrau und die Nonne ewige Keuschheit geloben, wenn der Moslim seinem Allah zu Ehren die Parsen und andere Giaurs niederhaut, der Christ die Albigenser vertilgt, der Inquisitor ein Auto da Fé veranstaltet, Calvin den Serveto auf den Scheiterhaufen befördert, deutsche Hexenrichter beider Confessionen massenhafte Einäscherungen der „Unholden" vornehmen, wenn die wallfahrtende Bäurin zu Einsiedeln auf ihren Knieen die Stufen der Klosterkirche emporrutscht: — so sind das nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben Idee des Opfers." Scherr, Geschichte der Religion, Leipzig 1857, S. 12.

gelegt und das Geschrei der Verbrennenden wurde durch Trommeln und Pauken übertönt. Nach Movers galt dieses Verbrennen der Kinder bei den Phöniziern „als ein Durchgang, wodurch die Kinder nach Auflösung der irdischen, unreinen Schlacken des Körpers zur Vereinigung mit der Gottheit gelangten." (Die Religion der Phönizier, S. 329.) Molochdienst hatten auch die Israeliten, die Karthaginenser, die Cretenser, Sicilianer, Sardinier. Nach Münter (Religion der Karthager, S. 10) fanden die spanischen Conquistadores auf der Insel Carolina im mexikanischen Golf 1518 mehrere hohle, ungeheuer große Metallstatuen mit ausgestreckten und gefalteten Händen und in diesen Statuen verbrannte menschliche Reste, — es waren höchst wahrscheinlich Molochsbilder, denen der alten Welt ähnlich. Dem cretensischen Minotaurus wurden die Fremden geopfert. Eine furchtbare Ausdehnung erreichten die Menschenopfer bei den Mexikanern und bei den Negern von Guinea. Es ist hier noch der sich selbst Opfernden zu gedenken, die dieses in verschiedenen Formen als ein der Gottheit vermeintlich gefälliges Werk vollbringen und es mag nur mit einem Wort darauf hingedeutet werden, daß Ascese und Büßung von den geringsten Graden bis zu den größten Martern, ja zur Selbstzerstörung des Leibes fortschreiten können. Wallfahrten nach berühmten Cultusstätten findet sich nicht nur bei den Christen und Mohammedanern; die Hindu's wallfahrten oft hunderte von Stunden nach den berühmten Tempel von Dschaggernaut nicht etwa gehend sondern auf dem Rücken rutschend, so daß sie erst nach Jahren ankommen oder sie schleppen, wenn sie gehen, schwere Ketten nach oder stecken den Kopf in einen Eisenkäfig. Gibt es ja auch bei uns Leute, die etwa barfuß nach Rom wandern.

Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele bleibt bei den Hebräern ein dunkler und unausgeführter Begriff, während die indisch-europäischen Völker zum Theil den jenseitigen Zustand mit der Idee der Vergeltung in Zusammenhang bringen, so daß er für die Guten beseligend, für die Bösen peinlich ist, oder sie nehmen eine Seelenwanderung an, wobei die abgeschiedene Seele mit dem Fortschreiten ihrer Reinigung allmälig in vollkommnere Geschöpfe eingeht. Solche Vorstellungen finden sich bei den Hindus, Kelten und Griechen; den Aegyptern scheint die Metempsychose (Uebergang der Seele in einen andern Menschenkörper) eigen zu sein. Bei manchen wilden und barbarischen Völkern ist der Zustand nach dem Tode eine Fortsetzung des gegenwärtigen, etwa mit weniger Beschwerden und reichlicheren Genüssen; bei anderen,

z. B. vielen amerikanischen Indiern, Negern, Hottentotten, Kaffern, Papuas, Alfurus, und den meisten Malayen findet man fast keine Vorstellung von einem künftigen Leben, während diese gerade bei den cultivirtesten Völkern die meiste Ausbreitung und Erörterung erfahren hat.

Religiöse Ceremonien begleiten bei allen nur etwas civilisirten Völkern die Hauptakte des Lebens: Geburt, Ehe, Bestattung. Bei wilden und cultivirten Nationen aller Zeiten findet man zugleich Feste, die mti dem Cultus oder der Politik zusammenhängen, bei manchen Vorderasiaten, bei Griechen, und Römern trugen manche dieser Feste (Astarten- und Baalsdienst, Dionysos-Cultus x.) einen stürmischen, excentrischen, wollüstigen, zum Theil blutigen Charakter, wie jetzt die nächtlichen Feste mancher Negerstämme. Fast bei allen alten Völkern (auch bei den Hebräern und Griechen) dann bei den Barbaren aller Zeiten ist mit dem religiösen Cultus der Tanz verbunden. Je roher ein Volk, desto roher sind auch seine Götterbilder und fließen zuletzt mit den Fetischen zusammen; bei den monotheistischen Völkern konnte Bilderdienst nie aufkommen. Der Gebrauch der Talismane, Amulete uud Zaubermittel geht durch die ganze Geschichte und ist um so ausgedehnter, je mehr bei den Menschen die magische Seite unserer Natur vorherrscht. Werden vollkommnere Religionen wenig civilisirten Nationen mitgetheilt, so zeigt sich die allgemeine Erscheinung, daß sie, um Eingang zu finden, sich mehr oder minder den vorgefundenen Vorstellungen accomodiren müssen und daß eine Mischung mit denselben entsteht, in welcher ein Theil der ursprünglichen Anschauung mit gewissen Umwandlungen fortbesteht. Viele christianisirte Völker Asiens, Afrikas und Amerikas, selbst Europas haben eine Menge heidnischer Vorstellungen und Gebräuche beibehalten; der Manitulin der Indianer lebt im christlichen Gott fort, andere gute und böse Götter in den Heiligen und Dämonen der christlichen Lehre. Uebt die neue Religion nicht fortwährend einen überwiegenden geistigen Einfluß, so kommt immer mehr von der in den Hintergrund getretenen alten zum Vorschein, wie die ursprünglichen Pflanzen eines Landes beim Sinken seiner Cultur wieder die Oberhand gewinnen.

Es mögen noch einige Bemerkungen über ein paar der ältesten Weltreligionen folgen, aus welchen zugleich deren Einwirkung auf die christliche Lehre unwidersprechlich zu erkennen ist. — Nach Röth (Geschichte unserer abendländ. Philosophie, 1. Bd. 1846) hatten nur der äthiopisch-ägyptische Stamm und der arianische eine selbstständige Götter- und Glaubenslehre, wie auch diese beiden,

jeder seine eigene Schrift, die Aegypter die Hieroglyphen, die Arier die Keilschrift; die Götter- und Glaubenslehre der zwischen ihnen wohnenden semitischen, besser babylonisch-phönizischen Völker (also auch der Juden) war nur ein Gemisch aus denen der beiden erst genannten Stämme und ihre Schrift wahrscheinlich nur eine Auswahl aus der reichen ägyptischen Hieroglyphenschrift. Der griechische Glaubenskreis war aus drei ganz verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt: aus dem ägyptisch-phönizischen als Hauptbestandtheil, aus dem altgriechisch-arianischen und endlich aus dem national-griechischen Sagenkreis. Zoroaster lehrte nach Röth eigentlich nicht Dualismus, sondern an der Spitze seines Systems steht ein höchstes Urwesen, Zaruana, aus dem physische und moralische Welt hervorgehen. Die beiden andern entgegengesetzten Principien mit ihrem Geistergefolge sind erst aus diesem Urwesen entstanden. Der ursprüngliche Charakter des ägyptischen Glaubenskreises ist roher materieller Pantheismus, Weltvergötterung, hervorgegangen aus dem Nachdenken über die physische Natur, wie es im Anfang der Gesittung stattfindet; der den Menschen betreffende Theil entstand erst viele Jahrhunderte nach der Götterlehre und Kosmogonie. Viel näher steht uns Zoroasters Ideenkreis; seine Götter sind menschenähnlich gedachte Geisterwesen, gleich unsern Engeln; es herrscht bei ihm der moralische Standpunkt; die Lehre von einer Anferstehung, von einer Reinigung der Sünder im Feuer nach ihrer Abscheidung von den Guten ist schon in dieser Glaubenslehre enthalten. Nach Erschaffung der Geisterwelt läßt Zoroaster die Sinnenwelt aus den von Zaruana geschaffenen Urstoffen gebildet werden. Schöpfung und Ausbildung der materiellen Welt legt er nicht mehr der Urgottheit selbst, sondern dem Ormuzd, manchmal in Verbindung mit den Amschaspands bei. Ormuzd vollbrachte die Schöpfung durch dasselbe Schöpferwort, durch welches Zaruana Geisterwelt und Urstoffe hervorgebracht hatte. Bei Zoroaster findet sich keine, wenn auch noch so rohe physikalische Theorie, wie bei den Aegyptern, sondern „eine an sich ganz undenkbare, weiter nichts erklärende Schöpfung aus dem Nichts.... Die in den spätern Ideenkreisen herrschende Vorstellung einer, gleich den freien menschlichen Handlungen mit Plan und Absicht geschehenen Weltschöpfung, bei der das Wie ganz unerklärlich bleibt und welche mit den ältern, wenn auch rohen, doch an die sinnliche Anschauung sich anschließenden und auf die Naturbetrachtung gebauten Weltentstehungslehren in geradem Gegensatz steht, — diese Weltschöpfungslehre kommt zum ersten-

mal bei Zoroaster vor und ist erst von ihm aus in die spätern Ideenkreise übergegangen" (a. a. O. 401). Während bei den Aegyptern die höhern Götterbegriffe wirkliche, materielle, räumliche Theile des Weltalls und nur die niedern Götter und Dämonen menschenähnlich gefaßt sind, stehen bei Zoroaster die Götter als von der Welt gesonderte, menschenähnlich gedachte, aus Geist und Leib bestehende Wesen ihr gegenüber, führen und lenken sie. Nach Zoroasters Lehre werden zwar auch Feuer und Wasser, Sonne und Mond, die Winde, Berge 2c. verehrt, aber dieser fremdartige Bestandtheil ist Zoroaster nicht eigenthümlich, sondern stammt aus dem alten arianischen Glaubenskreise, der dem altägyptischen ganz nahe verwandt, ebenfalls Weltvergötterung, Kosmotheismus, war. Nach Röth wurde nun Zoroasters Alles vermenschlichende Denkweise immer mehr die herrschende und ist es noch jetzt. Obwohl aber dieser Ideenkreis ein immer größeres Uebergewicht über den ägyptischen gewann, hat sich doch von letzterem ein Nachkömmling bis jetzt erhalten: die orthodoxe Kirchenlehre bildete ihr Schiboleth, die Trinitätslehre, nach neuplatonischen, d. h. ägyptischen Ideen. Das pantheistische Element in den Schulen der Scholastiker und die jüdische Kabbalah sind ebenfalls aus Aegypten abzuleiten. Die beiden genannten großen Glaubenskreise, deren keiner beweisbare Wahrheit enthält, gehen, wie Röth ausführt, durch die ganze Geschichte, kehren in den Religionen und Philosophenschulen der verschiedensten Zeiten wieder und werden wohl auch in Zukunft nebeneinander bestehen. Ob ein höherer, beide vereinigender oder vermittelnder Standpunkt möglich sei, werden erst die spätern Geschlechter erfahren.

Die Arier hätten sich, ehe sie nach Indien kamen, nach Björnstjerna (Theogonie und Philosophie der Hindus 2c.) zu einer Art von Sabäismus (Sterndienst) bekannt, der auch noch im Brahmanismus Spuren hinterlassen hat. Die Götterlehre der Vedas bezeichnet Gfrörer (Urgeschichte der Menschheit, S. 188) als „einen phantastischen Naturdienst mit wenig sittlichem Gehalt", dessen Anfänge bis in die Zeit hinaufreichen, da die Arier noch ungetrennt zusammen wohnten; manche Sagen der Pelasger hängen hiemit zusammen. Die großen Umwandlungen um das neunte Jahrhundert vor Christus im Glauben, die Staatsverfassung u. s. w. sind das Werk der Brahmanen. — Im Gegensatz zu den wilden Ureinwohnern Indiens bildeten die Arier um so mehr ihre Religion und ihren Cultus aus, was hauptsächlich der sich entwickelnden Brahmanenkaste oblag (sogen. von brahman, Gebet, also die

mit dem Gebet sich Beschäftigenden, obwohl das Wort auch den absoluten, unpersönlichen Urgrund aller Dinge bedeutet). Im sechsten Jahrhundert vor Christus versuchte ein indianischer Königssohn, der sich selbst Buddha, der Erwachte, nannte, einer der edelsten und erleuchtetsten aller Menschen, eine Verbesserung des zum Theil in Formen- und Ceremonienwesen ausgearteten Brahmanismus mit seiner üppigen, lasciven Götterwelt und seinem Kastenwesen. Nachdem die neue Lehre, welche die Rechte und die Gleichheit aller Menschen nach Leib und Geist verkündete, sowohl in Indien, als bei Griechen und Indoskythen Eingang gefunden, gelang es den Brahmanen später doch wieder, die Buddhisten nach blutigen Kämpfen aus Indien zu vertreiben. Buddha's Gebote sind den Mosaischen sehr ähnlich; die Lehre, namentlich des ältern Buddhismus, war von seltener Reinheit und Schönheit, wie dieses die dem dritten Jahrh. vor Christus angehörigen, von dem scharfsinnigen Prinsep entzifferten Felseninschriften des Buddhistischen Königs Piyadasi (Açoca) beweisen, in welchen er seinen Unterthanen Frieden und gegenseitige Achtung und Liebe, so wie Beobachtung des Gesetzes einschärft.*) Man erkennt zugleich aus denselben (nach Weber,

*) Die Buddhisten erkennen (nach Björnstjerna) die Brahmanische Lehre als den Grund ihrer eigenen, nehmen eben so eine Götter-Trias an, die das Prinzip der Dreiheit mit dem der Einheit verbindet, auch die Seelenwanderung, sehen gleich den Brahmanen die Seele als eine Emanation aus dem göttlichen Wesen an, welches wieder zu ihm zurückkehrt; sie erkennen aber nicht die Vêdas als von Brahma geoffenbart, sondern als höchst verdienstvolle Schrift von Menschenhand und nehmen die Kasteneintheilung nicht an. Die Untergötter und Halbgötter der Brahmanischen Lehre sind für die Buddhisten nur heilige Männer, welche der Allmächtige zum Heil der Menschheit gesandt hat. Der Gott der Brahmanen durchdringt und belebt die ganze Natur, der der Buddhisten ruht und bekümmert sich nicht um die menschlichen Dinge, die nach dem ursprünglichen erhaltenen Impuls ihren Weg gehen. Buddha's sind vielen Buddisten die nach dem Tode in höhere Seligkeit versetzten Menschen, die zu verschiedenen Zeiten auf Erden sehr viel Gutes gewirkt; ihre Zahl soll sich schon auf 22 belaufen und es werden noch mehr erwartet. Nach andern Sekten ist es hingegen der gleiche Buddha, welcher in verschiedenen Zeiten, Ländern und Menschengestalten als Versöhner und Erlöser der Menschheit zurückgekommen ist. Der Buddhismus hat viel vernünftigere Dogmen, als der Brahmanismus; vielleicht gelang es auch deßhalb den Anhängern des Brahma, ihn aus Indien zu verdrängen. Der Asiate liebt vorzugsweise das Groteske und Phantastische; „mit natürlichen Mitteln macht man keine Proselyten in Asien", sagt Björnstjerna. — Cunningham legt nach Dunker (Geschichte des Alterthums Bd. II) zu viel Christliches in den Buddhismus, spricht viel von dem Glauben an Erlösung, welche für den Buddhisten nicht die christliche, an den Unsterblichkeitsglauben gebundene, sondern gerade die

indische Skizzen), daß die Indianer ihre Schrift von den Semiten erhalten haben, obschon sie bei ihnen immer größere Umwandlung erfuhr. Der spätere Einfluß der Griechen und des Christenthums auf die Indier (von Alexandria her auf dem Seewege) war sehr bedeutend; ohne ihn wäre die glänzende Sanskritpoesie und Wissenschaft kaum möglich geworden. Andererseits wirkte der Buddhismus, der durch tatarische Stämme zur Religion von fast ganz Innerasien geworden war, wieder bedeutend auf den christlichen Cultus, seine Ceremonien und Gebräuche ein, wie auch von Buddhas Tod an sich die Reliquienverehrung datirt, da seine eifrigen Anhänger ein Andenken von seinen Gebeinen besitzen wollten. Zuletzt concentrirte sich der Cultus auf Buddha's Person, die man durch unbefleckte Empfängniß entstehen ließ, in welcher das Volk seinen Erlöser sah und sie göttlich verehrte.

Die ägyptischen, persischen, chinesischen Glaubenssysteme, der Brahmanismus, Buddhismus und vor allen das Christenthum sind so beschaffen, daß bei ihnen menschliches Gedeihen und geistige Entwicklung mehr oder minder möglich sind. Die Gegner des Christenthums führen oft an, wie viel Blutvergießen und Elend durch dasselbe über die Menschen gekommen sei — sehr mit Unrecht, denn es ist vor allen andern die Religion der Liebe und sein höchstes Gebot: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Nicht die von hohem sittlichen Gehalt erfüllte Lehre, sondern der Fanatismus eines Theiles ihrer Bekenner hat wie aller Fanatismus das Elend in seinem Gefolge gehabt. Das Christenthum heiligt auch durch Gott die Natur, welche die Heiden vergöttern und die Juden verfluchen. Wenn dasselbe die höchste bis

---

Auflösung, Vernichtung des individuellen Daseins im Tode sei. Der Buddhismus ist nach Dunker entschiedener Pantheismus. Nach J. Mohl bedeutet hingegen die buddhist. Nirvana keineswegs eine völlige Leere oder Auflösung der Seele in das Nichts. „Wer kann glauben,“ sagt er, „daß dieses Nichts das Ziel irgend einer Religion und nun gar des Buddhismus sein könne, welcher vor allem die Seelenläuterung, die Bekämpfung der Leidenschaften, die Veredlung des Gemüths predigt? Wie mag man nur zweifeln, daß die Nirvana etwas Anderes sei, als das Eingehen in Gott, wovon Alle reden, Christen, Mohammedaner, Hindus, nur in Ausdrücken, welche aus der sinnlichen Welt genommen sind, weil die Sprache ihnen keine andern Hilfsmittel gibt und das Verständniß nur durch Gleichnisse geweckt werden kann?“ Ausland 1856, Nro. 5. Max Müller hingegen (Buddhism and Buddhisch Pilgrims, Lond. 1857) hält das Nirvâna für vollständige Vernichtung. Obry in Amiens (du Nirvâna Indien, Paris 1858) findet, daß N. die endl. Befreiung der Seele nach dem Tode bedeutet.

jetzt erreichte Cultur nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern möglich gemacht hat, so muß man hingegen vom Islam sagen, daß, wo er zur dauernden Herrschaft gelangte, die Länder öde wurden, und das Geistesleben der Völker, meist auch ihre Wohlfahrt unterging, dasselbe gilt auch von der Glaubenslehre der alten Mexikaner und einiger benachbarten Völker, einer Religion des Schreckens und Blutes, weil sie nicht aus der Liebe, sondern aus der Furcht vor den unbekannten Gewalten hervorgegangen war. Maury meint, im Lande Nicaragua, wie in dem der alten Etrusker hätten die Erdbeben und Vulkanausbrüche auf die düstere Mythologie ihrer Unterwelt und die grausigen Idole dieser Völker Einfluß geübt und Ritter (Vorwort zu des amerikanischen Gesandten Squier Werk über Nicaragua) sagt: „Ihre sehr eigenthümlichen, oft colossalen Idole, wie sie unter andern um die Teocallis (Altäre) gleich Pandämonien auf den Inseln des Nicaraguasees aus der Erde gegraben wurden, führen auf das anschaulichste in das innere schauerliche Leben jener Völkerstämme zurück, wie es ihnen aus den Zeiten der Azteken und Tolteken zugekommen.“*)

Alle Religionen sind nur unter dem Einfluß der magischen oder Nachtseite der menschlichen Natur möglich geworden und zugleich Produkte der höchsten Begeisterung, nicht selten auch der unbeschränkten Hingebung ihrer Stifter, welche fast alle — von Göttern abzustammen oder mit solchen in Verbindung zu stehen behaupteten und sicher zum Theil auch glaubten, welche ferner von der Berechtigung ihres Beginnens, von dem Siege ihrer Ideen und dem Bestande ihres Werkes die tiefste und lebendigste Ueberzeugung hatten. Jede Religion nahm ihren Ursprung aus einigen Hauptlehren, über welchen, als dem Grundstein, sich später die Dogmensysteme aufgebaut haben. Die Grundlehren, deren Geburtsstätte immer von geheimnißvollen Dunkel umgeben ist, scheinen göttlich zu sein und haben nur deßhalb die wunderbare Macht, blitzartig in die Völker einzuschlagen und sie zu Bekennern zu machen; die Dogmensysteme mit ihrer zeitlichen Entwicklung und Veränderung zeigen sich schon deutlich als Werk der menschlichen Reflexion und tragen eben deßhalb die Keime des Streites und Zwiespalts in sich. Soll eine

*) Die meisten Götzenbilder (aus Basalt oder Trachyt gefertigt) stets unbekleidet, stellen männliche, einige aber auch weibliche Wesen dar. „Die Lehre von den wechselseitigen Naturprincipien oder der schaffenden männlichen und empfangenden weiblichen Natur ward in fast allen Naturreligionen der alten und neuen Welt und nirgends so scharf wie in den central-amerikanischen anerkannt.“ Squier, a. a. O. S. 205.

neu aufkommende Religion — und das Gleiche gilt auch von den politischen Systemen — Wurzel schlagen, so muß sie in den Ideen und Bestrebungen der Zeit den angemessenen Boden finden; sie erstarkt im Kampf gegen die bereits vorhandene, aber alternde Anschauung, zieht nach und nach alle menschlichen Interessen in ihren Kreis, das ganze Fühlen, Denken und Leben wird ein anderes. Getragen auf den Wogen der Begeisterung, gestützt von dem Beifall der Massen hält sie ihren Triumphzug zum Herrschersitz, auf dem sie zu befestigen, ihre Berechtigung zu erweisen alsobald der Verstand seine Wirksamkeit entfaltet. Je nach ihrem inneren Gehalt und dem Charakter der Zeiten erhält sie eine längere oder kürzere Epoche hindurch ihr Ansehen unter den Menschen, bis leise und unvermerkt im Gegensatz zu ihr, vermöge einer Wandelung der Gefühls- und Denkweise die Keime einer neuen Anschauung entstehen. Dann kündet sich der bevorstehende Kampf zuerst in der Form der Ironie und des Zweifels an der Wahrheit des Bestehenden an, das seine Anhänger in guter Treue oder wenn sie nur noch an den weltlichen und zeitlichen Interessen ihres Systems hängen, mit den Waffen der Sophistik zu vertheidigen trachten. Der Sieg wird errungen, sobald der in unaufhörlicher Bewegung begriffenen Welt das Alte fremd, sie seiner satt geworden ist; dann stürzt das Gebilde, an dem Jahrhunderte gearbeitet, zusammen und was für ewige Dauer krystallisirt schien, wird wieder aufgelöst, wie das Eis und der Schnee des Winters von den Strahlen und Lüften des Frühlings. Jene aber, welche den neuen Ideen Bahn brechen, fallen häufig als Opfer für sie, werden, weil ihren Zeitgenossen voraus, von einem Theile dieser nicht verstanden und deßhalb gehaßt und verfolgt. In solchen schweren Krisen werden alle Kräfte entfesselt, die Menschen in ihren innersten Tiefen erregt und nach Herz und Nieren geprüft. Sie fallen in die Versuchung, das alte *oder* das neue System für unwahr, ja teuflisch, oder im Gegentheil für allein wahr und göttlich zu halten, weil sie nicht wissen, daß bei Gott allein die ganze Wahrheit ist und dem Menschen nur immer einzelne Seiten derselben erscheinen, welche dann, je nachdem sie diese oder jene Seite erblicken, dieselbe für die alleinige Wahrheit und sich unter einander für Erwählte oder Verworfene halten. Daß sie aber diese *oder* jene Seite schauen, ist in der Beschaffenheit ihres eigenen Geistes oder zufällig, bloß äußerlich, in Geburt und Erziehung begründet. — Erste Gebote in den *religiösen* wie in den *politischen* Kämpfen sind Mäßigung und Meiden aller Mittel des Fanatismus, welcher den Menschen verblendet, und

der rohen Gewalt, die vernünftiger Wesen unwürdig ist; man soll die Liebe nicht aus den Augen setzen und nur ehrliche Waffen gebrauchen. Kein Wohlgesinnter wird ferner die Diener einer Religion oder eines politischen Systems angreifen, welche ihr, die sie nicht gemacht haben, in guter Treue dienen. Jede Religion ist ein Produkt der höchsten idealen Kräfte und spricht ihr Leben durch die Formen der Kirche und des Cultus aus. Wer nicht berufen ist, Vollkommneres an deren Stelle zu setzen, hat auch nicht das Recht, nur an den Formen zu rütteln, weil er Gefahr läuft, mit ihnen auch das Wesen zu verletzen und damit den Halt und Schutz zu zerstören, den Millionen Menschen an ihm haben. Und weil dieses Wesen in jeder Religion ein Heiliges ist, und jede Form die Verehrung des Göttlichen als Hauptzweck hat, so soll man um des Wesens willen auch nicht zu sehr um die Formen rechten. Viele, welche nur ihre Interessen und ihre Vorurtheile vertheidigen, demnach nur sich selbst suchen und wollen, überreden sich, die Religion und den Staat zu vertheidigen; der Kampf um die Wahrheit wird aber um so edler und fruchtbringender sein, je mehr wir mit Verläugnung unserer selbst nur sie wollen. Selig sind auf Erden, die eines guten Willens sind; für sie wird sich der Widerstreit zwischen dem Gebote: treu zu sein und dem Weltgesetz, welches allem Irdischen Bewegung und Wandlung auflegt, in Frieden lösen.

Die Geschichte

im umfassendsten Sinn ist die Darstellung des gesammten geistig-sittlichen Lebensprozesses der Menschheit mit allen Erscheinungen und Gestalten, die derselbe hervorbringt; im engern, gewöhnlichen Sinn beschränkt sie sich mehr auf die politischen und kriegerischen Ereignisse. Wahre Geschichte kommt nur solchen Völkern zu, welche zur Bildung von Staaten und hiemit zu einem politischen Leben und Bewußtsein gelangt sind, im Gegensatz zu den Wilden und Barbaren, deren Dasein ein traumartiges ist. Erst auf dem Boden des Staates kommt es auch zur Entfaltung der verschiedenen Richtungen der Cultur: so der Rechtspflege und Verwaltung, der Wissenschaft und Kunst, des Cultus und Dogmensystems 2c., während wilde und barbarische Völker es auf dem Gebiete der Religion höchstens zu Mythen und Sagen bringen.

Alles, was die Menschheit erzeugt und darstellt, all ihr Thun und Leiden ist nur Folge der in ihre Natur gelegten Triebe und Kräfte. Diese sind in Vergleich mit denen der Thiere intensiv und

extensiv von der größten Energie, Tiefe und Mannigfaltigkeit, demzufolge unberechenbarer Entwicklung fähig. Wie in der Natur, — zunächst unserer Erde — von Anbeginn bestimmte Gesetze gegeben waren, und nach diesen in nothwendiger Folge und Weise das ganze jetzige System der Dinge entstanden ist, so herrscht auch in der Geschichte das Gesetz nothwendiger Entwicklung, wozu hier noch bewußte Freiheit kömmt und wobei auch, ebenso wie in der Natur, der Zufall nicht ausgeschlossen ist, nämlich das durch keine causale Verbindung, sondern durch unvermitteltes äußeres Zusammentreffen entstehende Verhältniß, durch welches Wirkungen hervorgebracht werden, die in den eigenen Zuständen der vom Zufall betroffenen Dinge, Personen oder Völker nicht begründet sind.*) Faßt man hingegen die ganze Geschichte wieder als Einheit, so hebt sich, was auf das Einzelne bezogen, wir Zufall nennen, wieder in die allgemeine Nothwendigkeit auf und in diesem letztern Sinn ist es ferner auch wahr, daß die historischen Individuen nicht minder als andere, Werkzeuge zur Ausführung des höhern Planes sind (was sie zum Theil selbst bekennen) und unter der universalen Formel stehen, nach welcher alle historische Entwicklung geschieht. — Die Freiheit des Menschen ist keine absolute, er ist frei nur innerhalb

*) Rückert (Weltgeschichte rc. I, 61) erinnert hiebei an den Pragmatismus bei der Auflösung des römischen Staates. „Das Moment der Nothwendigkeit oder der erkennbaren ursächlichen Verbindung liegt hier in den Thatsachen und Zuständen auf politischem, socialem, religiösem Gebiete, wie sie sich auf dem Boden der römischen Nationalität bildeten, auf deren Gestaltung selbst wieder die ursprüngliche Volksindividualität und die sie umgebende und bedingende Natur wirkten. Das Moment des Zufalls tritt am augenfälligsten in der großen Thatsache des Christenthums und der germanischen Nationalität hervor. Diese beiden sind in ihrer ursprünglichen Art selbstverständlich nicht auf dem Wege des Causalnexus oder Pragmatismus zu erklären, so lange sich dieser in den nothwendigen Voraussetzungen des abgegrenzten Gebiets der römischen Geschichte hält. Sie bleiben für dasselbe Zufall, auch wenn es möglich ist, ... sie selbst wieder an ihrer Stelle pragmatisch zu erklären.“ So steht auch die Entwicklungsgeschichte der Aegypter lange Zeit überwiegend unter dem Einfluß der Nothwendigkeit, d. h. des Volkscharakters und Landes. Mit dem Einbruch der Perser beginnt eine andere Periode, die des Zufalls; das starre Aegyptertthum, die Nothwendigkeit, vermochte sich nicht mit dem neuen Element, dem Zufall zu versöhnen und unterlag endlich diesem, der später als griechisch makedonisches Wesen, Christenthum, Islam auftritt, vollständig. — Gervinus Einleit. in d. Gesch. des 19. Jahrh. sagt S. 176.: „Der Geschichte ist im Großen ein gesetzlicher Verlauf geordnet, in den besondern Gestaltungen der Ereignisse ist dem Menschen viel Willkühr und ihren Begabungen viel Spielraum gelassen.“

der Schranken seiner Natur. Die Freiheit gewährt dem Individuum einen größeren oder kleineren Spielraum, die Nothwendigkeit ist das höhere Gesetz, welches selbst wieder mit dem Begriff des Menschen-Wesens zusammenfällt, in welchem letzteren Alles vorhergesehen und die Grundlinien gezogen sind, die das ganze Reich möglicher Gestaltungen umfassen. Daß der Mensch Neues, noch nie Dagewesenes produzirt, ist Folge des Freiheitsprincips im Gegensatz zum Instinkt der Thiere. Das Grundwesen der Menschen ist zwar stets das gleiche, weil es aber einen unübersehlichen Reichthum von Thätigkeiten und Möglichkeiten enthält, so erscheinen im Fortgang der Geschichte immer neue Gestaltungen und obschon die Neigungen und Thorheiten, Laster und Tugenden, Schwächen und Größen des Menschen immer die gleichen bleiben, so sind sie doch in jeder Phase der Geschichte anders gruppirt, weßhalb jede ihren eigenen Charakter hat. So verschieden sind durch Raum und Zeit weit getrennte Völker und Epochen, daß sie nur noch mühsam und theilweise einander verstehen können.*)

Nach dem Gesetz aller Entwicklung tritt auch in der Geschichte das zuerst nur in der Idee Vorhandene in die Wirklichkeit, breitet seinen Inhalt aus und sinkt nach einiger Zeit, in seiner Energie ermattend zusammen, um für andere sich verwirklichende Ideen unter stetem Kampf und manchmal von Katastrophen begleitet, den Platz

*) Der Anblick der Alterthümer, der Ruinen, Waffen, Geräthe, Kleider aus vergangener Zeit wirkt oft schauerlich, wie ein Hauch aus einer andern Welt; wir fühlen, daß nur die Gegenwart uns ganz befreundet, licht und heiter ist. Die Zeit eilt aber schnell; als ich 1852 die Uniform, Waffen, Sättel, Karten Napoleon I., aufbewahrt im Museum zu Lausanne, wohin sie sein Kammerdiener Marchand vermacht hatte, betrachtete, schienen sie mir nach Form und Beschaffenheit schon einer ziemlich fernen Zeit anzugehören. Aber ganz anders wurde ich vom Hauch der Vergangenheit berührt, als ich mich am 19. August 1852 spät Abends ganz allein in der Kirche des verbrannten Schlosses Tourbillon bei Sitten befand, deren Holzschnitzereien dem 15. Jahrhundert angehören. Ein Geist so verschieden von dem unserigen spricht aus den Domen und kolossalen Burgen des Mittelalters, obschon auch wir noch gothische Dome bauen. Wie mächtig ergreifend wirkt z. B. auf den Beschauer der Palast der Päbste zu Avignon mit seinen Riesenthürmen und Zinnen, seinen hohen Warten und Spitzbogenfenstern, den kyklopischen Mauern, die nicht mehr von Menschen und für Menschen aufgeführt scheinen. Hiezu noch die geheimen Eingänge und Treppen, die verborgenen Thüren und unterirdischen Gänge. Und wandeln wir zwischen den Tempelruinen Aegyptens, so erscheint uns der Geist, der sie erzeugte, mit seinen Gefühlen, Begriffen, Interessen fast gänzlich fremd, fern, unverständlich. Hat sich nicht die Menschheit in diesen wenigen Jahrtausenden geistig ungleich mehr als körperlich gewandelt?

zu räumen. In der Regel siegen jene Ideen, welche den gewünschten und erstrebten Zuständen der Massen am angemessensten und förderlichsten sind. Die Ideen leben in den Menschengeistern, meist in mehrern oder vielen zugleich, aber kommen nur einzelnen, höher begabten Individuen zum klaren Bewußtsein, welche dann das Wort des Räthsels auszusprechen und die neue Erkenntniß in's Leben einzuführen berufen sind. Was man Zeitgeist nennt, sind eben die geschichtlich bewegenden Ideen einer bestimmten Zeit und zwar die nachwirkenden der Vergangenheit, die culminirenden der Gegenwart und die noch als Keime sich regenden der Zukunft, welche wohl nicht (nach Lasaulx' Ansicht) aus einem unpersönlichen allgemeinen Grunde, sondern in den concreten Individuen ihren Ursprung nehmen und von diesen aus gleich Wellenringen in weiterem Umfang sich verbreiten. Die Einen fühlen die neuen Principien nur als dunkle Ahnung der zu erreichenden Ziele, die Andern, von größerer Energie und tieferer Innerlichkeit, sprechen sie als erkannte Wahrheit aus. Ein wahrhaft historisches Principium entspricht zugleich einem dringenden Bedürfniß und ist mit diesem bereits in der Vergangenheit angelegt, gibt sich der Gegenwart immer deutlicher kund, entwickelt aber seine ganze Macht erst in der Zukunft. Weil die historischen Ideen nicht bloße Abstraktionen, sondern lebendige Mächte sind, erscheinen sie auch als Triebe und Strebungen, die alle auf den Grundtrieb des Seinwollens zurückgeführt werden können, der nach den Umständen verschiedene Gestalt annimmt. Ein Volk empört sich gegen die Herrschenden, wenn diese die von ihm gewollte und ihm angemessene Lebensform zu verkümmern und zu unterdrücken suchen und diese streben ihrerseits die widerstrebenden Massen nach ihren Vorstellungen zu gestalten und deren Bewegung in die von ihnen gewollte Bahn zu leiten. Nach den so sehr verschiedenen speziellen Richtungen und Produktionen menschlicher Thätigkeit in Politik und Recht, Handel und Gewerben, in Wissenschaft, Kunst und Religion tritt überall dieser Gegensatz des Wollens der Einen und des Widerstrebens der Andern zu Tage, wie ja auch in der Natur die Pflanzen um Boden, Luft und Licht, die Thiere um die Bedingungen ihrer Existenz kämpfen, welche nur durch Beschränkung oder Aufhebung der Existenz anderer möglich wird.

Es ist bereits S. 12 gesagt worden, daß das Menschengeschlecht viel älter sei, als bisher angenommen wurde. Man hat in neuester Zeit in unzweifelhaften Diluvialbildungen fossile menschliche Reste gefunden und man wird das erste Auftreten unseres Geschlech-

tes vielleicht auf 50,000 Jahre und mehr zurück verlegen müssen. Selbst Bunsen, welcher übrigens von der Erschaffung des ersten Menschen auf dem Hochland Asiens nicht abgeht, setzt doch diese mindestens 20,000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Morton weist nach, daß so weit geschichtliche Kenntniß zurückreicht, nicht bloß die Rassen, sondern auch die Stämme der weißen Rasse: Araber, Aegypter, Juden, Hindu, Kelten, Iberier, Deutsche, Finnen und Slawen immer verschieden waren und man wird Nott wohl darin Recht geben müssen, daß die Stämme um das Mittelmeer seit 5000 Jahren sich wesentlich gleich geblieben seien. In verschiedenen Gegenden Europas fanden sich Reste einer Menschenrasse, welche mit keiner der gegenwärtigen ganz übereinstimmt, obschon sie der turanischen noch am nächsten verwandt scheint; sie bewohnte vor den frühesten arischen Einwanderern, den Kelten, Europa, ihr gehörten die aufgefundenen Steinwaffen und Knochenreste in Torfmooren, von ihr stammen die großen Haufen der Muschelschaalen und Thierknochen als Ueberreste ihrer Mahlzeiten an den Ost- und Nordseeküsten, über welche Verhältnisse der Däne Wormsae, die Engländer Wilson (British Association for the advancement of science 1850, reported in Lond. Liter. Gaz.), Davis und Thurnam (Crania brittanica, Lond. 1856—7), der Franzose Boucher de Perthes (Antiquités celtiques et antédiluviennes, Paris 1849) Aufschluß gegeben haben. In Südasien fanden die einwandernden Arier eine schwarze Urbevölkerung vor, von welcher sich Reste bis in die Gegenwart erhalten haben, — es frägt sich, ob sie die erste war.

Man kann zwar die Möglichkeit der Entstehung aller Menschen von einem Paare nicht unbedingt läugnen, aber die weit aus größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß an den verschiedensten Punkten der Erde Menschen von verschiedener Beschaffenheit und in verschiedenen, sämmtlich sehr weit von der unserigen entfernten Zeiten entstanden seien. Alle besaßen Verstandeskräfte, die es ihnen möglich machten, die allernöthigsten Werkzeuge zu verfertigen, ohne welche sie sich weder nähren noch bei ihrer Nacktheit und Waffenlosigkeit gegen die Angriffe der Thiere hätten vertheidigen können. Alle diese autochthonischen Rassen hatten die wesentlichen menschlichen Eigenschaften, obschon sie sowohl in geistiger Begabung, als in geographischer Verbreitungsfähigkeit sehr von einander abwichen. Ueber das Nähere ihrer traumartig gestalteten Zustände vermag nichts Auskunft zu geben, denn sogar alle Sagen und Mythen, auf die doch so wenig zu bauen ist, gehören viel spätern Zeiten

an. Die Völker der weißen Rasse sind an verschiedenen Punkten des mittlern und vordern Asiens, vielleicht auch Nordafrikas entstanden und haben sich, da sie in den ebengenannten beiden Rücksichten vor allen andern sich auszeichnen, in immer weitern Kreisen zuletzt über die ganze Erde verbreitet. Daß auch bei den übrigen Rassen Wanderungen stattgefunden haben, ist unläugbar, — aber es wird in vielen Fällen nicht zu enträthseln sein, ob Völker in den Ländern, welche sie jetzt bewohnen, eingewandert oder hier entstanden seien, — eben so wenig, ob gewisse Stämme und Völker, z. B. die Aegypter, Armenier, Etrusker, Basken, Reste selbstständiger Urstämme seien, zu welchen sich angeblich spätere als dirimirte Zweige verhalten oder ob jene Völker nur Verschmelzungen dieser Zweige seien, welche dann vielmehr differente Urstämme wären. — Daß manche Völker der weißen, gelben und rothen Rasse zu historischem Bewußtsein gelangt sind, während andere im Naturzustand und ungeschichtlich blieben, scheint mir eben so sehr in der Verschiedenheit der geistigen Begabung, als in der Entwicklung begründet zu sein, welche letztere, wenn sie statt finden kann, ein Volk auch bei geringerer Begabung zu einem geschichtlichen zu machen vermag. Wenn sich nicht gewisse günstige Umstände zusammen finden, welche bei einem Volke die Bildung des Staates ermöglichen, so bleibt es auch bei nicht geringen Anlagen ohne Geschichte, wie z. B. die nordamerikanischen Indianer wegen ihrer beständigen Kriege, ihres Zerstreuungstriebes und Hanges zum Umherschweifen, während sie doch in Anlagen den aztekischen und peruvianischen Culturvölkern eher vorangehen, sich auch durch ein größeres Gehirn auszeichnen.

Nach ungezählten Jahrtausenden des Bestehens der Menschheit erscheinen Völker, welche geschichtliche Denkmale hinterlassen haben, Völker, welche zum Theil jetzt noch existiren und deren Aufzeichnungen und Ueberlieferungen einige Jahrtausende in die Vergangenheit zurückreichen, deren äußerste Grenzen frühere Historiker zu nahe gerückt haben. So Klaproth (Asia polyglotta I, 17), nach welchem die einheimische zuverlässige Geschichte beginnt bei den

Arabern	im	5.	Jahrhundert nach Christi Geburt		
Persern	„	3.	„	„	„
Türken	„	14.	„	„	„
Mongolen	„	12.	„	„	„
Hindu's	„	12.	„	„	„
Tibetanern	„	1.	„	„	„

Chinesen	im	9.	Jahrundert	vor	Christi	Geburt
Japanern	„	7.	„	„	„	„
Armeniern	„	2.	„	„	„	„
Georgiern	„	3.	„	„	„	„

Abel Remusat läßt Chinas Geschichte bis 2200 vor Christus und die annehmbare Tradition bis 2637 zurückreichen. Jones läßt das indische Reich etwa 2000 vor Christus, um die Zeit Abrahams, gegründet werden, Bentley setzt den Anfang der indischen Geschichte 2200 Jahr vor Christus. Viel weiter zurück führen die Urkunden und monumentalen Denkmäler Aegyptens, dessen Volk das älteste uns bekannte Culturvolk ist; — denn es ist sehr gut denkbar, daß andere vorausgegangen seien, von deren Dasein sich keine oder doch keine uns verständlichen Spuren erhalten haben.

Rückert vertheilt die bei Aegypten dargestellten Ereignisse (l. c. I. 172) also:

Gründung von Memphis etwa	4500	Jahre	vor	Christi	Geburt
Vollständiger Anbau von Oberägypten und feste Verbindung mit Memphis unter einem König von ganz Aegypten	2500	„	„	„	„
Bau der sogenannten großen Pyramiden	2300	„	„	„	„
Einfall der Hyksos	2100	„	„	„	„
Einwanderung der Juden	1600	„	„	„	„
Gänzliche Vertreibung der Hyksos	1580	„	„	„	„
Große Bauten in Theben	1500	„	„	„	„
Sesostris der Große etwa v. 1390—	1330	„	„	„	„
Vertreibung der Juden	1320	„	„	„	„
Verlegung der Reichshauptstadt nach Unterägypten	1300	„	„	„	„
Einbruch und Sieg der Aethiopier (Nubier)	740	„	„	„	„
Vertreibung der Aethiopier	697	„	„	„	„
Psammetich als Alleinherrscher	670	„	„	„	„
Necho	616	„	„	„	„
Amasis	570	„	„	„	„

Aegyptische Chronologie nach Manetho und deren Vervollständigung durch Lepsius.

Cyklische Perioden vor Menes
Dynastieen der Gottheiten 17520 Julian. Jahre

Vorhistorische Dynastieen des Menes	350	Julian. Jahre
Beginn der histor. Periode von Menes mit den nachfolgenden 30 Dynastieen	3893	„ v. Chr.
Beginn der monumentalen Periode in der dritten Dynastie	3426	„ „ „
Einfall der Hyksos, umfassend die 14.—16. Dynastie, bis	1590	„ „ „
Eroberung Aegyptens nach der 30. Dynastie durch Alexander M.	332	„ „ „
Römische Herrschaft	30	„ „ „

Betrachtet man als erste Periode des Lebens der Menschheit die Zeit von deren Entstehung bis zu den Anfängen der Geschichte, eine Periode, aus welcher sich nur wenige Sagen und Mythen erhalten haben, — so kann man als zweite die Zeit ansehen, welche von den ersten Anfängen der Geschichte und den ältesten monumentalen Ueberbleibseln bis zur Einführung des Christenthums verflossen ist und etwa 4000 Jahre umfassen wird. Die dritte Periode würde die seit der Einführung des Christenthums verlaufende sein.

Man kann die Culturentwicklung der ganzen zweiten Periode die orientalische nennen, welche jedoch in mehrere sehr verschiedene Formen zerfällt. Ganz für sich abgeschlossen und wie es scheint ohne alle Beziehung und Wechselwirkung verläuft in derselben Chinas Geschichte und Cultur, — alle andern Formen, nämlich die indische, medisch-persische, semitische und ägyptische stehen im Verhältniß der Mittheilung und Wechselwirkung. Die chinesische Culturform charakterisirt sich durch Phantasielosigkeit, nüchterne Verständigkeit und Unbeweglichkeit, durch Richtung auf das Endliche und Praktische; in der religiösen Natur- und Weltanschauung, wie im Staatswesen macht sich überall Bestimmtheit, Ordnung, Regel geltend. Wie im Himmel, so bewegt sich auch auf der Erde Alles nach festen Gesetzen; die zwischen beiden stehende Menschheit ist bestimmt, deren Gleichgewicht und harmonische Wechselwirkung zu erhalten; die menschliche Sündhaftigkeit und Verkehrtheit bringt Störungen auch im Himmel und in der Natur hervor, — eine Anschauung, die sich auch in der Kabbalah der Juden findet. Es kommt bei den Chinesen zu keiner Götterwelt, sondern nur zu einer schwachen und dunkeln Vorstellung von Naturgeistern, mit welchen die Geister der Verstorbenen, welche in China Verehrung genießen, auch rücksichtlich der Funktionen, die sie im Naturleben zu verrichten haben, zusammen gesellt werden. Die Vorstellung von der

Bestimmung der Menschheit erhält ihre Concentration in der Person des Kaisers, des Himmelssohnes, in welchem zugleich der Gesammtwille der Menschheit als erdbeherrschende Macht erscheint. Eine Einwirkung auf andere Völker und zwar nur asiatische hat China erst in der christlichen Zeit ausgeübt, indem es seinen culturgeschichtlichen und politischen Einfluß namentlich über die hinterindischen Länder und einen Theil des centralen Asiens weit westwärts ausbreitete. — Bei dem weichen und träumerischen, mit großer Reizbarkeit und zarter Empfindung ausgestatteten Volke der Inder machte sich die Ueberschwenglichkeit der Phantasie in den mythologischen und geschichtlichen Vorstellungen nicht weniger als in der Kunst geltend, welche mit Vorliebe das Maßlose und Ungeheure bildet. Die höchsten, die Welt und das Menschenleben beherrschenden Gewalten werden in der indischen Religion vorgestellt als göttliche Lichtwesen, die durch Gebet und Opfer verehrt werden und hier begegnet man zuerst der Idee der Incarnation, indem Wischnu, dasjenige ihrer Götterwesen, welches die endliche Welt ordnet und erhält, als Krischna persönlich sinnliche Existenz gewinnt. Den Grundgedanken des Brahmanismus, daß die Bestimmung des Menschengeistes sei, sich zum Unendlichen und Absoluten zu erheben, führte der Buddhismus zum Extrem, zum gänzlichen Aufgehen der endlichen Existenz in der unendlichen durch. In Folge der Bildung einer eigenen Priesterkaste, welche das geistige Leben und durch den Cultus, die Ceremonien und gebotenen Verrichtungen auch das bürgerliche Leben unumschränkt beherrschte, ward der indische Staat zu einem theokratischen. Bei der geringen Thatkraft dieses Volkes und seiner Neigung zu Beschaulichkeit, Schwärmerei und phantasievollem Genuß ist es natürlich, daß sein politischer und culturhistorischer Einfluß auf andere Völker nur sehr gering war, etwa die Malayen, auf welche es durch Sprache und Literatur wirkte und die Tibeter und hinterindischen Völker ausgenommen, zu welchen der Buddhismus sich flüchtete.

Bei den westarischen Völkern, namentlich den Medern und Persern entwickelte sich die Cultur zum Theil aus einheimischen, zum Theil aus ostarischen Elementen. Ihre früheste Religion war ein Licht- und Feuerdienst, wobei das Licht überall als das Belebende und Wohlthätige der Verderben bringenden Finsterniß entgegengesetzt wurde. Nachdem die zuerst nomadischen Iranier zu festen Wohnsitzen, zum Ackerbau und einem geordneten Staatswesen gelangt waren und in den Magiern eine Priesterkaste erhalten hatten, gewann jene religiöse Grundanschauung eine bestimmtere Fassung

und nähere Ausbildung; das wohlthätige Lichtwesen wurde zum Princip des Guten, Ormuzd, die verderbliche Macht der Dunkelheit zum Princip des Bösen, Ahriman personifizirt nnd die beiden zugetheilten Geisterreiche als Amschaspands und Izeds auf der guten, Daws auf der schlimmen Seite als in ewigem Kampf begriffen dargestellt, während die geistigen und himmlischen Urwesen aller endlichen Existenzen, die, im Himmel lebend, diesen hilfreich beistehen, Feruers hießen. — Nicht nur über die andern westarischen Völker, sondern über alle Orientalen, die Inder und Chinesen ausgenommen, demnach über Baktrier und Meder, über die semitischen Babylonier, Assyrier und Araber, so wie über die Aegypter erhoben sich zuletzt siegreich die Perser. Hatte bereits Cyrus das medische Reich dem persischen einverleibt, so fügte Cambyses Aegypten hinzu; Darius Hystaspis gründete die persische Staatsverfassung, die auf der Religion Zoroasters ruhte, welche den Kampf für Ormuzd gegen alles Finstere, Unreine und Böse gebot. Es wurde das persische Weltreich zu einer auf die Religion gegründeten Despotie, in welcher — bei gebrochener Priestermacht — alle Gewalt und alle Herrlichkeit sich in der Person des Herrschers concentrirte, der als Stellvertreter Ormuzd's erschien und zugleich der Staat selbst war. Der Verfall des Reiches wurde eingeleitet durch das Einschleichen des Astartencultus mit seiner verweichlichenden und verwirrenden Sinnlichkeit, zu welchem später noch der Mithrasdienst kam; die Länder wurden durch den Druck der Satrapen ausgesaugt und in ihrer Kraft gebrochen. Als nun der schwerfällige Mechanismus der persischen Despotie mit dem organisch lebendigen Griechenthum in Conflict gerieth, wurden zuerst die in das europäische Griechenland eingebrochenen Perserheere geschlagen und zersprengt und unter Alexander M. drangen Makedonier und Griechen nach Asien vor und stürzten in wenig Schlachten den kraftlosen Koloß zu Boden.

Die ältesten Semiten, von denen die Geschichte spricht, scheinen die Sabäer gewesen zu sein, ursprünglich Nomaden Arabiens, welche später zu einem Handelsvolke wurden und dem Sterndienst ergeben waren, zu dem sie durch Betrachtung der wandellosen Herrlichkeit der kosmischen Körper im Gegensatz zu der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der irdischen Existenzen gelangt waren. Bei diesen unzählbaren himmlischen Wesen ruht die über alles Irdische waltende Macht, die Regierung des Naturlaufes und das die Menschen beherrschende Schicksal. Die Sabäer stellten sich zugleich vor, daß die Kräfte der Himmelskörper gewissen Steinen einwohnten,

welche hiedurch eine magische Einwirkung auf das menschliche Leben erhielten und als heilig verehrt wurden, — eine eigenthümliche Form des Fetischismus. — Manche semitische Nationen haben weltgeschichtliche Bedeutung erlangt; die älteste Cultur dieser Völkergruppe findet sich in Babylon, jener riesigen Welt- und Handelsstadt der alten Zeit, welche wie Rückert (Weltgeschichte I, 177) sagt, sich zwar auch erobernd verhielt, aber die Unterworfenen am Genusse theilnehmen ließ, während von Ninive nur Blut und Thränen ausgingen; doch mußten auch die assyrischen Eroberer zuerst Babel besitzen, wenn sie mit Erfolg erobern wollten. Rückert hebt hervor, daß das kosmopolitische Element im Wesen des semitischen Stammcharakters tief begründet sei und namentlich in den höchsten geistigen Produktionen, auf dem Gebiete der Religion, sich als die größte und nachhaltigste Macht menschlicher Culturentwicklung bethätigt habe. Babylon sei als erste Offenbarung dieses kosmopolitischen Elements und zugleich als die erste energische Produktion des Semitenthums anzusehen. In diesem Reiche hatte der Priesterstand durch seine astronomischen und meteorologischen Kenntnisse, die für die Cultur des regenarmen Landes wichtig waren, großen Einfluß erlangt; das hier herrschende Glaubenssystem, in welchem die Naturordnung als göttliche Ordnung angeschaut wurde, die Erde als das Urweibliche, Empfangende, der Sonnengeist, Baal, als das befruchtende, lebenwirkende Princip erschien, hatte sich auf dem Grunde kosmischer Betrachtung gestaltet. Die Vorstellung der Weltordnung als Geschlechtsgegensatz führte einerseits zu einem höchst sinnlichen Cultus, andererseits, indem die Gottheit zugleich die verzehrende, Opfer heischende Macht (Baal-Moloch) war, zur Entmannung der Priester und zur Beschneidung. Die Phönizier hatten zu den babylonischen Gottheiten Baal und Astarte noch den eigenthümlichen Nationalgott Melkarth; der babylonische Baal wandelte sich diesem thätigsten Handelsvolke der alten Welt, das von Tyrus aus Chartago gegründet hat, zum Adonis um. Im Gegensatz zu diesen Naturreligionen der heidnischen Semiten stellte Moses für die Israeliten, eines ungeachtet seiner geringen Zahl weltgeschichtlichen Volkes, das geistig-sittliche Jehovahprincip auf, welches sich unter stetem Kampf gegen die Abgötterei, namentlich den Baal- und Astartendienst, dem die Israeliten öfters verfallen wollten, behaupten konnte. Zuerst dem Dienst der Sterne (Elohim) ergeben, dann in Aegypten und beim Zug durch die Wüste dem Molochdienst, verkündete ihnen unter den Donnern des Sinai Moses die neue Idee, die neuen Gebote und Lebensordnungen. Auf dieser

Stufe seines religiösen Bewußtseins sah Israel in Gott nicht mehr die bloße Naturmacht, sondern die über sie erhabene sittliche Macht des Allgerechten, und mit dieser vereint sich selbst als das auserwählte Volk.

Aegypten (mit Aethiopien) war seit uralter Zeit ein verbindendes Glied der asiatischen und afrikanischen Culturentwicklung und hat vielfach auf diese eingewirkt, obwohl der düstere und abgeschlossene Charakter seiner Bewohner im Ganzen dem Verkehr mit andern Völkern abhold war. Der anfängliche rohe Thierdienst des in der Geschichte ganz einzig dastehenden ägyptischen Volkes veredelte sich später zu einer Naturreligion, in welcher neben den Thieren die Naturmächte als göttliche Wesen verehrt wurden. Später wirken dann babylonische, phönizische und persische Elemente auf das ägyptische Glaubenssystem und es erscheint in Osiris und Typhon ein Gegensatz des guten und bösen Princips, ähnlich dem in der Zendreligion, während der Todtencultus eine ganz eigenthümliche Erscheinung des ägyptischen Geistes ist, welcher eben das Leben der Abgeschiedenen als das wahre und vollendete anzusehen sich getrieben fühlte. Neben dem Priesterthum, welches im Besitze alles Wissens stets das regelnde Element des Staatslebens war, hatte sich das Königthum ausgebildet, wobei jedoch der Herrscher unter einer gewissen Controlle der Priester stand, die selbst noch nach dem Tode fortwirkte. Bei einem Volke dieser Art mußte nothwendig ein Kastensystem entstehen, in welchem die niedern, dem Landbau und den Gewerben zugewandten Klassen in unwandelbarer Unterwürfigkeit gehalten und von aller höhern Erkenntniß ausgeschlossen waren. Bei aller Starrheit und Einförmigkeit imponirt der ägyptische Geist durch die Großartigkeit seiner Conceptionen, wie sie sich in seinen Staatseinrichtungen, seinem Religionssystem und seinen kolossalen, nach 5 Jahrtausenden noch das Staunen der Nachwelt erregenden Bauwerken ausgesprochen hat. — Als gemeinschaftliche Charaktere aller orientalischen Culturvölker kann man angeben, daß sie fast nur in ihren Herrschern und Priestern existiren, daß sie sich nie über die Schranken der Nationalität zum Weltbürgerthum erheben, nur wenig politische Entwicklung und culturhistorischen Fortschritt wahrnehmen lassen und daß ihr geschichtliches Leben fast nur in Aufruhr, Unterdrückung und Eroberung verfließt. Weil diese Völker nur als Objekte zählen, so fehlt ihnen alle wahre Geschichte und der ganze historische Prozeß dreht sich um herrschende Individuen; weil sie selbst nicht zum geschichtlichen Bewußtsein kamen, so haben sie statt eigentlicher Geschichtschreibung

nur Fabeln und Chroniken. Die wenige Originalität und schöpferische Kraft aller Orientalen, die Semiten nicht ausgenommen, bewirkt die Monotonie der Zustände, welche bei manchen dieser sich seit Jahrtausenden ähnlich sind, während der Occident mit seiner viel größern Energie und Beweglichkeit stets Neues schafft.

Dieser Gegensatz tritt sehr schlagend zwischen den Aegyptern und den Griechen hervor. Die glückliche Lage und Natur Griechenlands vereinigte sich mit der wunderbaren Begabung dieses auserwählten Volkes, welches auch orientalische und ägyptische Bildungselemente in sich aufnahm, um hier eine Cultur entstehen zu lassen, deren Glanz noch in unsere Tage herüberleuchtet und deren Früchte noch die späte Nachwelt genießen wird. Wurde bei den Israeliten die Natur als ein an sich Nichtiges unter den Geist herabgedrückt, so sehen wir sie bei den Griechen vielmehr zum Geiste erhoben, von ihm durchdrungen; Luft und Wasser, Berge und Bäume, selbst das Erdinnere erfüllten sich allmälig mit geistigen Wesen und überdem der Olymp mit einem hehren Götterkreis, den belebenden und beherrschenden Principien der natürlichen und sittlichen Welt, wie sich diese im griechischen Bewußtsein spiegelte. Und diese Götter mußten wohl schön und herrlich sein, denn sie waren ja die Projektion des griechischen Geistes selbst, der, wie kaum ein anderer vor und nach ihm, die Typen der Naturwahrheit, Schönheit und Erhabenheit eben so klar als bestimmt in sich trug. Indem sie als Ordner der Natur und Menschenwelt nach allen ihren Verhältnissen und Beziehungen angeschaut wurden, wirkten Griechenlandes Götter auf das Leben des Volkes, wie auf das der Individuen, auf die Kunst und Wissenschaft, welche hier edlere Früchte trieben, als bei allen andern vorchristlichen Völkern, im Sinne des Geistes zurück, der sie erzeugt hatte. Die anfangs monarchischen Verfassungen wichen bald aristokratischen; die durch Perikles in Athen eingeführte Demokratie artete nach nicht langer Zeit in Demagogie aus. Dieselben geographischen und historischen Verhältnisse, welche die selbständige Ausbildung der einzelnen griechischen Stämme so sehr begünstigt hatten, ließen aber auch die Griechen zu keiner politischen Einheit gelangen und der erbitterte Kampf um die Hegemonie zuerst zwischen Sparta und Athen, dann zwischen Theben und Sparta führte die politische Schwächung und Auflösung Griechenlands herbei, das dann den lauernden Makedoniern zur Beute fiel. In Verbindung mit ihnen wirkte Griechenland wieder auf den Orient zurück und verbreitete griechische Sprache und Sitte bis und über die Ufer des Nils und des Indus. — Die Griechen verhalten

sich zu den Römern, dem zweiten klassischen Volke, wie Ideales zum Realen, wie die das Schöne erzeugende Phantasie zu dem das Nützliche schaffenden Verstand, wie die Jugend zum Mannesalter. Durch Verstand und Thatkraft, durch unbeugsamen nie auf seine Plane Verzicht leistenden Willen brachte es dieses, aus kleinen und verschiedenartigen Anfängen erwachsene welterobernde Volk dahin, daß die ganze damals bekannte Erde seine Herrschaft anerkennen mußte und drückte der ganzen alten Welt den römischen Stempel auf. Auch in seiner Mythologie und seinem Cultus spricht sich dieser auf irdische Zwecke, auf Interessen des Besitzens und Herrschens gerichtete Sinn aus, so daß der höchste Gott, der Jupiter des Capitols nicht sowohl wie der Zeus der Griechen Herrscher des Olymps als vielmehr das Symbol der Herrschermacht des römischen Staates war. Als zuletzt über der wogenden Anarchie und neben der zügellosen Freiheit der Individuen der Despotismus der Cäsaren sich erhob, erschien durch ein Zusammenfallen des religiösen und des staatlichen Bewußtseins des römischen Volkes der Kaiser, der Herr der Erde, als die irdische Personification der Gottheit, welcher Anschauung die Begierde vieler Kaiser nach göttlichen Ehren ganz naturgemäß entgegen kam. Mit den Trophäen der überwundenen Völker gelangten auch ihre Götter nach Rom, von den fernsten Ländern des drei Erdtheile umfangenden Reiches fanden sie sich in der gährenden, alles sittlichen Haltes immer mehr verlustig gehenden Weltstadt zusammen, die ihnen ihr Pantheon eröffnete und mit den alten Göttern Roms und Griechenlands auch jene Aegyptens und Asiens, selbst Jehovah mit dem gleichen Kosmopolitismus verehrte, mit dem es die Sitten, Genüsse und Sünden des ganzen Erdkreises aufgenommen hatte. Die höchste geistige Schöpfung dieses Volkes ist das römische Recht; seine Kunstleistungen sind von wenig Belang; dafür erfüllte es die Welt mit Lagern und Heerstraßen für seine Legionen und mit Bauwerken, deren Reste nach 2000 Jahren noch der Zerstörung trotzen. — Nach der Niederwerfung des Königthums stellt sich die Entwicklungsgeschichte Roms vorzüglich als Kampf der Patricier und Plebejer dar, der mit völliger Gleichstellung beider endigte und die Ausbreitung der Herrschaft Roms möglich machte, das von den Cäsaren an sich zu einer Weltmonarchie ausbildete, wie keine zweite bestanden hat, welche zur Zeit ihres höchstens Glanzes 120 Millonen Einwohner, darunter die gebildetsten Völker der alten Welt umfaßte. Sie ging zu Grunde, nachdem sie von 30 v. Chr. bis 176 nach Chr. fortwährend an Energie und Wohlstand, sogar an Volkszahl abgenom-

men hatte, durch Sittenlosigkeit, Irreligiosität, Luxus, wozu nach dem Jahre 170 noch innere und äußere Kriege, die mit dem Sturm der Völkerwanderung immer fürchterlicher wurden, und verderbliche Naturereignisse sich gesellten. Es überkam die römische Welt, welche zwischen Frivolität, Unglauben und abergläubischer Schwärmerei, zwischen Despotie und Anarchie hin- und herschwankte, ein peinigendes Gefühl der Uebersättigung und der Leere, der Trostlosigkeit und innern Zerrissenheit und so wurden die Völker, welche sehnsüchtig anderer Zustände harrten, reif für die neue von Palästina aus über die Welt sich verbreitende und sie umgestaltende Lehre des Christenthums. Der römische Senat und die vorconstantinischen Kaiser mußten im Kampfe gegen das Christenthum nothwendig unterliegen, „weil sie (wie von Lasaulx, der Untergang des Hellenismus, München, 1854 schön sagt) einem höhern weltgeschichtlichen Recht nur das römische Staatsrecht entgegenzusetzen, eine innere geistige Macht nur mit äußern materiellen Waffen zu bekämpfen vermochten.“ Das Christenthum ist nebst dem Buddhismus die einzige Religion, welche den Werth des menschlichen Individuums anerkennt, — es vereinigt aber überdieß die Gläubigen für das Dieß- und Jenseits zu einer höhern Gemeinschaft und weist auf einen liebenden und gerechten Gott als Regierer der Welt hin.

Die weltbeherrschende Macht Roms lebte in einer neuen Form auf, als an die Stelle des Capitols der Stuhl Petri trat, dessen Herrschaft an Ausbreitung und Glanz alle Theokratien der Vergangenheit weit überstrahlte, — freilich erst, nachdem in die morsche römische Welt durch die germanischen Völker neues Lebensblut und frische Kraft gekommen und hiemit ein Grund gegeben war, auf dem das Christenthum den Reichthum und die Energie seiner sittlichen Ideen zu entwickeln vermochte. In den Germanen lebte bei ungebrochener aber roher Naturkraft der Sinn für Freiheit und Ehre, Tapferkeit und Hingebung für das Gemeinbeste; die Reinheit und Tiefe ihres Gemüthes bezeugt die bei ihnen stattfindende Heilighaltung der Familienbande, die Achtung des Weibes, selbst ihre Mythologie. Es begann unter stürmischen Wehen eine gegenseitige Durchdringung des römischen und germanischen Wesens, eine Wechselwirkung zwischen Deutschland und Italien, die durch das ganze Mittelalter fortwährte und auf die Culturentwicklung Deutschlands einen fruchtbaren Einfluß übte. Vom Ende des zweiten Jahrhunderts an hatte sich die eine allgemeine katholische Kirche zu bilden begonnen; dem Bischof von Rom gelang es, die Suprematie über die andern Bischöfe der Christenheit zu gewinnen und es bildete

sich eine Hierarchie mit dem Papst auf der Spitze der Pyramide, die gleichsam ein Abbild der transcendenten Ordnung des Jenseits, des Himmels war. Und wie der Himmel über der Erde ist, so muß nach der hierarchischen Vorstellung des Mittelalters die geistliche über die weltliche Macht herrschen. Diese Ideen von der gewaltigsten Bedeutung und Tragweite waren allein im Stande, in der mittelalterlichen Welt Ordnung zu schaffen und deren ebenso urkräftige als rohe Elemente zu bändigen. Gegenüber dem Pabstthum, einem Erzeugniß des römischen Geistes, erhob sich als Produkt des germanischen das Kaiserthum, zuerst in der fränkischen Universalmonarchie Karls des Großen, später als deutsches Kaiserthum. Pabstthum und Kaiserthum waren Gegensätze, die sich stets bedurften und wo der eine nur durch den andern denkbar war, wie die Pole eines Magnets; beide hatten die Form der Lehensverfassung, der Feudalität. Ihre das ganze Mittelalter erschütternden Kämpfe endigten mit dem Siege der geistlichen Gewalt, welche aber nach Erreichung des höchsten Gipfels alsobald zu sinken begann. Schon in frühern Jahrhunderten hatte Rom das orientalische Schisma nicht verhindern können; später ward seine Macht verwirrt durch den Streit der Gegenpäbste, gefährdet durch mancherlei Mißbräuche, wie sie freilich von allen menschlichen Institutionen unzertrennlich sind und eben da am leichtesten einreißen, wo ein System auf dem Höhepunkt seiner Geltung steht. So konnte es auch die zweite Kirchenspaltung, die Reformation nicht verhindern, in deren Folge sich namentlich ein Theil der germanischen Völker von der katholischen Kirche losriß, wodurch leider die politische Schwächung der deutschen Nation, bis dahin der herrschenden in Europa, gegeben und der Untergang des deutschen Kaiserthums vorbereitet war.

Im Morgenlande hatte sich im 7. Jahrhundert nach Christus der Islam erhoben, eine Lehre, die ganz äußerlich die asiatischen Naturreligionen mit dem Juden- und Christenthum vermittelt, ohne den geistig-sittlichen Gehalt des letzteren, ohne freie Hingebung des endlichen Subjekts an das unendliche Wesen, an deren Stelle vielmehr passive Unterwerfung tritt, mit der Verheißung eines Paradieses voll sinnlicher Freuden. Diese Lehre entflammte das Volk der Araber (Saracenen) zu feuriger Begeisterung, daß es das Schwert in der Faust den Völkern die Lehre Mohammeds aufzwang, sich über Asien bis zum Ganges und über Nordafrika ergoß und nachdem es in Spanien den Boden Europas betreten, der christlichen Welt bis zur Entscheidungsschlacht bei Tours die größte

Gefahr drohte. Die Nachfolger des Propheten, die **Chalifen**, in welchen sich die höchste geistliche und weltliche Gewalt vereinigte, gründeten im Lauf der Jahrhunderte ein Weltreich, welches sich über Asien, Afrika und Südspanien erstreckte und dessen Metropole das glanzvolle Bagdad war, wo die neue arabische **Civilisation** ihre schönsten Blüthen und Früchte bot, die auch der in der Cultur viel langsamer fortschreitenden christlichen Welt zu Gute kamen. Diese Civilisation, einem Baume mit schnellem Wachsthum ähnlich, ging aber nach wenig Jahrhunderten des Bestehens schon wieder dem Verfall entgegen. Das Saracenenthum stieß in den Kreuzzügen mit der immer mehr erstarkenden abendländischen Welt zusammen, womit eine mächtige Einwirkung orientalischer Ideen und Bildungselemente auf letztere gegeben war.

Den **Ausgang des Mittelalters** charakterisiren große geographische und wissenschaftliche Entdeckungen, eine mächtige Kunstentwicklung, namentlich in Italien und vielerlei Erfindungen, welche den Umschwung und die Erweiterung der Ideen, deren Produkt sie waren, ihrerseits wieder förderten. Die Menschheit wendete ihre Blicke, die bis dahin vorzugsweise gegen den Himmel gerichtet waren, der Erde zu und schickte sich an, dieselbe kennen zu lernen und von ihr Besitz zu ergreifen. Die Entdeckung der Westhemisphäre lehrte eine neue Rasse des Menschen und in Peru und Mexiko eigenthümliche Formen einer, wie es scheint, noch nicht sehr alten und noch nicht weit fortgeschrittenen Cultur kennen, die bei mancher Aehnlichkeit mit orientalischen Culturformen doch einen selbstständigen Charakter und Ursprung zeigte. Während des Orients Länder zum Theil verwilderten, seine Städte zerfielen, erhob sich Europa, durch die Schätze beider Indien bereichert, zu immer größerer Macht und Bedeutung; von ihm aus wächst die arische Rasse gleichsam über den Ocean hinüber und wandelt die Wildnisse Amerikas in Culturstaaten um. Die Feudalherrschaft ging in die absolute Monarchie über, welche um des Adels Meister zu werden, das Aufkommen des Bürgerthums und der Städte begünstigen mußte. Die **neue Zeit** arbeitet noch immer daran, die Gegensätze zu versöhnen, welche, obschon stets vorhanden, doch erst durch die christliche Lehre zum Bewußtsein der Menschheit gebracht wurden: die Gegensätze zwischen Gott und Welt, dem Jenseits und Diesseits, den sittlichen und natürlichen Geboten, der Kirche und dem Staat, der Ordnung und der Freiheit — Gegensätze, deren Widerstreit schon das ganze Mittelalter erfüllt hatte. Die neue Zeit will innere und äußere Freiheit gewinnen und wird die absoluten Monarchieen,

welche gebildeter Völker unwürdig sind, in constitutionelle umwandeln. Sie ist charakterisirt durch die Wissenschaft, wie das griechische Alterthum durch die Kunst, das Mittelalter durch die Religion; eines ihrer hauptsächlichsten treibenden Principien ist der Welthandel, der seit der Auffindung des Weges um das Cap nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas immer größere Dimensionen angenommen hat; die schwarze Rasse erzeugt hiefür vorzugsweise die Naturprodukte, die weiße die Industrieprodukte, die gelbe beide zugleich, aber in minderer Fülle und Vollkommenheit. Gefährliche Klippen für diese Geschichtsperiode sind Anhäufung des Reichthums und des Grundbesitzes in den Händen Weniger, Zunahme des Proletariats, der Selbst- und Genußsucht, des nur auf irdische Dinge gerichteten Sinnes, des unverständigen Freiheitsschwindels. Die weltbeherrschende Macht dieser Zeit ist die europäische Pentarchie und kann es noch für lange, vielleicht für immer bleiben, wenn nicht die Großmächte im Kampfe unter sich die Kraft ihrer Völker vergeuden und so der westlichen Halbkugel ein größeres Gewicht verleihen. Nur von Europa, dessen Cultur seit dritthalb Jahrtausenden auf klassischer Grundlage ruht, kann die ächte Civilisation ausgehen und eine Periode der Humanität und Gerechtigkeit auf Erden herbeigeführt werden. Das immer bewegliche Element der Pentarchie ist Frankreich, welches die europäische Staatsordnung stets auf's neue in Frage stellt und Probleme zur Sprache bringt, die theils im wirklichen Bedürfniß der Völker begründet, theils bloße Fictionen der Herrsch- und Aenderungssucht sind; es ist zugleich der Mahner, das Nothwendige zu thun und der verwirrende Versucher, der zurückzuweisen ist. Frankreich unterhält den Kampf der romanischen gegen die germanische Welt, der mit der Völkerwanderung beginnend sich unter mancherlei Formen bis zur Gegenwart hinzieht. In diesem Kampfe wird sich hoffentlich herausstellen, daß die germanischen Völker nicht Willens sind, den Romanen und Slawen die Präponderanz einzuräumen und damit leitet sich vielleicht eine Phase in der Geschichte Deutschlands ein, die seinem Geschick eine befriedigende Wendung gibt und dasselbe die ihm gebührende Weltstellung und politische Verfassung erlangen läßt.

Das große Drama der Geschichte mit seinen wechselnden Scenen, seinen oft tragischen Verwicklungen, seinen erschütternden Katastrophen erfüllt die Seele mit einem gemischten Gefühl von Bewunderung und Beklemmung. Wir sehen Völker wie Individuen auf dem Schauplatz erscheinen und verschwinden, wie Wellen auf wild bewegtem Strome sich erheben und versinken. Zweifelnd fra-

gen wir, zu was all dieses Treiben, dieses Jagen und Kämpfen? und manchmal will es uns bedünken, als finde viel eher ein zweckloses Kreisen und Wirbeln als ein Fortbewegen zu einem Ziele höherer Vollkommenheit statt. Verschiedene Formen und Arten der Cultur haben bestanden und manche von ihnen sind fast spurlos untergegangen; die Menschheit scheint bestimmt zu sein, immer neue Bildungsansätze machen zu müssen, die so wenig dauernde Existenz haben, als alle frühern. Und hat diese harte mühevolle Arbeit so vieler Generationen uns, die Menschen der Gegenwart, wirklich zu höheren Zielen geführt und dürfen wir erwarten, daß unser angestrengtes Ringen auch den Nachkommenden zum Nutzen gereichen werde? Ich stehe nicht an, diese Fragen mit Ja! zu beantworten. Zwar wissen wir, die Staubgeborenen und Schnellvergehenden, nicht das letzte Ziel dieses wundersamen Processes, kennen das Ende der Menschheit so wenig als ihren Anfang, — aber wir sollen nicht zweifeln, daß die ewige Weisheit, welche in der Natur sich ausspricht, auch die Geschicke der Menschheit leite, so nämlich, daß diese Geschicke nach Gesetzen verlaufen, welche sie gegeben hat, Gesetzen ebenso allgemein gültig wie gerecht, nachweisbar im Ganzen wie im Einzelnen des geschichtlichen Processes. Sind uns auch Anfang und Ende verborgen, so liegt doch die Mitte vor unsern Augen, wir können die Leistungen verschiedener Zeiten, die Vorzüge und Mängel verschiedener Culturformen vergleichen. Darauf gestützt darf man behaupten, daß unsere Cultur und Civilisation die vollkommenste sei, nicht nur weil sie die bedeutendsten Leistungen namentlich in der Wissenschaft, der Kriegskunst und den Gewerben für sich hat, sondern auch indem sie über eine viel größere Zahl menschlicher Individuen verbreitet ist, als es bei jeder anderer Cultur der Fall war und als in ihr die Ideen der Gerechtigkeit, der vernünftigen Freiheit, des Werthes der Individuen zu immer größerer Geltung kommen. Man darf behaupten, daß ungeachtet vieler Mängel und Schäden, welche jedoch in jeder andern Zeit ebenfalls und eher in höherem Grade vorhanden waren, die Menschheit gegenwärtig in einem materiellen und geistigen Aufschwung wie noch nie zuvor begriffen, und daß deren große, in tausenderlei Strömungen vor sich gehende Bewegung nicht ein nutz- und zweckloses Kreisen und Wirbeln, sondern ein Fortschritt zum Höhern und Bessern sei. Uud zwar gilt dieses vorzugsweise von der Perle der Welt, dem von den bedeutendsten Culturvölkern bewohnten Europa, welches Schwärmer mit befangenem Blick so oft schon als in Verfall begriffen darstellten, während sie Amerika, welches nicht

entfernt eine Vergleichung mit Europa verdient, maßlos gepriesen haben. Unser vor 100 Jahren von 130, jetzt von 272 Millionen Menschen bewohnter Erdtheil ist von einem Ende zum andern cultivirt, besäet mit unzähligen blühenden Städten, die mit immer wachsenden Schätzen aller Art, mit den schönsten Anstalten für Kunst und Wissenschaft, für Erziehung und Bildung, für Kranke und Arme erfüllt sind. Glänzende Armeen, wie sie die Welt noch nie geschaut und gewaltige Flotten erweisen eine Machtentfaltung, die Europa zur Gebieterin der Erde macht.

Der Menschengeist nnd die Menschenhand haben in der gegenwärtigen Culturperiode Schöpfungen hervorgerufen, wie sie die Vergangenheit nicht ahnen konnte. Bei aller Klage über zunehmenden Materialismus hat keine Zeit die geistigen Interessen besser gepflegt als die jetzige, nie war Bildung so sehr verbreitet. Weil sie eben hauptsächlich durch die Wissenschaft charakterisirt ist, darf es nicht befremden, daß die schönen Künste, die ihrer Natur nach nicht auf eine Fortentwicklung aus gegebener Grundlage, wie die Wissenschaft, sondern auf die Genialität einzelner Individuen basirt sind, mehr zurücktreten. Die moderne Cultur hat mildere Sitten erzeugt: im geselligen Umgang, im Verhältniß der Herrscher zu den Untergebenen, der höhern zu den niederen Klassen, in der Rechtspflege, der Behandlung der Soldaten, der Gefangenen. Die öffentliche Meinung ist in dem Verhältniß zu einer immer größern Macht geworden, in welchem die Einsicht in immer zahlreichere Massen eingedrungen ist und alles Thun und Geschehen mit größerer Schnelligkeit durch zahllose Organe zur Kunde der Menschen kommt. Nationalhaß und Eifersucht haben sich bei den meisten Völkern vermindert, die Ueberzeugung, daß auch in der Politik nicht bloß das Recht des Stärkeren gelte, daß die Eigenthümlichkeit jedes Volkes zu schonen sei, daß es verschiedene Cultur- und Religionsformen geben müsse, wird nach und nach allgemeiner werden und den Ausbruch von Kriegen erschweren.

Es wird immer weniger gelingen, Regungen des Neides, Gelüste der Herrschsucht und Eroberung unter Phrasen von Freiheit, Civilisation und Völkerbeglückung zu verbergen, aber auch nicht, die durch das Weltgesetz gebotene Bewegung und Entwicklung mit dem Bannspruch der Ordnung und Ruhe zurückzuhalten und die Friedensstörer jeder Farbe werden auf eine immer wachsende Zahl von Gegnern stoßen. Auch sind die Zeiten vorüber, wo die Religion, an deren Stelle nun die Politik getreten ist, das Hauptmoment der geschichtlichen Bewegung war, — nicht als ob die Religion nicht

für alle Zeiten die höchste Angelegenheit der Menschheit bliebe, eben so wenig, weil die Menschen jetzt irreligiöser wären, als zu irgend einer andern Zeit, sondern weil man erkannt hat, daß das, was man früher für Religion hielt und zu dessen Vertheidigung oder Bekämpfung man Ströme von Blut vergoß, nur menschliche Vorstellung von ihr, nur Confession war, und daß das Göttliche, was in und über allen Religionen ist, blutige Mittel zu seiner Vertheidigung weder will noch bedarf.

Hatte die griechische Blüthezeit hauptsächlich die Darstellung des Schönen zur Aufgabe, so kann man die religiösen Kämpfe des Mittelalters als Kämpfe um das, was als Wahrheit gelten sollte, ansehen, während die Wissenschaft der Gegenwart und Zukunft, ausgestattet mit vollkommenerer Einsicht feststellen wird, was Wahrheit ist. Zugleich werden diese Weltalter die Idee des Guten immer mehr zu verwirklichen und auf Erden ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen streben, aus welchem Unterdrückung, Aufruhr und Verschwörung verbannt sind und die Arbeit mit dem Genuß in ein angemessenes Verhältniß gesetzt ist. Dabei werden sich alle Rassen und Stämme mehr und mehr vermischen und sich besser verstehen lernen, so daß gewisse Erkenntnisse, Begriffe und Güter nach und nach allen gemeinsam werden und die ganze Menschheit durch innigere Verbindung und Wechselwirkung ihrer Glieder sich einem Organismus nähert, — was ein Hauptzweck der ganzen Entwicklung zu sein scheint. Ob der geschichtliche Proceß ins Unendliche fortdauern werde oder der menschlichen Gattung wie den Thier- und Pflanzengattungen eine bestimmte Dauer der Existenz gesetzt sei, wissen wir nicht. Man kann sich etwa vorstellen, daß die Menschheit, nachdem sie alle in ihr angelegten Kräfte und Richtungen entfaltet, den ganzen Inhalt ihrer Idee herausgesetzt haben wird, erlöschen werde, um vielleicht einer noch höhern Organisation ihren Platz zu überlassen. Ein solcher Ausgang ist wohl wahrscheinlicher, als daß, (nach Menzel) die Weltgeschichte mit einem allgemeinen Morden und Zerstören endigen werde. Es ist aber eben so gut möglich, daß mit der Menschheit bereits die absolute Organisation der Erde erschienen ist, der eine unerschöpfliche Fülle des Inhalts zukömmt und die so lange bestehen kann, als die Erde selbst.

Werden aber auch, vermöge der stets vollkommenern Benutzung der Kräfte und Produkte der Natur, so wie der wachsenden Einsicht in allen Gebieten der Erkenntniß und des praktischen Lebens immer höhere Culturstufen erreicht, so sind auf der andern Seite unüber-

steigliche Schranken aufgerichtet und alle menschliche Thätigkeit ist in eine streng umschlossene Sphäre eingegrenzt. Ein paradiesischer Zustand, wie die Weltverbesserer von Profession ihn träumen und sogar manche Geschichtsphilosophen für möglich halten, indem sie vollkommene Ausgleichung der zum Leben einmal nöthigen Gegensätze des Herrschens und Gehorchens, Thun und Leidens, des Reichthums und der Armuth, des Wissens und Glaubens ꝛc. annehmen und der Unvollkommenheit der menschlichen Natur vergessen, wird auf der Erde nie eintreten; Noth, Verbrechen, Ungerechtigkeit können nie ganz verschwinden, Beschwerden von vielerlei Art, Krankheit und Tod werden immer bestehen; sie lehren dem Menschen die Hinfälligkeit seiner Kraft und daß die Erde nur seine vorübergehende Heimath sei. Ergeht an die Menschheit einerseits das kategorische Gebot, mit allen Kräften nach Steigerung ihrer Cultur zu ringen, wobei jeder neue Erwerb zum Lohn der gemachten Anstrengung und zugleich zum Sporn für neue Anstrengungen wird, so soll sie andererseits immer wieder erfahren, daß all ihr Ringen und Streben keine Vollendung erreichen und keine dauernde Befriedigung erzeugen kann. Die verschiedenen Rassen und Stämme haben in dem großen Drama verschiedene Aufgaben zugetheilt erhalten; die vorzüglichste die indo-germanischen Völker und nur eine späte Zukunft kann wissen, ob sie dieselbe zum Heil oder zum Verderben der übrigen, — die zum Theil zu den weißen in ein trauriges proletarisches Verhältniß gerathen sind — ausgeführt haben werden.

Man hat wie die Natur so auch die Geschichte **philosophisch zu construiren** versucht durch Annahme bestimmter Zeit- oder Weltalter, durch welche zugleich ein in sich abschließender Prozeß gegeben wäre. **Stutzman** (Philosophie der Geschichte der Menschheit, Nürnberg 1808) nimmt 4 solcher Zeitalter an: das der Unschuld oder des Vernunftinstinkts, das orientalische; das reale, classische; das der neuern Zeit oder christliche; das der Zukunft, der Vereinigung des zweiten und dritten; **Hegel** 4: das orientalische, griechische, römische und germanische; **Cieszkowski** (Oicze-Nasz, d. h. Vaterunser, Paris 1848) drei Perioden: die erste der Schönheit, repräsentirt durch die Hellenen; die zweite der Wissenschaft, in welcher wir uns befinden, während die dritte, die des Guten und der That, noch folgen soll. **Cieszkowski** bezeichnet die erste oder Adam's Periode auch als thetische, die zweite oder Christus' Periode als die antithetische; die dritte wird die synthetische sein. Die alte vorchristliche Welt stand auf dem Stand-

punkte der natürlichen Verhältnisse, des Naturtriebes; das Christenthum führte die Losreißung von der Sinnenwelt im Prinzip herbei. Der erste oder irdische Mensch ist Adam, der zweite oder himmlische, Christus; die vorchristliche Menschheit beschränkte sich auf das reelle Diesseits, die nachchristliche auf das ideelle Jenseits, die dritte Periode durch den dritten Adam, den Paraklet eingeführt, wird das Jenseits im Diesseits verwirklichen und die Weltgeschichte wird zugleich die Erfüllung der sieben Bitten des „Vaterunsers" sein. Zum Aufbau des zweiten Stockwerkes der Geschichte waren die Germanen berufen, zum Aufbau des dritten sind es wie C. meint, die Slawen. Volkmuth (Gervinus und die Zukunft der Slawen, Halle 1853) nimmt nach Analogie der 4 Lebensalter auch 4 Geschichtsalter an, deren jedes mit einer großen Katastrophe schließt: 1. Antediluvianische Zeit; 2. von der Sindfluth bis zur Völkerwanderung, wo die Sindfluth der germanischen Völker das verkommene Geschlecht überschwemmte und mit dem Untergang des weströmischen Reiches das ganze Alterthum abgeschlossen wurde; 3. Zeit der Germanen und Slawen, endliche Vereinigung der occidentalischen und orientalischen Kirche; eine Katastrophe macht der Herrschaft des Slawenthums ein Ende; 4. Herrschaft der amerikanischen Völker, mit der der Geist der Menschheit die Reise um die Welt vollendet. . . . . „Die Katastrophe des Weltendes wird der jüngste Tag der Zeitgeschichte überhaupt sein, nach welcher der vollendeten Menschheit eine zeitlose Geschichte mit einem neuen Himmel und einer neuen Erde verheißen ist." Statt einer — nicht schwierigen — Kritik dieser und anderer Conjecturen sei nur bemerkt, daß es kaum gelingen wird, aus dem bis jetzt zurückgelegten Segment der Geschichtsbahn die Gestalt der ganzen Bahn zu entwickeln und daß man nicht begreift, wodurch überhaupt eine Schlußkatastrophe herbeigeführt werden soll, da in den kosmischen Verhältnissen der Erde eine solche nicht angelegt zu sein scheint. Es dürfte wohl das Ende der Menschheit nach Zeit und Art uns so verborgen sein, wie deren Anfang.

Einige statistische Angaben.

Wie in der Natur, so ordnet und gliedert sich auch in der Menschheit Alles nach bestimmten Verhältnissen und dieselben Umstände führen mit Nothwendigkeit auch die entsprechenden Erscheinungen herbei. So lange der Zustand einer Nation sich wesentlich gleich bleibt, nimmt man alle Jahre das gleiche Zahlen-Verhältniß der Geburten und der Todesfälle wahr, so wie der Unglücksfälle, der Selbstmorde, der Verbrechen und der Verurtheilungen, und bei allen bleiben sich wieder die verschiedenen Arten und Modificationen an Zahl gleich, bis herab z. B. auf die Zahl der unehelichen oder Todtgeborenen oder der Mißbildeten, bei den Mordthaten sogar das Verhältniß der Werkzeuge, mit welchen sie begangen wurden. „Es gibt ein Budget, sagt Quetelet, das mit einer schrecklichen Regelmäßigkeit bezahlt wird: das Budget der Gefängnisse, der Galeeren und der Schaffote." — Man kann von diesen Erscheinungen bestimmte Gesetze abstrahiren, deren Richtigkeit mit der Zahl der Fälle wächst, auf deren Berücksichtigung sie gegründet sind. In diesem Sinn spricht man von einer Physik der Gesellschaft. — Aber wie im Leben der Natur, so finden auch im Leben der Menschheit sowohl Wechsel als Ausgleichungen statt. Hauptsächlich ist endlich zu bedenken, daß nie ganz gleiche, sondern nur ähnliche Zustände wiederkehren, so daß die Menschheit in einer gewissen Aenderung und Wandlung begriffen ist, die jedoch nur nach längern Zeiträumen merkbar wird.

Dieterici (Petermann's Mitth. 1859, 1. Heft) berechnet die Zahl der jetzt auf der Erde lebenden Menschen auf 1288 Millionen, mit folgender Vertheilung:

Europa	182,571	Q.-M.	272,000,000	Bew.,	also	pro	Q.-M.	1490
Asien	793,964	„	755,000,000	„	„	„	„	951
Afrika	543,570	„	200,000,000	„	„	„	„	368
Amerika	750,055	„	59,000,000	„	„	„	„	79
Australien	161,452	„	2,000,000	„	„	„	„	12
Südpolarland	2,228	„	—	„	„	„	„	—
	2,433,900	Q.-M.	1288,000,000	Bew.,	also	pro	Q.-M.	529

Nach der Schädelform kämen auf

Europa	157,000,000	Dolichocephalen	115,000,000	Brachycephalen
Asien	610,000,000	" "	145,000,000	" "
Afrika	200,000,000	" "	—	" "
Amerika	58,000,000	" "	1,000,000	" "
Australien	1,000,000	" "	1,000,000	" "
	1026,000,000	" "	262,000,000	" "

Nach den Rassen — wobei zu bemerken ist, daß Dieterici das Blumenbach'sche System zu Grunde legt, aber den größten Theil der Bewohner Indiens zur mongolischen Rasse rechnet, —:

Kaukasische Rasse	369,000,000	oder in Prozenten	28,85
Mongolische "	522,000,000	" " "	40,61
Aethiopische "	196,000,000	" " "	15,08
Amerikanische "	1,000,000	" " "	0,08
Malayische "	200,000,000	" " "	15,38

Nach den Religionen:

Christen	335,000,000	oder	25,77	Prozent.
Juden	5,000,000	"	0,38	"
Asiatische Religionen	600,000,000	"	46,15	"
Mohammedaner	160,000,000	"	12,31	"
Heiden	200,000,000	"	15,39	"

Die Christen theilen sich wieder in

Katholiken	170,000,000	oder	50,7	Prozent.
Protestanten	89,000,000	"	26,6	"
Griechen	76,000,000	"	22,7	"

Büsching hatte für 1787 die Zahl der Menschen auf 1000,000,000 angegeben und ist damit der Wahrheit wohl näher gekommen als Balbi, der im Jahre 1837 sie zu 809,000,000 setzte oder gar Comte, der für 1844 740,000,000 annahm.

Die Bevölkerung des chinesischen Reiches berechnet Dieterici auf 400,000,000, die Vorder-Indiens (ohne die Inseln) auf 171,000,000. Von den 200 Millionen Einwohnern Afrikas gehören 196 der Negerrasse an, von den 59 Millionen Amerikas kommt nur 1 Million und von den 2 Millionen Australiens kaum 100,000 auf die Ureinwohner.

Rheinwald (Repertor. für theolog. Literat. und kirchliche Statistik Bd. 9) berechnet die Zahl der

Christen auf	267,000,000, wovon
Katholiken	142,145,000
Evangelische Christen	64,785,000
Griechische	57,110,000
Armenier, Kopten 2c.	5,850,000

Kriegk (die Völkerstämme und ihre Zweige, Frankf. 1854) nimmt für den indo-germanischen Stamm 360,000,000 Menschen an. Die Gesammtzahl der Slawen berechnete Schaffarik 1844 auf 78,691,000. Davon sind

Russisch	53,502,000	
Oesterreichisch	16,791,000	
Türkisch	6,100,000,	die übrigen preußisch, krakauisch, sächsisch.

Griechischer Confession sind	54,011,000	Slawen
Griechisch unirt	2,999,000	
Katholisch	19,359,000,	die übrigen

Evangelisch und Mohammedanisch.

Am meisten hat wohl die Bevölkerung von Europa zugenommen, welche Süßmilch nach den besten Hilfsmitteln nach der Mitte des vorigen Jahrh. auf 130,000,000 schätzt, wonach sie sich also mehr als verdoppelt hat — ungeachtet der Auswanderung. Nach einem 1858 vom franz. Minister des Innern erstatteten Bericht sind in den letzten zehn Jahren 4,150,000 Menschen, also nicht einmal zwei Prozent ausgewandert; davon

2,750,000 aus den brittischen Inseln
1,200,000 aus Deutschland
200,000 aus Frankreich.

Die Bevölkerung ist auf der Erde sehr ungleich vertheilt. Länder, bloß von Wilden bewohnt, tragen auf derselben Fläche zwanzigmal weniger Menschen als solche die von Nomaden bewohnt werden und die Zahl dieser ist wieder 20—30 mal geringer als die der landbauenden Völker. Beispiellos gering ist die Bevölkerung von Neusüdwales, die auf einem Areal von 320,000 engl. Quadratmeilen kaum 15,000 Ureinwohner zählt, wo also wie überhaupt im ganzen austral. Continent auf die geogr. Q.-M. noch nicht ein Mensch kommt, die von Französisch-Guyana mit 9 Menschen auf die Q.-M. ꝛc., während manche Länder Europas, wie Belgien, die Niederlande, England, Würtemberg auf eine geographische Quadratmeile 5000 — 7000, die chines. Provinzen Fokien, Quantong, Kiangsu ꝛc. sogar 15,000 bis 20,000 Bewohner haben.

Ob die Zahl der Menschen seit einigen Tausend Jahren, d. h. seit der Entstehung der großen Culturstaaten des Orients zugenommen hat, ist zweifelhaft; mir scheint sich vielmehr nur die Vertheilung geändert zu haben. Es wäre möglich, daß der Zunahme des Menschengeschlechts bestimmte Schranken gesetzt sind, daß Krieg, Seuchen und Mißwachs in erhöhtem Maaß ihre Wirksamkeit geltend

machen, wenn die Zahl (und mit ihr die Reibung, die Bedürfnisse und der Widerstreit der Interessen) zunimmt und daß wie das Zahlenverhältniß anderer Gattungen lebender Wesen, so auch das der Menschen sich nur innerhalb bestimmter Grenzen auf- und ab- bewegen kann. Diejenigen, welche von der Möglichkeit einer Bevölkerung der Erde durch 3—4000 Millionen sprechen, welche allerdings Raum auf der Erde fände, scheinen auf jenes Gesetz, welches auch durch die zerstörenden Potenzen aufrecht gehalten wird, keine Rücksicht genommen zu haben.

Einflüsse, geeignet die Bevölkerung zu erhöhen, sind: guter Fortgang der Gewerbe und des Handels, Vervollkommnung des Landbaues, genügende Nahrung und Kleidung, gesunde Wohnungen, Beseitigung der Gesundheit schädlicher Verhältnisse, gute Verwaltung und Regierung. (Nach Villermé schwanden in Varregio, Fürstenthum Lucca die seit undenklichen Zeiten herrschenden Fieber augenblicklich, als 1741 Schleußen erbaut wurden, durch welche das Sumpfwasser in das Meer abfloß und die sein Zurücktreten bei Stürmen hinderten. Diese Gegend gehört nun zu den gesündesten und gewerbfleißigsten, während sie früher von wenigen schwachen und kränklichen Menschen bewohnt wurde.) Auch der Arzneikunst kommt hiebei ein kleiner Antheil zu, namentlich der Chirurgie und Geburtshülfe; durch welche letztere die Sterblichkeit der Wöchnerinnen im Kindbett vermindert wird. Es kam in Preußen ein Todesfall

1828—30	auf	107	Wöchnerinnen
1831—40	„	112	„
1841—50	„	131	„

Verhältnisse, welche die Bevölkerung vermindern und die Sterblichkeit steigern sind: Hungersnoth, Krieg, Seuchen, Auswanderung, Fabrikwesen, Sittenlosigkeit, Luxus.

Die Bevölkerung strebt überall nach den geometrischen Verhältnissen zuzunehmen, trifft aber in verschiedenen Ländern auf Hindernisse ungleicher Größe, weßhalb eine verschieden große Zahl von Jahren zu ihrer Verdopplung nöthig ist. So nach Rau und Dupin in Irland 28,6 Jahre, in Ungarn 20,2, in Spanien 41,9, England 42,3, Preußen 26,0, Oesterreich 53,6, Niederlande 74,8, Neapel 83,5, Frankreich 110,3, Schweden 118,0, Rußland 66,0. Aber diese Verdopplung, welche nach der jährlichen Zunahme berechnet ist, tritt fast nie in den angegebenen Zeiten ein, weil Seuchen, Hungersnoth, Kriege, die Erreichung wieder hinausschieben.

Das Verhältniß der Sterblichkeit (nämlich der Zahl in einem Jahre sterbender Menschen) ist nach Moreau de Jonnés in:

Italien, Griechenland, Türkei . . .	=	1 von 30
Niederlande, Frankreich, Preußen . . .	—	„ 39
Schweiz, Oesterreich, Portugal, Spanien	—	„ 40
Europa, Rußland und Polen	—	„ 45
Norwegen	—	„ 48
Island	—	„ 53

In Großbrittanien und Irland ist (nach andern Angaben) das Verhältniß = 1 : 45.

In Preußen ist die Sterblichkeit seit 1815 bedeutend geringer als im vorigen Jahrhundert. Unter allen europ. Ländern hat Preußen die stärkste Bevölkerungszunahme; am

1. Januar 1817 lebten daselbst 10,349,031 Menschen
1. „ 1850 „ „ 16,331,187 „

wonach der jährliche Zuwachs gleich ist $1^3/_4$ Procent. In Großbrittanien beträgt derselbe $1^1/_3$, in Frankreich seit 1821 kaum $^2/_3$ Procent.

Im katholischen Süden Europa's ist die Bevölkerungszunahme geringer als in dem mehr protestantischen Norden, was aber schwerlich durch die Confession bedingt wird.

Die beiden Geschlechter verhalten sich im Ganzen der Menschheit an Zahl fast gleich; nach einzelnen Gegenden überwiegt das eine oder andere. In Mitteleuropa überhaupt rechnet man 21 männliche auf 20 weibliche Individuen. In Europa ist das Verhältniß = 1060 : 1000, in Frankreich (nach Mathieu) = 17 : 16.

(Bei den Juden in Neurußland, Preußen, Livorno überwiegen die männlichen Geburten über die weiblichen beinahe im Verhältniß von 4 : 3. In Preußen im Allgemeinen werden auf 100 Mädchen $105,_{97}$ Knaben geboren; bei den Juden in Preußen hingegen auf 100 M. $111,_{21}$ K.).

Im Allgemeinen bestehen 2 Drittheile der Bevölkerung aus Unverheiratheten, das letzte Drittheil aus Verheiratheten oder Verwittweten.

In Aegypten verhält sich nach Pruner die Zahl der Weiber zu jener der Männer wenigstens wie 135 : 100.

In Cochinchina sind die Weiber auch zahlreicher als die Männer, in Gorea eben so die Mulattinen, da fast alle Mulattenknaben mit 10—12 Jahren sterben.

In großen Städten ist in der Regel die Zahl der weiblichen Individuen größer als der männlichen; bei einer mehr primitiven, Landbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung verhält es sich umgekehrt, wie denn namentlich in Rußland die Zahl der männlichen Geburten in einem günstigern Verhältnisse steht als bei uns. (In London, dessen Bevölkerung am Anfang des 19. Jahrhundert kaum 1 Million betrug, lebten 1851 2,362,236 Menschen, nämlich 1,106,558 männl., 1,255,678 weibl.; 10 Männer und 17 Weiber waren über 100 Jahre alt. In St. Petersburg ist die Zahl der männlichen Individuen bedeutend größer als die der weiblichen).

Prevost hatte behauptet, bei den unehlich Geborenen sei die Zahlendifferenz zwischen Knaben und Mädchen geringer als bei den ehelich geborenen, es gebe also im Verhältniß zu den Mädchen weniger unehliche als eheliche Knaben, aber nach Bernoulli (Annales d'hygiène publ. Janv. 1838) ist das Verhältniß der Knaben zu den Mädchen konstant, die Eltern seien verheirathet oder nicht. Die scheinbare Ungleichheit entsteht dadurch, daß weniger unehliche Knaben als Mädchen in die Geburtsregister eingetragen werden und daß schon im Mutterleibe die Knaben mehr dem Tode ausgesetzt sind.

Die Fruchtbarkeit vermindert sich in den nördlichen Ländern; wenn in Schweden nur 3—4 Kinder, so kommen in Portugal 5 auf eine Ehe. Unter 50 Ehen ist im Allgemeinen eine unfruchtbar.

Das Verhältniß der Geburten zur Seelenzahl war in

Preußen	1826—37	= 1 : 25,8
Frankreich	1817—28	= 1 : 32,7
England	1839—41	= 1 : 31.

Nach Levy kommt 1 Zwillingsgeburt: 1 Drillingsgeburt:

	1 Zwillingsgeburt	1 Drillingsgeburt	
in England auf	63	4311	Einfache Geburten.
in Deutschland auf	84	7182	
in Frankreich auf	92	11105	
in Dänemark auf	78	4506	

In den Jahren 1826—34 fanden sich in Preußen unter 100 Zwillingsgeburten 30 Paar Mädchen
33 „ Knaben
37 „ je ein Mädchen und ein Knabe.

Drillingsgeburten kamen während jener Zeit 645, Vierlingsgeburten 11 vor. — Nach Riecke kommt in Preußen auf 82, in Sachsen auf 78, in Würtemberg auf 85 einfache eine Zwillings- oder mehrfache Geburt. — Bei 23,293 binnen 5 Jahren im Gebär-

hause zu Paris geborenen Kindern kam nach Friedländer auf 175 Geborene ein mißgestaltetes Kind. Die Zahl der unehlichen Geburten hat in den großen Städten in neuerer Zeit etwas zugenommen, sie verhält sich in Berlin zu den ehelichen, wie 1:7, in Paris wie 1 : 2,84, ein sehr ungünstiges Verhältniß. (In Preußen überhaupt wie 1 : 14).

In Europa erfolgen die meisten Niederkünfte im Februar, die meisten Empfängnisse im Mai. Vom Nov. — April kommen viel mehr Niederkünfte vor als von Mai — Okt.

In Frankreich finden nach de Montferrand die meisten Geburten im Februar und März statt, nehmen an Zahl allmälig bis zum Juni und Juli ab, vermehren sich aufs neue im August und September, bleiben fast stationär im Oktober bis December, um schnell im Januar wieder zuzunehmen.

Die meisten Geburten treten ein von 9 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, die wenigsten am Tage. Verhältniß der Nacht- zu den Taggeburten = 125 : 100.

Nach Quetelet kommen jährlich bei 1000 Einwohnern vor:

	Geburten.	Todesfälle.
In Schweden	37	21
In Preußen	42	27
In England	28	19
In Belgien	33	23
In Holland	37	26
In Sicilien	41	31
In Frankreich	31	25

Jetzt treffen in den civilisirten Ländern Europas durchschnittlich 4—5 Kinder auf eine Ehe. Vielweiberei, wird gewöhnlich behauptet, bewirkt geringere Fruchtbarkeit der Ehen*).

Nach dem Gesetze der Ausgleichung tritt gewöhnlich nach großer Sterblichkeit in Folge von Seuchen und Krieg große Fruchtbarkeit ein.

---

*) Pruner, Naturgesch. und Antropologie Aegyptens S. 92, erklärt sich gegen die Ansicht, daß die Vielweiberei im Großen die Ursache der Entvölkerung sei. China und Indien seien nichts weniger als entvölkert, Arabien beherberge in seinen Wüsten und Gebirgen 11 Millionen Einwohner. Was aber den Einfluß der Vielweiberei auf die Individuen betreffe, so hätten Männer kaukasischer Abkunft auf dem ägyptischen Boden 80—100 Kinder gezeugt. Nur selten sei aber solche Nachkommenschaft auch lebenskräftig geblieben, was übrigens auch in anderen Verhältnissen seine Deutung finde. In mancher Beziehung sei übrigens wahr, daß Mann wie Weib unter dem Einfluß der Polygamie früher altere.

Bei der Fortpflanzung vererben sich die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Eltern; daher die Geburtsvorurtheile und die Kasten mancher Völker. Eigenschaften, die beide Eltern haben, vererben leichter. Man will behaupten, daß in Familien, wo meist Knaben sind, diese mehr von der Mutter, die Mädchen mehr vom Vater haben, mit der Kreuzung jedoch, daß wenn der Geist dem der Mutter, dann der Körper dem des Vaters gleicht und umgekehrt. Im Allgemeinen erben die Söhne die Constitution der Mutter, die Töchter die des Vaters. Oft gleichen nicht die Kinder den Eltern, sondern indem eine Generation übersprungen wird, erst die Enkel den Großeltern. Fortwährend unter sich heirathende Familien verschlechtern sich. Man beobachtet desto mehr männliche Geburten, je mehr das Alter des Vaters das der Mutter übersteigt.

Was die Sterblichkeit im Jahreslauf betrifft, so fällt sie nach Eisenlohr vom Januar an fortwährend bis zum Juli, beginnt dann im August wieder zu steigen und erreicht im Januar wieder ihr Maximum. Nach De Montferrand erreicht sie in Frankreich ihr Maximum im Januar, nimmt bis zum Juli ab, wo ihr Minimum eintritt, bleibt stationär vom September bis November und nimmt im December wieder zu.

Nach Casper sterben die meisten Menschen in Berlin in den kältesten Monaten, nämlich 17,3 von Hundert, in den weniger kalten 15,1; in den heißesten Sommermonaten 10,6, in den weniger heißen 9,02, in den wärmern Frühlings- und Herbstmonaten 7,5, in den kältern 6,1. Jedes Extrem, große Kälte wie große Hitze vermehrt die Sterblichkeit.

Die meisten Menschen sterben vor Mittag, die wenigsten vor Mitternacht.

Die Sterblichkeit ist im männlichen Geschlechte für die meisten Lebensperioden größer und es werden auch schon mehr Knaben todtgeboren. Für Preußen war von 1820—34 das Verhältniß für männliche Individuen = 1 : 32,8, für weibliche = 1 : 35,25. Hingegen sind die Entwicklungsjahre für die Mädchen besonders gefährlich und um diese Zeit ihre Sterblichkeit sogar größer als die der Knaben. Für die Frauen ist dann wieder der Beginn des Matronenalters gefährlich; haben sie diesen überlebt, so erstarken sie wieder und erhalten sich noch lange. Sie werden im Allgemeinen älter als die Männer; letztern gehören aber mehr Fälle des höchsten Alters an. Bei den Lebensversicherungen aber sollen die Frauen sterblicher sein, als die Männer, wovon der Grund noch nicht eingesehen ist. Bei Verheiratheten beiden Geschlechts ist die

Sterblichkeit geringer als bei ledigen, bei Männern wie 17 : 25, bei Frauen wie 16—20. Allerdings verheirathen sich aber eine Anzahl Individuen eben wegen Kränklichkeit nicht.

Die Sterblichkeit ist in der frühesten Kindheit am stärksten, fällt im 8.—10. Jahre, bleibt dann einige Jahre gleich und wächst dann mit jeder Altersstufe. Daraus ergibt sich auch die Lebensprobabilität für jede Altersstufe, d. h. die Wahrscheinlichkeit, ob Jemand das nächste Lebensjahr vollenden oder in dessen Laufe sterben werden. Für einen 40jährigen Mann ist in den belgischen Städten die Wahrscheinlichkeit im 41. Jahre zu sterben = $^1/_{57}$, nämlich von siebenundfunfzig 41jährigen Männern stirbt im 41. Jahr Einer. (Wenn 13 Menschen bei Tische sitzen, so stirbt wahrscheinlich im Laufe des nächsten Jahres einer, wenn nämlich alle 13 nicht unter 71 Jahren alt sind.) Sterblichkeitslisten und Volkszählungen liefern nur dann übereinstimmende Ergebnisse, wenn die Bevölkerung stationär ist. Befindet sie sich aber in Zunahme, so fallen die jungen Altersklassen zahlreicher aus, als nach den Sterblichkeitslisten zu erwarten wäre.

In Berlin sterben nach Casper von 100 Geborenen
28 schon im ersten Jahr,
72 erreichen das erste J.,
55 das siebente,
52 das fünfzehnte,
50 das zwanzigste,
34 das vierzigste,
10 das siebzigste.

Von einer Million in Frankreich Geborener leben nach 1 Jahr nur noch 767,525, nach 10 Jahren 555,486, nach 20 J. 502,216, nach 30 J. 438,183, nach 40 J. 369,404, nach 50 J. 297,070, nach 60 J. 213,567, nach 70 J. 117,656, nach 80 J. 34,705, nach 84 J. 15,175.

Nach de Montferrand (Journ. de l'école polytechn. t. XVI. p. 306) sterben von 10,000 Knaben in Frankreich im 1. Jahre 1764, von 100,000 Mädchen 1527. Im 6. J. sind noch übrig 7075 Knaben, 7331 Mädchen, im 11. J. 6676 K., 6940 M., im 16. J. 6475 K., 6743 M., im 21. J. 6245 Männer, 6518 Frauen, im 31. J. 5597 M., 5956 F., im 41. J. 5097 M., 5360 F., im 51. J. 4492 M., 4691 F., im 61. J. 3646 M., 3761 F., im 71. J. 2293 M., 2325 F., im 81. J. 760 M., 772 F., im 91. J. 84 M., 84 F., im 101. J. 1 M., 1 F. —

Sterblichkeitstabellen für Belgien von der Geburt bis 104 Jahr findet man bei Quetelet S. 148 ff.

Die Volkszählung v. 1. Juli 1841 wies für England 15,927,867 Individuen nach, welche sich also verhielten:

Alter nach Jahren.	Männliche.	Weibliche Individuen.	Procent der Bevölkerung.
0— 5	1,049,099	1,059,031	13
6—10	953,893	952,683	12
11—20	1,663,554	1,658,438	21
21—30	1,335,403	1,500,320	18
31—40	1,000,656	1,052,604	13
41—50	749,700	778,308	10
51—60	497,251	529,819	6
Ueber 60	534,225	612,883	7
	7,783,780	8,144,086	100
	15,927,867		

In folgender Tabelle drückt Dieterici das Sterblichkeitsverhältniß verschiedener Länder so aus, daß die Zahlen das Verhältniß der während eines Jahres Gestorbenen zur Bevölkerung während dieses Jahres, ohne Mitrechnung der Todtgeborenen angeben.

			Jahr.
a. Nach sicheren Datis.			
1.	England u. Wales	1 : 46,2	1841
2.	Frankreich	1 : 42,6	1846
3.	Belgien	1 : 40,2	1846
4.	Oesterr. Monarchie (ohne Ungarn u. Siebenbürg.)	1 : 33,1	1846
5.	Bayern	1 : 33,4	1843
6.	Preußen	1 : 34,58	1849
7.	Sachsen	1 : 31,1	1846
8.	Hannover	1 : 42	1842
b. Nach im Allgemeinen sichern Datis.			
9.	Niederlande	1 : 37,15	1838
10.	Würtemberg	1 : 28,8	(1832—42)?
11.	Dänemark	1 : 42	1849
12.	Schweden	1 : 42,2	1825
13.	Italien. Staaten	1 : 32—33	(1824—36)

Man sieht, daß in England das günstigste, in Würtemberg das ungünstigste Verhältniß waltet, indem in England von 46,2 Menschen im Jahre 1841 einer, in Würtemberg schon von 28,8 Menschen einer gestorben ist.

Von etwa 40,000 Geborenen wird Einer 100 Jahre alt. Bei den Römern scheinen mehr Menschen ein höheres Alter erreicht zu haben, beim Census vom J. 74 n. Chr. fanden sich, wie Plinius angibt, im Lande zwischen Ariminum und den Apeninnen bis zum Po, wo schwerlich mehr als 1 Millionen Menschen lebten, 81 Freie von 100 J. und darüber; in Belgien 1831 unter 4 Millionen nur 16 Hundertjährige, in Würtemberg 1832 nur 1 Hundertjähriger; in England hingegen 1841 unter 16 Millionen 249 Menschen von 100 J. und darüber.

Die mittlere Lebensdauer wird nach der Anzahl Jahre berechnet, in welcher die Hälfte der Menschen von einem bestimmten Alter gestorben ist. Lange mittlere Lebensdauer eines Volkes ist ein untrügliches Zeichen seines Wohlstandes, weil sie beweist, daß nicht unzählige Individuen schon vor Erreichung des männlichen Alters dem Elend zum Opfer gefallen sind. Auf Beobachtung und Berechnung der mittlern Lebensdauer und auf die Erkenntniß, welchen Einfluß Klima, Boden, Gewerbe, Geschlecht auf Sterblichkeit haben, konnte man die Leibrenten- und Lebensversicherungsanstalten gründen.

Nach Mathieu betrug die mittlere Lebensdauer der Franzosen vor der Revolution $28^3/_4$ Jahre, 1835 war sie $32^1/_6$ Jahr, welche Vermehrung hauptsächlich der Pockenimpfung und dem bessern Leben zuzuschreiben ist. Nach Dupin war in Frankreich die mittlere Lebensdauer

1772	28	Jahr	9	Monate.
1777	28	"	5	"
1782	26	"	8	"
1803	33	"	—	"
1808	34	"	6	"
1813	32	"	3	"
1818	36	"	6	"
1823	37	"	1	"
1828	36	"	10	"
1833	36	"	7	"
1838	38	"	6	"
1843	39	"	7	"

(Von 1782—1803 hat man keine Nachweisungen).

Von 1770—1783 kamen in Frankreich auf 1 Million Einwohner jährlich 33840 Todesfälle; im unglücklichsten Jahr des 19. Jahrh., nämlich im Cholerajahr 1832 nur 27977; Hungerjahre (die im Mittelalter so mörderisch waren) wirken jetzt nicht mehr fühlbar auf

die Sterblichkeit, weil man viel mehr Mittel zur Unterstützung der Dürftigen hat. Auch in England hat sich die mittlere Lebensdauer vermehrt; sie betrug nach Finlaison von 1693—1779 für 5jährige 41 Jahre, jetzt 51, für 20jährige 31 J., jetzt 41, für 40jährige 22 J., jetzt 36, für 60jährige 12, jetzt 15 Jahre. Die mittlere Lebensdauer der Bewohner der preußischen Monarchie fand Casper (1841) 30,6 Jahre; für Frankreich stellt sie sich auf 35,8 Jahre, für England auf 26, für Belgien auf 36,5 Jahre.

Casper fand für Preußen hinsichtlich der Berufe folgendes Verhältniß:

Von 3735 23jährigen Männern brachten ihr Leben

Theologen auf etwa .	65 Jahr (die katholischen noch etwas höher)
Kaufleute auf . . .	62 J.
Beamte auf . . .	61,7 J.
Landwirthe, Forstleute auf	61,5 J.
Militärs auf . . .	59 J.
Advokaten auf . . .	58 J.
Künstler auf . . .	57 J.
Lehrer auf	56,9 J.
Aerzte auf	56,5 J.

Nach Quetelet sterben in Holland 1 von 53 in den Ackerbaugegenden, 1 von 35 in den Handelsstädten.

Escherich (hygieinisch-statistische Studien üb. die Lebensdauer in verschiedenen Ständen auf den Grund von 15,730 nach den Geburtsjahren registrirten, gleichzeitig lebenden öffentlichen Beamten des Königreichs Bayern, Würzb. 1854) zieht folgende Resultate. 1) Es bestehen Unterschiede in der durchschnittlichen Lebensdauer bei den verschiedenen Ständen, welche sich in der Darstellung als wahrscheinliche Lebensdauer im 30. Lebensjahre vom Einfachen bis zum Doppelten beziffern lassen. 2) Sämmtliche registrirte Stände (Forstbeamte, katholische und protestantische Geistliche, Schullehrer, Justizbeamte, Aerzte) geben geringere Hoffnung zu einem langen Leben als die ununterschiedene männliche Bevölkerung, resp. diese hat in allen Altersclassen eine langsamere Absterbeordnung als im Durchschnitt sämmtliche Stände und jeder einzelne Stand. 3) Die Forstbeamten haben unter den anderen Ständen die langsamste Absterbeordnung und zwar in allen Altersclassen. 4) Die protestantischen Geistlichen zählen die meisten Greise unter allen Ständen, haben aber im Alter von 50.—60. Lebensjahre eine erhöhte Sterblichkeit. 5) Die Schullehrer stehen im Grade ihrer Lebenshoffnungen den protestantischen Geistlichen am nächsten. 6) Die Justizbeamten haben

im mittleren Lebensalter keine ungewöhnliche Sterblichkeit, aber mit dem 60. Lebensjahre vermehrt sich ungewöhnlich ihre Sterblichkeit, die sich dann mit dem 70. Lebensjahre wieder mindert. 7. Die katholischen Geistlichen haben eine alle frühern Stände überbietende Sterblichkeit im mittlern Lebensalter von 45—65 Lebensjahren; sie zählen wenig Greise über 80 Lebensjahre. Die Aerzte haben die wenigste Hoffnung eines langen Lebens und die größte Sterblichkeit in allen Altersklassen unter allen Ständen; die extremste Sterblichkeit ist im frühesten Alter, 3/4 unterliegen schon vor dem 50. Jahre und 10/11 vor dem 60. Jahre.

Casper für Preußen, de Neufville für Frankfurt haben die Beobachtung gemacht, daß die Juden eine größere mittlere Lebensdauer haben als die Christen; in Frankfurt beträgt dieselbe für die Christen 36 Jahre, 11 Mon., für die Juden 48 Jahre 9 Mon., theils weil die Juden regelmäßiger und frugaler leben, theils weil sie aufreibende Gewerbe meiden.

Die Lebensdauer der Wohlhabenden ist länger als die der Armen und sie sind weniger Krankheiten unterworfen. Ueberall sind für die Geistlichen die Lebensverhältnisse am günstigsten. De Chateauneuf verglich die Sterblichkeit in den reichen und armen Quartieren von Paris und fand das Verhältniß = 1,21 : 1,38. In England stirbt über die Hälfte der Kinder der arbeitenden Klassen vor dem fünften Jahre, von den Kindern der Gentry nur der fünfte Theil. Für die Gentry (niederer Adel und höherer Bürgerstand) ist die mittlere Lebensdauer 58 Jahre, für die ärmern Arbeiterklassen 30 Jahre. Besonders bei Epidemieen, z. B. der Cholera, ist die Sterblichkeit der Armen viel größer als die der Reichen. Hingegen gehören die ältesten Leute den ärmern Klassen an. Reichthum verbürgt aber nicht die lange Dauer ganzer Familien; überall sterben die alten Familien nach einigen Jahrhunderten aus oder verkümmern.

An manchen Orten mit ungünstigen socialen Verhältnissen und großer Armuth beugt die Natur unverhältnißmäßiger Sterblichkeit vor. Z. B. in den Speßartbergen, einer Hungergegend, bewirkt nach Virchow die hohe Lage, die Bergluft, die Arbeit im Freien, die Bodenformation, daß das Sterblichkeitverhältniß kaum ungünstiger ist, als überhaupt in den bessern Ländern der alten Welt.

Neison (Contribution to vital statistics, Lond. 1846) hat zusammengestellt, wie viel Wochen in jedem Altersjahre der Mensch im Mittel krank ist, — wobei städtische und ländliche Bevölkerung gemischt ist. Hienach ist der Mensch krank:

Im	10. Jahre	. . .	0,1659	Wochen.
	15. „	. . .	0,7833	„
	20. „	. . .	0,8389	„
	30. „	. . .	0,9107	„
	40. „	. . .	1,1808	„
	50. „	. . .	1,9603	„
	60. „	. . .	4,1657	„
	70. „	. . .	14,0391	„
	80. „	. . .	26,9405	„
	87. „	. . .	31,0985	„

Von jetzt tritt wieder Abnahme ein

im	96. Jahre	. . .	10,4434	„
	100. „	. . .	2,0914	„

Etwas abweichende Resultate hat Villermé berechnet. (Quetelet, S. 166.) — Krankheiten und Todesfälle, welche durch den Jahreslauf bedingt sind, treten erst einige Zeit nach den schädlichen Einflüssen ein. Die Extreme der Temperatur wirken verderblich. Zu allen Jahreszeiten steigert größerer Luftdruck die Sterblichkeit, geringerer vermindert sie. Am schädlichsten wirkt trockene Kälte; feuchte vermindert die Todesfälle. Im Winter herrschen mehr Entzündungen, im Frühjahr besonders Brustentzündungen; im Sommer gastrische und Gallenkrankheiten, im Herbste Nervenfieber. Je schärfer ausgeprägt die Jahreszeiten, je wärmer demnach der Sommer, je kälter der Winter, desto ausgebildeter und tödlicher auch die charakteristischen Krankheiten. Vom 20. Jahre bis zum höchsten Alter ist der Sommer die günstigste, der Winter die gefährlichste Zeit, und zwar mit zunehmendem Alter immer mehr.

Aenderung der Umgebung und des Aufenthalts, Reisen wirken auf die meisten Menschen günstig. Manche Völker scheinen sogar nur bei immerwährendem Wandern existiren zu können.

Was das Verhältniß der organischen Systeme zu den Lebensaltern betrifft, so leidet in der Kindheit am meisten der Kopf, in der Jugend die Brust, im Alter der Unterleib. Die Krankheiten der Jugend verlaufen rascher, leicht gefährlich werdend, die des Alters langsamer, weniger schnell tödtend. In den Uebergangsjahren von der Kindheit znr Jugend und vom Mannes- zum Greisenalter (den sogen. kritischen oder klimakterischen Jahren) entstehen und verschwinden manche Krankheiten. Es sterben mehr Menschen an chronischen Krankheiten, als an acuten. (In Preußen ist das Verhältniß etwa wie 37:23.) In den gemäßigten und kalten

Ländern der nördlichen Halbkugel rafft unter allen Krankheiten die Schwindsucht die meisten Menschen dahin.

Nach den Geschlechtern arten sich einige Krankheiten verschieden; die Organisation und Stimmung beider Geschlechter steht in einem gewissen Gegensatze. Beim männlichen Geschlecht treten die Extreme mehr hervor als beim weiblichen; die Männer sind unter sich verschiedener als die Frauen. Dieselben ertragen kurze aber große körperliche Anstrengungen leichter, die Frauen geringere, aber länger anhaltende. Letztere überstehen große Säfteverluste leichter als die Männer.

Manche Berufe wirken schädlich, namentlich die in gebückter Stellung oder in eingeschlossenen Räumen ausgeübten, mit chemischen Schädlichkeiten, z. B. Metalldünsten verbundenen; Maler leiden oft an Bleikolik, Kaminfeger an Flechten, Weber und Schneider an Krätze, Schuster an Hypochondrie und Augenkrankheiten.

Im Kriege sterben viel mehr Menschen an Krankheiten als auf dem Schlachtfelde.

Geisteskrankheit kommt nach Esquirol bei wilden Völkern selten, häufiger bei barbarischen, am häufigsten bei den civilisirten vor, und hier wieder öfter in den Städten, namentlich den großen, lebensvollen als auf dem Lande. Fuchs und Quetelet hingegen suchen zu erweisen, daß der Wahnsinn kein Kind der Civilisation, daß er selten bei den Wilden, häufiger unter halbgebildeten als bei den civilisirtesten Völkern sei. — Eine Steigerung der Zahl der Wahnsinnsfälle wird besonders bei politischen und finanziellen Katastrophen beobachtet. Beim männlichen Geschlecht tritt Geistesstörung am häufigsten zwischen 30 — 40, beim weiblichen zwischen 40 — 50 Jahren ein. Im Norden Europas kommen auf 4 männliche 3 weibliche Irren, im Süden ist das Verhältniß umgekehrt. Als Ursachen fand Esquirol in 1266 Fällen

Vererbung	bei	337	Irren
Häusliche Sorgen	„	278	„
Ausschweifungen	„	146	„
Trunksucht	„	134	„
Vermögenszerrüttung	„	49	„
Unglückliche Liebe	„	37	„
Schreck	„	35	„
Politische Ereignisse	„	32	„
Uebertriebene Frömmigkeit . .	„	24	„
Gehirnleiden	„	17	„
Uebermäßige Geistesanstrengung	„	16	„
Freude	„	2	„

Das statistische Verhältniß der Irren- zur Einwohnerzahl ist in verschiedenen Ländern deßhalb noch sehr unsicher, weil man nur die in öffentlichen Anstalten befindlichen zu zählen vermag, deren in manchen Ländern viele, in andern fast keine vorhanden sind. In Hamburg soll auf 360 Einwohner ein Irre kommen, — ein höchst ungünstiges Verhältniß. Von 100 Wahnsinnigen werden etwa 40 im ersten Jahre geheilt, die übrigen bleiben irr bis zum Tode. Am leichtesten ist Tobsucht heilbar, welche jedoch die meisten Todten liefert, dann Melancholie, am schwersten Blödsinn. Die Sterblichkeit der Irren beträgt etwa 10 Prozent.

Die Zahl der Verbrechen steht zur Einwohnerzahl in einem bestimmten Verhältniß, welches in den verschiedenen Ländern etwas abweicht, im selben Lande sich wesentlich gleich bleibt, in Frankreich z. B. sich auch während der Revolutionen von 1830 und 1848 nicht wesentlich verändert hat. Die Verbrechen erscheinen Quetelet (S. 612) als eine nothwendige Folge der socialen Organisation; die Gesetzgebung vermag auch ihr Budget zu vermindern. Nach der Curve, welche Quetelet S. 422 gibt, steigt der Hang zum Verbrechen vom 15. Jahr steil auf und erreicht seinen Höhepunkt gegen das 25., von wo er langsamer aber stätig abnimmt. Im Süden sind wegen der heftigeren Leidenschaften die Verbrechen gegen Personen, im Norden wegen der größern Noth Verbrechen gegen das Eigenthum häufiger. Der Sommer veranlaßt mehr Verbrechen gegen Personen, der Winter mehr gegen das Eigenthum. Beim männlichen Geschlecht kommen mehr Verbrechen gegen Personen, beim weiblichen mehr gegen das Eigenthum vor.

In Frankreich standen nach Quetelet in den sechs Jahren 1826 — 31 bei einer Bevölkerung von 32,000,000 jährlich vor den Assisen wenigstens 6929, höchstens 7607 Verbrecher und darunter wegen Verbrechen an Personen wenigsteus 1666, höchstens 2046, am Eigenthum wenigstens 5018, höchstens 5582. In den fünf Jahren 1826 — 30 kamen in Belgien jährlich wenigstens 725, höchstens 814 Verbrechen vor, darunter wenigstens 116, höchstens 230 gegen Personen und wenigstens 536, höchstens 584 gegen Eigenthum. In diesen Zeiträumen verhielt sich sowohl in Frankreich wie in Belgien die Zahl der Verbrechen gegen Personen zur Zahl der Verbrechen überhaupt wie 10:38 und die Eigenthumsverbrechen wie 10:13. Von den vor den Assisen Gestandenen wurden in Frankreich 61 Prozent verurtheilt. Vor den Zuchtpolizeigerichten Frankreichs erschienen im angegebenen Zeitraum jährlich 170,000 Individuen, wovon 85 Prozent verurtheilt wurden

Es wurden jährlich 100 — 150 Todesurtheile gefällt, 280 Verurtheilungen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, 1220 zu Gefängniß.

Höhere Bildung und Sittlichkeit, dann die Mäßigkeitsvereine vermindern die Zahl der Verbrechen.

Die Menschen sind zwar nach ihrer Grundlage bestimmte Größen, erleiden aber Veränderungen nach den Umständen, der Lebensweise, dem Alter, den Jahres- sogar den Tageszeiten. Die Beschäftigungen und Berufe modifiziren die natürliche Anlage; feinere Gewerbe erzeugen feinere, gröbere derbere Menschen. Geschäftsmänner sind in der Regel besonnen, Aerzte und Advokaten gewandt, Dichter phantastisch, Musiker und Schauspieler ehrgeizig, leidenschaftlich, Philosophen unpraktisch, Mathematiker trocken, Militärs keck, leichtsinnig.

Besondere Verhältnisse begünstigen die Entwicklung besonderer Zustände der Gesellschaft und erwecken eine größere Zahl für sie passender Individuen. Langer Friede befördert den Aufschwung der Gewerbe, die Vermehrung des Reichthums, bei noch lebenskräftigen Völkern auch den Aufschwung der Künste und besonders der Wissenschaften, der Krieg entwickelt die Feldherrntalente. Die Zahl bedeutender Köpfe, welche in einer Nation erscheinen, steht wohl auch in einem gewissen Verhältniß zu ihrer Zahl und ihrer Art, wird aber um so incommensurabler, je höhere Begabung man im Auge hat. Die eigentlichen Genies vollends erscheinen einzeln und unerwartet wie die Lichtmeteore des Himmels.

Zusätze.

Zu S. 8. Man hat in neuester Zeit Menschenknochen unter solchen Umständen gefunden, daß nicht wohl daran zu zweifeln ist, daß der Mensch schon zu einer Zeit auf der Erde gelebt hat, wo eine Menge jetzt untergegangener Thiere lebten, wahrscheinlich schon am Ende der Diluvialperiode; Usher in Mobile (Types of mankind) möchte gar die Entstehung des Menschen vor die Bildung des Diluviums setzen. Im Kalkstein zu Poudres im Depart. du Herault finden sich nach Marcel de Serres ganz ihrer Gallerte beraubte Menschenknochen unter solchen der Rhinocerosse, Bären, Hyänen rc. Man hat in Knochenhöhlen und im Somme- und Seinedepartement im diluvialen Boden Erzeugnisse menschlichen Kunstfleißes gefunden, die nach allen Umständen nicht zufällig dahin gekommen sind, sondern der Diluvialzeit angehören. Als Frankreich noch thätige Vulkane hatte, als noch Elephanten dort lebten, war auch der Mensch schon da; man fand ein Skelet desselben in den Auswürfen von Asche und Breccien des Vulcans von Denise bei Puy und Velay. In Nordamerika bei Natchez entdeckte man einen Menschenknochen in blauem Thon, zwei Fuß unter den Gerippen von Megalonyx und andern ausgestorbenen Thieren. Graf v. Pourtalés fand menschliche Skelettheile in einem Felsen am Ufer des Sees Monroe in Florida, welche Agaßiz besitzt und die obwohl postdiluvisch, sehr alt sein müssen, nach Agaßiz' Berech-

nung wenigstens 10,000 Jahre. In Mississippidelta, in welchem Neuorleans liegt, findet man eine Anzahl aufeinander ruhender versunkener Wälder, meist aus Taxodium distichum gebildet. Hie und da nimmt man 10 solcher Wälder übereinander wahr; manche ihrer Bäume müssen nach den Jahrringen wenigstens 6000 Jahre alt sein. Dowler berechnet das Alter, welches zur Bildung des Deltas erforderlich war, auf 158,400 Jahre. Im vierten dieser Wälder, von oben an gezählt, fand sich nun das Skelet eines Menschen, dessen Schädel im Bau mit denen der amerikanischen Rasse übereinstimmt und welches nach Dowlers Berechnung 57,600 Jahre alt sein soll. — Die Dauer der Bildung des sogen. Alluviums dauert nach den Deltabildungen zu schließen, jedenfalls weit über 100,000 Jahre; so lange besteht also auch die gegenwärtige organische Schöpfung.

S. 12. Nott sucht nachzuweisen (Indigenous races of the earth etc. by Nott and Gliddon, Lond. and Philad. 1857 im Abschnitt über Acclimatisation), daß wie jedes Thier und jede Pflanze, so auch jeder Menschenstamm sein ihm angewiesenes Klima habe, was wieder für die Entstehung bestimmter Rassen in bestimmten Gegenden spreche. — Im genannten Werke findet sich auch ein Tableau über die Verbreitung der Affen, von welchen man jetzt 26 Sippen und 216 Spezies kennt; die Affen überschreiten nur hie und da und wenig die heiße Zone; die vollkommensten oder menschenähnlichsten leben nur in der Gegend des Aequators, wo man (nach Nott's und Gliddons Meinung) die beschränktesten Menschen findet. Es finde ferner eine entfernte Beziehung zwischen den die einzelnen Erdtheile bewohnenden Affen und den dort einheimischen Menschenstämmen statt; letztere könnten ebenso wenig nur von einem einzigen Paare ausgehend in diese Länder erst eingewandert gedacht werden, als alle diese Affenfamilien etwa von einem einzigen Paar aus Noahs Arche stammen können.

S. 18. Nott (Types of mankind, cap. 12) möchte namentlich den Neger für spezifisch verschieden vom Weißen erklären. — Müssen Angaben amerikanischer Schriftsteller jeder Art schon mit Vorsicht aufgenommen werden, so ist es ganz besonders bei jenen der Fall, welche die Sklaverei der Neger naturwissenschaftlich zu rechtfertigen suchen.

S. 27. Helvetius möchte die Schönheit nur als einen conventionellen und veränderlichen Begriff ausgeben, wonach die Weißen

also nicht schöner wären als die Schwarzen — welchem Gobineau widerspricht.

S. 29. Das Cap. 13 der Types of mankind, von Nott bearbeitet, enthält die vergleichende Anatomie der Menschenrassen — bezieht sich aber doch fast ausschließlich auf den Schädel. Es beträgt die Schädelcapazität beim

germanischen Stamm . .	92	Kubikzoll,
pelasgischen " . .	84	"
celtischen " . .	87	"
semitischen " . .	89	"
alten pelasgischen . .	88	"
Malayen	85	"
Chinesen	82	"
afrikanischen Negern . .	83	"
Hindostanern	80	"
Fellahs	80	"
alten Aegyptern . . .	80	"
toltekanischen Stämmen .	77	"
barbarischen Amerikanern .	84	"
Hottentotten	75	"
Australnegern	75	"

Auch auf ganz alten ägyptischen Skulpturen kommen schon Idiotenköpfe vor.

S. 35. Ein von den mährischen Brüdern für das Christenthum gewonnener Lappe, welcher in Wittenberg Theologie studierte, lernte in vier Wochen französisch, in sechs russisch sprechen. Der Hofmaler Feodor Iwanotwisch ist bekannt durch seine Fähigkeiten. Der Neger Sillet Geoffroy auf Isle de France wird von Bory wegen seiner Gelehrsamkeit ungemein gerühmt. Unter den Eskimos gedenkt Parry eines Mädchens Iglolik, welches durch seinen Verstand hervorleuchtete. Sie faßte so schnell, daß sie bald zur Dolmetscherin zwischen den Engländern und ihren Landsleuten wurde und lernte die Landkarten so gut nach ihrer Bedeutung kennen, daß sie zu Parrys freudigem Erstaunen die Umrisse der großen Halbinsel Melville mit dem Canal zeichnete, der dieselbe von der Cockburninsel trennt. Man erreichte später eine kleine Insel, deren Lage das Mädchen auf ihrer Karte ganz richtig angedeutet hatte und die Parry zum Dank Iglolik nannte. Der Eskimo Erk-sin-ra

gab treffliche Aufschlüsse über die Länder der westlichen Eskimos und zeichnete die Küstenlinie sehr gut.

S. 37. Auch verschiedene noch jetzt lebende Hunderassen sind bereits auf den ägyptischen Monumenten abgebildet.

S. 46. Die geringste Acclimatisationsfähigkeit haben die Menschen der heißen und der kalten Zonen; Neger und Hottentotten gehen weit von ihrer Heimath gleich den Affen leicht zu Grunde, Eskimos in warmen Ländern. Die meiste Acclimatisationsfähigkeit haben die Juden. Das gelbe Fieber ist unter den Weißen viel gefährlicher und viel häufiger als unter den Schwarzen; schon die Mulatten sind viel mehr davon verschont. Der Neger verträgt nach Dr. Chapman bei Entzündungskrankheiten, die überhaupt bei ihm viel seltener sind, wenig Aderlässe, sondern fordert ein mehr tonisirendes Heilverfahren. Nach Boudin's Untersuchung in Algerien über die Einwirkung des Klimas auf verschiedene Rassen verhalten sich hier wie sonst die Juden ganz exceptionell, so daß er sagt: Nulle part le Juif ne nait, ne vit, ne meurt comme les autres hommes, au milieu desquels il habite. C'est là un point d'anthropologie comparée, que nous avons mis hors de contestation dans plusieurs publications.

S. 49. Die barbarischen Völker Amerikas haben eine größere Hirnkapsel als die Culturvölker. Nach den Herausgebern der types of mankind wären auch die Köpfe der alten teutonischen Stämme größer gewesen als der gegenwärtigen.

S. 50. Nott (und schon früher Rosellini) meint, das zehnte Cap. der Genesis sei keineswegs ein Geschlechtsregister der Namen der Söhne Noahs, sondern vielmehr eine geographische Aufzählung sämmtlicher dem Verf. der Genesis bekannten Volksstämme.

S. 64. Saulcy beschrieb 1846 den merkwürdigen (von vorkeltischen Urbewohnern Europas, vielleicht mongol. Rasse? stammenden) Ziegelboden von Marsal in Lothringen. Das Thal de la Seille war nämlich ursprünglich ein Sumpf- und Morastboden, zur Wohnstätte eines Volksstammes ganz undienlich. Die unbekannten Eingewanderten scheinen nun besondern Gefallen an diesem geschlossenen Thale gefunden zu haben; sie erweichten demnach den Thon der umliegenden Höhen, kneteten ihn, brannten die Stücke und versenkten nun Millionen solcher regellosen Ziegel in den Sumpf-

boden, bis er fest genug wurde, ihre Häuser und gegenwärtig die Städte Dieuze, Marsal ꝛc. zu tragen. Man nennt dieses unterirdische Werk die briquetage de Marsal; ein Ingenieur berechnete: 4000 Arbeiter täglich, 8 Stunden nur mit Kneten und Formen dieser Ziegel beschäftigt, hätten mindestens 25 Jahre gebraucht, um eine solche Masse zum Brennen vorzubereiten. Jenes Urvolk, Männer, Weiber, Kinder haben vielleicht ein paar Jahrhunderte hiezu gebraucht. — Die Stonehenge in der Gegend von Salisbury und ähnliche Denkmäler stammen wohl auch von dieser Urbevölkerung Europas. Gobineau (l. c. III 25) führt von derselben an, daß in einem Grabhügel eine gebrochene Tibia gefunden worden, die künstlich wieder vereinigt worden war. In einem amerikanischen Grabhügel fand sich ein Schädel, dem künstliche Zähne eingesetzt waren.

S. 69. Latham (the natural history of the varieties of man, Lond. 1850) benutzt zur Eintheilung in erster Instanz die Sprachen und macht drei Abth.: Mongolidae, Atlantidae, Japetidae. Zu den Mongoliden zählt er auch die Georgier, Lesgier, Midschegi, Osseten, Tscherkessen, weil er seit Rosen's Skizze „die ossetische Grammatik" das Ossetische mehr für chinesisch als indoeuropäisch halte. Zu den Atlantiden werden nicht bloß die Neger, sondern auch die Semiten, Aegypter, Nubier, Gallas und Berbern gebracht. A. Wagner, Gesch. der Urwelt 2. Aufl. II 33, protestirt gegen eine solche Classification; die physischen Merkmale müßten das Princip der Eintheilung bilden; die Sprachen seien ein viel zu flüssiges Element; Nationen konnten ganz andere Sprachen annehmen; die Aegypter z. B. das Arabische, die Neger auf St. Domingo das Französische ꝛc. — Das Wahre scheint zu sein, daß weder die physische Bildung, noch die Sprachen das alleinige Eintheilungsprincip sein dürfen und daß auch erstere Veränderungen erfährt.

S. 98. Auch in Kai-Fung-Foo in China soll ein Rest einer sehr alten Judenkolonie noch gegenwärtig vorhanden sein. — Die „schwarzen Juden" in Malabar will man übrigens jetzt nach den Angaben von Buchanan und Wolff nicht für Juden, sondern für zum Judenthum bekehrte Indier halten.

S. 120. Die Howas auf Madagaskar haben nach Ellis einen fein gebildeten Kopf, helle Augen, gut gezeichnete Brauen, eine Adlernase, volle, feste Lippen; die unterjochten Betsimarakas haben den Typus der Kaffern. Am Hof der Königin Ranavalo

in der Hauptstadt Antananarivo finden sich die starken Contraste der Formen europäischer Cultur und tropischer Wildheit seltsam vereinigt; ein europäisch bewaffnetes Heer, italienische und französische Musik, Meubels und Costüme, Pariser Parfüms und kölnisches Wasser, Herren im Frack mit Orden, Damen mit Brüsseler Spitzen neben Nacktheit, Schmutz, Barbarei aller Art.

S. 134. Nach Berichten öffentlicher Blätter im Frühling 1859 hätten sich die Chalcha- oder Chalka-Mongolen Rußland unterworfen; ihre Zahl wird zugleich auf 4 Millionen angegeben.

S. 171. In Petermann's Mitth. 1859 H. 1 S. 41 wird der Abhandl. von Simpson gedacht, in welcher manche neuere Nachrichten über die Westeskimos und über die Beschaffenheit der dortigen Länder gegeben werden, die man größtentheils dem Eskimo Erk-sin-ra verdankt, der auch die Linie der Küste mit großer Sicherheit zeichnete. Man findet auf dieser Küste auch Bernstein. Die Westeskimos, welche aus Asien russische und von den Indianern englische Waaren erhalten, kommen Ende Juli jedes Jahres zum Verkehr mit den Osteskimos um Barter Points (146⁰ west. L. v. Paris) zusammen.

S. 173. Nach Dickson und Brown sind alle Uramerikaner charakterisirt durch langes, schwarzes Haar, schwarze Brauen, stumpfe schläfrige Augen, volle zusammengedrückte Lippen und stark vorspringende weite Nase. — Die Herausgeber der types of mankind lassen die Amerikaner autochthonisch entstanden sein und zwar schon vor vielen Jahrtausenden und führen dafür außer andern Gründen auch an, daß sie kein Alphabet oder wahrhaft phonetisches Schriftsystem hatten, die Hausthiere und Nutzpflanzen der alten Hemisphäre nicht kannten, auch deren älteste Künste nicht. Ihr arithmetisches System war einzig in seiner Art, ihre astronomischen Kenntnisse waren ganz örtlichen Ursprungs, ihr Kalender ganz verschieden von denen der alten Welt.

S. 192. Die jetzigen Aïmaras (Aymoros) bezeichnet Tschudi als faul, schmutzig, falsch, grausam, von unauslöschlichem Haß gegen die Weißen erfüllt, — die Quichuas hingegen als intelligenter und offener, ihre Sprache als feiner und entwickelter.

S. 279. Um die Zeit des Auszugs der Boers nach Port Natal in den dreißiger Jahren stand Südafrika jenseits des Orange-

flusses hauptsächlich unter der Herrschaft des Zuluhkönigs Chaka, der eben so thatkräftig als listig und unmenschlich grausam war und des Moselekatse, des Fürsten der Matabilis oder Abaka-Zuluhs.

S. 316. Ueber Sprache und Schrift vergl. Steinthal die Classification der Sprachen, dargest. als die Entwicklung der Sprachidee. Berlin 1850. Ders. der Ursprung der Sprache. Berl. 1851. Ders. Die Entwicklung der Schrift. Berlin 1852. Die von Lazarus und Steinthal herausgegebene „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft," Bd. I, Heft 1, Berl. 1859 verspricht die Ausfüllung einer wesentlichen Lücke.

Register.

C.

T.

U.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.



